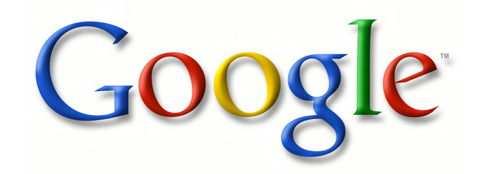
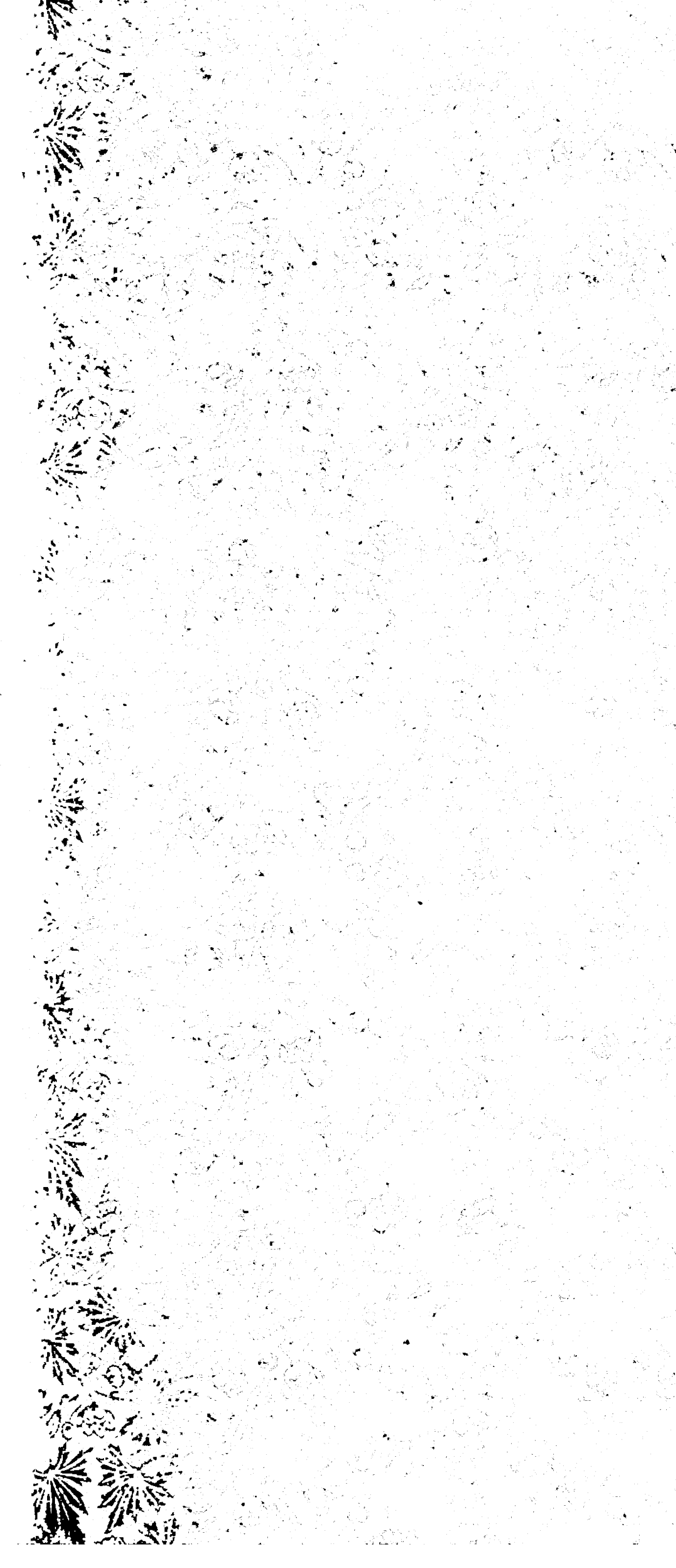




Gesammelte Schriften D. Johann Hinrich Wicherns

Johann Hinrich Wichern, Friedrich Mahling





Gesammelte Schriften
Johann Hinrich Wicherns.

Zweiter Band.

Gesammelte Schriften

D. Johann Hinrich Wicherns

II.

Briefe und Tagebuchblätter

D. Johann Hinrich Wicherns.

II.



Hamburg
Agentur des Rauhen Hauses
1901



J. H. Wichern nach einer Aufnahme vom Jahre 1867.

Briefe und Tagebuchblätter
D. Johann Hinrich Wicherns.

Herausgegeben
von
D. J. Wichern.

II. Band.
1849—1857.

Mit einem Bildnis J. H. Wicherns aus dem Jahre 1867.

Hamburg
Agentur des Rauhen Hauses
1901

Druckerei des Rauhen Hauses, Hamburg-Horn. 1901.

Reisebriefe.

Zweite Abteilung.

Inhalt.



Reisebriefe.

1849.

Als sich nach dem ersten Wittenberger Kirchentag aus allen Kirchengebieten des Vaterlandes Wichern ein unübersehbarer Wirkungskreis eröffnete, so daß er den an ihn herantretenden Anforderungen und Einladungen kaum noch genügen konnte, nahm er unter dem 28. Nov. 1848 vom Verwaltungsrat des Rauhen Hauses auf ein Jahr Urlaub, und zwar nachdem ein auswärtiger kaufmännischer Freund ihm zum Zweck größerer und kleinerer Reisen durch Deutschland aus freiem Antrieb ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt hatte. Nachdem Wichern 1849 behufs Konsolidierung des Centralausschusses Berlin besucht und in Stettin einen Vortrag über innere Mission gehalten hatte, im April dann zum drittenmal nach Oberschlesien gereist war, trat er im Mai d. J. eine Rundreise durch Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und die Rheinlande an. Im Herbst, unmittelbar nach dem zweiten Wittenberger Kirchentage, auf welchem Wichern über das Thema: „Wie ist die innere Mission als Gemeindesache zu behandeln?" und über das andere: „Welches ist die Aufgabe der inneren Mission für die wandernde Bevölkerung?" gesprochen hatte, erfolgte auf Einladung badischer Freunde der inneren Mission eine zweite Reise dorthin. Leider ist kein Brief Wicherns aus Wittenberg über den zweiten Kirchentag vorhanden. Über diesen Kirchentag selbst siehe Oldenberg II, Seite 98. Die späteren Reisen Wicherns nach Süddeutschland, meist veranlaßt durch die Kirchentage in Stuttgart, fallen in die Jahre 1850, 1854, 1857 und 1869.

Berlin, den 5. Januar 1849.

Ehe ich heute morgen zu Herrn von Bethmann-Hollweg in eine Konferenz gehe, sollst Du diesen Gruß von mir haben, den ich am Schreibtisch von Stahls Frau schreibe, die fast den ganzen Tag in hellsten Tönen singend zu hören ist und sich nicht sorgt, ihren Mann in seinen staatsrechtlichen Studien zu stören, wenn sie mit ihm über Suppenanstalten und dergleichen verhandeln will. Es sind gar liebenswürdige Menschen, die mich beherbergen, und Du kannst vollkommen darüber beruhigt sein, daß man mich möglichst verwöhnt, gerade wie Du es gerne siehst und ich es mir zur Dankbarkeit gerne gefallen lasse.

Zum Arbeiten auf der Reise, wie ich es beabsichtigte, bin ich zwar nicht gekommen; denn schon auf dem Hamburger Bahnhofe traf ich Graf von Schlippenbach, der mit mir zu demselben Zweck nach Berlin wollte. Die Ritterlichkeit, die bei ihm etwas stark durchschlägt, wird durch seine übrige Haltung und seine christliche Gesinnung schön gemildert. Er that sehr starke Äußerungen in Beziehung auf öffentliche Verhältnisse, und es wäre schwerlich gut gegangen, wenn jene drei preußischen Offiziere, die in Hagenow bei uns einstiegen, anderen Sinnes gewesen wären. So wurde das fast provozierende Benehmen den bewaffneten Militärs gegenüber ein Anlaß mehr zur Annäherung. Dies Zusammentreffen hatte das Gute, daß wir uns auf dem Bahnhofs-Perron, als die Coupés von Militärs geöffnet wurden, legitimieren konnten.

Gestern holte mich der Verabredung gemäß Herr von Mühler in eine Versammlung des „Vereins für kirchliche Zwecke" ab, die um sieben Uhr stattfinden sollte. Unter lebhaften Gesprächen, ohne über die Versammlung zu sprechen, legten wir den Weg zurück. Als wir nun aber in das ganz gefüllte Lokal eintraten, verkündete plötzlich der Vorsitzende, Direktor Cramer, den ich persönlich kenne: „Herr Wichern aus Hamburg wird hier heute abend einen Vortrag über innere Mission halten". Denke Dir mein Entsetzen, zumal er mich ersuchte, gleich die Rednertribüne zu besteigen. Da hieß es den Kopf oben behalten! Ich wurde mit Pelz und Gummischuhen trotz meiner Weigerung hinaufgeschoben und mußte reden. Ich gab in einem einstündigen Vortrag, was ich konnte, und damit war die Sache aus. Krummacher schloß mit einem kräftigen auf das Gesagte bezüglichen Gebet.

Für die nächsten Tage wird nach Art unseres Hamburger Vereins für innere Mission hier die Bildung eines Lokalkomitees vorbereitet. Dem provisorischen Komitee gehören Graf von Arnim, von Bethmann-Hollweg und O. von Gerlach an. Dasselbe hat auf morgen, Sonntag abend über fünfhundert Personen, meist aus den obersten Ständen, nach dem „Englischen Hause" eingeladen; man erwartet, daß ich die Sache dort durch einen Vortrag begründen soll.

Heute, morgen und übermorgen ist jeder Augenblick mit Konferenzen und zwar mit Personen der verschiedensten Kreise voll besetzt; dazu muß ich mich zum Vortrag auf morgen abend vorbereiten. Über das Wesentliche sind wir uns im Centralausschuß gestern ganz einig geworden. Meine Denkschrift wurde durchdiskutiert und angenommen; zum Schluß wurde bestimmt, daß ich dieselbe als „Denkschrift an die deutsche Nation" im Auftrage des Centralausschusses unter meinem

Namen veröffentlichen soll[1]). Das giebt dann zugleich einen neuen Verlagsartikel für die Agentur. Als Hauptsitz des Centralausschusses ist nicht „Berlin“, sondern „Berlin und Hamburg“ bestimmt. Man wünschte ihn ganz nach Hamburg zu verlegen, wogegen sehr viel von meiner Seite einzuwenden war; sodann wünschte man, daß ich das Präsidium übernehmen möchte, was ich indessen schon aus Gründen der Konvenienz abgelehnt habe. Es geht doch nicht an, daß ein Hamburgischer „Kandidat“ einem solchen Kreis von Grafen, Universitäts-Kuratoren und Geheimen Räten präsidiert. So hat es denn von Bethmann-Hollweg übernommen.

An Herrn von Bethmann-Hollweg.[2])

Horn, den 15. Februar 1849.

Hochverehrtester Herr Geheimrat!

Aufs herzlichste danke ich Ihnen für Ihre mir persönlich bewiesene Teilnahme. Ich bin recht ernstlich krank gewesen, so daß mich alles andere Interesse gänzlich verlassen hatte, nur das an dem Centralausschuß nicht. Über den Berliner Lokalverein zu schreiben, wird mir sehr schwer. Sollte es nicht möglich sein, die Glieder bei meiner dortigen Anwesenheit zusammenzuladen?

In Bremen hatten wir neulich nach einer öffentlichen Versammlung ein Picknick, wobei Thee und ein Glas Wein gereicht wurde, um so eine Besprechung des Einzelnen möglich zu machen. Dadurch ist sehr viel genützt und die Konsolidierung der Gedanken der inneren Mission wesentlich gefördert worden. Das alles wäre wohl, nur sehr modifiziert, auch für Berlin zu empfehlen.

In den nicht aufhörenden Störungen, die mich umgeben, bin ich zu einer ruhigen Prüfung der Statuten des „Evangelischen Frauenvereins“ noch nicht gelangt. Nach meiner Überzeugung macht das Leben das Gesetz — und die Rektifikation des Statuts müßte durch die Praxis erfolgen. Das geforderte Bekenntnis zur evangelischen Kirche

[1]) Der volle Titel lautet: „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, eine Denkschrift an die deutsche Nation im Auftrage des Central-Ausschusses für innere Mission, verfaßt von J. H. Wichern, Vorsteher des Rauhen Hauses.“ Agentur des Rauhen Hauses 1849. Die dritte Auflage erschien 1889. Die Denkschrift führt aus, was Wichern auch in seinem Vortrag auf dem ersten Wittenberger Kirchentage nur kurz hatte andeuten können. Schon in Wittenberg hatte man ihn gebeten, der Abfassung einer Denkschrift näher zu treten.

[2]) Wir schalten diesen Brief ein, weil er vorausgehende und noch folgende an die Gattin gerichtete Briefe in erwünschter Weise ergänzt.

als die Mitgliedschaft bedingend möchte hinderlich werden. Was man damit erreichen will, wird ja durch den Titel: „Evangelischer Frauenverein" erreicht. Gut ist die Anordnung, daß sich der Verein in Bezirke abgrenzen soll. Das ist ein durch nichts zu ersetzender Vorzug, den er vor vielen anderen Frauenvereinen oder sonstigen ähnlichen Gesellschaften voraus hat, namentlich auch vor dem Amalie Sievekingschen Verein in Hamburg; oder es gehören Persönlichkeiten wie Amalie Sieveking dazu, die sich gewöhnlich nur einmal in einer Stadt und zu einer Zeit finden. In den Bezirksvereinen muß möglichst freie Bewegung herrschen. Ebenso vorzüglich scheint mir die Zugabe eines männlichen Personals. Die Frauenvereine bedürfen im allgemeinen dieser Assistenz; das ist wie durch göttliche Ordnung bestimmt, denn nur sehr selten giebt es Frauen, die zugleich Männer sind und dann dabei nicht aufhören, Frauen zu sein. Darum hätte ich erwartet, daß in die Vorstände der Bezirksvereine auch Männer, namentlich in der Form von Sekretären, gewählt würden. Schließlich habe ich eins vermißt, dies nämlich, daß der Verein nicht sogleich als Glied des sich neubildenden großen Lokalvereins für innere Mission in Berlin aufgefaßt ist. Die betreffenden Sekretäre in den Bezirksvorständen hätten die Vermittelung mit dem Centrum übernehmen können, noch besser: die Prediger in den Bezirken wären gleich mit beigetreten und hätten sich zugleich im Centrum eingefunden. Von hier aus hätte sich von selbst eine weitere Thätigkeit im Bezirk teils durch Männer teils durch Frauen eröffnen lassen. Jeder Bezirk hätte sich gleich einen Beamten, einen Diakon oder Kolporteur beilegen müssen, der eine Kolportage mit Bibeln und guten Traktaten zu betreiben, ebenso auch eine kleine Leihbibliothek zu verwalten hätte. Die Bücher würden von ihm in den Häusern umgetauscht werden müssen. Die betreffenden Parochial- resp. Distriktsvereine wären ferner die natürlichen Vermittler unter den dort schon wirkenden Anstalten oder freien Vereinen, ihnen allen dienend, deren Zwecke im Umkreis des Distriktes fördernd. Zuerst gilt es Lehrgeld geben; die Meisterschaft wird erst allmählich errungen. Wenn ich nach Berlin komme, will ich Ihnen darstellen, wie weit nunmehr unsere Sache in Hamburg[1]) gekommen ist. Wir haben bereits vier Stadtmissionare in unserem Dienst, zwei Brüder und zwei Kandidaten. Der Gedanke ringt sich in immer weiteren Kreisen zur Klarheit durch. Das Licht geht allmählich auf. Nächstens werde ich Ihnen

---

[1]) Am 20. Oktober 1849 hielt Wichern eine freie Versammlnng in Hamburg ab, um die Gündung eines Vereins für innere Mission in seiner Vaterstadt in die Wege zu leiten. Der Verein konstituierte sich am 10. November d. J.

vielleicht melden können, daß wir auch den Grundstein zu einer neuen Nebenkirche[1]) gelegt haben, unweit der Stadt in einem verlassenen Winkel.

Auch über unsere Centralausschußangelegenheiten giebt es allerlei Erfreuliches zu berichten. Die in Wittenberg gestreute Saat geht an allen Enden auf. Heute erfahre ich darüber einiges aus London und gestern Ausführliches aus Bayern, wo man bis dahin die innere Mission kaum dem Namen nach gekannt, wo diese Bestrebungen viele Gegner gehabt und nur die Ansbacher Synode in feierlicher, ergreifender Weise, so schreibt mir ein Freund, die innere Mission nicht nur als Sache der Kirche erklärt sondern auch einen eigenen Ausschuß für sie niedergesetzt hat. Das hat der Herr gethan. Man hat mich von Bayern aus aufgefordert, dies Jahr vierzehn Tage oder drei Wochen das Land zu bereisen, um an den verschiedenen Stellen zu helfen und zu raten. Da ich das jetzt kann, so werde ich noch heute zusagen. Ebenso Erfreuliches verlautet aus Württemberg und Baden.

Infolge der ersten Nummer der Fliegenden Blätter und auf Veranlassung früherer Verbindungen haben sich bereits zehn Agenten dem Centralausschuß zur Verfügung gestellt Wir müssen in Berlin verabreden, wann ich die Namen veröffentlichen kann.

Was mir aus Stettin über die Intentionen des sich hier bildenden Vereins für innere Mission mitgeteilt wird, ist vortrefflich. Auch in Göttingen sind die Studenten zu einem Verein für innere Mission zusammengetreten. Von allen diesen Seiten können wir, hoffe ich, den Beitritt zum Centralausschuß erwarten. Der Bremer Verein[2]) mit etwa siebzig Personen ist im Beginn seiner Thätigkeit. Die Pastoren Mallet und Müller haben Bibelstunden in den Arbeiterwohnungen begonnen, und das Volk ist voller Freude darüber.

Gott ist mit uns! Er wird auch mit der Sache in Berlin sein. Ich kann nun einmal von der Hoffnung nicht lassen. In der herzinnigsten Verehrung und Liebe Ihr J. H. Wichern.

Berlin, Kaiserhof, den 25. Februar 1849.

Auf der Herreise ärgerte sich ein Reformjude, der sich erst später als solcher zu erkennen gab, an der Kreuzzeitung, die er bei mir sah. Er meinte, die Kreuzzeitung enthalte nichts als Lügen; zugleich

---

[1]) Auch im ersten Jahresbericht des Vereins für innere Mission ist von dem Projekt einer Nebenkirche die Rede. Eine solche war für den südwestlichen Teil der Vorstadt St. Georg, jetzt Hammerbrook genannt, geplant. Doch kam das Projekt erst 1867 durch den Bau der Johannes-Kapelle auf dem Röhrendamm zu stande.

[2]) Der Stiftungstag des auf Wicherns Anregung gegründeten Bremer Vereins für innere Mission ist der 18. Februar 1849.

fragte er mich nach einem Passus darin, den er nicht verstanden habe; es war die Einladung des Pommerschen Central-Vorstandes der inneren Mission zu einer großen dort geplanten Versammlung; auch der Name Wichern kam in dieser Einladung vor. Ich konnte also dem Juden genau Auskunft geben. Nun folgten Diskussionen, teils mit diesem, teils mit einem sächsischen Christen, einem Fabrikanten aus Mühlhausen i. E., mit dem ich schon vorher vielerlei über die Weberzustände, die er sehr genau kannte, verhandelt hatte. Der Jude und der Sachse stimmten miteinander vollkommen überein, nicht nur in Bezug auf den „gemäßigten Fortschritt" sondern auch in Sachen der Religion, indem sie zwischen sich keinerlei Unterschied fanden. Der Jude war der Führer und brachte die tollsten Dinge vor. Da er sich, ehe er sich zu erkennen gab, direkt aufs Neue Testament berief, war er bald aus dem Sattel gehoben. Nachdem er sich dann als Juden kund gegeben, bot ich ihm das Alte Testament an, wobei es ihm nicht besser erging. Schließlich brachte ich ihn, der sich nur auf seine „Vernunft" bezog, zu dem Geständnis, daß er „unvernünftig" sei. Der Sachse legte sich, wenn die Sache ihm zu kraus wurde, indem ich ihm Widersprüche nachwies, zum Schlafen nieder, — natürlich zum Schein; den Juden aber brachte ich dahin anzuhören, wie das Alte Testament in Christo erfüllt sei. Meine geschichtlichen Darlegungen, wie das ihm im Alten Testament „unvernünftig" Erscheinende dennoch höchst vernünftig sei, machte den Mann verdutzt. Die Sache, meinte er, sei schön anzuhören, sei aber doch nur als künstliche Deutelei zu fassen; unzählige Christen, die er kenne, seien genau seiner Ansicht u. s. w. — Nun kam mein Sachse wieder! Wie die Debatte zu Ende kam? Wir kamen schließlich auf den Tod Christi, auf dessen Bedeutung und die Seiner Auferstehung. Der Jude wollte meine Auseinandersetzungen für einen „Scherz" halten; ebenso versicherte mich mein Sachse zur Ehre der Christen, daß ich alles, was ich gesagt hätte, nur im „Scherz" gemeint haben könne; was ich gesagt, glaube doch kein Christ. Beide wurden dann darin einig, daß meine Auffassung und Darstellung „Rabbinertum" sei und daß ich sie hätte zum besten haben wollen. Ich habe es darauf ankommen lassen, welch einen Stachel das nüchterne Bekenntnis des Glaubens in ihren Herzen zurücklassen wird, wobei mir für den Juden vielleicht noch mehr zu hoffen scheint als für den Christen.

Stettin, den 26. Februar 1849.

Seit gestern abend bin ich hier. Um es mir recht bequem machen zu können, bin ich hier in das Hôtel de Russie gegangen, nachdem ich das Anerbieten des Buchhändlers Weiß, bei ihm zu

wohnen, abgelehnt. Ich hole hier zunächst noch einiges von meinen letzten Erlebnissen in Berlin nach:

Am Donnerstag abend waren in Berlin etwa hundertfünfzig Personen im Englischen Hause versammelt, die von Bethmann-Hollweg und einige andere zusammengebeten hatten. Ich erfuhr erst nachher, wer dort gewesen war, u. a. Graf und Gräfin von Bismarck-Bohlen, Konsistorialpräsident von Voß, Graf von Schlippenbach, eine Reihe tüchtiger Prediger: Büchsel, Krummacher, Bachmann, Kuntze u. s. w., auch die Minister Uhden und Eichhorn. Die Absicht war, diesen allen anschaulich zu machen, wie man in Berlin und zwar im Anschluß an das kirchliche Amt eine Stadtmission ins Leben rufen könne. Ich bin von der Parochie als Grundlage ausgegangen und habe namentlich die Pastoren ins Auge gefaßt, die aus jeder Parochie diejenigen Kräfte um sich sammeln sollen, welche schon arbeiten oder fortab arbeiten wollen (infolge meines Vortrages im Januar haben sich allein bei Bachmann vierzig Personen gemeldet). Diese „Parochie-Verbände" sollten, so legte ich dar, alle zerstreuten Arbeiter und Vereine sammeln und an sich ziehen und dann wieder Deputierte in ein neu zu schaffendes Centrum schicken, von wo aus alle Parochie-Verbände sich wieder berühren und so ein gegliedertes Ganzes bilden müßten. Die Hauptsache sei und bleibe aber die Gewinnung von Stadtmissionaren, von lebendigen persönlichen Mittelpunkten, die nur ihrem Beruf leben u. s. w.

Ich glaube, ich täusche mich nicht, daß alle Anwesenden ein Herz und eine Seele waren und sich von der Möglichkeit des vorgelegten Planes überzeugt hielten. Wichtig wäre die Durchführung des von mir Geplanten auch insofern, als damit die sogenannten „Schleiermacherianer" zu einer Versöhnung mit den „Orthodoxen" in der Praxis kommen würden. Inzwischen sind so viele Anforderungen eingelaufen, diese Angelegenheit zugleich an ein größeres Publikum zu bringen, um so wieder in die Massen zu dringen, daß ich mich dem Wunsche, nochmals zu sprechen, nicht entzogen habe. In den nächsten Tagen wird eine durch die öffentlichen Blätter Berlins bereits angekündigte Versammlung in der Singakademie abgehalten und hier die innere Mission und Berlins Aufgabe in dieser Beziehung noch einmal gedolmetscht werden.

Montag abend war es in von Bethmann-Hollwegs Familie sehr angenehm. Wie eifrig dieser treffliche Mann die Sache der innern Mission für Berlin als Hauptstadt erfaßt hat, beweist, daß er noch in der Nacht nach den von mir in der Versammlung ausgesprochenen Gedanken einen Organisationsentwurf verfaßt hat, um diesen dem provisorischen Vorstande der für Berlin beabsichtigten Organisation einzureichen.

Ich muß Dir noch von meinen Verhandlungen mit Herrn von Blankenburg berichten, der aus treuester Liebe zum Herrn auf einem seiner Güter ein Haus für eine Mädchenanstalt hergeben will. Für mich ist dabei von besonderem Interesse, daß Herr von Blankenburg mit seiner Dorfschaft zu den separierten Lutheranern gehört, dennoch aber mit uns in Verbindung treten will, indem er einen Bruder aus unserm Hause wünscht. Er schließt sich damit dem hiesigen Provinzialverein für innere Mission und so zugleich dem Centralausschuß für innere Mission an; — abermals ein Sieg der inneren Mission, welche die konfessionellen Verschiedenheiten und Streitigkeiten überwindet. Die innere Mission ist die praktisch durchgeführte Irenik der Kirche. Erinnere Dich, was ich vorher über die Vereinigung der Schleiermacherschen und der orthodoxen Richtung in Berlin als Hoffnung ausgesprochen habe. Diese Reise ist also nicht ohne Frucht.

Stettin, den 1. März 1849.

Es ist hier in Stettin äußerlich langweilig, anregende Menschen finde ich hier bis jetzt nicht, habe mich auch freilich sehr zurückgezogen, um mich zu schonen. Die „christlich" Gesinnten wohnen meist in einem Schneckenhaus und sind scharf von den andern Menschen abgeschieden, ähnlich wie in Osnabrück. Ist man einmal in ihrem Garn, kommt man nicht heraus, und in diesem Gefühl bin ich auch draußen geblieben. Die Schroffheit, das rein „fertig sein", keine Gemeinschaft anerkennen, die Annahme, als ob diese Stellung selbstverständlich die richtige sei — solche Auffassung verletzt mich im Innersten.

Das wichtigste Ereignis war die gestrige Versammlung in der Elisabethschule. Was diesmal reizte, war außer der Sache selbst, die mich immer bewegt, die Teilnahme von vielen Gutsbesitzern und Geistlichen, die zum Teil meilenweit hergekommen waren. Der Saal, wohl vierhundert Menschen fassend, war gänzlich gefüllt, ebensoviele hatten umkehren müssen. Es war, wie man erwartet hatte, alles durcheinander: Demokraten vom reinsten Wasser, Konservative, gute und schlechte, Stadträte, Bürgermeister, der Konsistorialpräsident, Räte der Regierung, Militärs, die meisten Pastoren der Stadt, eine große Menge von solchen, die den Pietismus fürchten, dazwischen Schullehrer und einige Kaufleute. Natürlich fehlten die wenigen „Christlichen" nicht, die zum Teil verlangten, daß das Bekenntnis hinsichtlich des Dogma so auf den Präsentierteller gelegt werden solle, daß alle andern alsbald erkennen möchten, daß man mit ihnen nichts zu thun

habe. Dazu waren die Führer der Altlutheraner, Baptisten, ferner solche erschienen, welche von der innern Mission den Untergang der Kirche fürchten, wie auch die, die von ihr deren Auferstehung hoffen. Dieses Schlachtfeld reizte mich, nach allen Seiten hin zu versuchen, die innere Mission als ein Werk des Friedens und der allseitigen Beschämung und Erhebung geltend zu machen und ihr für die verschiedensten Standpunkte Bahn zu brechen. Ich habe zwei und eine halbe Stunde geredet; die Zuhörer waren wie gebannt, und der Gang des Ganzen, der erst im Moment der Rede entstand, war ein aufsteigender, der zuletzt die Zuhörerschaft auf eine Stufe der allgemeinen Überzeugung zu führen schien und sich von da aus mit freudiger Hoffnung und Aussicht schließen ließ.

Graf Schlieffen, der mich introduziert hatte, wußte dem Ganzen einen gräflichen Schluß zu geben, was einen guten Eindruck machte. Nachher fand noch eine Konferenz mit den hinzugekommenen Landpredigern und Gutsbesitzern statt. Es ist bereits manches in Angriff genommen, und namentlich habe ich erreicht, daß die Prediger künftig eigene Innere-Missionsstunden in ihren Gemeinden halten werden, wenigstens ging man mit diesem Beschluß auseinander.

Generalsuperintendent Rietschl war mir in seiner amtlichen Qualität wichtig, weil er die Sache der inneren Mission zugleich als Konsistorialpräsident sehr fördern kann. Er ist aber gar ängstlich und meint, wenn man nur mit dieser Bestrebung gewartet hätte, bis die Kirche ihre große in Jahresfrist zu erhoffende Verfassung auf demokratischen Urwahlen beruhend erhalten haben würde, dann wäre die Möglichkeit gegeben worden, die innere Mission von der Kirche ausgehen zu lassen. Ich hoffe, daß mir die Verständigung gelungen, aber zu verwundern ist, wie auch so wackere und christlich gegründete Männer wie Rietschl immer wieder in die alten Wirren geraten und unter „Kirche" nichts als das Institut mit regimentlichen Handhaben verstehen, als ob sie nicht zuerst die Gemeinde der Gläubigen wäre. Die Pastoren, die sich mehr oder weniger als „die Kirche" ansehen, wollen, es solle in der innern Mission alles von ihnen ausgehen; fordert man's aber von ihnen, da können sie nicht oder wollen sie nicht.

In Berlin liegen die Dinge in dieser Beziehung anders. Nachdem ich neulich jener Versammlung auseinandergesetzt, wie köstlich die innere Mission sei und wie notwendig es sei, daß die Pastoren in jeder Parochie den geistigen Mittelpunkt bildeten, geschah es, daß Kober, den die Sache der innern Mission beseelt, in diesem Sinne Zeugnis für sie ablegte — aber erklärte: kein Pastor könne in seiner Parochie als solcher die eigentliche Leitung des Parochialvereins über-

nehmen, das müßten andere thun — und damit hatten wir das, was wir hatten erreichen wollen, wirklich erreicht, nämlich das Anerkenntnis, daß die Durchführung nur durch eine freie Verbindung des kirchlichen Amtes mit den Ämtern der innern Mission möglich ist. Das von mir in Berlin gesprochene Wort hat eine Gährung nach vielen Seiten hervorgebracht; der Eifer regt sich und man ist überzeugt von der Möglichkeit der Ausführung; es wird viel Strohfeuer sein, keineswegs aber überall. Wir dürfen auf ein Gelingen für Berlin hoffen, und es soll morgen abend und übermorgen ein neuer Versuch gemacht werden.

Ein Brief von Dorner aus Bonn berichtet von dort Gutes, nur scheinen die Elemente hier gar disparat: Fliedner ist nicht zur Einsicht zu bringen, daß der innern Mission das Gebiet des Sozialen mit angehört. — Fliedner hat das Ganze für „zu phantastisch“ und „idealistisch“ erklärt und wird sich in seine Hütte zurückziehen, gewiß aber bei der Ausführung um so mehr leisten. Dorner ist ein vortreffliches Mitglied und wird vom Gewissen und von reiner Liebe zu unserem Volk getrieben.

Bei Hollweg in Berlin traf ich Karl Ritter[1]), den Geographen, den ich hier zum erstenmal persönlich kennen lernte und der mehr von uns wußte, als ich glaubte. Ich wäre mit ihm noch länger zusammengeblieben, was auch er gewünscht hatte, wenn nicht Graf Hochberg, der in demselben Hotel wohnt, mich hätte sprechen wollen. Die Gräfin war bettlägerig, sie ließ mich aber dennoch zu sich laden, so daß ich an ihrem Bett eine Stunde lang über Gott weiß was alles, hören und mitteilen konnte. Über Czarkow sind sie sehr erfreut; ihr Mann geht über von Lob und Freude über unsere hingesandten Brüder.

Berlin, den 3. März 1849.

Mache Dir keine Sorgen, und was Dich die Sorgen der letzten Zeit um mich[2]) älter gemacht, das soll Dich die Dankbarkeit und Freude, daß Gott uns so vieles gelingen läßt und mit uns ist, wieder jünger machen, „nie älter, immer jünger“ ist eigentlich die beste Lebenslosung.

Ich halte mich hier sehr ruhig und besuche eigentlich niemanden außer zwei bis drei Familien. Dazu habe ich hier bei Stahls alles, was ich wünschen kann, und drückt mich nur, daß die gute Frau mir alles opfert, als gehöre mir ihre Stube und ihr Haus. Bei dieser

---

[1]) Karl Ritter war Erzieher des Herrn von Bethmann-Hollweg gewesen.

[2]) Wichern war Rekonvalescent und hatte eine sehr schwere Krankheit hinter sich.

Art zu leben höre und sehe ich von Berlin nicht viel, wiewohl die Menschen, die ich sehe, schwer wiegen. Wie es hier im einzelnen aussieht, wirst Du in Hamburg aus der Preußischen Zeitung besser wissen als ich.

Gestern abend hatten wir bei von Bethmann-Hollweg mit dem Geheimrat Mathis, einem frischen Mann aus dem alten Regime, Minister Uhden und Snethlage eine Konferenz über die in Berlin auf Veranlassung meiner Vorträge zu bildende Frauenthätigkeit, die sich über ganz Berlin erstrecken soll. Es gelang, den einstigen Justizminister, der sich wie durch Liebenswürdigkeit so durch Zähigkeit auszeichnet, zur Abwendung wesentlicher Punkte in den Statuten zu bewegen. Aber man liebt hier abstrakte Theorieen und Statuten ebensosehr, wie sie mir auf diesem Gebiet zuwider sind. Die Evangelische Kirchenzeitung fängt von diesem theoretischen Standpunkte aus bereits an, Front gegen unsere Thätigkeit zu machen, und wahrscheinlich ist's Huber, der sich da aufthut.

Bei Snethlage traf ich gestern auf eine Stunde auch mit dem Minister von Bodelschwingh zusammen. Gerade vor einem Jahr sah ich ihn zuletzt, als er mir die Reise nach Oberschlesien bewilligte. Wie ganz anders jetzt! Er war noch nicht wieder in Berlin gewesen. Der so einfache, tapfre Mann sprach sich über persönliche und politische Verhältnisse aus. In der Kammer wird er sich zur Aufgabe machen, die unter Vinckes Führung vorhandene Partei der Rechten gegen die Linke zusammenzuhalten, was ziemlich schwer halten wird. Charakteristisch war, was er über sein Zusammentreffen mit einem Mitglied der Linken erzählte; der Mann hatte ihm seine Hochachtung und seinen Dank für früher empfangene Wohlthaten und Berücksichtigungen bezeugt, obgleich er Bodelschwinghs politischer Gegner war. Darauf hat ihm Bodelschwingh geantwortet, er entsinne sich nicht, ihm je Veranlassung zum Dank gegeben zu haben, füge aber die Erklärung hinzu, daß er, Bodelschwingh, nicht nur politischer sondern auch persönlicher Gegner der Partei sei. So stehen die Parteien zu einander. Noch kann hier niemand absehen, welche Partei in der zweiten Kammer die Überhand haben wird. In der ersten Kammer wird man zwar dem Ministerium ein Vertrauensvotum geben, allein es werden schon die Minen gelegt, um das Ministerium zu sprengen.

Berlin, den 4. März 1849.

Der Centralausschuß (eigentlich nur von Bethmann-Hollweg, Mühler und ich) fängt an, nachdem die Vorbereitungen beendet sind, sich nach außen zu bewegen. Wir können darauf rechnen, daß wir in

den nächsten Tagen Portofreiheit für uns und unsere Agenten haben. Gestern abend habe ich die Versammlung im Saale des Missionshauses abgehalten (nicht in der Singakademie, wie beabsichtigt war). Der ganze Saal war gefüllt, alte und neue Gesichter, auch solche Geistliche, die sich bisher fern gehalten. Das Hauptthema war: „Die innere Mission in den großen Städten, speziell in Berlin", wozu ich mir statistische Vorlagen beschafft, aus denen ich nachweisen konnte, daß in Berlin 200000 Christenmenschen wohnen, die Gottes Wort nicht hören, und daß mindestens hundert Prediger und Seelsorger fehlen.

Von Büchsel hörte ich heute eine wackere Predigt bei voller Kirche. Nachher traf ich Gelzer, der für mich so viel Anregendes durch sein Gedankenleben hat. Dann aß ich bei von Bethmann-Hollweg mit Herrn von Senfft-Pilsach und von Kleist-Retzow, dem gestern das Ackerbauministerium angeboten worden, das niemand annehmen will. Später war ich bei Neander und dessen Schwester. Es gab viel zu verhandeln. Noch eins: gleich nach meiner Abreise von Stettin hatten mich die Stadtverordneten Stettins aufgesucht, um mich in ihre Stadtverordnetenversammlung einzuladen, damit ich die Sache der innern Mission in Beziehung auf Stettin mit ihnen verhandeln sollte. Sie hofften von solcher Besprechung Erfolg und waren bereit, für Zwecke dieser Art jährlich fünftausend Reichsthaler Beitrag zu geben.

Liegnitz, den 6. März 1849.

Die beste Reisegesellschaft hatte ich gestern an dem trefflichen Büchelchen von Vinet über den Sozialismus, das nicht warm genug empfohlen werden kann. Hier am Bahnhof erwartete mich Herr von Minutoli, mit dem das Programm für den Abend entworfen wurde. Darnach machte ich meine Aufwartung beim Regierungspräsidenten von Westphalen, einem, wie mir scheint, evangelisch gesinnten Mann, bei dem ich wohl eine Stunde bleiben konnte, da er ein Konzert darangab. Wir waren bald ganz in der Besprechung schlesischer Zustände, die trostlos scheinen. Er hatte auch Herrn von Minutoli zu sich gebeten. Dieser wohnt mit dem Präsidenten im Königlichen Schloß, das zugleich Regierungsgebäude ist. Wenn aber die Regierungswege so dunkel und konfus sind wie die Korridore in diesem uralten Gebäude, so mag das Regiment schwer zu entwirren sein. Das Schloß ist mit Militär gefüllt und zwar liegen hier Danziger, die man wegen ihrer Treue gegen den König gewählt, da Liegnitz ein total demoralisiertes Nest ist. Den späteren Abend verbrachte ich bei Minutoli. Es waren bei ihm mehrere Mitglieder der Regierung

geladen, auch ein katholischer Schulrat. Nach dem Abendbrot forderte er uns zu einer Wanderung durch seine Sammlungen auf; es öffneten sich nacheinander zehn prächtige Säle, in denen in geschichtlicher Folge vom vierzehnten Jahrhundert an Produkte des Gewerbefleißes, Töpfer- und Glasarbeiten, Waffen und Gemälde, aufgestellt waren, — stets gesondert nach der Nationalität, italienische, deutsche Schule u. s. w. Herr von Minutoli hat diese Sachen auf seinen Reisen durch Deutschland, Ungarn, Polen, Italien u. s. w. zusammengebracht; der König hat ihm dann zur Aufstellung derselben diese Gemächer überwiesen.

Unser Reiseplan ist so aufgestellt, daß wir heute über Jauer und Landeshut gehen, dann auf die Höhe des Gebirges nach Schreiberhau, zurück dann über Goldberg und Hirschberg. Unterwegs werden Fabriken, Gefängnisse u. s. w. in Augenschein genommen; das Hauptziel bilden die Weber im Hirschberger Thale.

Erdmannsdorf, den 8. März 1849.

Heute einige Andeutungen über das gestern und vorgestern Gesehene und Gehörte. — Von Jauer fuhren wir nach Bolkenhain, einer Gebirgsstadt, nach dem hier alle Augenblick vorkommenden Herzog Bolko von Schlesien so genannt; von hier dann gestern nach Grüssau mit den Landräten Graf Eberhard von Stolberg und Graf Wilhelm von Stolberg-Jannowitz, ersterer aus dem Landeshuter, letzterer aus dem Hirschberger Kreis. Mit Graf Wilhelm fuhr ich in einem Wagen. Gerade an demselben Tage vor einem Jahre hatten wir uns in Berlin kennen gelernt. In Grüssau brachten wir vier Stunden zu. Grüssau ist ursprünglich ein großes Cisterzienser-Kloster mit zwei Kirchen vor etwa hundertfünfundzwanzig Jahren im Jesuitenstil neu erbaut. Rund herum durchs Land liegen zerstreut die armseligen Weberhäuschen. Noch nie wie hier in den prachtvollen Klostergebäuden ist mir das Berauschende der römischen Kirche, Herrin der Welt zu sein, entgegengetreten. Dergleichen konnte nicht Bestand haben. Ein gewisser Kommunismus, der durch alle Jahrhunderte geht, hat auch hier den Besitz ausgeglichen. Wo sind heute die stolzen Herren? Auch hier hat mich der Gedanke nicht verlassen, wie unverständig die Reformation in Zerstörung der Klosterinstitute verfahren hat. Man hätte sie umbilden sollen und gewiß auch können. Die Hauptsache war für uns die Besichtigung der Gebäude, in denen eine Anstalt für Weberkinder eingerichtet werden soll, um diese wieder dem Ackerbau zuzuführen, ein Projekt, über das ich der Regierung nach Einsicht in die Verhältnisse ein Gutachten abgeben werde. Inzwischen hatte sich unsere Gesellschaft vermehrt; es war eine kleine Karawane

von Wagen, als wir zurückfuhren. Der Tag war wunderschön. Zu Mittag erwartete uns Graf Eberhard von Stolberg zu Kreppelhof. Diese Besitzung nebst einer Reihe anderer Güter war dem Groß- oder Urgroßvater des Grafen als Patengeschenk zugefallen. Kreppelhof selbst ist ein altes Schloß, inwendig recht sinnig geschmückt. Leider war die Familie nicht vollzählig, da der Vater des Grafen Eberhard, der Minister, nicht anwesend war. Ich kann mir wohl denken, wie wohl ihm nach jenen Stürmen des vorigen Jahres sein muß, in diesen gleichsam klösterlichen Mauern mit seiner Familie leben zu dürfen. Abends gegen fünf Uhr fuhren wir weiter. Mir entging vieles, weil es allmählich Nacht wurde, aber der Mond schien heller als sonst, wenigstens für mich, und ich bin dankbar auch für dieses nächtliche Bild großer Herrlichkeit, das die Hand unseres Gottes geschaffen. Durch Schmiedeberg (demokratisch unterwühlt) ging es rasch vorwärts nach Erdmannsdorf. Unterwegs machte ich noch einen Versuch, in Buchwald vorzusprechen. Hier wohnt, wie Du Dich vielleicht aus Gesprächen entsinnen wirst, die Gräfin von Reden, Schwester unserer Gräfin America von Bernstorff, die thätige Verbreiterin der Bibel und die vom König so innig geliebte alte Freundin. Die Kreppelhofer und Jannowitzer Stolbergs hatten es mir auf die Seele gebunden, an Buchwald nicht vorbeizufahren. Ich traf außer der unverheirateten Schwester noch die Fürstin Reuß-Hohnsdorff mit ihren drei Töchtern. Wegen meiner Reisebegleitung konnte ich die freundliche Einladung, nachts dort zu bleiben, leider nicht annehmen. Die Gräfin von Reden ist weithin bekannt nicht bloß als die leibliche sondern ebensosehr als die geistliche Wohlthäterin der ganzen Gegend, namentlich ihrer sehr zahlreichen Gutsinsassen. Sie hatte — vielleicht wegen ihrer Frömmigkeit — am 22. März vorigen Jahres den ersten Sturm auszustehen. Es rückten ihr die wilden demokratischen Haufen ins Schloß, so daß sie fünfzehn Wochen flüchtig sein mußte. In ihrer Angst hat sie alle Forderungen gewährt und wäre heute eine arme Frau, wenn solche erzwungenen Bewilligungen rechtskräftig wären. Dieser Undank hat ihr das Herz gebrochen. Sie ist so leidend, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Es ist ja aber das Gesetz der Geschichte, daß der Unschuldige und Gerechte zu leiden hat, um Christo ähnlich aufzustehen. Ohne Christum wären alle diese Ereignisse nicht zu verstehen. In Erdmannsdorf kamen wir gestern abend erst um zehn Uhr an, nachdem wir die Kolonie der Zillerthaler durchflogen hatten. Die Familie des Landrats Grafen Wilhelm von Stolberg erwartete uns schon. Heute geht es über Warmbrunn nach Schreiberhau wo wir die Anstalt besichtigen wollen und wo ich nur etwa eine halbe

Stunde von den Quellen unserer guten Elbe entfernt bin, die aber wegen des tiefen und gefährlichen Schnees nicht zu erreichen sind. Morgen fahren wir nach Liegnitz, wo wir Schlußkonferenz mit dem betreffenden Regierungspersonal halten wollen.

Liegnitz, Sonnabend, den 10. März 1849.

Wie viel hätte ich Dir über die letzten beiden Tage zu schreiben; Sie bieten Stoff zu zehn Briefen.

Die Reise ging am Donnerstag von Erdmannsdorf über Warmbrunn und Petersdorf durchs ganze Hirschberger Thal hindurch. Zum erstenmal in meinem Leben habe ich hier die volle Herrlichkeit der Gebirgsnatur gesehen. Ich fuhr in einem Wagen mit Graf Wilhelm von Stolberg und Superintendent Roth aus Erdmannsdorf. Durch ersteren erfuhr ich die merkwürdige Geschichte der Hirschberger Revolution vom März 1848, wie sie ihm im ganzen Thal entgegengetreten und wie er persönlich sie gedämpft. Nehme ich hinzu, was andere mir berichteten, grenzt manches an das Unglaubliche, namentlich auch hinsichtlich des ritterlichen Mutes, mit dem Graf Stolberg die tollen, fanatischen Massen in der Stadt wie auf dem Lande teils ganz allein teils mit einer kleinen bewaffneten Macht niedergeschlagen hat. Schon am 19. März brach damals an allen Stellen des dicht bevölkerten Thales die revolutionäre Bewegung auf einmal los, zuerst in den Städten, dann auf dem Lande, und zwar in fast allen Städten zugleich. Die Gutsbesitzer mußten fliehen, die Zeughäuser gerieten in die größte Gefahr. Rotten zu Tausenden besetzten die öffentlichen Plätze; Aufwiegler bezeichneten die zur Plünderung ersehenen Häuser, namentlich auch die Schlösser der Grafen und Herren. Ohne Wehr und Waffen stürzte sich Graf Stolberg unter die Haufen und redete, auf einem Tisch stehend, zu den rasenden Massen, er rettete das Zeughaus und das Schloß des Grafen Schaffgotsch, vereitelte den größten Teil der Pläne der Aufrührer durch kühne und rasche Wendung seines Verhaltens, schickte Ordres über Land, half den Gutsbesitzern zur Flucht, stets von der wogenden Menge umdrängt, bis er sie buchstäblich zu Paaren trieb. Wie in Hirschberg ging es in Warmbrunn und an den andern Orten. Graf Wilhelm ist von allen Stolbergs wohl der ritterlichste, ein Mann von gesunden Sinnen und trefflichem Herzen, dabei in seiner äußeren Erscheinung imponierend, stets jetzt in der Uniform des Landwehroffiziers erscheinend. Als an jenem Morgen auf dem Landratsamt zu Hirschberg von allen Seiten Boten aus dem Kreise heraneilten, um Kunde von dem allgemeinen Aufstande zu bringen, und als die Rotten sich bereits herandrängten,

der Graf aber sah, daß der Platzmajor die wenigen noch übrigen Soldaten beurlaubt hatte, warf er sich auf seine Kniee vor dem Allmächtigen und stürzte sich dann in den Kampf, aus dem er als Sieger für seinen König hervorging. Das ganze Thal, wohin man hört, preist ihn als Retter und Helden. In den späteren Tagen hat er mit dreißig Mann Kavallerie das Land durchzogen, bis Ruhe und Ordnung aller Orten wiederhergestellt war. Ihn kennzeichnet, daß er auf Jannowitz eine alte Ritterburg hoch oben auf dem Felsen während dieses Sommers hat ausbauen und mit Kanonen und Munition versehen lassen, um sich von dort aus gegen spätere Meutereien auf eigene Faust verteidigen zu können. Seine Güter sollen in vortrefflichem Zustande sein; Wegebauten, Mühlenwerke, Brücken und ähnliche Unternehmungen bedecken die Ländereien, auch hat er eine Menge Weber zu Ackerbauern umgebildet. Die entlassenen Sträflinge aus dem Hirschberger Kreise — es waren ihrer an achtzig Mann — hatte er 1848 unter seinen Schutz genommen und aus ihnen eine Arbeiterschar gebildet, die in der Revolutionszeit treu zusammengehalten und wie ein Mann die Sache des Königs gegen die Aufwiegler vertreten hat.

In Warmbrunn trennte sich die Reisegesellschaft. Ich hoffe, daß wir fortan im Hirschberger Thale viele Freunde behalten und noch neue bekommen werden. In Hirschberg, wo wir die Nacht blieben, lernte ich noch den Grafen Schaffgotsch II. kennen, nachdem wir leider den Grafen Schaffgotsch I. verfehlt. Die Schaffgotsche Familie interessiert sich für unsere Bestrebungen und kennt auch das Rauhe Haus. Der Hirschberger Schaffgotsch wird uns wahrscheinlich diesen Sommer besuchen. In dem verarmten Goldberg bat ich den anwesenden Superintendenten, mir die dortige Rettungsanstalt zu zeigen. Er wollte es nicht, weil sich die Anstalt in einem jämmerlichen Zustande befinde, was auch der Fall war. Die Stadt ist voll verwahrloster Menschen, alter und junger, obgleich sie buchstäblich auf einem Goldberge steht. Die Gewinnung des Metalls ist aber zu kostbar, so muß die Goldgrube geschlossen bleiben. Ich gedachte hier des Schulmeisters Trotzendorf aus der Reformationszeit und freute mich darüber, daß ich nicht, wie ich es einmal vorhatte, in der Geschichte der Rettungsanstalten die Goldberger Anstalt, die wirklich die erste der Art in Schlesien gewesen, parallel mit der Trotzendorfschen Schule genannt habe. Wie not thut es doch, daß man die Dinge mit eigenen Augen sieht. Es lag mir sehr daran, daß meine Reisegenossen diese Anstalt als Gegenstück zur Schreiberhauer sehen möchte, da diese Anstalt eine „nichtpietistische" sein sollte; deswegen drang ich auch

darauf, daß die Liegnitzer Rettungsanstalt ebenfalls in Augenschein genommen werde. Allein dort wehrte man sich standhaft, sie mir zu zeigen, weil sie unter Leitung eines ultrademokratischen Schullehrers stehe, der überdies fortwährend betrunken sei. Da dieser Mann in gewisser Weise mein Kollege, war mir jene Enthüllung nicht eben schmeichelhaft. In Liegnitz wohnte ich wieder bei von Minutoli. Abends hatten wir eine Konferenz mit Vertretern der Regierung. Ich hoffe, erreicht zu haben, daß wir statt einer Anstalt hier deren zwei erhalten werden, eine für katholische, eine für evangelische Kinder. Gegen acht Uhr gingen wir in einen politisch-konservativen Klub, wo Regierungsrat und Arbeiter, Professor und Schuster unter dem Präsidium eines Liegnitzer Kaufmanns beisammensaßen. Es mochten wohl drei- bis vierhundert Menschen, die in einen fürchterlichen Qualm gehüllt waren, anwesend gewesen sein. Nolens volens wurde ich von meiner Begleitung auf die Rednerbühne geführt, um hier in der politischen Versammlung über innere Mission zu reden. Ich sprach etwa eine Stunde lang vor Leuten, denen das alles neu war. Alles war Ohr und brach am Schluß in ein lautes Bravo aus, worauf wir uns sofort entfernten. Liegnitz ist von den Demokraten unterwühlt, und auch hier, wie in ganz Schlesien, sind die Schullehrer die schlimmsten. Zu Abend speiste ich dann beim Präsidenten von Westphalen. Da die Dame des Hauses mich aufgefordert, sie zu führen, war es mir bald, als ob ich sie lange gekannt, sie wußte viel als Schwester unseres Florencourt[1]) von unsern häuslichen Verhältnissen. Auf der Weiterreise las ich Guizot über die Demokratie, und Thiers über das Eigentum. — Heute besichtigte ich mit der Gräfin von Bismarck-Bohlen, Herrn von Bassewitz und Herrn von Bethmann-Hollweg fast vier Stunden lang das Magdalenum, das ich einst mit sechzig Mädchen gefüllt sah und das jetzt deren fünfzehn (!) zählt. Die Anstalt befindet sich in einem kläglichen Zustande. Es fehlt an Menschen, die die Arbeit ausführen. Die trefflichen Damen jammerten mich; ich habe nach Kräften Rat und Beistand versprochen und werde auch einiges

---

[1]) Franz Chassot de Florencourt, geboren 1803, gestorben 1886, war Publizist und redigierte die litterarisch-kritischen Blätter der Börsenhalle in Hamburg. 1848 wurde er Redakteur des „Volksblattes für Stadt und Land." Sein Standpunkt war ein streng konservativer. F's. Eintreten für das Recht des evangelischen Bekenntnisses brachte ihn in freundschaftliche Beziehungen zu Wichern. Später (1851) trat F. zur katholischen Kirche über und rechtfertigte diesen Schritt in seiner berühmten Schrift „Meine Bekehrung" (1852). 1858 bis 1870 war F. Rendant des Studienfonds in Paderborn; 1870 schrieb er gegen die vatikanischen Beschlüsse und ward Altkatholik.

nützen können, wiewohl ich mich wegen der vielen Prinzessinnen welche bei der Sache beteiligt sind, vorsehen muß. Über das, was durch die bisherigen Bemühungen in Berlin sonst erreicht ist, mündlich. Hier nur dieses: es sind die Anfänge zu achtzehn Parochialvereinen für innere Mission auf Grund meiner Vorschläge gemacht worden. In den von mir gehaltenen Versammlungen waren zwei Drittel aller Berliner Geistlichen anwesend gewesen. An Widersachern, stillen und lauten, fehlt es auch nicht. Zu den letzteren gehört Huber. Er hat in der Evangelischen Kirchenzeitung einen Kampf eröffnet, der ihm gewiß eine Niederlage bereiten wird. Ich werde ihm antworten. Auch Otto von Gerlach, wie sich erwarten ließ, gehört zu den Widersachern. Die Sache sei nicht „kirchlich". Im Eifer wider sie muß er sie aber fördern; unsere Unternehmungen haben ihn gereizt zu thun, was wir sonst thun mußten, nämlich auf Privatwegen die Mittel zum Bau einer Kirche in der Luisengemeinde zusammenzubringen. So belebt er die von ihm bekämpfte innere Mission.

Perleberg, den 25. April 1849.

Soeben komme ich von Glöwen, einem durch eine Eisenbahnstation bekannt gewordenen Dorfe, wo heute die Priegnitzer Pastoralkonferenz, an der mehr Laien als Pastoren teilgenommen, stattgefunden hat. Nach langem Zögern ging's in die Kirche. Die Kirche war voll, fast alle Superintendenten des West- und Ostpriegnitzer Kreises, viele Pastoren, Bauern in Sonntagskleidern, Beamte, Militärs, Gutsbesitzer u. s. w. waren erschienen. Die Tagesordnung wurde geändert, es sollte statt der unglücklichen Unionsfrage die innere Mission zur Verhandlung kommen. Man gab mir das Wort, und die ganze Konferenz war damit ausgefüllt. Ich sprach aus dem Stegreif, was mir immer am besten gelingt, und bat dann, mir Fragen zu stellen. Es wurde nun zwei Stunden lang verhandelt. Vor allem erhob sich Licentiat Krause aus Berlin, um gegen die Art und Weise, wie die innere Mission, speziell der Centralausschuß vorgehe, Opposition zu erheben. Er wollte erst nicht daran, ich reizte ihn aber, bis er hervortrat. Krause hatte uns nämlich kürzlich in der Presse angegriffen. Was er fordert, war dies, daß die innere Mission nicht eher getrieben werden dürfe, als bis eine neue Verfassung der Kirche zu stande gekommen, damit sie ein organisches Glied im Gemeindeleben werde. Der Mann war leicht zu widerlegen. Zunächst ließ ich eine größere Zahl andrer über die Sache sprechen. Dann ging ich selbst auf Krauses Bemerkungen ein, um sie hoffentlich ein für allemal auch in ihm selbst tot gemacht zu haben. Ich zeigte ihm, wie die Verfassung aus

der Gemeinde und nicht die Gemeinde aus der Verfassung hervorgehe und wie gerade die innere Mission die Gemeinde belebe u. s. w. Da ich weiß, daß Krause die Sache und mich persönlich lieb hat, wurde alles in der größten Ruhe zum glücklichen Ende gebracht. Schließlich verlangten alle in der Versammlung, daß sich die Anwesenden auf der Stelle zu einem Verein für die ganze Priegnitz konstituieren möchten. Der Vorschlag ward angenommen und zunächst ein provisorisches Komitee gewählt, dem u. a. fünf oder sechs Superintendenten beitraten. Neben vielen schwachen sind auch viele tüchtige Kräfte hier, und die lebendige Überzeugung von der Notwendigkeit vorzugehen, ist vorhanden. Hernach bei Tisch forderte, ich weiß nicht wer, zu einer Kollekte für unser Haus auf, was einen ganzen Teller Geld ergab, dessen Inhalt ich noch nicht habe zählen können. Ich könnte hier acht Tage bleiben; so viele Thüren erschließen sich. Von Wittenberge aus fahre ich morgen nach Berlin.

Berlin, den 27. April 1849.

Zunächst will ich Dir Herrn von Bethmann-Hollweg anmelden, der Dich mit seiner lieben Frau Anfang Mai besuchen will. Du kannst ihm nur Deine acht Kinder zeigen und mit den lieben, prächtigen Menschen das Weitere reden. Er fragte mich, ob Du Dich auch für den Centralausschuß interessiertest, worauf ich ihm antwortete, daß er meine Frau nicht kenne, die alles wisse und liebe, was mich interessiert. Wäre ich zu Hause, so sollten die Kinder und Brüder einige schöne rhythmische Choräle singen[1]: „Herzlich lieb hab ich Dich", „Nun lob mein' Seel" u. s. w. — Mein Tag war heute sehr bewegt. Politik und Kirche kreuzen sich hier wie Angst und Not. Die heutige Kammerauflösung war wie ein unerwarteter Schlag. Was wird werden? Eben höre ich von Graf Hochberg durch Privatnachricht, daß auch die hannoversche Kammer aufgelöst ist. Frankfurt ist in vollem Aufstand gegen die Fürsten. Bei Stahl, von Bethmann-Hollweg und Minister Eichhorn war das alles der einzige Gegenstand der Gespräche und Sorgen. Die Stunde der Entscheidung rückt näher. Mit den Genannten und Mühler habe ich den Tag zugebracht, außerdem mit einem Präsidenten aus Köthen, der im Namen des Herzogs von Köthen große Summen für milde Zwecke, mehr als man damit hinweiß, zu verwenden hat. Ich habe dazu meinen Rat gegeben und werde im Sommer Köthen und den Herzog besuchen. Heute abend bin ich bei Minister Eichhorn, wo noch mehrere Freunde

---

[1]) Wichern leitete den Gesang im Rauhen Hause persönlich.

sein werden. Morgen früh geht's nach Liegnitz und Sonntag nach Breslau, dann nach Oppeln und Pleß. Ich habe für Oberschlesien den ganzen Schlachtplan fertig und hier gehörigen Orts besprochen. Wäre heute nicht die Kammer aufgelöst worden, wäre unsere oberschlesische Wirksamkeit durch die oberschlesischen Deputierten angegriffen worden. Das wäre einmal ein Kampf, den ich öffentlich hätte durchkämpfen mögen!

Breslau, den 29. April 1849.

Meine Briefe sind diesmal sehr kurz, aber die Zeit ist es auch. Inzwischen habe ich den Oberpräsidenten, Herrn von Schleinitz, und den Regierungsrat von Götze gesehen. Es lag mir besonders daran, den Schutz beider für unsre oberschlesischen evangelischen Waisenkinder gesichert zu sehen, damit uns die Katholiken nicht weitere Streiche spielen. Beide werden uns helfen, wie wir es bedürfen. Herr von Götze wird als sogenannter Lokalkommissar nach Pleß gehen. Ich beantragte dessen Hinsendung in meinem ersten Kommissionsbericht.

Der Eindruck, den die Stadt gegenwärtig macht, ist widerlich. Als wir heute auf dem Perron der Eisenbahn ankamen, war derselbe vollständig mit Menschen bedeckt. Man erwartete die Deputierten von Berlin. Es wurde geschrieen: „Wo ist Ziethen?! Ziethen!" (Graf Ziethen ist ein Abgeordneter von Breslau, der zur Rechten der Kammer gehört). Er war nicht im Zuge, dagegen Vertreter der Linken, die mit furchtbarem Hurra begrüßt wurden. Auf dem freien Platze deklamierten Volksredner, die ich nur gesehen, aber nicht gehört habe. Hahnenfedern, rote Bänder, die deutsche Trikolore begegnen einem hier auf Schritt und Tritt; die Straßenecken sind mit Plakaten bedeckt: „Das ABC der Demokraten", „Der Reichsverweser", „Die deutsche Frage", Verhöhnung der Behörden, Karikaturen — alles im Geist der Demokratie.

Auf der Reise von Berlin hierher habe ich mich an Dante Allighieri ergötzt und mich mitten in diesem politischen Unflat an jenem edlen Gemüte erquickt, das einst inmitten der unseligsten politischen Zerwürfnisse seines Vaterlandes zu jener Blüte und Reife heranwuchs, die noch jetzt die Welt mit ihrem Duft erfüllt und trösten kann. So muß es auch in unsern Tagen werden. Aus dem Tode muß das Leben blühen. Der gute Rat Minutoli erwartete mich am Bahnhof. Von unserm Plan für Niederschlesien will ich Dich nicht weiter unterhalten, wir arbeiten aber daran weiter, und ich glaube, wir werden noch in diesem Jahre zu dem erwünschten Ziele kommen. Als wir am Abend noch einen Weg durch die Stadt machten, kamen

wir an einer Kirche vorüber, in der Pastor Petersen eine Bibelstunde hielt. Wir traten ein. Es waren fast nur Arme versammelt, Männer und Frauen, ein wahrer Freudenanblick und eine Thatsache, die mir den Pastor gar lieb und wert gemacht. Seine Auslegung der Schrift war nicht hinreichend volksmäßig, aber biblisch und aus warmem Herzen. Heute hörte ich von einer Frucht meines neulichen in Liegnitz gehaltenen Vortrages. Eine Reihe von Männern hatte sich um Petri gesammelt, um in der Stadt die Armen und Kranken zu besuchen und so eine Art Kirchendiakonie zu begründen.

Hab' ich Dir schon geschrieben, was in Thüringen geschah? Hier schließen sich die kleinen Fürstentümer zusammen. Es werden große, anregende kirchliche Versammlungen gehalten, auf denen die innere Mission den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildet. Von diesen Versammlungen wird Dir gewiß Herr von Bethmann-Hollweg erzählen, denn er hat daran seine große Freude gehabt.

Oppeln, den 30. April 1849.

Ich bin hier um neun Uhr angelangt und bei Regierungsrat von Gronefeld, mit dem ich im Herbst vorigen Jahres in der oberschlesischen Kommission gearbeitet habe, abgestiegen. Aus seinem Munde habe ich dann schließlich alles Nötige über den Stand der Waisenangelegenheit gehört. Tausende von Kindern sind unversorgt, weil es schlechterdings an Menschen fehlt, welche die Eigenschaft, katholisch und polnisch zugleich sein zu müssen, mitbringen. Ein Aufruf des Fürstbischofs durch die Priester an die Familien gerichtet, damit diese sich der armen Waisenkinder annehmen, hat den Erfolg gehabt, daß sich aus der großen bischöflichen Diöcese nur vierundsiebzig Familien gemeldet haben, von denen die meisten zwölf Thaler jährliches Kostgeld fordern. Die evangelischen Kinder sind also bis jetzt sehr bevorzugt, und wir wollen alles daran setzen, ihnen diesen Vorzug zu wahren und zu mehren. Ich werde immer mehr davon überzeugt, daß die katholische Geistlichkeit nicht helfen will. In Berlin erfuhr ich aus bester Quelle, daß oberschlesische Deputierte beabsichtigten, in der Kammer die ganze bisherige Fürsorge, wie sie von uns ausgegangen, als unzweckmäßig anzugreifen, weil die Kinder dadurch zum Viehhüten und dergleichen untauglich gemacht würden. Wir hätten also etwas zu erwarten gehabt, wenn die Kammerauflösung uns nicht zu Hilfe gekommen wäre. Das alles kann sich freilich später wiederholen, aber dann stehen wir fest.

In Breslau habe ich den gestrigen Abend bei Professor Öhler zugebracht. Öhler ist ein echter Württemberger. Mein Zweck war,

Öhler zu überzeugen, daß der evangelisch-lutherische Verein in Breslau ohne Furcht vor Erschütterung seines lutherischen Bekenntnisses sich dem Centralausschuß anschließen könne. Ich glaube, meinen Zweck erreicht und Öhler ganz für die Sache gewonnen zu haben. Die Altlutheraner, welche durch eine schlesische Gemeinde von tausend Seelen in diesen Wochen Zuwachs erhalten haben sollen, haben den falschen Glauben, keinen andern Weg gehen zu können; sie haben sich nun den Weg verrannt, auf dem sie denjenigen die Hand hätten reichen können, die im Glauben ihnen angehören, ohne ihrem lutherischen Verein beizutreten. Dabei erkennen sie die Berechtigung einer Gemeinschaft, welche die positive Union will, an. Es ist ein Elend mit dieser Spalterei! Der fragliche lutherische Verein hat bis jetzt hundertfünfzig Geistliche in Schlesien zu Mitgliedern und ist immerhin eine Macht, die sich überdies organisiert und als ihre Hauptaufgabe die innere Mission mit nennt. In der Woche nach Pfingsten kann die Erklärung des Anschlusses an den Centralausschuß erfolgen, wodurch letzterer nicht wenig erstarken würde. Alles ist hier mit Militär angefüllt, das von dem besten Geiste beseelt ist und dem König anhängt. Es ist ein wahres Labsal, mit Offizieren zu reisen, wie ich es heute morgen wieder gethan, die bereit sind, alles für ihren König zu opfern, und die getragen sind von der Zuversicht, daß die Soldaten mit ihnen in diesem Geiste eines sind. Doch ruht das Heil nicht auf geschliffenen Säbeln und Bajonnetten; in denen, welche beide führen, steckt auch ein Geist, der ein Zeugnis dessen ist, was lebt.

Czarkow bei Pleß, den 1. Mai 1849.

Fasse ich heute alles zusammen, was ich an Evangelisch-Kirchlichem in Schlesien (nicht bloß Oberschlesien) sehe, so sollte es mich nicht wundern, wenn das ganze evangelische Kirchengebäude ohne sonderliches Krachen zusammenfiele. Mut, Glaube, Liebe, Hoffnung, wo sind sie? und wo dergleichen sich findet, wie schwach und jämmerlich sind die Anfänge in dieser mit tausend Gefahren drohenden Zeit! Der Schrecken vieler, daß die Wollpreise zu fallen drohen, der schlechte Geldkurs in Österreich, Klagen darüber, daß die Menschen von den materiellen Interessen losgelöst sind, die Angst und Furcht bei den Gutsbesitzern vor Mord und Totschlag — und überall keine Ahnung davon, daß ein Gott lebt und waltet, viel weniger davon, daß Er zur Buße ruft! In Czarkow traf ich alles wohlauf; die Kinder eilten mir mit hohen Sprüngen entgegen, alle deutsch redend und alle verstehend und beantwortend, was ich in deutscher Sprache sagte. Leider sind es nur vierzig, nachdem die katholischen Kinder sämtlich haben entlassen

werden müssen. Die Zahl wird bis auf sechzig vervollständigt werden. Die Kinder arbeiteten sämtlich auf dem Felde und waren anstellig. Die Natur ist hier gar lieblich und die Lage so schön, daß man in dieser stillen Abgeschiedenheit bleiben möchte.

Czarkow, den 2. Mai 1849.

Der heutige Tag war für Pascowisna bestimmt. Seit die Duisburger das Feld geräumt, hat Bruder Feld von dem Schlößchen Besitz genommen. Die Sache der evangelischen Waisenhäuser in Oberschlesien steckt voller Spitzen und Haken, ist wie ein Stachelstrauch, vor dem sich jeder hüte, der allzuzarte Finger mitbringt. Die Katholiken bilden eine stille und giftige Opposition, der unsere evangelischen Kinder unterliegen werden, wenn nicht Beharrlichkeit, Klugheit und Weisheit entgegengestellt werden. Pascowisna liegt reizend, ist ein Blockhaus, das „Schlößchen" genannt wird und für dreißig Waisen Raum bietet. Jetzt gehört es dem Grafen Stolberg-Ludwigswunsch, der für uns diese Waisenanstalt eingerichtet hat. Morgen will ich nach Timmendorf zu Bruder Meyer.

Czarkow, den 4. Mai 1849.

Hier in Czarkow ist abgesehen von dem, was wir gebrechliche, sündige Menschen arbeiten, eine wahre Friedensstätte. Ich sehe vor mir zum Fenster hinaus in ein Feld, auf dem wohl zwanzig Knaben mit den Brüdern graben und eggen. Das Feld ist von einem schönen, eng zusammengezogenen Waldkranz umgrenzt, seitwärts die schönen Berge des südlichen Galizien, dazu der klarste Sonnenschein des Mai und eine alles durchfließende Ruhe, die selbst der zu Zeiten ertönende Eselgesang, den die beiden, der Anstalt gehörenden Langohren erheben, nicht stören kann. Erhielte man hier keine Zeitungen, wüßte man nichts von dem Lärmen der Welt, die es bis aufs äußerste treiben zu wollen scheint. Dafür haben unsre Brüder hier andere Kämpfe zu bestehen. — Den gestrigen Tag habe ich also in Timmendorf bei Bruder Meyer zugebracht; wir gebrauchten, um hin und zurück zu fahren, neun Stunden. Die Anstalt umfaßt diesen Augenblick achtundsiebzig evangelische Kinder, zwischen denen Bruder Meyer, zwei leibliche Brüder Meyers und noch ein vierter ihre volle Arbeit haben. Fünfundzwanzig Kinder traf ich krank an einer gefährlichen Augenentzündung, die hier in allen Waisenhäusern außer in Czarkow herrscht. Es handet sich um einen eventuellen Neubau der Anstalt. Ich habe mir vier Baustellen darauf angesehen. Wenn dort jemand eine Kunde davon erhielte, daß wir Evangelischen auf Baustellen reflektieren,

so würde es einfach ganz unmöglich sein, irgend etwas zu erwerben. Kein Mensch in unserer Gegend hat eine Vorstellung davon, wie hier die Katholiken darauf aus sind, die Evangelischen aus Ämtern und Grundbesitz zu verdrängen. Unglaubliche und doch wahre Dinge werden darüber von allen Seiten berichtet. Wo man weiß, daß ein Evangelischer von einem Katholischen ein Bauerngut kaufen will, da gilt jedes Mittel für recht, dies zu verhindern, und wo ein Bauerngut, das sub hasta verkauft wird, von einem Evangelischen erstanden werden soll, man es aber katholischerseits vorher weiß, bilden sich sofort Vereine katholischer Bewohner, welche die Preise bis ins unerschwingliche hinauftreiben und zwölfhundert Thaler bieten, wo sonst fünfhundert Thaler gezahlt worden wären. Dabei versinken durch die kirchliche und sonstige Verwahrlosung die Evangelischen in einem immer tieferen Abgrund und fallen in immer größerer Zahl der katholischen Kirche zu. Darum ist es außerordentlich wichtig, gerade in Warschowitz, wo die meisten Evangelischen des ganzen Kreises Pleß und der umliegenden Kreise wohnen, Grundbesitz zu erwerben, und es sind durch mich alle Anstalten getroffen, das auf vielen Zwischenwegen zu erreichen. Oberschlesien, wenigstens in seinem südlichen Teil, ist als ein einziger großer Missionsposten zu betrachten, den zu bearbeiten dort vor allen Dingen ein fester Anhaltepunkt geschaffen werden muß. Von Warschowitz aus wären später Reiseprediger, Kolporteure, Wanderlehrer auszusenden, wenn die evangelische Kirche in Oberschlesien nicht zu Grunde gehen soll; sie hat nur noch Ruinen aufzuweisen. Haben wir erst in Warschowitz festen Fuß gefaßt und läßt sich dann für alle Evangelischen hiesiger Gegend ein fester evangelischer Missionsposten errichten, der seine Wirksamkeit bis ins Österreichische und Mährische hinein auszudehnen hätte, ist viel gewonnen.

Breslau, den 6. Mai 1849.

Zu einem rechten Besinnen kommt man auf einer Reise, wie die diesmalige ist, nicht. Durch das planlose Gewirr, das einen in Gasthäusern, Eisenbahnwaggons, Postwagen, in Aug' und Ohr, bei Tag und Nacht umschwirrt, durch all den Widerspruch der Meinungen über politische und sonst andere öffentliche Zustände kommt man sich gleichsam wie ein den Wellen überlassenes Schiff vor; ja man muß durch dies alles verwildern und könnte den Glauben an die Möglichkeit einer Lösung aller dieser in Liebe und Haß, Verstand und Unverstand, Fanatismus und Ignoranz geschürzten Knoten verlieren, — wenn nicht ein klarer Gedanke in diesem Gewirr die Seele begleitete, ein Gedanke der Durchsicht, der wie ein unzerreißbarer Faden sich durch

alles hindurchschlägt und alles an sich aufreiht. Mir wenigstens ist es so, und ohne diese Überzeugung würde mich solch Reisen vernichten und innerlich verwüsten, während es mir jetzt wie ein Schöpfen und Sammeln ist, um den einen Gedanken, der in mir lebt zu stärken — und das ist die innere Mission. Was ich auf den mehr als hundertundzwanzig Meilen Wegs gesehen, gehört und mir gemerkt, ist das Zusammenbrechen dessen, was bis heute gewesen, ist die Beobachtung, daß diejenigen, welche noch halten und aufs neue halten wollen, selbst am meisten zum Zusammensturz beitragen; wie wenig besonnene, nüchterne Menschen giebt es, denen Gottes Absicht durch dies Gewirre entgegenscheint!

Die Größe und Schwierigkeit des Werkes der innern Mission, aber auch die Möglichkeit ihrer Durchführung ist mir auf sehr verschiedene Weise wieder lebendig geworden. Unsere Kinder, hoffe ich, werden schon mehr von ihren Früchten sehen als wir, die wir nicht zur Ernte sondern zur Aussaat berufen sind — gieb darauf unserm Linchen und unserm Karlchen einen herzigen Kuß, im Linchen den Töchtern, im Karl den Söhnen, und segne sie im Geist, daß sie mit uns eine Hoffnung bewahren.

Aus Pleß fuhr ich gestern nacht mit der Post. Mein Begleiter war ein demokratischer Jude aus Ratibor, der auf Kossuth schwört: „Ungarns Sieg ist auch unser Sieg!“ Ich ließ den Mann eine Zeit lang fortfahren, bis ich ihn bei guter Gelegenheit sehr ernst anfaßte. Du hättest sehen sollen, wie der Held die Fahnen senkte und klein beilegte, worauf ich ihn erfahren ließ, was von den Demokraten zu halten und was für Unterscheidungen freilich auch unter ihnen zu machen seien. Wenn der gute Mann nicht gelogen hat, so hat er es eingesehen, daß er wenigstens teilweise auf dem Holzwege ist; er ist einer von den Tausenden Trunkener dieser Tage, die das umstürzen, was sie erhalten wollen, blinde Blindenleiter. Nachher kam noch ein katholischer, gleichfalls demokratisch gesinnter Schullehrer hinzu. Auf der Eisenbahn ermittelte ich mir später ein einsames Coupé und habe den Tag über von zehn bis ein Uhr wieder im Dante gelesen, der in der That mit zu den für heute bestimmten Propheten gehört.

Eine öffentliche Versammlung hier abzuhalten ist wegen der Kürze der Zeit unmöglich, wäre auch, da man so wenig vorbereitet hat, vielleicht nicht ganz nützlich gewesen. Dagegen trat gestern ein kleiner Kreis zu einer gründlichen Beratung zusammen. Hier ist das Terrain in Schlesien (außer Oberschlesien) durchmessen und eine Reihe von Mittelpunkten (etwa zwölf bis vierzehn) festgestellt worden, in die der Centralausschuß seine ersten Wurzeln einsenken kann. Nur

das ist zu beklagen, daß es mit geringen Ausnahmen an den betreffenden Stellen nicht möglich war, andere Personen als Pastoren zu ermitteln. Ich habe darüber eine Menge Notizen gesammelt. Mein Blick und meine Hoffnungen gehen noch weiter. Von einzelnen oberschlesischen Punkten aus ließe sich, wie schon bemerkt, ein weites Netz nach Galizien, Österreichisch-Schlesien, Ungarn und Mähren hineinwerfen, wo der Stand der Evangelischen im großen und ganzen von trostloser Art ist, obgleich andernfalls an einzelnen Stellen sich gerade wegen des Druckes seitens der katholischen Kirche noch ein eigentümlicher Grad kirchlichen Sinnes erhalten hat. Hier hinein muß durch die innere Mission gewirkt werden. Alle vorhandenen Schwierigkeiten, auch die der Sprache und der polnischen Sitte fürchte ich nicht; sie sind zu überwinden, wenn nur erst der sichere, gesunde Anfang gemacht ist, und als solchen Anfang sehe ich, wie gesagt, das an, was wir durch den Ankauf in Warschowitz zu erlangen hoffen. Gelingt das aber nicht, dann weiß ich keinen Rat, denn mit den hier vorhandenen Elementen ist nichts aufzustellen; die Pastoren sind lahm, und andere giebt's bis jetzt nicht außer einzelnen Gliedern der Stolbergschen Familie, die aber den größeren allgemeinen Standpunkt nicht einnehmen, denen, wenn ihnen auch die allgemeine Anschauung der Not nicht ganz fremd ist, doch die Notwendigkeit einer zu leistenden, allgemein wirkenden Hilfe ferner liegt.

Daß ich den letzten Abend in Pleß einen Versuch habe machen können, die Gedanken der innern Mission in einen größern Kreis hineinzuwerfen, und daß es geschehen ist, um das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit der großen evangelischen Kirchengemeinschaft zu erregen, habe ich Dir wohl schon geschrieben. Die Saat wird hie und da auf einen nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen sein, wenigstens zeigten sich davon hintennach noch einige Spuren. Durch das Gespräch mit dem Grafen von Hochberg, der während der Stunde des Vortrags in Pleß angekommen war und mich aufforderte, ihn noch in später Abendstunde zu besuchen, habe ich neue Hoffnung geschöpft, daß es gelingen wird, ein Grundstück zu erwerben, freilich wird es nur ein Stück Land ohne Haus und Dach sein — aber ich hoffe zu Gott und habe trotz der vielen Not, die uns umgiebt, den Mut zu glauben, daß wir die Mittel zu einem Bau noch dieses Jahr gewinnen werden. Es ist gewiß von Wichtigkeit, daß selbst die beiden dortigen evangelischen Pastoren gebeten haben, so zu bauen, daß das Bauwerk zugleich einen Betsaal für die gerade dort in größerem Haufen wohnenden Evangelischen enthalten möge. Ganz anders liegen die Sachen im übrigen Schlesien, das ein ganz anderes Land als Oberschlesien ist, welch letzteres gewissermaßen zu Polen gehört.

Berlin, den 8. Mai 1849.

Als ich hier gestern abend bei Stahls eintraf, war dort von Bethmann-Hollweg, der nach mir fragen wollte. So erhielt ich auf der Stelle Nachricht über Dich und alle und merkte wohl sehr bald, wie viel näher wir uns gekommen, seit der teure Mann nun auch in unsere Häuslichkeit und Arbeit hineingesehen. Die Dresdener Ereignisse, die Intentionen des Ministeriums, das neue Wahlgesetz, was in Bezug auf Frankfurt zu thun, das Rechtliche, das Politische in all diesen Aktionen waren heute die Themata in Zwiegesprächen mit denen, die ihre Stimme und ihre Gedanken mit in die Wagschale der Entscheidung legen.

Mich soll's verlangen, wie bald die Berauschten in Deutschland zur Erkenntnis darüber kommen werden, was eigentlich dies Frankfurt will, daß es durch und durch „Revolution" ist und der „Kaiser" nichts anderes als die Brücke zur Republik. Deutschland, wenn es stehen bleibt, wird Gott noch einmal für die Gabe eines Königs wie Friedrich Wilhelms IV. danken. Ich hoffe, daß eure politische Überzeugungen sich darüber während der Zeit unserer Trennung nicht geändert haben. —

In Breslau und seit ich von dort weg gegangen, habe ich noch manches beschicken können. Über Oberschlesien habe ich Ausführliches teils mit Graf Stolberg teils mit Regierungsrat von Götze verhandelt. Das Wichtigste ist, daß mein für Niederschlesien gemachter Vorschlag bereits in Erfüllung zu gehen scheint. Graf W. von Stolberg-Jannowitz hat in Kupferberg ein hübsches Schloß mit ca. vierzehn Piècen und im ganzen wohl zehn bis zwölf Nebengebäuden und etwa sechzig bis siebzig Morgen Landes zusammen zu einem Preise von zehntausend Thalern dargeboten. Da würde sich eine Kinder- und Brüderanstalt eröffnen lassen, wie ich es für die Katholiken in Grüssau vorgeschlagen. Das Geld scheint von den hunderttausend Thalern, die die unselige Nationalversammlung von 1848 für Niederschlesien votiert hat, anschaffbar. Nachdem ich in Liegnitz die Pläne und Risse angesehen und das Nötigste verabredet, will ich versuchen, dafür heute hier im Ministerium zu wirken. Läßt Gott es gelingen, eröffnet sich nach und nach in Schlesien jene Kette von Instituten der innern Mission, wie sie mir bei jeder Provinz längst vorgeschwebt hat.

Perleberg, den 9. Mai 1849.

Von Bethmann-Hollweg habe ich Dir die herzlichsten Grüße zu sagen. Gestern hat er beim Könige gespeist; er meinte, uns müßten die Ohren geklungen haben, so viel sei unser Name in Charlottenburg

genannt. Bethmann-Hollweg hat ihn aufs neue ganz ins Rauhe Haus einführen müssen. Außerdem hat er dem König und der Königin zwei Exemplare meiner Denkschrift überreicht und ersterem als gute Vorbereitung zu dem, was nun durch die Minister an ihn kommen wird, viel über das in Ober- und Niederschlesien Geplante erzählt. Wie sich erwarten ließ, ist der König auf alles eingegangen, auch die Minister werden die Sache unterstützen, wie mir der Dezernent versichert hat, mit dem alles Nötige über Oberschlesien, über Kloster Grüssau, über Schloß Kupferberg u. s. w. besprochen ist. Hier noch eins, was die Gesinnung der Katholiken offenbart: vor acht Tagen kommt ein dringendes Schreiben vom Fürstbischof von Diepenbrock an den Minister Brandenburg: Wichern sei in Grüssau gewesen, es werde durch ihn beabsichtigt, in Grüssau eine Brüder- und Kinderanstalt einzurichten; dagegen müsse protestiert werden und werde hiermit protestiert, das sei abermals eine Beeinträchtigung der Katholiken durch die Evangelischen, auf Grüssau hätten die Katholiken Ansprüche, und die Aufrichtung einer Anstalt für und durch Evangelische weise auf Proselytenmacherei hin. — Ihm ist eine mir bekannte, sehr verständliche Antwort geworden. Was werden diese Herren sagen, wenn sie meinen, nun schon vor drei Wochen geschriebenen Bericht zu Gesicht bekommen, in welchem ich ausführlich motiviert, daß in Grüssau eine katholische Anstalt eingerichtet werden müsse, in welchem ich gerade für die Katholiken und ihre Bevorzugung in diesem Falle gesprochen?! Wie traurig, daß auch ein sonst so achtbarer Mann wie der Fürstbischof sich so hat täuschen und fangen lassen.

Fortsetzung: 10. Mai. Um zwei Uhr fand die Versammlung für innere Mission in der Kirche statt. Leider war das Wetter schlecht, doch war die Kirche gänzlich gefüllt, unten und oben. Der Stand auf einem kleinen Nebenaltar war mir sehr angenehm. Der Superintendent leitete meine Ansprache mit wenigen Worten ein. Es ist die Kirche, in der einst der alte Gottfried Arnold vor fast hundertundfünfzig Jahren (starb 1714) gepredigt hat. Vorher am Morgen hatte ich für mich aus unserm Bunsen das Lied 156 gelesen, worin der alte, innige Kirchenvater einst in Perleberg gesungen:

Was unsre Klugheit will zusammenfügen,
Teilt Dein Verstand in Ost und Westen aus;
Was manchen unter Joch und Last will biegen,
Setzt Deine Hand frei an das Sternenhaus.
Die Welt zerreißt und Du verknüpfst in Kraft;
Sie bricht, Du baust; sie baut, Du reißest ein;
Ihr Glanz muß Dir ein dunkler Schatten sein.
Dein Geist bei Toten Kraft und Leben schafft.

Wie wir uns bei unseren stillen Familienandachten so oft sagen, so mußte ich mir auch heute sagen: wie wunderbar ist die eine Weisheit, die, wie die Sonne sich selbst gleich und alle Tage neu, durch die Jahrhunderte der Kirche leuchtet! Unter den Zuhörern waren außerordentlich viele einfache Bürgersleute. Kopf an Kopf saßen zur Linken Frauen, oben rechts die höheren Schulen mit ihren Lehrern, rundum eine gemischte Zuhörerschaft aus allen Ständen, auch Militärs. Wie ich nachher erfuhr, waren auch solche von den verschiedensten religiösen und politischen Gesinnungen anwesend. Ich habe, trotzdem ich Kopfschmerzen hatte und das Feuer herbeiholen mußte, was mir aber nicht versagt wurde, zwei Stunden gesprochen. Es lag mir daran, alle Seiten der Sache herauszukehren, um die mannigfachsten Anknüpfungspunkte an den Reichtum des Evangelii, dem im Leben des Volks nichts fremd ist sondern alles gehört, soweit Gott Gnade gab, aufzuweisen. Was geredet ist, ist anzusehen als eine Saat für Gott in Seinem Namen gesäet, das Gedeihen giebt nur Er. Der Mann, der es weiterführen wird, ist der Landrat von Saldern.

Der übrige Tag gehörte den hiesigen Freunden, die von zum Teil sehr verschiedener politischer Gesinnung sind, die ich aber ignoriere, ohne die meinige zu verbergen. Einige Demokraten haben geäußert, ihnen sei erst jetzt durch diesen Vortrag das rechte Licht über die gegenwärtigen Zustände und die Revolution aufgegangen, andere werden wohl in ihrem Sinn verhärtet sein. Nun, es ist des Herrn Sache, Er wird's schaffen.

Berlin, den 5. Juni 1849.

Gestern blieb mir kein Augenblick übrig, um Dir zu schreiben. Wie immer so ist auch diesmal die Zeit so verteilt, daß wir z. B. gleich eine Stunde nach meiner Ankunft (Sonntag sechs Uhr) eine vierstündige Konferenz hatten, und gestern ist ebenfalls der ganze Tag mit Konferenzen hingegangen. Übrigens war diesmal unser Centralausschuß vollzählig vertreten. Außer Dr. Abendroth[1]) waren auch die auswärtigen Mitglieder gegenwärtig. Wir sind zu erträglichen Resultaten gekommen; der Kongreß für innere Mission im September ist geordnet. Wie alles disponiert ist und wie auch ich mannigfach dabei zu thun habe, sollst Du mündlich hören. Es hat sich bei den Verhandlungen herausgestellt, wie gut die Zusammensetzung des Centralausschusses namentlich dadurch ist, daß ihm Elemente aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands angehören. Unter den wichtigen Beschlüssen, die gefaßt worden sind, war der, daß der Antrag der Elberfelder

[1]) Dr. Abendroth gehörte dem Verwaltungsrat des Rauhen Hauses an. Von 1851 bis 1856 und von 1859 bis 1867 war er Präses desselben.



evangelischen Gesellschaft, die sich dem Centralausschuß anschließen wollte, abschlägig beschieden ward, weil diese Gesellschaft ihre Absicht, in der katholischen Kirche zu wirken, nicht aufgeben will, ein Standpunkt, der unsern Grundsätzen widerspricht. Wir würden in die unangenehmsten und unfruchtbarsten Händel mit der katholischen Kirche geraten. Treviranus habe ich richtig noch bei Snethlage getroffen. Du kannst Dir schon denken, wie mich das gefreut hat. Nachher haben wir unsern Bruder Hilbert in seinem „grünen Hause" vor dem Oranienburger Thor besucht, wo ich alles in trefflichster Ordnung gefunden und in ihm immer wieder die treue Seele mit so viel Liebe, Dankbarkeit und Bescheidenheit getroffen habe, daß er einem damit immer aufs neue das Herz stiehlt. Den Abend war ich mit Treviranus und Snethlage beim Minister Eichhorn, wo ich auch Professor Nitzsch, Dr. Schmieder und Schelling traf, welch letzteren mit seinen klugen Augen ich hier zum erstenmal gesprochen habe. Außerdem war noch Geheimrat Schmidt vom Medizinalkollegium dort, aus dessen Reden ich bald herausfand, daß er der Verfasser jener charmanten Brochüre über die barmherzigen Schwestern sei, welche ich Dir, ich glaube vor zwei Jahren, einmal vorgelesen habe. Er ist Katholik und aus Paderborn. Herr Schmidt ist bis zur Steuerverweigerung ein vertrauter Freund Waldecks gewesen, über den er viel erzählt hat. Daneben war auch viel vom Kinkel die Rede. Nitzsch und Minister Eichhorn machten über ihn interessante Mitteilungen. Ersterer hat ihn aus der theologischen Fakultät in Bonn entfernt. Kinkel hat sich dann bei dem damaligen Minister Eichhorn zu insinuieren versucht, um Zulage zu erhalten und Preußen nicht verlassen zu müssen, was ihm auch gewährt ward. Kinkel war der Sohn eines Pfarres bei Bonn und hat lange unter dem Einfluß einer etwas pietistisch gerichteten Mutter gestanden, die ihn scharf unter christlichem Regiment hielt. Solange die Mutter lebte, ergab er sich darein; doch als sie die Augen schloß, schlug er um. Der niedergehaltene Charakter brach sich Bahn, namentlich in immer fortgehender Wut über seinen Ausschluß aus der theologischen Fakultät (er wurde der philosophischen überwiesen), bis er in schwere Extravaganzen verfiel. — Inmitten der politischen Betrachtungen, die an jenem Abend dort gepflogen wurden, habe ich wohl eine halbe Stunde mit Nitzsch über den Stand der kirchlichen Dinge im allgemeinen allein gesprochen. Die Ratlosigkeit der Behörden in Preußen in Bezug auf das Kirchliche ist bis aufs äußerste gestiegen. Die negative und positive Partei bilden sich immer bestimmter heraus. Es ist insofern ein Glück, kein Preuße zu sein.

Würzburg, den 18. Juni 1849.

Wie Du wohl auf Briefe gewartet haben magst! Aber wider alle meine Berechnung ist es unmöglich gewesen, solche zu schreiben. Ich bin mit Eile von Weimar nach Gotha gereist und dann von Gotha vierundzwanzig Stunden ununterbrochen per Post hierher, von wo Briefe erst morgen mittag weggeschickt werden. Ich will Dich noch einmal von gestern morgen an mit mir reisen lassen. In Gotha suchte ich sofort Andreas Perthes auf; bis zur Wiederabreise von dort bin ich ganz mit ihm zusammengeblieben. Er ist, wie bekannt, ein tüchtiger Buchhändler, der auf den festen Fundamenten seines großartigen Vaters steht. Die kaufmännische Einrichtung seiner Bücher, insoweit sie ihm dazu dienen, eine klare Übersicht über den wirklichen Gewinn zu bieten, ist mir für unsere Anstalten sehr wichtig geworden, und habe ich sie mir genau gemerkt, um davon Gebrauch zu machen, wenn einmal Zeit dazu ist. Jedenfalls wird viel Beachtung verdienen, was ein Mann wie Friedrich Perthes (Vater des Andreas) eingerichtet und probat erfunden hat und was sein Sohn so sehr bewährt findet, daß er es vervollkommnet und fortsetzt. Andreas Perthes' Bart bezieht sich auf seine Teilnahme an der Gothaischen Bürgerwehr. Dieselbe hielt an dem Tage zu Ehren der verwitweten Großherzogin eine Parade ab. Ich habe die Parade, da ich sonst nichts zu thun hatte und Perthes als Offizier dabei fungieren mußte, mitgemacht. Trotz des Majors, der sich heiser schrie, war die Sache im Grunde ebenso wie die Manöver unserer exerzierenden Jungen. Kommando: Rechts — um! und siehe, drei Viertel kehrt rechts ein Viertel linksum und zweifelhaft war noch ein gut Teil, das nicht wußte, wo rechts, wo links. So erging's den Gothaern und zwar unmittelbar vor den Augen der sehr gnädig unaufhaltsam dankenden verwitweten Fürstin, die auf einer Freitreppe zwischen lauter Bürgerstöchtern in Sonntagskleidern stand und die Parade in dieser etwas unfürstlichen Situation abnahm.

Im Perthesschen Kreise trat mir ein sehr starkes „Gothaisches Bewußtsein" entgegen und wurde mir versichert, daß dies hier trotz der übrigen politischen Schwärmerei nur bei wenigen nicht vorhanden sei. Ein Spaziergang über das Schloß zurück gab mir Gelegenheit, dessen günstige Lage zu genießen.

Zu Mittag traf ich bei Perthes noch einige Freunde, u. a. Wilhelm Perthes, Schwiegersohn des alten Friedrich und Träger der Firma Justus Perthes, von dem also die unzählig vielen Landkarten ausgehen, welche die deutsche Erde bedecken.

Der Zustand der Kirche in Gotha muß ein gar trostloser sein; in der Stadt giebt es gar keine lebendige evangelische Predigt, und wie in Weimar der alte Röhr und nach ihm ein Krause so hat hier in Gotha ein Bretschneider dafür gesorgt, daß kein evangelisches Leben aufkommt; hie und da auf dem Lande ist's anders. Das meiste Leben ist dort noch durch die Mitglieder der Brüdergemeinde erhalten, die ein wahres Salz der Thüringer Lande gewesen und geblieben sind. Inzwischen frißt das politische Gift mit seiner antireligiösen und noch mehr antichristlichen Galle immer mehr und mehr ein. Wer soll da helfen, wenn es der Herr nicht mit der innern Mission thut, weshalb auch die Herzen all derer dafür schlagen, die Ihn dort kennen oder auch nur ahnen. In der kirchlichen Vorkonferenz, welche hier in letzter Zeit wegen der Verfassungsfrage der thüringischen Kirche abgehalten wurde, ist die innere Mission von einzelnen ihrer Vertreter laut zur Sprache gebracht, und namentlich soll Hey neulich über sie in ergreifender Weise und so geredet haben, daß auch die sonst Toten, selbst Demokraten davon erfaßt worden sind. Du kannst verstehen, wie diese und ähnliche Mitteilungen aus Perthes' Mund mich mit lebhaftem Interesse erfüllten.

Sonntag kam ich hier an. Trotz des unbequemen Postwagens habe ich doch viel von der Reise gehabt. Wie herrlich ist die Natur im thüringischen Waldgebirge, in das man namentlich von Ohrdruf an eingeführt wird. Die Meile von Oberndorf abwärts führt nach Zella St. Blasii, einem der Marktflecken, deren nun in dem schönen, nach Unterfranken führenden Thale noch mehrere folgen. Nirgends habe ich so viel Kinder auf dem Haufen gesehen wie in dieser Gegend, wo sie sich lachend um den Postwagen drängen und der Postillon ihnen etwas vorblasen muß. Überhaupt ist die Freundlichkeit und Gemütlichkeit des Menschenschlags mir hier sehr auffallend gewesen. Sie setzen die Freude des Begegnenden voraus und freuen sich mit. Doch hat das Land noch ganz andere Seiten. Elend und Armut sind mitten in dieser Herrlichkeit der Natur groß. In Zella geht es jetzt lebhaft zu; daselbst sind viele Gewehrfabriken und die Waffenschmiede gewinnen bekanntlich bei der Revolution. Die armen Leute, welche sonst, wenn sie Tag und Nacht arbeiten, in der ganzen Woche zehn Silbergroschen verdienen, haben jetzt verhältnismäßig gute Tage. Darum muß ihnen daran liegen, daß die Revolution fortgeht, nur dürfen sie selbst keine machen und werden durch die Revolution, die ihnen reichlich Arbeit giebt, verhindert, sich daran zu beteiligen. Wenn es aber dort zu drohenden Ausbrüchen Unzufriedener käme, dürfte man sich nicht allzusehr wundern. Im Marktflecken Schwarza sollen

an vierzig Familien wohnen, die oft in vier Wochen kein Brot zu sehen bekommen. Die Familie genießt hier des Morgens „Brühe“, so nennen sie ihren Kaffee, d. h. ihr Cichorienwasser, dazu als Zukost gekochte Kartoffeln in Speck geschnitten und auf einem Rost gehärtet; mittags gekochte Kartoffeln mit Kaffee, abends wieder Kaffee mit Kartoffeln. In dortiger Gegend wurde bis vor längerer Zeit Leinenweberei betrieben, die aber auch hier hat zurückgehen müssen, und so finden sich Orte, in denen ein großer Teil aus solchen zurückgekommenen Leinwebern besteht, die sich nun als Tagelöhner und in verschiedener Weise nähren. Die nach Kissingen reisenden Gäste fahren alle diese Straße. Es mögen von diesen Herrschaften wohl wenige wissen, an wie viel Elend sie im Genuß der Natur vorüberziehen. Unterfranken ist ein herrliches Land, es war einst meist im Besitz von Fürstbischöfen und tritt die Erinnerung an diese verblichene Herrlichkeit für den Fragenden allerwärts hervor.

Ich wohne beim Dekan Fabri, einem lieben freundlichen Manne, bei dem ich bereits wie zu Hause bin; er verwaltet eine evangelische Gemeinde von etwa zweitausend Seelen, alles übrige ist hier römisch-katholisch. Du solltest Würzburg sehen. Die Stadt liegt im weitgestreckten Mainthal, überragt von ihren vielen Kuppeln und Kirchen; zu ihrer Wache liegt auf einem hohen, isoliert stehenden Felsen die stolze Citadelle, mit Türmen und ritterlichen Bauwerken. Hier war einst die Sommerresidenz der Fürstbischöfe; das Ganze umgiebt der weite Rand der Mainberge. Jetzt beschäftigt sich hier alles mit Baden und Bayern. Den Kanonendonner von dem vorvorgestrigen Gefecht zwischen Badensern und Mecklenburger Vorposten soll man hier haben hören können. Die Demokraten können sich hier aber nicht rühren, da Würzburg bis zwei Meilen im Umkreis in Belagerungszustand erklärt ist. Natürlich sind auch die kirchlichen Angelegenheiten Bayerns vielfach Gegenstand der Orientierung. Was hier Not macht, ist außer dem Tod der Gemeinde namentlich auf seiten der Lebendigeren der sich entwickelnde Kampf zwischen den sogenannten „Bekenntnistreuen“ und jenen gläubigen Männern, welche ebenfalls dem Bekenntnis anhangen, aber meinen, daß es etwas Wichtigeres gäbe, als stets ein Bekenntnis hervorzuheben, welches sich von selbst versteht, da hier Unterschiede gar nicht existieren; ist hier doch alles lutherisch. Die sogenannten „Bekenntnistreuen“ scheinen auch hier wieder diejenigen zu sein, welche von dem großen Elend der Zeit nichts wissen. Aus den gehässigen Ausfällen und Reden, welche ich hier gegen die innere Mission höre, verstehe ich die Ausfälle der Mecklenburger, die von Bayern aus inspiriert werden.

Was geschehen wird, sehe ich noch nicht deutlich. Heute hatte ich hier eine Art Rasttag. Morgen nachmittag findet eine Versammlung in hiesiger Kirche statt, in der ich sprechen werde; wahrscheinlich werden auch viele Katholiken teilnehmen. Donnerstag früh reise ich nach Zeilitzheim — zwischen hier und Bamberg —, dann nach Erlangen, wo am Freitag abend eine Versammlung auf dem Rathause stattfinden wird. In und um Erlangen giebt's dann noch mehr zu thun.

Fortsetzung, den 19. Juni: Der gestrige Tag diente mir zur Erholung. Vor allem war die Mainfahrt schön. Sie führte an dem neueingerichteten Nonnenkloster Namens Himmelspforte vorbei. Die Nonnen führen hier ein rein beschauliches Leben, verlassen das Kloster nie wieder, kommen auch nie aus dem Gemäuer heraus; ja, sie dürfen nicht einmal Besuch annehmen oder denselben doch nur hinter dem Gitter sprechen. Bei der schönen Lage des Klosters wäre das noch auszuhalten, wenn nicht das Haus mit so hohen Mauern umgeben wäre, daß es schlechterdings unmöglich ist hinaus- oder hineinzusehen. Solche Nonnenwirtschaft ist Barbarei.

Heute nachmittag habe ich hier in der evangelischen Gemeinde gesprochen. Die große Kirche war ganz mit Menschen, auch mit Katholiken, gefüllt. Nach hiesiger Landessitte ging's nicht anders, als daß ich den bayrischen Kirchenrock des Dekans anlegen mußte, worein ich mich denn auch fügte, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche! Vorher hatten wir noch das große Juliushospital, so genannt nach einem früheren Bischof, und die weibliche Strafanstalt besucht. Letztere war scheußlich; wie in verschiedenen Schachteln sind die armen Weiber eingesperrt — eine Stube voll Kindesmörderinnen, eine andere voll Diebinnen u. s. w. Das Ergreifendste war die Gestalt einer fünfundzwanzigjährigen Sünderin, deren Sündenmaß voll geworden, die von Stufe zu Stufe gesunken, nachdem sie zuerst als fünfzehnjähriges junges Mädchen unter erwachsene Verbrecherinnen gesteckt, dann auf immer schlimmere Wege geraten und immer wieder rückfällig geworden war, bis sie jetzt wie von einem bösen Geist besessen in einen Abgrund unrettbar hineintaumelt. Sie ist epileptisch, dazu plötzlich erblindet, lacht und weint dämonisch, wird immer blödsinniger — daß Gott sich erbarme! Das Gegenteil ist die leidende Mähler aus Württemberg. Sie war bis vor vier Jahren treue Aufseherin unter jenen weiblichen Gefangenen, ihre Mutter und Freundin, die es nicht lassen konnte, den Gefangenen in der Liebe Christi zu leben und zu dienen. Seit vier Jahren liegt sie nun unbeweglich an einer Stelle, von der sie nur alle sechs bis acht

Wochen einmal gerührt und umgelegt werden darf, ein endloses Schmerzenslager. Das Mädchen, etwa sechsundzwanzig Jahre alt, mit dem Angesicht eines Engels und einem Auge, aus dem die stille, gottinnige Liebe strahlt, ist fröhlichen Herzens und preist Gottes Gnade. Ich fand in ihr eine der treuesten Leserinnen unserer Fliegenden Blätter, deren Inhalt von ihrem Gebet und Fürbitte getragen wird. Es wird mir eine unvergeßliche Stunde sein, die ich in jenem kleinen, reinlichen Kämmerlein, das aufs lieblichste geschmückt war, verlebt habe. Wie wunderbar sind die Wege Gottes, der solche Arbeiterinnen der Arbeit entzieht oder sie vielmehr durch Leiden in die kräftigsten Arbeiter verwandelt, die mit ihrem Gebet wohl mehr thun als wir mit all unserm Wirken.

Erlangen, den 23. Juni 1849.

Guten Morgen, liebe Herzensfrau, aus dem schönen Frankenlande, wo Menschen und Dinge mit all ihrer Güte und Schönheit es mir nicht gönnen wollen, Dir so viel mit der Hand zu sagen, als es das Herz wollte. Du bekommst mich als einen etwas anderen Mann denn zuvor, zurück, ich hoffe aber, als einen besseren denn zuvor; oder ich wär' alles dessen, was mir wird, nicht wert, wenn es mich nicht im Glauben und in der Liebe, namentlich auch in der Liebe zum teuren Vaterlande, förderte, das solche Schätze des Lebens in sich birgt und dem einzelnen so mächtig Buße predigt, damit jeder lerne seinen Platz ausfüllen zur Ehre des Ganzen.

Am 21. d. Mts. ging es in Gesellschaft lieber Freunde schon früh morgens aus Fabris Hause am Main entlang und über denselben nach Zeilitzheim, einem unterfränkischen Dorfe, stattlicher wie viele der unserigen im Norden. Es waren hier wohl an siebzig unterfränkische evangelische Prediger beisammen, die zum Teil zehn Stunden Wegs gemacht hatten. Da die dortige Gegend überwiegend katholisch ist, war in jener Zahl ein sehr großer Teil der gesamten unterfränkischen Geistlichkeit repräsentiert. Es nahmen übrigens außer Predigern auch noch Gemeindemitglieder und entferntere Freunde der Kirche an der Versammlung teil. Mit Gesang und Gebet wurde die Konferenz in der Kirche eröffnet und die innere Mission auf die Tagesordnung gestellt. Was ich da vor fast lauter Predigern geredet, war wieder anders als das, was in Würzburg in der Kirchengemeinde zu sagen war, in der übrigens viele Katholische anwesend waren; und wieder anders mußte das Wort nachher in Erlangen vor einem zum großen Teil erst zu gewinnenden, aber gebildeten Publikum sein. Ich schloß meinen Vortrag in der Zeilitzheimer Konferenz mit dem Wort

des alten grauen Dieners der Kirche, der neulich in der Dietendorfer Konferenz unter den Hunderten, als man sich nicht einigen konnte, wie das Werk anzufassen sei, aufstand und sagte: „Ich nehme die innere Mission in meinem Herzen mit mir in die Gemeinde und sehe, ich muß ein anderer werden und Buße thun, damit wird die innere Mission in meiner Gemeinde lebendig werden.“ Die ganze Zeilitzheimer Versammlung erhob sich, und jeder machte das Bekenntnis zu dem seinen. Es wurde sodann der Anschluß dieser unterfränkischen Konferenz an den Centralausschuß beschlossen, um den sich bereits eine immer größere Zahl derer sammelt, welche das Werk der volksrettenden That der Kirche einigt. Es kommt in diesem Werk eine Einigung Deutschlands in ganz anderer Art zu stande, als man sie im politischen vergeblich versucht. Daran schloß sich die Bildung eines provisorischen Ausschusses für die innere Mission jener Gegend; auch wurde die Gründung eines Rettungshauses in der Nähe von Castell beschlossen; Land und Haus sind schon so gut wie gekauft; sodann die Herausgabe christlicher Volksschriften. — Der anwesende englisch-bischöfliche Prediger aus Wiesbaden sagte namens einer englischen Gesellschaft sofort dreitausend und einige Gulden als Beitrag zu; endlich wird eine Kolportage ins Leben gerufen werden. Wäre nicht ein halsstarriger Lutheraner, deren hier viele sein sollen, dazwischen gewesen, wäre alles einmütig beschlossen; dieser aber besorgte durch unser Vorgehen eine „Verletzung der Reinheit der lutherischen Lehre“!

Bamberg ist nächst Würzburg die schönste fränkische Stadt, die ich gesehen habe; die Lage ist reizend und großartig zugleich. Das größte und schönste Bauwerk der Stadt, die herrliche Domkirche mit ihren vier stolzen Türmen, die ganz Bamberg überragen, ist vom vorigen König innen und außen völlig restauriert und selbst eine Anbetung Gottes. Im Dom traf ich an einzelnen Nebenaltären Männer und Frauen, die ihre Andacht verrichteten. Lautlose Stille heiligte die Mauern, die mit zu beten schienen. Ich sage immer wieder: wie viel hat die römische Kirche vor uns voraus; einigte sich mit diesem das, was wir wieder vor ihr voraus haben, so wäre das die Kirche, auf die unser Christenvolk zu warten hat. Merkwürdigerweise finde ich hier nirgends bayrisches Volksbewußtsein, keiner will in allen diesen Landen Bayer sein; überall herrscht im Frankenland Hinneigung zu Preußen und Klage darüber, daß der König von Preußen die Kaiserkrone nicht angenommen habe, denn Führer Deutschlands sei er doch oder werde es werden. Nirgends ist mir das bis jetzt stärker als in Erlangen entgegengetreten. Hier war statt Professor Hofmann Professor Schmidt am Bahnhof erschienen.

Da der König in Nürnberg weilt und Hofmann in diesem Jahr Prorektor der Universität ist, hatte er zur Begrüßung dorthin reisen müssen und kam erst abends zurück. Der König hatte in ihm die Universität anfänglich etwas ungnädig begrüßt, da sie in der deutschen Sache nicht mit dem Kabinett geht und Demonstrationen unternommen hatte, die nach Preußen hinwiesen. Ich wohne bei Hofmann, der mir noch mehr als früher ein Freund geworden. Mittags war ich bei Schmidt, woselbst unter einer Reihe anderer Gäste auch Carl von Raumer[1]) war. Wie so ganz anders hatte ich mir diesen Mann gedacht! Ich wundere mich nicht, daß ihn alle Welt lieb hat. Mein Bemühen hierselbst geht dahin, Vorurteile gegen die preußische Regierung beseitigen zu helfen, was mir auch gelingt, da niemand eine richtige Anschauung der preußischen Zustände besitzt. Man ist verwundert über das, was man von mir hört, wie ich mich wieder wundere, daß man das alles noch nicht vernommen hat. Um fünf Uhr fand eine Versammlung des hiesigen freien Armenvereins statt, die mir Gelegenheit geben sollte, in die hiesige Bevölkerung hinein ein Wort über die innere Mission zu reden. Zum Verein gehört eine große Anzahl von Professoren, Medizinern, Juristen, Theologen, sowie von Predigern und Handwerksmeistern. Der große Saal in der „blauen Glocke" war ganz gefüllt. Von der Universität mochte kaum einer fehlen. Ich habe gut eine Stunde gesprochen. Der Verein ist kein prononciert kirchlicher, steht aber auf dem allgemein sittlichen Boden, der unausgesprochen diese Wurzel hat; nun war meine Aufgabe, diesen Grund aufzudecken und das Bewußtsein zu erzeugen, wie das, was hier geschieht, das Glied in einer großen Kette neu erstandener Arbeit volksrettender Glaubensliebe ist. Ich ließ die patriotische Seite stärker als sonst durchklingen und konnte nicht lassen, zu reden von dem, was ich im Geiste mit freudiger Gewißheit sich anbahnen sehe, die bessere Zukunft unseres Volkes durch die allgemeine Verbrüderung derer, die den Gott, welcher unser Volk zu dem gemacht hat, was es ist, zum Fundament aller ihrer Arbeit für das Volk erwählt haben. Wir hoffen, der gestreute Samen wird Frucht bringen.

Nachher war eine freie Versammlung im sogenannten Prater, wo sich der Kreis der Besten aus der Stadt gesammelt hatte. Vorwiegend waren es auch hier wieder die Universitätsprofessoren, die in

[1]) C. v. Raumer, geb. 1783, gest. 1865, war Geolog, Geograph u. Pädagog, wurde 1811 Bergrat und Professor der Mineralogie in Breslau, später in Halle. 1823 nahm er seinen Abschied und schloß sich an das Dittmarsche Erziehungsinstitut in Nürnberg an. 1827 wurde er in Erlangen Professor der allgem. Naturgeschichte und Mineralogie. Seine Geschichte der Pädagogik erschien in Stuttgart 1843—51.



fränkischer Gemütlichkeit beim Glase Bier, das hier nirgends fehlen darf, beisammensaßen. Vornehmlich freute ich mich, endlich Thomasius kennen zu lernen, der in der Sache der innern Mission ganz mit uns ist; er hat auch die „Denkschrift" gelesen. Den Abend brachte ich bei von Raumers zu. Von Raumers Frau erinnerte mich so lebhaft an ihre selige Schwester Louise Reichardt, daß das Gespräch von selbst auf diese führen mußte.

Inzwischen waren noch Einladungen von mehreren Komitees aus Nürnberg eingelaufen. Dort wird es auch zu einer Aussprache mit den Lutherischen kommen. Der Herr wird dabei sein. Ferner erhielt ich einen Brief des Herrn von Thun aus Stuttgart, wo man mich erwartet und wo mancherlei vorbereitet wird. Die dort von Mitgliedern der obersten Kirchenbehörde gelesene „Denkschrift" hat bereits zu Entschließungen darüber geführt, wie die Kirche sich zur Sache der inneren Mission stellen soll. Auch treffe ich in Stuttgart, wenn die badischen Verhältnisse noch nicht geregelt sein sollten, eine Anzahl Heidelberger Professoren.

Erlangen, den 24. Juni 1849.

Als ich heute mit Briefen an Frau von Thun in Stuttgart und von Bethmann-Hollweg fertig war, war ganz Erlangen in Alarm. Der König von Bayern war im Anzuge. Das mußte ich miterleben und eilte auf den Bahnhof. In dem Augenblick lief der Zug ein; Bürgerwehr und Linienmilitär standen in Reih' und Glied, Hunderte von Fahnen, u. a. auch die deutsche Trikolore flatterten auf den Häusern, Militärmusik erklang, das Volk brach in endloses Hurra aus — der König war da, an seinem Arm die schöne junge Königin. Auf dem Perron stand der Magistrat und der Senat der Universität in Gala, an der Spitze Hofmann mit der goldenen Ehrenkette als Prorektor, dann die Vertreter der andern Fakultäten. Ich hatte den König zuletzt in Göttingen gesehen, wo er wie ich armer Schlucker bei Dahlmann das Kolleg über deutsche Geschichte hörte. Die herrschende Meinung hier geht dahin, daß es in drei Jahren kein Bayern mehr giebt, daß man dann dem Drängen des Volkes nach innigem Zusammenschluß mit Preußen zur Einigung Deutschlands nachgegeben haben muß. Nach einem Besuch mehrerer Studenten, die eine Studentenversammlung auf morgen anberaumen wollen, in der ich den Studenten den Beruf der innern Mission ans Herz legen soll, war es Tischzeit, wozu die lieben gastlichen Hofmanns viele Freunde, lauter Professoren, eingeladen hatten: Thomasius, Schmidt, Schmidlein, Döderlein, Nägelsbach, Schaden, Ebrard, von

Raumer und andere. Die Mahlzeit ward durch Ernst und Scherz der trefflichen geistreichen Männer, die alle auf einem Grunde stehen, reichlich gewürzt. Es fehlte wenig, daß man Lust bekommen hätte, in Erlangen zu wohnen, und ich kann mir schon denken, daß es Hofmann hier in Erlangen besser als in Rostock gefällt. Am Nachmittag wurde ein weiter Spaziergang unternommen. Den Weg kauften wir damit aus, daß mich Hofmann über die bayrischen Kirchenverhältnisse und ebenso über Personen orientierte, mit denen ich von Nürnberg an zusammentreffen werde, und die zu kennen notwendig ist, um ein Anstoßen zu vermeiden und den richtigen Weg für unser Werk zu finden, dem Hofmann mit ganzer Seele zugethan ist.

Das Ziel jenes Spazierganges war der Landsitz eines gewissen Herrn von Beckh, den wir samt seiner Familie auf dem grünen Schloßhof antrafen. Dort saß eine Gesellschaft trefflicher Männer und Frauen in fränkischer Weise traulich zusammen, u. a. war auch von Raumer da. Erst um zehn Uhr abends traten wir den Rückweg an. Von Raumer hatte mir so viel aus seinen Erlebnissen mitzuteilen, daß trotz des dunkeln Fichtenwaldes darüber die Nacht zum Tage wurde. Als ein Freundesgeschenk der hiesigen Tage nehme ich das trauliche „Du" mit von Raumer zurück. Du wirst die liebenswürdige Familie im August kennen lernen und dann Deine Freude daran haben. Die Töchter sind wie Frau von Raumer gar liebenswürdig und gescheut; es möchte wenige Frauen wie diese geben, die hohen und regen Geistes im Kreise wissenschaftlich gebildeter Männer Shakespeare und Dante lesen, darüber debattieren und philosophieren, um sich dann um zehn Uhr abends an die Wäsche zu machen; denn sie halten keine Mägde, thun vielmehr alle Arbeit selbst. In ihrem Hause deutet alles auf die Freude an Künsten und Wissenschaften, während der darin wohnende Geist von der innigen Liebe Christi getragen ist.

Gestern hörte ich eine treffliche Predigt von Thomasius in der Stadtkirche. Er hielt sich fest an den Text; Geist, Wärme, Einfalt, leuchtende Blitze in die gegenwärtige Lage unseres Volkes, — solche Predigt lasse ich mir gefallen. Um elf Uhr ging ich dann in die schon erwähnte Studentenversammlung; ich fand hier etwa siebzig Studenten, denen das Wort, das ich hier neulich öffentlich geredet, zu Herzen gegangen war, und blieb über eine Stunde bei ihnen, um ihnen die Stellung der Studenten zur innern Mission klar zu machen und ihnen die von ihnen selbst gewünschte Aufgabe zu stellen.

Der Mittag bei Professor Döderlein war sehr angenehm, der Nachmittag bei von Raumers nicht minder. Eine Stunde war ich mit von Raumer allein, über den ich endlich Aufschlüsse bezüglich seines

früheren Verhältnisses zur preußischen Regierung erhalten habe. Übrigens scheint von Raumer stark dem Dilettantismus verfallen zu sein, aus dem ich mir seine mannigfachen Arbeiten auf dem Gebiet der biblischen Geographie, auch auf dem der Pädagogik erkläre.

Nürnberg, den 27. Juni 1849.

Am Montag besah ich in Erlangen eine Mädchenanstalt, die mir durch die dort regierende Vorsteherin, die man nicht removieren kann, etwas herabgekommen schien; doch habe ich eine Art Alliance zwischen den Kindern des Rauhen Hauses und den dortigen Kindern angebahnt, indem ich die Anregung gab, daß sie einander Briefe schreiben möchten. Darnach fand ein weitläufiges Frühstück bei der Frau von Medding statt. Frau von Medding ist die geschiedene Frau des ultrademokratischen von Esenbeck in Breslau, des alten unbekehrten Sünders, von dem sie sich so sehr geschieden, daß sie nach der Trennung auch dessen Namen abgelegt hat; sie ist eine entschieden christliche Dame. Das Frühstück war im Garten arrangiert, der eine sehr schöne Aussicht auf die Umgegend bot. Prediger, Professoren mit ihren Frauen und Töchtern waren in großer Zahl erschienen. Es wurde mir Gelegenheit gegeben, hier noch einmal ausführlicher über die Bedeutung von Brüderanstalten und die Notwendigkeit der Gründung einer solchen für Bayern, ebenso über die Notwendigkeit der Gründung neuer Rettungshäuser zu sprechen. Meine abends vorher im Prater gemachten Mitteilungen sind bereits Veranlassung zum Beginne einer Rettungsanstalt für Knaben in Erlangen selbst geworden; noch am selbigen Abend war, was ich erst jetzt erfuhr, nicht unbedeutend subskribiert worden. Auch gingen diesen Morgen wieder zu gleichem Zweck bedeutende Geldgeschenke ein. Ich suchte die Überzeugung hervorzubringen, daß sich nun ein Kandidat oder doch ein Theologe der Sache widmen möge, um mit der Rettungsanstalt zugleich eine Brüderanstalt[1]) ins Leben zu rufen. Mit von Raumer wurde dann noch das Nötige über das Preisrichteramt, wozu ihn unser Centralausschuß aufgefordert hatte, besprochen; er hat's angenommen.

Die Eisenbahn brachte mich Montag abend nach Nürnberg. Wo soll ich anfangen, Dir Nürnberg zu schildern! Die ganze Stadt ist eine Stimme der Toten, welche leben, jede Straße führt in Zeiten

[1]) Die damals projektierte Brüderanstalt, der „Puckenhof", trat erst 1851 ins Leben. Diese Anstalt fristete ein kümmerliches Dasein und ging 1876 als Brüderanstalt wieder ein, während die damit verbundene Rettungsanstalt bis heute fortbesteht. 1890 wurde in Nürnberg für das Königreich Bayern ein neues Brüderhaus ins Leben gerufen.



zurück, die nicht mehr sind, aber in ihrem Schoß einen Keim genährt haben, der neue Frucht schaffen will. Der erste Weg ging auf die stolze Burg, die Gottes- und Menschenhand zusammen gebaut. Die Aussicht auf die Stadt ist prächtig, wir genossen sie im schönsten Abendlicht der Sonne. Danach sah ich die St. Sebaldus- und die Laurentiuskirche mit ihren verborgenen und offenbaren Kunstherrlichkeiten, den Werken eines Peter Vischer, Adam Kraft, Albrecht Dürer u. a.; ferner die mittelalterlichen Giebel der Tausende von Häusern, viele von diesen mit gotischen Fenstern und Erkern. Bei der Sebalduskirche steht das Pfarrhaus, in welchem einst Propst Melchior Pfinzing seinen Theuerdank diktierte. In der Kirche selbst aber verschwindet alles vor Peter Vischers Grab des heiligen Sebaldus, das auf Schnecken wandelnd den langsamen Gang der Weltgeschichte, den Weg der Menschheit aus dem Heidentum heraus hinein ins Christentum darstellt; etwas Schöneres als die in Erz gebildeten Apostel kann es nicht geben. Und nun der Kirchhof, auf welchem so viele Meister des Wortes und des Werkes ruhen, ein Hans Sachs, Albrecht Dürer, Veit Stoß u. s. w.

Auf dem „Zwinger", wo verschiedene Geistliche zusammengekommen waren, war es unerquicklich; ich Armer begegnete sogleich dem starren Orthodoxismus und traf mit etlichen hart zusammen, schnell erkennend, welche Schwierigkeiten hier zu überwinden sein würden. Um so erquicklicher war es abends im Kreise einiger Freunde. Bis Mitternacht quoll hier der Mund über von den großen Aufgaben der Gegenwart.

Gestern morgen fand in Sachen der inneren Mission zunächst eine Versammlung im Rathaussaale statt, der von Menschen gefüllt war. Missionsdirektor Graul aus Leipzig repräsentierte die Sache schlecht, er sprach im Sinne der Orthodoxen. Dann aber nahm Josenhans aus Basel das Wort, ein Mann glühend in der Liebe Christi, innerlich frei, gewandt, voll Rednergabe. Es war fast offenbar, daß mir das Wort nicht gegeben werden sollte. Doch wußte Hofmann es durchzusetzen. Ich hatte nur eine halbe Stunde Zeit; in dieser zeichnete ich in großen plastischen Bildern des Volkes Not, die Aufgaben der Christen, den Sieg der Kirche durch den Herrn, — wenn wir uns frei machen lassen von dem, was hier noch viele gefangen hält. Das Wort schien zu fassen. Abends von fünf bis zehn Uhr waren abermals wohl zweihundert Personen, meist Geistliche, aber auch viel andere Männer versammelt. Hier sollte ich weiter reden. Ich habe in den fünf Stunden drei Vorträge gehalten, von denen der eine den andern ergänzte und jeder ins Große und Herrliche der Sache hineinführte. Die Versammlung ging mit, und der Schluß, so glauben wir alle,

war der Sieg der innern Mission in den Gemütern aller Anwesenden, die mit „Ja und Amen“ zufielen. Es strömten nachher Einladungen zu Konferenzen und Versammlungen aller Art an den verschiedensten Stellen. Ich habe merkwürdige Reden einzelner gehört, namentlich auch über Harleß, der mir bis jetzt aus dem Wege gegangen ist; ihm mag für den Augenblick das Gewissen geschlagen haben und hoffentlich wird's weiter schlagen. Einer der schroffsten Lutheraner Augsburgs hat mir seine Kanzel angeboten, so daß ich dort am Donnerstag über innere Mission predigen werde.

Nürnberg, den 28. Juni 1849.

Ich muß gleich morgen früh weiter nach Augsburg, Gott weiß es, wie viel lieber ich nach Horn zurückkehrte. Wenn ich aber sehe, mit wie vielem Segen der Herr meinen Weg bis heute begleitet, so setze ich meinen Wanderstab getrost weiter, denn es gilt ja Sein Reich.

Gestern habe ich mich ruhig verhalten. Das sogenannte Bibelfest war langweilig. Desto anregender war der Mittag und Nachmittag. Der treffliche Herr Merkel, einer der ältesten hiesigen Familien angehörig, hatte einen Kreis von Freunden zusammengeladen, in dem es echt nürnbergisch, einfach und gemütlich herging. Nachher hatten wir eine Versammlung beim alten ehrwürdigen Fabricius. Es handelte sich um eine Umwandlung hiesiger Rettungshäuser, wobei ich mit manchem Rat dienen konnte. Dann besahen wir eine städtische Kinderanstalt mit sechsundachtzig Knaben, die trotz der Nachtlicht-Fabrikation darin ganz artig gehalten war. Später führte uns Herr Merkel ins Polizeilokal, wo man die den Demokraten in der Nacht abgenommenen Waffen, aufgerichtete Sensen mit Haken u. s. w. aufgestellt hatte. Die drei Hauptführer sind gestern arretiert worden. Im ganzen kümmert sich in der Stadt kein Mensch darum. Den Abend brachte ich auf der „Kneipe“ zu. Die Männer sitzen hier abends beim Bier im Tabaksdampf, während die Frauen Theegesellschaften geben; das Familienleben muß darunter leiden. Ich habe übrigens bei der Gelegenheit manchen wackern Mann gesprochen. Heute morgen habe ich bei Gelegenheit der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des hiesigen durch v. Raumer gestifteten Rettungshauses[1]), abermals im prächtigen von Dürer ausgemalten Rathaussaale vor einer zahlreichen Versammlung über innere Mission und speziell

[1]) Dies erste Rettungshaus für Bayern, 1824 ins Leben gerufen, wurde von einem Beuggener Bruder geleitet, wie denn auch Wichern seine ersten Helfer aus Beuggen bezog. Im gleichen Jahr gründete Prediger Kraft die erste Mädchenrettungsanstalt für Bayern bei Erlangen. (s. S. 40).

über Rettungshäuser gesprochen. Da viele Magistratsmitglieder und Personen der verschiedensten Stände gegenwärtig waren, so darf man um so mehr auf eine Frucht hoffen. Offenbar machte das Wort einen tiefen und überzeugenden Eindruck, obgleich es der vierte hier gehaltene Vortrag war. Jeder Vortrag hatte über eine Stunde gewährt und alle vier waren verschiedenen Inhalts, der sich mir jedesmal im Augenblick darbot. Wir dürfen den Herrn für Seine Gnade loben und preisen, der Sein Werk hier in die Herzen von Hunderten aller Stände und in den Kreis von über zweihundert Pfarrern eingeführt hat. Auch die Herzen der härtesten Orthodoxen, versicherten die Freunde, seien getroffen und bewegt, wie denn auch der Händedruck und das Wort von ich weiß nicht wie vielen Männern mir dies bezeugt hat. Pfarrer R., der mir gleich den ersten Abend schroff entgegengetreten war und die Notwendigkeit solcher Arbeit in Abrede stellen wollte, ist mir nicht wieder nahe gekommen. Mit Furcht und Zittern bin ich hier eingezogen, aber der Herr hat mein Gebet erhört. Die gefährlichste Stelle des in Deutschland zu befürchtenden Widerspruchs ist, so darf ich glauben, überwunden.

Nachmittags haben wir in Gemeinschaft mit vielen anderen Freunden die heute feiernde Rettungsanstalt besucht, wovon nicht viel zu sagen ist, was irgend jemand interessieren könnte. Um Vorschläge bezüglich Erweiterung des Instituts machen zu können, habe ich sodann zwei Grundstücke besehen, von denen eins mit zwar kleinen, aber freundlichen Gebäuden, die vielleicht früher als Kloster gedient, sehr annehmbar war. Über die Entstehungsgeschichte der Anstalt habe ich das Nähere von C. von Raumer gehört. Als derselbe vor fünfundzwanzig Jahren als Vorsteher eines Privatgymnasiums in Nürnberg wohnte, kam seine Frau auf den Gedanken, von demjenigen, was aus der Anstalt für reiche Kinder, dem Gymnasium dort, an Kleidern, Speisung u. s. w. abfallen würde, einige arme Kinder zu unterhalten, und um den Anfang zu machen, schenkte sie ihm zu seinem Geburtstage einen armen Bettelknaben, und damit begann das Institut. Dieses kam aber durch allerlei Verwickelungen später dem Untergang nahe; da wurde die selige Louise Reichardt durch das Geschenk von tausend Gulden (ihr ganzes Ersparnis) die Retterin der Anstalt, was freilich niemand weiß. Die besten Dinge geschehen im Verborgenen.

Heute abend machten wir zum Schluß einen Spaziergang nach dem ehrwürdigen Kirchhof mit seinen Hunderten von Gräbern voll reicher, wahrhaft schöner Epitaphien; schwere Grabsteine bedecken meist der Länge nach das Grab, und auf den Steinen sind in Bronze die kostbarsten Gußarbeiten aus alter und neuer Zeit angebracht.

Augsburg, den 1. Juli 1849.

Vorgestern bin ich den ganzen Tag im Postwagen und auf der Eisenbahn gewesen, um von Nürnberg hierher zu gelangen. Der Weg über Schwabach und Donauwörth bis Augsburg ist wie ein Garten im großartigsten Stil; Gärten, Dörfer, Wälder, Schlösser und Ruinen wechseln miteinander ab. Gleich hinter Nürnberg habe ich Franken verlassen und bin jetzt in Schwaben, um übermorgen ins eigentlich bayrische Land hinüberzueilen, das mich aber nicht lange halten darf. Hier in Augsburg wohne ich beim Pfarrer Krause, einem Nachkommen des alten Württemberger Urlsperger, den Du wohl nicht kennen wirst. Der gestrige Tag ist trotz aller Unruhe wie ein Rasttag gewesen, indem der gute Pfarrer mir die Merkwürdigkeiten der alten von Kaiser Augustus gegründeten späteren Reichsstadt zeigte.

Soeben komme ich aus der Kirche, wo ich auf Wunsch der hiesigen Geistlichen gepredigt habe. Die Kirche war so voll, daß ich kaum den Weg zur Kanzel habe gehen können; die Prediger rechnen, daß an dreitausendfünfhundert Menschen darin gewesen. In allen Winkeln und Ecken waren Ohren und Herzen, die sich aufthaten; ich sah auch viele Offiziere und die aus Baden geflüchtete Markgräfin mit ihren Prinzessinnen. Gott hat mir geholfen, wie ich glauben darf; Ihm mußte ich es auch ganz überlassen, denn außer einer kleinen Stunde Vorbereitung heute morgen blieb mir keine Zeit vorher. Zum Text hatte ich Matth. 9, 35—38 gewählt. Alles hing wohl zusammen und ordnete sich in klaren Gruppen, so daß ich das im Geist sich Vorstellende nur abzumalen und wiederzugeben brauchte.

Heute abend um fünf Uhr werde ich noch einmal in einem größeren hiesigen Saal in anderer Weise über dieselbe Sache sprechen. Dazwischen giebt's noch Besuche zu machen, namentlich bei einigen Redakteuren der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die ich versuchen will, dafür zu gewinnen, daß sie der innern Mission ihre Spalten öffne, was mit mehreren Nürnberger politischen Blättern schon gelungen ist. Aus München habe ich Briefe erhalten, in denen die dortige Geistlichkeit mich bitten läßt, daselbst ebenfalls zu predigen; ich habe zugesagt, aber um einen andern Ort als die Kirche gebeten.

In St. Annen, wo ich heut gepredigt, sind drei treffliche Epitaphien derer von Fugger, die in dieser Kirche begraben liegen. Die Köpfe und einzelne Gestalten sind meisterhaft; die eine Tafel stellt den sterbenden, die andere den gestorbenen Fugger dar; auf der ersteren lauern zwei Teufel auf die Seele; auf der zweiten weinen die beiden Teufel, daß sie die Seele nicht bekommen haben.

München, den 2. Juli 1849.

Dies das erste Wort aus Bayerns Hauptstadt, wo mich der alte von Schubert[1]) unter sein Dach genommen. Er hat eine prächtige Frau, die mit ihm die Alpen, Italien, Frankreich, und zuletzt Ägypten, Palästina und Vorderasien durchwandert hat. Schubert holte mich vom Bahnhof. Obgleich wir uns beide nicht kannten, fanden wir uns doch in der Menge heraus, wozu meine Saulslänge etwas beigetragen haben mag. Er behauptete aber, daß man mir den Nordländer angesehen habe. Die Gastfreundschaft der Süddeutschen ist keiner der geringsten Vorzüge vor uns; das habe ich in Augsburg und abermals aufs neue hier erfahren. Doch ich will noch einiges von Augsburg nachholen.

Nachdem ich gepredigt, sah ich dort einen Kreis von Damen, der sich um die Gräfin von Isenburg gesammelt hatte. Mein Rat ging dahin, daß sich die evangelischen Frauen im Anschluß an die im ganzen vortrefflichen Geistlichen der Stadt gemeindeweise zur Armenpflege organisieren möchten, was wohl auch geschehen wird. Schwierigkeit bietet der Umstand, daß die Augsburger Bevölkerung gemischt und zwar überwiegend katholisch ist; die wenigen Evangelischen sind aber die Wohlhabenderen, schon deswegen dürfen sie das Band mit der bürgerlichen Armenpflege nicht lösen. Um vier Uhr ging ich in das sogenannte Armenkinderhaus, ein großes Augsburger Haus mit einem Saal, der viele hundert Menschen faßt. Hier habe ich das in der Predigt Behandelte durch viele einzelne Thatsachen ergänzt, ohne der Selbständigkeit des Vortrags etwas zu nehmen. Die Versammlung war bunt genug. Auch eine Anzahl von Liberalen war dort.

München, den 3. Juli 1849.

Man kam mir hier unter anderem mit der Botschaft entgegen, daß ich am nächsten Morgen, also heute schon um sieben Uhr in der evangelischen Kirche predigen müsse, wovon bereits im Kirchzettel Anzeige gemacht sei. So konnte ich nicht dagegen rechten. Ich habe den ganzen Gottesdienst samt Altardienst abgehalten. Wiewohl es die ungünstigste Zeit war, war die Kirche beinahe gefüllt; fast alle Oberkonsistorialräte und Geistliche der Stadt waren anwesend, was für

[1]) von Schubert, geb. 1780, gest. 1860, war 1809—1816 Direktor des Realinstituts in Nürnberg, dann Lehrer am Großherzoglichen Mecklenburg-Schwerinschen Hofe in Ludwigslust; drei Jahre später ging er als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen und erhielt 1827 einen Ruf nach München. Hier wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und in den Adelsstand erhoben.



den Fortgang der inneren Mission hier günstig war. Ich nenne den Pfarrer Dr. Burger[1]) und den Oberkonsistorialrat Böckh, ganz vortreffliche, jugendlich frische, treue Männer der Kirche; General von K., der ebenfalls dagewesen, hatte gemeint, die innere Mission sei freilich das punctum saliens, ohne das auch Bajonette und Kanonen nichts helfen würden.

Mit Schubert ist es bald zu der Vertraulichkeit gekommen, daß der alte siebzigjährige Jüngling verlangte, wir sollten uns „Du" nennen, was denn auch zur Ausführung gebracht ist. Einer meiner ersten Besuche hier galt dem früheren Präsidenten, jetzigen Staatsrat von Roth, dem die Kirche Bayerns so unendlich viel verdankt, wie hätte ich seinem Wunsche, ihn zu besuchen, nicht Folge leisten sollen! Seine treffliche Tochter ist hier die Seele aller evangelischen Frauenarbeit der innern Mission und genießt mit Recht die Liebe und Verehrung aller Freunde dieser Arbeit in den obersten wie untersten Kreisen der Stadt. Nach der heutigen Predigt haben mich hiesige Freunde durch einige Kunsträume geführt, die Pinakothek, Glyptothek, die Basilika u. s. w. Als Theologe muß ich des Christusbildes erwähnen, das mit seiner Unterschrift „Das that Ich für dich, was thust du für Mich?" einst auf Zinzendorf solchen Eindruck machte, daß er in sich ging und der Stifter der Brüdergemeinde wurde. Es gehört ein Zinzendorfsches Gemüt dazu, um von diesem Bilde diesen Eindruck zu empfangen. Das Bild ist in der That ein herrnhutisches; der Heiland ist mit dicken Blutstropfen bedeckt und enthält ganz die Auffassung der Versöhnung, wie sie durch Zinzendorf in weiten Kreisen verwandter Gemüter geläufig geworden ist. Die Glyptothek ist fast zu luxuriös gebaut. Hier interessierten mich besonders die Statuen einiger römischer Kaiserinnen, weil die Güte auf den sehr schönen kaiserlichen Frauengesichtern dem Bilde entsprach, daß ich mir von ihnen gemacht, nachdem ich sie als die heidnischen Vortypen christlicher Frauenbarmherzigkeit kennen gelernt und teilweise geschildert habe[2]).

Thorwaldsens Schöpfungen sind hinreißend schön. — Und was soll ich zu der großen, herrlichen, leider unbenutzten Basilika sagen? Nun erst kann ich begreifen, wie man darüber uneinig sein kann, ob beim Kirchenbau der gotische oder der byzantinische Baustil mehr berechtigt ist; nachdem ich mich bis dahin für ersteren entschieden, schwanke ich jetzt. Alle diese Herrlichkeit muß man sehen und dann

---

[1]) Pfarrer Dr. Burger ist der spätere Oberkonsistorialrat D. von Burger.

[2]) s. Fl. Bl. Serie V, S. 156, 157; u. a. sind gemeint die Mutter des Kaisers Mark Aurel sowie die Mutter des Alexander Severus, Mammäa.

Zeit haben, sie zu beschreiben. Ich will es treulich mündlich thun. Inzwischen vergesse ich den Zweck meiner Reise nicht. Gestern abend habe ich hier noch in einem Handwerkerverein vor etwa fünfzig jungen Leuten gesprochen; heute um vier Uhr — nach einer Stunde — ist wieder eine größere öffentliche Versammlung für innere Mission angesetzt, in der ich abermals sprechen werde. Eben deswegen muß ich jetzt schließen, die Zeit drängt.

München, den 3. Juli 1849.

Als ich heute meinen Brief auf die Post brachte, erhielt ich zugleich den Deinigen mit Gott sei Dank guten Nachrichten von Haus. Ich behielt ihn übrigens, ohne ihn zu lesen, in der Tasche, da ich zwei Häuser von der Post entfernt im Saal der „blauen Traube" einen öffentlichen Vortrag zu halten hatte, der zwei Stunden währte und — tröste Dich — nicht für zu lang, sondern für zu kurz erachtet wurde. Ich kannte in der Versammlung nur einzelne Personen und mußte überdies annehmen, daß viele Katholiken anwesend waren, was sich nachher bestätigte. Unter den Zuhörern befand sich auch eine größere Zahl höherer Offiziere, u. a. der bisherige Kriegsminister von Hohenhausen. Wir dürfen glauben, daß auch hier Bahn gebrochen und mehr als vorübergehende Teilnahme für die innere Mission in der bayerischen Residenz geweckt worden ist.

Dir werden meine Briefe oftmals etwas farblos vorkommen. Du mußt mir das aber zu gute halten; es fehlt die erwünschte Muße, was ich sehe und höre ist zu viel, als daß es sich mehr als andeuten ließe, und selbst das ist oft nicht möglich. Es wäre richtiger gewesen, eine Zeit von etwa vier Wochen allein auf Bayern zu verwenden, dann hätte ich auch den anderen Einladungen hierhin und dorthin folgen können. Es muß aber genügen, die Anregung gegeben, das Verständnis geöffnet und die Teilnahme und das Vertrauen für das Werk der inneren Mission geweckt zu haben, was ja auch der Zweck meiner Missionsreise ist.

Als sehr zweckmäßig stellt es sich heraus, wenn ich zunächst in einer Kirche vor der kirchlichen Gemeinde predige und nachher außerhalb der Kirche die Hauptgedanken in allgemeiner Weise behandele, indem ich einzelne Thatsachen in großen Bildern vorführe. Das lebendige Wort ist durch nichts, am wenigsten durch ein gedrucktes zu ersetzen; etwas anderes ist es, wenn das Gedruckte hintennachkommt, und da wird denn die „Denkschrift" — wenn sie nur erst hier wäre! — ihre Wirkung nicht verfehlen.

Für morgen ist eine Besichtigung der großen Strafanstalt und sodann die der Anstalt „Zum guten Hirten“, einer Art Magdalenenanstalt, verabredet. Zu letzterer ist der Zutritt sehr schwer zu erlangen, er kann nur vom Erzbischof gestattet werden; hiesige Freunde haben aber die Erlaubnis ausgewirkt, und ich darf hoffen, daß dies Institut mir morgen geöffnet sein wird. — Merkwürdig ist der Unterschied der hiesigen politischen Gesinnung von derjenigen, welche ich in den fränkischen und schwäbischen Provinzen gefunden habe; während die letzteren als die dem altbayrischen Staat Angeklebten sehr entschieden nach Norden und zwar nach Preußen hinzuneigen scheinen, ist hier die spezifisch bayrische Gesinnung vorherrschend, d. h. unter den altbayrischen Katholiken, die fest am Wittelsbacher Fürstenhause hängen und nichts von Preußen wissen wollen.

München, den 4. Juli 1849.

Heut früh hatte ich einen köstlichen Blick auf die Tiroler Alpen! Wie majestätisch ruhte zur Linken die Zugspitze; man sah es den Bergen an, die Hand des Herrn hat die Umrisse gezeichnet. Im Hintergrund die mit ewigem Schnee bedeckten, im hellen Sonnenlicht glänzenden, noch höheren Berge. Hätte ich noch zwei Tage zugeben können, so wäre der Wunsch des Herzens, den ich mir seit langem nicht mehr habe gestehen mögen, erfüllt worden, ich wäre mitten zwischen den Alpenbergen gewesen[1])! Aber daß mir schon dieser Anblick geworden, stimmte mich froh und dankbar.

Durch die Wohnungen der Armut und des Elends in der Au-Vorstadt ging heute mein Weg zur neuen Auer Kirche mit ihren schönen gotischen Spitzen und dem wie in Mosaik gearbeiteten bunten Ziegeldach. Das ist ein Wetteifer der edelsten Kunst mit der erhabenen Natur im Hintergrunde! Wie thöricht ist's, dergleichen beschreiben zu wollen. Was gemalte Fenster in der Kirche sollen, habe ich bis dahin eigentlich nie, aber hier in der herrlichen Auer Kirche mit dem ersten Blick verstanden. Es ist die Verschleierung des natürlichen Lichts mit einem heiligen Gewebe, um es der Seele einzuprägen, daß hier im Tempel Gottes ein anderes Licht leuchten soll. Still ragen zwischen allen Wunderwerken der Kunst die gotischen Säulen in den Himmel der Wölbungen empor, während man nur den leisen Fußtritt kommender und gehender Andächtiger hört und in tiefer Stille hier ein Armer, dort ein Reicher, hier eine Jungfrau, dort ein Greis knieend betet oder in einem der Seitenstühle im Andachtsbuch liest,

[1]) Wichern unternahm seine erste Reise in die Schweiz im August 1868.

zumeist in Werktagskleider gekleidet, ersichtlich von der Arbeit kommend oder zu ihr zurückkehrend. Fürwahr, es liegen in der katholischen Kirche, wie ich so oft wiederholen muß, mächtige Seile, das Herz an den Himmel zu binden, von denen wir nicht sagen sollten, daß wir ihrer nicht bedürfen, wiewohl wir wissen, daß sie alle zusammen das Gut des teuren Gotteswortes, das unsere Kirche uns bietet, nicht zu ersetzen im stande sind. Das letztere wurde mir recht klar durch die Begleitung eines katholischen Schullehrers, der mich infolge meines gestrigen Vortrages aufgesucht hatte und der mir nicht sagen konnte, womit die katholische Kirche den Mangel der Bibel in der Volksschule ausgleichen kann.

Nach dem Besuch der Auer Kirche führte mich mein Weg in eine Reihe katholischer Anstalten, in denen ich mein Wissen auf dem Gebiet der innern Mission erweitern lassen wollte. Baron von L. hatte mich abgeholt, um mich zunächst in das berühmte Strafarbeitshaus zu führen, wo ich mit dem General von Kretschmer zusammentreffen sollte, der ebenfalls dem gestrigen Vortrag beigewohnt hat und heute mit mir zusammensein wollte. Das Gefängnis war äußerlich gut gehalten. Der Direktor ist leider ein sehr selbstbewußter Beamter, der mit allen Schwierigkeiten fertig wird, der sich wundert, wenn noch Schwierigkeiten existieren; er ist der Meinung, man könne alle Schwierigkeiten wegkommandieren. Es fehlte sogar nicht an Rohheiten, indem er die zahlreichen Kettengefangenen sich produzieren und die Schlechtesten und Besseren derselben vortreten ließ, ihre Ketten zeigend und nachweisend, wie der mit den leichteren Ketten minder schlimm sei als der mit den schweren Ketten! Der Direktor bildet sich ein, daß die Gefangenen in ihren Mußestunden oder bei Nacht, wo sie sich ganz selbst überlassen sind, nichts Gefährliches untereinander reden: „es darf nicht sein, und darum ist es auch nicht", — das ist seine Losung! Der General machte sich hernach ein Vergnügen daraus, mich während der noch übrig gebliebenen Zeit in seinem Wagen durch den großen sogenannten Englischen Garten zu fahren, wo die Kunst der Natur in glücklichster Weise zur Hilfe gekommen ist und sich an fast allen Stellen das Großartige mit dem Lieblichen einigt.

Zu Mittag waren bei Schubert, der sich mit seiner Frau an Güte gegen mich erschöpfte, noch die Professoren Dollmann, Jurist, und der bekannte Naturforscher Wagner eingeladen, die mit ihrem Gespräch die Tafel würzten, bis Fräulein Linder, eine katholische Dame, mit ihrer Equipage vorfuhr, um mich in das Kloster „Zum guten Hirten" zu führen. So habe ich denn hier das erste und nachher im Mutterhause der barmherzigen Schwestern das zweite

größere Nonnenkloster gesehen. Das erstere hatte für mich besonderes Interesse, da es für Magdalenen bestimmt ist. Die Oberin, aus Frankreich stammend, war krank, statt ihrer schickte sie ihre Stellvertreterin, die in jeder Beziehung gut Bescheid wußte. Da die Nonnen sehr gesprächig und gefällig, auch wohl unterrichtet waren, so erlangte ich zugleich über das Mutterhaus die von mir längst gewünschte Auskunft, zu der man sich um so bereitwilliger fand, da ich zu nicht geringer Verwunderung der Führerin ihrem Gedächtnis und ihrer Erzählung oft ergänzend zur Hilfe kommen konnte, indem mir Statistisches und Historisches vom Orden oft besser bekannt war als ihr. Ordnung, Sauberkeit, Nettigkeit, alles war musterhaft. Die Einzelzellen der Nonnen sind klein aber niedlich, doch dürfen die Nonnen das Kloster nicht verlassen. Worin ich mich getäuscht hatte, war dies, daß die Aufsicht über die Büßerinnen nicht zahlreicher und daß keine völlige Isolierung durchgeführt war. Unter vierzig „Büßerinnen" nur zwei Schwestern! Die Beschäftigung besteht meist in Näharbeit, auch wohl in Gartenarbeit. Die Erfahrungen an den gefallenen Mädchen sind größtenteils wie allerwärts niederschlagend. Meinen Zweifel an der Richtigkeit der glänzenden Berichte aus Frankreich über dortige Resultate bestätigte die Assistentin vollkommen, da es dort wie hier ist und die Berichte von Beamten stammen, die nicht in der Sache leben.

Noch will ich erwähnen, daß im Refektorium die ganze Wand mit biblischen Bildern behangen war, die mir bekannt schienen; als ich zusah, waren es die Kaiserswerther Bilder. Über das Münchener Krankenhaus und das Kloster der barmherzigen Schwestern, zu dem wir dann fuhren, lieber ein anderes Mal. Den Abend brachte ich bei Thiersch[1]) zu.

Stuttgart, den 6. Juli 1849.

Von München wäre noch viel nachzuholen. Bei Schuberts war am letzten Tage noch viel Besuch eingekehrt, u. a. ein Richter, der mir die Nachricht brachte, daß er mit seinen Kollegen infolge meines Vortrags Verabredungen getroffen habe, um auch im Untersuchungsgefängnis eine Seelsorge einzurichten, ferner ein Oberbaurat, welcher sich zu Vorträgen im Handwerkerverein in München erbieten

[1]) F. W. Thiersch, geb. 1784, gest. 1860, habilitierte sich 1808 in Göttingen, 1809 wurde er an das neu eingerichtete Gymnasium zu München berufen. Hier stiftete er das philologische Institut, welches später mit der Universität vereinigt wurde. Für die Befreiungskriege 1813 sowie für die Wiedergeburt Griechenlands zeigte er thätiges Interesse. Seit 1848 war er Präsident der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. (s. Seite 60.)

wollte, dann ein anderer, der berichtete, daß Einrichtungen getroffen werden sollen, um die Jünglingsvereine in Würzburg, Passau, Augsburg, Nürnberg und Landshut mit dem in München in Verbindung zu bringen; Schubert will sich immer an ein- und demselben Tage in der Woche ganz den Arbeiten der innern Mission widmen; Oberkonsistorialrat Böckh hat bereits Anstalten getroffen, Gemeindemitglieder, zumeist Frauen, für die Zwecke der innern Mission zu versammeln, auch wird in München eine Agentur des Centralausschusses errichtet werden. Es war noch mancher andere da, und es wäre gut gewesen, wenn ich noch hätte bleiben können. Aber es ging nicht und ich eilte zur Eisenbahn. Für Carl bringe ich von Schubert einen „Spiegel der Natur" mit.

Um acht Uhr früh traf ich in Stuttgart ein, ich wohne hier bei Pfarrer Burk. Du würdest erstaunen, wenn Du von meinem Fenster aus die Aussicht in die Weinberge, die einen großen Kessel bilden, sähest. Mein erster Besuch galt dem hiesigen preußischen Gesandten Herrn von Thun und seiner Gattin. Du kennst die teure Frau. Ich hörte mancherlei Klagen hier; der König hat alle guten Vorsätze wieder fahren lassen und sich bestimmter als zuvor gegen Preußen erklärt, da er glaubt, nun alles wieder mit dem Schrecken zwingen zu können. Auch in Baden herrscht Mißstimmung gegen Preußen, die Preußen stellt man dort mit Muckern zusammen; alles Unglück sei durch den Pietismus ins Land gekommen. Ein Diplomat schrieb neulich hierher, es könne in Stuttgart nicht zu ruhiger Gestaltung kommen, da an fünfhundert Pietisten in der Stadt seien. Als nach der Befreiung Heidelbergs von den Freischaren ein Lehrer seine Schüler aufforderte, mit ihm ein „Nun danket alle Gott!" anzustimmen, stimmten die Jungen das Heckerlied[1]) an. Von dieser letzten Nachricht hörte ich viel auch bei Tisch, da mehrere der Anwesenden Briefe aus Baden erhalten hatten. Am Nachmittag fuhr die Tischgesellschaft, worunter der treffliche Herr Scholl und der Legationsrat Wagner war, der sich unseres Syndikus Sieveking in großer Liebe erinnerte, auf den Hasenberg und das sogenannte „Lustschloß". Was für eine Aussicht ins Oberland und hinunter bis zu den Vogesen! — Es ist nicht zu sagen, wie schön das Schwabenland ist. Am Abend waren

[1]) Hecker, geb. 1811, gest. 1881, war Obergerichtsadvokat zu Mannheim. 1842 wurde er in die badische Kammer gewählt und war eins der rührigsten Mitglieder der Opposition. 1848 erklärte er sich offen als Republikaner. Als der von ihm inscenierte Aufstand gescheitert war, schiffte er sich nach Amerika ein und kehrte nur auf kurze Zeit nach Ausbruch der Mairevolution 1849 zurück. In Amerika widmete er sich der Bebauung seiner Farm.

wohl dreißig bis vierzig hiesige Männer zusammen, um mich zu begrüßen, da ich ja nicht alle besuchen kann, u. a. fast das ganze Konsistorium, ferner der Präsident von Scheurlen, auch Gustav Schwab u. s. w. Ich mußte sogleich einen Vortrag über die innere Mission mit besonderer Anwendung auf Württemberg halten, was dann zu einer allgemeinen Besprechung Anlaß gab. Absichtlich war diese Versammlung zuerst angesetzt. Morgen früh fahre ich zur Herzogin von Württemberg, Mutter der jetzigen Königin; zu Mittag bin ich wieder bei General von Thun. Um fünf Uhr findet offizieller Vortrag im Saal der Elisabethstiftung für Herren und Damen statt. Sonntag predige ich auf Wunsch der Geistlichkeit in der größten Kirche der Stadt; abends spreche ich im Handwerkerverein; auf Montag ist eine große Predigerkonferenz für dreihundert Geistliche, an der auch Laien teilnehmen werden, angesetzt. Das Ganze ist das Werk Burks, der sich auf solche Anordnungen versteht. — Auf Dienstag habe ich mich entschlossen, der Einladung Ullmanns nach Heidelberg zu folgen und Mittwoch nach Frankfurt a. M. zu reisen. Nach einem Briefe von Bethmann-Hollwegs, den ich heute hier vorgefunden, erwartet derselbe mich vom dreizehnten bis fünfzehnten in Rheineck. Am fünfzehnten halte ich in der dortigen Kapelle die Andacht. Nur Dorner aus Bonn wird noch dort sein. Auf den sechzehnten ist eine Konferenz und öffentliche Versammlung nach Neuwied oder Koblenz ausgeschrieben, den achtzehnten oder neunzehnten findet eine Versammlung und daran anschließende Konferenz in Düsseldorf statt; dann — zurück zu Euch Lieben!

Stuttgart, den 8. Juli 1849.

Du weißt schon aus dem gestrigen Briefe, wie's kommen sollte, und so ist's gekommen. Gestern morgen hatte mich schon auf sechs Uhr früh, weil sonst gar keine andere Zeit zu finden war, Albert Knapp, der Dir aus seinen Dichtungen bekannt ist, zum Frühstück gebeten. Wer hätte sich unter dem Dichter einen großen, schwerfällig gebauten und schwer atmenden Mann gedacht, dessen Geistesfrische, Lebendigkeit und Gesprächigkeit freilich die Leiblichkeit, die ihm selbst eine Last sein mag, vergessen macht. Wie meine Reise so sind auch die Gespräche auf derselben, in denen die verschiedensten Sachen durcheinandergehen, so, als ob es darauf angelegt wäre, alles nur mögliche zu berühren. Am meisten war das wohl bei meinem Besuch in Kirchheim der Fall. Zunächst fuhr ich mit der Eisenbahn, dann fand ich auf einer der Stationen einen Wagen der Herzogin vor, der mich so schnell als möglich nach Kirchheim u. T. führte, das in einem herrlichen Garten

Gottes liegt; im Hintergrund der Stadt sieht man den hohen Teckberg. Das Schloß der Herzogin ist gar stattlich. Der Diener führte mich in die obere Etage. Die Herzogin kam mir in schwäbischer Treuherzigkeit und Liebe, die Hand zum Willkomm reichend, entgegen; die Liebe kam freilich noch von wo andersher als aus Schwaben. Die teure Frau ist wohl schon siebzig Jahre alt, aber von edelster Gestalt, verhältnismäßig noch rasch und frisch, voller Leben, geistreich und demütig; des Angesichts Schönheit hatte das Alter nicht verwischt sondern vielfach erhöht. Die württembergische Königin ist ihre Tochter. Ich war über eine Stunde mit ihr allein. Das Gespräch bezog sich meistens auf die betreffenden Verwandten in Rußland, Deutschland, Österreich. Die Offenheit und fast Rücksichtslosigkeit in diesen Mitteilungen war merkwürdig und zeigt auf jeden Fall, was wir auch sonst wissen: Menschen sind wir alle, nur daß die Höchstgestellten im allgemeinen noch mehr Schweres zu tragen haben als wir. Die Frage an mich: ob ich sie, die Herzogin, auch wohl besucht haben würde, wenn sie mich nicht eingeladen hätte, bezweckte etwas. Ich antwortete ihr, daß ich das nicht gethan haben würde, da es mein Grundsatz sei, nie und nirgends fürstliche Personen zu besuchen, wenn sie mich nicht eingeladen hätten, was ihr nicht einleuchten wollte, was ich ihr aber zu begründen suchte. Sie hatte wohl auch erwartet, daß ich in Augsburg die Markgräfin, welche von Kirchheim aus dorthin hatte flüchten müssen, hätte aufsuchen sollen. Soviel Frauen und Männer des höchsten Standes mir schon vorgekommen sind, so stelle ich die Herzogin von Württemberg doch in die erste Reihe; sie ist eine stille Priesterin des göttlichen Reiches, welche unter Königen und Kaisern und in ihrer Familie das Reich Gottes mit Gebet und Arbeit baut. Mit unsern Verhältnissen war sie genau bekannt. Sie hat mir an Dich als an ihre „liebe, teure Schwester" einen Gruß aufgetragen. Auf elf Uhr hatte sie einen kleinen Kreis aus Kirchheim eingeladen, den Oberamtmann, den Dekan, die Pfarrer, Schullehrer, Ärzte u. s. w. und zwar mit ihren Frauen, welche ich in der noch übrigen Stunde über die innere Mission unterhalten mußte. Ich hörte da auch von der Wirksamkeit des trefflichen Kirchheimer Dekans, der seit etwa dreiviertel Jahren wöchentlich an achtzig Hausväter der Gemeinde um sich versammelt, um ihnen die Schrift auszulegen, damit sie dieselbe für ihre Häuser und Familien beim Halten der Hausandachten gebrauchen lernen, also eine Schule für Haus- und Familienpriester.

Um zwei Uhr war ich wieder in Stuttgart. Zu Mittag war bei von Thun außer mir noch Gustav Schwab gegenwärtig. Um fünf Uhr fand dann eine öffentliche Versammlung im sogenannten

Katharinensaal statt, der vollständig mit Männern und Frauen aus allen Ständen gefüllt war. Ich habe fast zwei Stunden gesprochen, und der Segen des Herrn war dabei. Heute mittag muß ich nun predigen, zuvor aber noch nach Frankfurt a. M., nach dem Rhein u. s. w. schreiben, um Einladungen nach vielen Seiten, namentlich auch nach Tübingen hin, abzulehnen.

Stuttgart, den 8. Juli 1849.

Ich will, teure Amanda, den Tag heut, es ist schon spät am Abend, mit Dir und zwar mit Dank gegen den Herrn schließen, der mein Gebet erhört und mich glücklich durch alles hindurchgebracht hat.

An zweihundert Freunde, Pfarrer und andere aus der Umgegend, werden auf morgen erwartet, und viele sind bereits eingetroffen, die, von den Freunden auf Veranlassung meiner Herkunft zu einer Konferenz, die ganz öffentlich in der Kirche gehalten werden soll, eingeladen sind. Wie schon erwähnt, predigte ich heut um zwei Uhr. Es herrscht eine wahrhaft fürchterliche Hitze. Als ich aus der Sakristei in die große Stiftskirche trat, sie ist ein schönes, renoviertes gotisches Bauwerk, mußte ich versuchen, zur Kanzel hindurchzudringen; die große Kirche war in allen ihren Räumen unten und oben Kopf an Kopf gefüllt; zum Teil stand man noch vor den geöffneten Kirchenthüren. Man schätzte, daß über viertausend Menschen anwesend gewesen. Die der schönen Kanzel gegenüberliegende königliche Loge war gleichfalls gefüllt, u. a. war die Königin anwesend. Ich habe in des Herrn Namen und wissend, daß Ihm das Wort gehörte, über die innere Mission in ähnlichem Gange wie in den anderen Städten gepredigt, so daß Stuttgart in dem Kern seiner christlichen Bevölkerung weiß, was die Gemeinde als solche in dem großen Werke soll. Wenn morgen noch die auswärtigen Freunde kommen, so ist das Schwabenland einstweilen damit erfüllt. Im Dekan Dettinger, auf dessen Kanzel ich die Predigt hielt und bei dem ich noch eine Stunde blieb, lernte ich einen trefflichen Mann kennen. Die sich anschließende Versammlung des hiesigen Jünglingsvereins war von etwa siebzig Personen besucht, denen ich neben einer Bibelstelle, die man mir zum Auslegen vorlegte, noch anderes, sie speziell Angehendes ans Herz zu legen hatte. Abends bei von Thuns, wohin dreißig Damen der Stadt geladen waren, ist, so hoffe ich, der Grund zu einem Malchen-Sievekingschen Verein gelegt worden.

Bis jetzt sah ich in Stuttgart nur Leute der sogenannten „pietistischen Richtung“, was aber hier etwas anderes bedeutet, als das Wort „Pietist“ gewöhnlich bezeichnet. Es sind stille Christen, die im

ganzen Lande in jeder Gemeinde vorhanden sind, eifrig miteinander in Gottes Wort forschen und alle untereinander zusammenhängen. Es giebt hier auch andere evangelische Freunde, die unsrer Arbeit nicht ferne stehen, aber noch aus Weisheit zurückhalten, damit die allgemeinen Gedanken der innern Mission erst in den Kreisen jener so lieben und teuren Menschen Wurzel schlagen können und Vertrauen finden. Die Pfarrer gehören meist alle jener Richtung nicht an sondern stehen auf allgemeinerem christlichen Boden. Die hier zu Lande bestehenden eigentümlichen kirchlichen und gemeindlichen Verhältnisse suche ich genau kennen zu lernen und habe viel Gelegenheit dazu. Sie sind höchst lehrreich; sie zeigen mir, wie mächtig eine Kirche wird, die sich wie die württembergische so frei zu freien Verbindungen innerhalb der Gemeinde stellt und den Gewissen, wo es sich um erbauliche Zwecke handelt, keine Fesseln anlegt. Dadurch hat die Kirche sich hier das Leben bewahrt und trägt die Keime einer reicheren Zukunft, mehr als wir im Norden ahnen, in sich. In Norddeutschland haben (mit Ausnahme von Bremen) weder die Gemeinden noch die Pastoren davon eine Idee, wiewohl Norddeutschland in anderer Beziehung Vorzüge hat, die ihm bleiben müssen. Norddeutschland denkt umfassender, handelt leicht großartiger, ist für allgemeinere Ideen zugänglicher, ist in Beziehung auf manche Verhältnisse, z. B. politische in tieferem Fahrwasser, womit genau zusammenhängt, daß ihm bei dem Mangel an religiösem und kirchlichem, d. h. zugleich sittlichem Leben größere Gefahren und Kämpfe, zugleich aber auch größere Siege und eine größere politische Zukunft bevorstehen. Hier in Schwaben ist das ganze Volk mehr wie eine Familie, den Schwaben ist ihr Land ihr Haus; was nicht darin ist, heißt „draußen"; „er will herein kommen", heißt: „er will nach Württemberg reisen".

Am besten würden wir Norddeutschen uns mit den Franken und zwar den Unterfranken und den Bewohnern des nördlichen Teils von Mittelfranken verstehen. Nürnberg bildet, wie architektonisch so auch in seiner inneren Gestaltung eine Ausnahme unter allen anderen Städten.

Stuttgart, den 9. Juli 1849.

So wäre mit dem heutigen Tag meine Arbeit in Württemberg oder vielmehr hier in Stuttgart zu Ende. Heute früh neun Uhr begann die Pastoralkonferenz in der Waisenhauskirche zu Cannstadt. Sie währte von neun bis zwei Uhr. Der treffliche Dekan Kapff eröffnete die Versammlung und bald waren wir in der innern Mission, die ich deshalb von ganz neuer Seite darstellen konnte, da fast lauter

wissenschaftlich gebildete Männer anwesend waren. Sie erörternd suchte ich diesmal, die betreffende Aufgabe Deutschlands und zwar in seiner evangelischen Kirche unter den übrigen Nationen und der andern Kirche darzustellen, und konnte überhaupt mehr in die Tiefe der Sache eingehen, die denn auch in die Herzen drang. Trefflich sprachen auch noch ein Arzt und ein Jurist über die von ihnen gemachten Erfahrungen. Da ich dann zuletzt noch einmal das Wort nahm, ist's gelungen, die Konferenz mit Erfolg zum Anschluß an unsern Centralausschuß aufzufordern. Der Anschluß ist erklärt und somit die zweite Gruppe von Pfarrern in Süddeutschland mit dem Norden in Verbindung getreten. Abermals mußte ich eine Reihe von vielen Einladungen an andere Stellen Württembergs zurückweisen. Nebenher bemerke ich, daß ich unterwegs bereits dreihundertfünfzig Gulden für unsere Anstalt erhalten habe.

Frankfurt a. M., den 12. Juli 1849.

Ich will alles, was ich inzwischen wieder erlebt, der Reihe nach an Dir vorüberführen. Von Stuttgart ab begleitete mich Freund Völter, Vorsteher in Lichtenstern[1]). Je mehr es mir leid thut, die Anstalt nicht selbst sehen zu können, desto mehr benutzte ich die Gelegenheit, von Völter das Nähere darüber zu erkunden. Gegenwärtig zählt die Anstalt zehn Brüder und sechzig Kinder. Die Zahl der Brüder soll aber bis auf zwanzig steigen, während die der Kinder nicht überschritten werden soll. Der Zweck, Brüder zu Armenschullehrern vorzubilden, wird fortan Hauptsache bleiben. In Heilbronn bestieg ich das Dampfschiff und fuhr den Neckar abwärts. Von der Gesellschaft kannte ich niemand. Ich stopfte mir also nach langer Zeit wieder einmal eine Pfeife, um mich nach all dem endlosen Menschengewirr in Ruhe etwas zu sammeln, als mir plötzlich eine Dame näher trat, die sich mir als eine „Bekannte" vorstellte; es war die Gräfin L., die eine fleißige Leserin der Fliegenden Blätter ist und meine Vorträge in Stuttgart gehört hatte. Auch von ihr wurde der Verfall der oberen Stände hervorgehoben. Nach langer, herrlicher Fahrt lag endlich Heidelberg vor uns. Ich stieg hier bei Kirchenrat Ullmann ab, der mir eine gar liebliche Herberge bereitet hatte. Als er gestern erfahren, daß ich kommen würde, hat er mich bei meinem Eintritt damit überrascht, daß er mir in seinem Zimmer außer seiner liebenswürdigen Frau die Professoren Hundeshagen,

[1]) Ludwig Völter führte die von Zeller (Bruder des Beuggener Vorstehers) 1836 gegründete Anstalt Lichtenstern (Rettungshaus, verbunden mit Lehrerbildungsanstalt) weiter.

Umbreit, Holzmann und — als aus der Ferne herübergeholt — Hofprediger Bender, Medizinalrat Roller und Pfarrer Fink, meine teuren, so erwünschten Freunde entgegenführte. In mehrstündigen Konferenzen haben wir miteinander darüber verhandelt, was zu thun sei, um der inneren Mission auch im badischen Lande Eingang zu verschaffen. Die Verhältnisse hier, das ist mir klar geworden, sind in ganz besonderem Maße schwierig und werden es bleiben. Das Land ist in wahrhaft schrecklicher Weise von atheistischem und antichristlichem Geiste, der zuletzt alle Kultur und Sitte vernichten muß, unterminiert. Hier ist der sozialistische Republikaner zu Hause. Die Preußen, die doch ihr Leben daran gegeben haben, das Land zu säubern, werden gehaßt. „Preußen" und „Mucker" gelten in Baden gleichbedeutend.

Die Milderen unter den christlich Gesinnten, deren Repräsentanten ich in Heidelberg beisammen sah, werden zum Teil hart von denen, die von jedem einzelnen ein fest formuliertes Bekenntnis fordern, hart angefeindet, ja, zum Teil den Ungläubigen gleich gestellt. Hier eine Einigung zu erzielen und dazu die rechten Wege zu finden, darauf kommt es an. Das Resultat war, daß man mich bat, speziell zu diesem Zweck noch ein zweites Mal nach Baden zu kommen, da mir, wie man mir sagte, auch die Gegenpartei volles Zutrauen schenke. Arg ist vor allem, mit welcher Wut man seitens der Regierung viele der gläubigen Pfarrer verfolgt und zum Teil eingesteckt hat, so daß ihr Leben vielmals bedroht gewesen ist. Den Pfarrer Kayser[1]), der solches durchgemacht, habe ich selbst gesehen, und Hundeshagen erzählte ausführlich von seinem einzigen Sohne, der in Heidelberg im Gefängnis gesessen. Wenn irgendwo so wird's hier klar, daß das Ganze wesentlich ein Kampf gegen das Christentum war. Gestern morgen habe ich Fräulein Schröder besucht. Fräulein Schröder ist die einzige, die sich der Pflege der verwundeten Preußen angenommen hat, die dort auf zum Teil schmachvolle Weise vernachlässigt und verwünscht wurden. Fräulein Schröder wurde bei ihrer Samariterthätigkeit von Heckers Schwester unterstützt, die bis auf den tiefsten Seelengrund von ihrem entarteten Bruder geschieden, ja sein Gegenteil ist. Mittags bin ich hierher nach Frankfurt geeilt, wo ich bei Konsistorialrat Zimmer wohne. Pfarrer Zimmer ist schon siebzig Jahre alt, aber in seinem tiefsten Seelengrunde ein Jüngling, wie es beim Christen nicht anders

[1]) Dr. Friedrich Kayser (gest. als Diakonus in Gernsbach, s. S. 171), wurde wegen seiner Treue gegen das Fürstenhaus in Rastatt, später in Freiburg i. B. gefangen gesetzt. Er ist Verfasser der in der Agentur des Rauhen Hauses erschienenen Schriften über Nasmith (1853) und William Wilberforce (1856).



sein kann; er muß nach Christi Ordnung mit dem Alter immer jünger werden. Sein Lebenslauf ist merkwürdig. Er hat zuerst 1805 die Buchhandlung bei Perthes in Hamburg erlernt, dann die nicht unbedeutende Buchhandlung von Zimmer und Mohr in Heidelberg begründet und als Buchhändler im neununddreißigsten Jahre Theologie studiert. Zuletzt ist er vor vielen Jahren hierher gekommen und zwar als lutherischer Pfarrer an eine reformierte Gemeinde und von dieser gewählt. Ob nun der Pfarrer reformiert oder die Gemeinde lutherisch geworden, das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Gottes Segen über alle Gemeinden kommen würde, die solchen Pfarrer hätten. Heute morgen fuhr ich nach Wiesbaden. Von da zurückgekehrt schreibe ich diesen Brief und will gleich um sieben Uhr in die Evangelische Gesellschaft, um daselbst in einem engern Kreise einen Vortrag zu halten. Wiesbaden ist übrigens eine geleckte, aufgeputzte und gemachte Stadt. Ich ging hin, um Philipp Wackernagel[1]) zu sprechen, aber sah nur seine Frau, da er für den Tag verreist war; auch lag mir daran, den englisch-bischöflichen Pfarrer M. daselbst zu sehen, den ich traf; es galt mir, durch ihn Verbindungen mit England anzuknüpfen, und das ist, hoffe ich, im wesentlichen eingeleitet. Der Beschluß steht bei mir fest, nächstes Jahr[2]) einmal nach England zu gehen, um Freunde für unsere Sache, speziell das Rauhe Haus zu gewinnen. M. hat bereits nach London vorbereitend geschrieben und glaubt wohl, daß Lord Shaftesbury sich als Präsident eines abzuhaltenden Meeting erbieten wird. Auch habe ich durch ihn die Quelle gefunden, durch die es künftig möglich sein wird, die auf deutschen Boden zu verpflanzende englische Volkslitteratur ohne Kosten zu erlangen. Ferner wird dieser Tage unsre Buchhandlung eine Bestellung auf unseren lutherischen Katechismus erhalten, von dem M. einen großen Ankauf behufs Verbreitung in Deutschland und zwar durch eine englische Gesellschaft beantragt hat. Dies das vorläufige Resultat der Wiesbadener Konferenz. Ich mußte aber bald von dort zurückkehren und habe schließlich nur noch die heiße Quelle sprudeln sehen und gekostet, die seit der Römer Zeiten unaufhörlich Wasser der Gesundheit spendet — wohl ein Bild des ewigen Lebenswassers, das maßlos ist.

---

[1]) Philipp Wackernagel, geb. 1800 zu Berlin, gest. 1877 in Dresden, Begründer der wissenschaftlichen Hymnologie in Deutschland, war an verschiedenen Erziehungsanstalten und Schulen thätig (Berlin, Stetten i. Württ., Wiesbaden). 1849 wurde er Direktor der Gewerbeschule zu Elberfeld, seit 1861 privatisierte er in Dresden.

[2]) Die geplante Reise Wicherns nach England kam erst im Jahre 1851 zu stande. (s. die Vorbemerkung zum Jahr 1851.)

Frankfurt a. M., den 13. Juli 1849.

In der Versammlung der Evangelischen Gesellschaft hier sollte ich eine Bibelstunde halten und dabei zugleich die innere Mission ans Herz legen. Ich glaube, unter uns gesagt, daß der in diesem Kreise herrschende Geist im ganzen nicht der ist, von dem eine kräftige Bethätigung zu erwarten ist. Die Art der Erbauung, welche sich um die „Welt“ nicht viel kümmert, oder nur um sie zu beklagen, ist etwas anderes als die apostolische Erbauung, welche die Welt trotz ihrer Sünde mit Erbarmung umfaßt, um sie durch Buße zu verwandeln und für Gottes Reich zu retten. So mag denn die Erbauungsstunde etwas anders ausgefallen sein, als manche mögen gemeint haben. Es ist schlimm, daß in diesen Kreisen meist der Gesichtspunkt verloren ist, von dem aus man größere öffentliche Verhältnisse übersehen muß. Jedoch gilt das keineswegs von allen dort anwesend gewesenen Männern. Am Abend war ein engerer Kreis von Freunden bei unserm ehrwürdigen Zimmer, diesem stillen, Andacht weckenden, demütigen Knecht Gottes versammelt.

Auf Dr. Andraes Veranlassung war viel von den Irvingianern die Rede. Auch hier in Frankfurt haben die irvingianischen Führer eine Zeit lang mit großem Eifer gewirkt, und einer von denen, auf welche sie die größte Hoffnung gesetzt hatten, war Dr. Andrae, der deswegen auch das Innerste der Gesellschaft kennen gelernt und der entscheidenden Versammlung beigewohnt hat, in welcher nach einem aus England verschriebenen „Propheten“ der Geist Gottes die Ämter in der Gemeinde verteilen sollte. Die Beschreibung dessen, was dabei vorgekommen, ist von der Art, daß es die Augen öffnen mußte. Der „Prophet“ fing an, in „Zungen zu reden“, was sich beim Lesen der Schrift durch einen schrillen Schrei mit krampfhaft geöffnetem Munde kund that. Der Schrei war so laut, daß man ihn mehrere Häuser weit hat hören können; an diesen Schrei schloß sich dann stets in den höchsten Tönen ein eigentümliches Singen, ohne daß man den Inhalt des Gesungenen verstehen konnte. Die Töne waren so hoch, daß Andrae behauptet, nie eine solche Höhe der menschlichen Stimme gehört zu haben. Während in jener Versammlung Männer und Frauen aus den höhern Ständen voll Schrecken und Verlegenheit dasaßen, erklärte Carlisle plötzlich, was der „Geist Gottes“ durch den Propheten geredet habe; es war nichts anderes als einige in einen Parallelismus gebrachte Sätze des Buches der „Weisheit“. Das Ganze sollte eine Vorbereitung auf das heilige Abendmahl sein, das an dem Tag dort gefeiert wurde. Den Schluß der Feier bildete eine förmliche Bestürmung der Gewissen und der Gemüter durch den geist-

reichen Carlisle. Andrae ist danach zurückgetreten und hat ein Büchlein gegen die Sache geschrieben, nachdem ihn Carlisle förmlich beschworen hatte, von dem, was er an jenem Abend gesehen und gehört, keinem anderen zu erzählen. Dr. Andrae konnte sich aber dadurch nicht gebunden achten, zumal Carlisle ihm zuvor zum Bewußtsein gebracht, daß in allem und jedem die Gemeinschaft und der Austausch mit gläubigen Freunden nachgesucht werden möge. Am interessantesten war ohne Zweifel, was Andrae über Thiersch[1]) und dessen Stellung zum Irvingianismus mitteilte, und, wie er sich erklärte, daß ein Mann wie dieser sich solcher Schwärmerei — denn das ist das Ganze — hingeben kann. Thiersch ist, wie ich von allen Seiten gehört, ein Mann, der sich von jeher bei großer Tiefe des Gemüts und Schärfe des Verstandes an Autoritäten angelehnt hat. Die früher von ihm durchlaufene pietistische Schule und Richtung weist auch darauf hin. Doch genug davon.

Zu Mittag werde ich bei Pfarrer Bonnet sein, einem fein gebildeten französisch-reformierten Pfarrer. — Von der Reichsangelegenheit bemerkt man übrigens in Frankfurt fast nichts. Viel mehr als dadurch sind alle mit der „konstituierenden Versammlung" beschäftigt, durch welche das ganze Gemeinwesen in die Hände einer Wühlerrotte und einer Handvoll Juden geraten ist. Es stehen der Stadt wohl die schwersten Kämpfe und Leiden bevor.

Frankfurt a. M., den 14. Juli 1849.

Denke Dir, als ich gestern morgen eben aus dem Hause gehen will, kommt Phil. Wackernagel aus Wiesbaden, mit dem ich dann den ganzen Tag zugebracht habe. Während ich ihn immer lieber gewonnen, habe ich andrerseits begreifen gelernt, wie er an keiner Stelle längere Zeit aushalten kann; denn er bindet mit jedermann an. Ich besuchte mit ihm u. a. das Städelsche Institut, in welchem mir die zwei Bilder von Lessing: Huß vor den Kardinälen am meisten Freude gemacht hat; der Triumph der Kirche von Overbeck hat mich kalt gelassen und wenig triumphierend gestimmt. Allein jenes Lessingsche Bild ist schon eine Reise nach Frankfurt wert.

[1]) H. W. J. Thiersch, Sohn des S. 50 erwähnten Thiersch, geb. 1817 in München, gest. 1885 in Basel, war der wissenschaftliche Vertreter des Irvingianismus in Deutschland; er studierte in München Philologie, in Erlangen Theologie, wurde 1839 Privatdozent der theologischen Fakultät zu Erlangen und 1843 Professor in Marburg. 1850 legte er das Amt nieder, um in Norddeutschland in irvingianischen Gemeinden zu wirken. Seit 1864 ohne Amt, lebte er in verschiedenen süddeutschen Städten.



Mittags war ich, wie erwähnt, bei Pfarrer Bonnet mit Dr. Andrae, Wackernagel und anderen. Die Gespräche waren noch besser als das wohlbereitete Mahl, das im Freien unter schönen grünen Linden, eingenommen wurde. Bei der Gelegenheit wurde verabredet, was, nachdem ich am Abend meinen Vortrag gehalten, ferner in Frankfurt geschehen könne, um der innern Mission hier Boden zu gewinnen, namentlich auch, um den hiesigen politischen Blättern beizukommen. Am Abend fand dann die öffentliche Versammlung in der Loge der Freimaurer „Sokrates" statt, zu der durch sechshundert ausgegebene Karten eingeladen worden war. Der schöne, große Saal war ganz mit Männern und Frauen, die wohl fast alle den ersten hiesigen Ständen angehörten, gefüllt. Nach dem Schluß erfuhr ich durch eine Menge von Begrüßungen, wie viele Freunde zugleich aus Kurhessen und Hessen-Nassau dazu herübergekommen waren. Ich habe mit innerer Ruhe und Herr der Entwicklung bleibend zwei Stunden geredet. Wenn die Meinung vieler richtig ist, war das Wort nicht fruchtlos; namentlich hat das tiefen Eindruck gemacht, was ich über die Stellung der innern Mission zu den politischen Parteien und was ich gegen die schlechten Motive so vieler sogenannter Rechten oder Konservativen gesagt habe, wobei nur unbegreiflich scheint, daß man sich das nicht schon früher klar gemacht hat. Ob solche, die es anging, anwesend waren, weiß ich nicht, es ist aber wahrscheinlich, da man die Einladungen keineswegs ausschließlich an die „Christlichen" versandt hatte. Nach dem, was in den letzten beiden Tagen an mich gekommen ist, müßte ich auch hier viele Wochen bleiben, da die Einladungen und Aufforderungen ins Hessen-Darmstädtische, Nassauische u. s. w. sich stark gehäuft haben. Ich bin aber gebunden und reise in zehn Minuten an den Rhein, wo ich zuerst auf Rheineck von Dir und vom Hause zu hören hoffe.

Rheineck, den 14. Juli 1849.

Denke Dir, daß ich hier hoch über dem Rhein in einem prächtigen Schloß sitze, über dessen Eingang ein segnender Engel steht mit dem Wort darunter: „Der Herr segne deinen Eingang und deinen Ausgang!" Hier über allen Bergen des gewaltigen Rheins sehe ich links und rechts den Strom tief unten zu meinen Füßen vorüberfließen, rundum Städte, Dörfer, Felder, Weingärten und hoch darüber den Himmel so hell und blau, und die Bewohner des Schlosses so dankbar, froh und ernst! Morgen erwartet man hier noch mehrere Freunde aus Bonn, Clemens Perthes, Dorner und Rothe, welch letzterer aus Heidelberg nach Bonn versetzt ist.

Bonn a. Rh., den 17. Juli 1849.

Mit dem Briefschreiben ist's vorbei diesmal. Die Zeit dazu ist nicht da. Angesichts des vor mir liegenden Siebengebirges nur dies als Skizze. Am Sonntag hielt ich in der Kapelle zu Rheineck den Hausgottesdienst. Die Kapelle mit ihren sieben Seligpreisungen, vom sinnigen Steinle ausgeführt, müßtest Du sehen und nun erst über der Kapelle den Kapellensaal mit seiner majestätischen Aussicht! Zu Mittag kamen aus Bonn leider nur Dorner, Kraft und Perthes. Mit diesen drei Professoren wurde gründlich besprochen, was für die innere Mission am Rhein zu thun sei. Wir einigten uns bald über das Wesentliche. Am Abend fuhr ich mit von Bethmann-Hollweg nach Koblenz, wo der Freund dafür sorgte, daß ich von meinem Fenster aus im Gasthof „Zum Riesen" den Ehrenbreitstein mit seiner Herrlichkeit unmittelbar vor Augen hatte. In Koblenz fand gestern eine Versammlung der hiesigen evangelischen Gemeinde in gefüllter Kirche statt. Ich hielt dann eine Ansprache in einem Kreise von etwa fünfzig Personen, woran sich eine Besprechung schloß, an der auch der Oberpräsident Eichmann, der Generalsuperintendent Küpper, Major von der Goltz, mehrere Geistliche und Ärzte teilnahmen. Nach eingehender Besichtigung des neugegründeten evangelischen Waisenhauses wurde in einem Kreise von etwa vierzig Personen zu Mittag gespeist. Zu meiner Rechten saß der Oberpräsident, zu meiner Linken der Generalsuperintendent u. s. w., so daß im Gespräch viel Salz und Wesen war. Um fünf Uhr fuhr ich mit Bethmann-Hollweg auf dem Rhein nach Bonn zurück. Hier war die evangelische Gemeinde bereits in der Kirche versammelt, wo man mich erwartete. Ich sprach eine gute Stunde und brachte dann nach vielfacher Begrüßung mit teuren Männern der Universität den Abend in einem Kreise von Freunden zu. Jetzt geht es nach Düsseldorf, wo gleichfalls eine große Versammlung vorbereitet ist, dann Düsselthal und Kaiserswerth.

Hannover, den 21. Juli 1849.

Fünf volle Tage bin ich mit dem teuren Bethmann-Hollweg teils auf seinem Schloß teils auf der Reise zusammengewesen und habe viel Ursache gefunden, dem Herrn für einen so trefflichen „Freund" (denn so ihn zu nennen, hat er ausdrücklich verlangt) als für eine Seiner teuersten Gaben dankbar zu sein.

Ich habe durch den fortgehenden Umgang mit ihm vieles noch tiefer kennen gelernt, wie sich ja die Liebe, Demut, Wahrheit, Gerechtigkeit, die innere Freiheit und Christengüte eines Menschen und eines Hauses nur nach und nach zu einem vollkommenen Bilde

erschließen, wiewohl schon der erste Eindruck des Mannes hinreichend ist, klar zu machen, daß hier ein Leben ist, welches fordern kann, daß man sich ihm hingebe, um zu nehmen. Was mich noch besonders an unsre Freunde in Rheineck fesselt, ist die Harmonie ihres Wesens, der tiefe, volle Zusammenklang des innern und äußern Reichtums, die Großes, Größtes und Kleinstes umfassende Liebe, die Hingabe an den, der im Himmel ist, und an alles, was auf Erden herrlich ist oder elend gelassen ist. Es könnte Dir das, was ich sage, übertrieben erscheinen, aber es ist nicht übertrieben. Es bleibt gewiß eine seltene Erscheinung, daß so viele Gaben für das Leben in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst, eine solche Fülle der Treue gegen die, die auf Thronen sitzen, und gegen solche, die ihr Brot in Kummer und Thränen essen, sich in dem Schoße einer Familie, wie dies in der auf Rheineck der Fall ist, vereinigen. Du solltest nur Rheineck hoch oben auf den Felsufern des Rheines einmal sehen, die unaussprechlich schönen Anlagen, die Ausnutzung des großartigen Terrains, die köstlichsten Gedanken! Der Mut menschlicher Schöpfungen einigt sich hier mit den schönsten Bildern, die der wunderbaren Natur entlockt sind; ich denke an den „Goßners Blick“, wo das Auge an Weinbergen hinabgleitet, bis es auf einem grünen Sammetteppich ruht, durch den der Silberfaden eines stillen Bächleins das Auge fesselt.

Hätte ich Zeit gehabt, so wäre ich gern noch nach Neuwied gegangen, wo eine Brüdergemeinde blüht und wohin mich die Fürstin von Neuwied eingeladen hatte, zumal sie nicht, wie gewünscht, nach Koblenz hatte kommen können. Überhaupt scheinen es mehr die Fürstinnen als die Fürsten zu sein, die sich hier für die Angelegenheiten der innern Mission interessieren, was immerhin eine gewisse Bürgschaft dafür bietet, daß die innere Mission sich auch in den höheren Regionen Bahn brechen wird, was ich nicht mit der Hoffnung ansehe, als ob sie selbst dadurch gewinnen sollte (sie ist ohnehin Sache des Königs der Könige), sondern mit der Hoffnung, daß die Fürsten und höhern Regionen ebenfalls des hier quellenden Segens noch möchten teilhaftig werden. Denn das thut not, in welchem Maße — nun, das wissen im allgemeinen alle, die überhaupt einen Blick in dies irdische Oben gethan haben. Das Maß der Notwendigkeit ist mir niemals so klar geworden als nach den Herzensergießungen der Herzogin von Württemberg gegen mich. Nach dem aber, was heute Recht und Gesetz ist, müssen wir uns zu denen stellen und bei denen bleiben, welchen Er, der Herr, das Regiment bis dahin vertraut hat. Über alle diese tritt der König von Preußen wegen seiner unter seinesgleichen einzigen Stellung zum Herrn und Erlöser als ein leuchtendes Zeichen der

Gegenwart unzweifelhaft in den Vordergrund. Daß ihm leider die Entschlossenheit und das volle Bewußtsein, für diesen Moment einen Beruf in der christlichen Weltgeschichte zu haben, fehlt, geben auch diejenigen Freunde des Königs zu, welche ihm am nächsten stehen und ihn so verehren, als sie ihn fürbittend lieben. Als eins der vielen Zeugnisse dessen, was in der Seele des Königs vorgeht, mag folgendes mit gelten: Als er vor kurzem mit mehreren Künstlern in seinem Park spazieren ging, unter denen auch Rauch war, äußerte der König, wie ihn lebhaft der Gedanke einer Marmorgruppe beschäftige, welche Moses darstelle, wie dieser in der Schlacht gegen die Amalekiter siegt, indem Hur und Aaron seine Arme zur Fürbitte stärken. Das sollten sich alle Freunde des Königs merken und ihm dienen, wie Hur und Aaron dem Moses gedient, damit die Amalekiter unserer Tage überwunden werden durch Gottes Kraft! — Doch ich komme immer wieder von meiner Reise ab, wozu freilich auch das Gesagte gehört. Das Beisammensein mit Bethmann-Hollweg hat mir, wie Du Dir denken kannst, ebensovielen Aufschluß über frühere Regierungs- und Verwaltungs-Verhältnisse wie über gegenwärtige politische und kirchliche Sachlagen und die sie bedingenden Personen und Verhältnisse gegeben. Die eigentümlichen Intentionen des Königs auf kirchlichem Gebiet sind mir erst jetzt klar geworden, u. a. seine Pläne in Beziehung auf das Bistum in der Kirche. Jedenfalls scheint mir gewiß, daß Bunsens Ansichten noch nicht die des Königs sind, welch letzterer sich in dieser Beziehung durch selbständige, zum Teil tief eingehende Forschungen, Ansichten gebildet hat, die freilich sehr wenig ausführbar scheinen und schwerlich jemals ins Leben treten werden. Dem Könige entgeht es ganz, wie die eigentliche unterste Grundlage aller Kirchenbildung die Gemeinden sind und zwar die Einzelgemeinden; er geht immer davon aus, daß es, wie er es zu nennen pflegt, „Kirchen" geben muß, denen ein Bischof vorzustehen hat, wie der ephesinische Gemeindekreis eine solche Kirche war. Etwa die einem Superintendenten zugewiesenen Kirchsprengel würden ein solches Bistum abgeben. Merkwürdig ist, daß der König bis auf heute die Hoffnung nicht aufgiebt, daß sich solche Bistümer in seiner Monarchie bilden werden. Wie unmöglich das ist, zeigen die Zustände in den östlichen Teilen der Monarchie und noch viel mehr die der Gemeinden in Rheinland und Westfalen. Wo ein Anfang mit der Durchführung jenes Gedanken gemacht werden würde, würde ein förmlicher Kirchenaufruhr entstehen. Es bedarf nur einer oberflächlichen Beobachtung der dortigen kirchlichen Verhältnisse, um davon überzeugt zu werden. Doch ich muß für heute abbrechen; noch wenige Tage und ich bin daheim!

Du glaubst nicht, wie lehrreich es mir gewesen ist, in den verschiedenen Ländern, die ich berührt habe, Beobachtungen über die allgemeine kirchliche Lage darin zu sammeln. Wie trägt jedes derselben eine besondere kirchliche Physiognomie. Das tote Thüringen steht kaum in den Anfängen einer kirchlichen Neubildung, weil hier alles Material dazu zu fehlen scheint; doch aber haben auch hier Hoffnungen ein Recht, da in den kürzlich stattgehabten Beratungen, welche die Bildung einer thüringischen Gesamtkirche bezweckten, Männer an der Spitze standen, welche vom rechten Geist getragen sind, in denen zugleich der Geist der inneren Mission lebt; ich nenne den Buchhändler Frommann in Jena, Ackermann in Meiningen und andere. Wie anders wieder das evangelisch so mild gesinnte Unterfranken und ein Teil des bayrischen Oberschwabens! Dazwischen macht sich der immer mehr anwachsende Orthodoxismus, der in einem Löhe um das stolze Nürnberg herum seinen Haltepunkt findet, geltend. Das von mir hineingeworfene Element der innern Mission hat dort, wie ich glaube, die Härteren gebrochen und wird heilsam weiter wirken unter direktem Einfluß von Erlangen aus. Dies kann dann wieder nicht ohne Einfluß auf die hannoverschen und mecklenburgischen Führer bleiben, die sich an Nürnberg anlehnen. Jedenfalls haben wir im Süden einen wackern Bundesgenossen gegen unsere sich immer mehr vereisende Kirche im Norden gewonnen. Wie verschieden von den geschilderten kirchlichen Verhältnissen sind wieder die in Württemberg und Baden! Die innere Mission wird unter den Christen in Württemberg und in Baden vor allen Dingen den Patriotismus beleben müssen. So patriotisch die Bayern sind, so passiv verhalten sich in diesem Stück die Badischen und die Württemberger. Nie wäre es dort zu jenem Umsturz gekommen, hätten die wirklich christlich Gesinnten sich an der Sache des Vaterlandes beteiligt; statt aber dies zu thun, haben sie meist ruhig zugesehen und scheinen im Grunde der Meinung zu sein, daß es christlich ist, sich um die Sache des Vaterlandes gar nicht zu kümmern. Oder wäre das nicht eine starke politische Macht geworden, wenn sich jene 15000 Bauern und Bürger, welche sich vor einem Jahr in Baden zu einem einzigen Missionsfest zusammenfanden, in ihren Kreisen ebenso energisch um das Vaterland bekümmert hätten, oder wenn jene Pietisten-Versammlungen in Württemberg, welche in einem nördlichen Bezirk des Landes so zahlreich sind, daß der herrnhutische Diaspora-Bruder über zwei Jahre gebraucht, um sie einzeln besuchen zu können, dasselbe gethan hätten?! Irre ich nicht, so ist auch in Württemberg selbst unter den lebendigen Christen das Urteil im Politischen wenig ausgebildet. Es giebt dort, wenn man es auch

in thesi nicht eingesteht, ein anderes Maß der sittlichen Beurteilung in politischen Dingen als für das gewöhnliche Leben sonst. Wäre das nicht der Fall, so wäre es z. B. unmöglich, einen Mann wie den Minister Römer so hoch zu stellen, daß er dort fast allgemein als der „Retter Württembergs", als der Mann, dem das ganze Volk zu höchstem Dank verpflichtet ist, auch von den Christen bezeichnet worden ist. Den Württembergern entgeht, daß unter Römers Ägide die Revolution das ganze Land bewegt. Römer ist zwar der erste Minister des Königs, aber, wie wir aus bester Quelle von denen wissen, die tiefer zu blicken Gelegenheit hatten und eindringlicher zu urteilen den Geist haben, ist er der stete Opponent des Königs, der diesen in eine Null zu verwandeln und in seiner Machtentwickelung zu hemmen versucht, um in der That einen Zustand zu begründen, bei welchem dem Könige noch weniger bleibt als der Schein der Macht. Römer ist die Republik, aber die unausgesprochene, mit welcher der König sich im Kabinett herumzuschlagen hat. Der König von Württemberg ist jetzt unter dem Einfluß seiner Minister antipreußischer als je; er verläßt sich auf seine Bajonette, da er sieht, was die preußischen Bajonette in Baden vermocht haben; er vergißt aber den geschichtlich gewordenen gewaltigen Unterschied zwischen sich und den Hohenzollern. Er scheint sich das Wort gemerkt zu haben, was ihm der Baseler Missions-Inspektor Hoffmann, den er um diese Dinge neulich befragt, gesagt hat: es werde noch keine rote Republik, wohl aber eine rote Monarchie geben. Allein weder um diese noch um jene würde sich die spezifisch württembergische Frömmigkeit kümmern, wenn sie nur, wie's im Kirchengebet heißt, „ein ruhiges und stilles Leben" führen kann. Ob die Kirche dabei nun gedeihen wird, ist sehr zu bezweifeln; gedeihen kann sie doch nur, wenn ihre Glieder das Wort des Apostels verstehen: Alles ist euer, damit das ganze Leben und Wesen des Volkes christlich erneuert und volkstümlich verklärt werde. Bei alledem hat Württemberg eine Fülle des kirchlichen oder vielmehr des christlichen Lebens tief innerlich und auch in äußerer Zahl ein Volk so mächtig, daß der Beobachter nicht lassen kann, darauf eine große Hoffnung zu bauen. Baden ist ein innerlich zerrüttetes Land, wo alle Verkehrtheiten und Verirrungen zum äußersten Extrem gereift sind. Die christliche Gesinnung der Masse ist größtenteils so eingeengt, daß sie Männer wie Ullmann und Hundeshagen nicht als christlich gelten läßt. Dabei haben sich die streng Konfessionellen, die spezifisch lutherisch sein Wollenden in einer gar gefährlichen Opposition gegen das warme, lebendige Christentum wenigstens teilweise verrannt, so daß in der That nicht abzusehen ist,

was daraus über kurz oder lang werden soll. Meine früheren Briefe sagen, wie die Unbefangenen hoffen, daß die praktischen Bestrebungen der innern Mission den so notwendigen Ausgleich unter denen hervorbringen werden, die vor dem Herrn doch gewiß eins gelten.

Ganz anders sieht es wieder im Rheinland aus, das sich auch in Rücksicht auf das Kirchliche in ein Ober- und Unterland teilt, welche keine rechte Gemeinschaft miteinander haben. Zunächst giebt der gemeinsame Gegensatz gegen das Katholische hier ein Bindemittel, sodann ist das Resultat der gemeinsamen Gemeinde- und Kirchenverfassung, der Presbyterien und Synoden nicht ohne heilsamen Erfolg geblieben. Sehr schwierig wird die Lage der Kirche gegenüber den immer mehr zunehmenden gemischten Ehen, wobei die Katholiken sehr streng darauf halten, daß der Nachwuchs, welcher aus diesen Ehen entsteht, katholisch werde. Bei Fragen der innern Mission, wo es auf das unmittelbar Praktische ankommt, stellen sich hier eine Menge Schwierigkeiten heraus; ein reines Gemeindewesen, ein solches, das sich aus rein evangelischen Familien aufbaut, ist an manchen Stellen in enge Grenzen gebannt.

Um auf der Reise mit mir ungestört zu bleiben, nahm Bethmann-Hollweg immer Billete erster Wagenklasse. Was wir auf dem Wege bis Düsseldorf miteinander geredet, wird uns unvergeßlich bleiben.

In Köln haben wir den Dom besichtigt. Über diesen Wald von Pfeilern, die seit Jahrhunderten dastehen, kann ein Mund wie der meine wenig sagen. Das sind Wunder Gottes, die Er durch Seiner Menschen Hände gemacht und in Seiner Kinder Herzen erdacht hat, ihnen zur Demütigung, Sich zum Preise. Denke Dir meine Überraschung — als wir hoch oben auf dem Turme dieses Wunderwerks plötzlich unserm Treviranus gegenüberstanden, um von ihm zu erfahren, daß Du zum Schluß der Reise einige Tage mit mir nach dem Harz gehen willst, wo ich dann an Deiner Seite neue Kräfte zur Arbeit sammeln soll!

Und nun noch ein Wort über meine Besuche in Kaiserswerth und Düsselthal. Endlich sollte es mir zu teil werden, diese mir durch viele Berichte längst bekannten Institute zu sehen. In Kaiserswerth trafen wir Fliedner, der auf vier Monate nach Amerika verreist ist, nicht, wohl aber seine treffliche Frau, unsere teure Freundin, die uns durch das Labyrinth von ich weiß nicht wie vielen Zimmern hindurchführte. Es ist in der That mehr als anerkennenswert, was durch Fliedners Beharrlichkeit dort geschaffen worden ist. Man sieht es dem Ganzen an, wie alles nach und nach entstanden ist, und Du weißt, wie sehr mir das gefällt. Immerhin sieht

man bei solchen Besuchen nur das Äußere, wenn auch mit dem Blick, der im Äußern das Innere erkennt. Das Ganze hat auf mich einen wohlthuenden Eindruck gemacht, wiewohl ich in betreff des Grundprinzips der Organisation und hinsichtlich des Bemühens, alles in einem institutsmäßigen Sinne, in Kleidung und Äußerlichkeit, „kirchlich" zu machen, nicht beistimmen kann. Anderes verstehe ich noch weniger — z. B. wie diese große Hausgenossenschaft mit so wenig Lehrkräften auskommt. Ich schied mit Dankbarkeit aus Kaiserswerth und wünsche ihm ferneres Gedeihen und Wachstum.

Düsselthal, die „Abtei", wie Graf von der Recke die Anstalt nennt, sahen wir noch denselben Abend. Das Äußere läßt auf eine große Unternehmung schließen; aber eine genauere Besichtigung giebt einen Beweis davon, wie man es anfangen kann, ungeheure Geldsummen unzweckmäßig zu verwenden. Der Graf hat zu Zeiten in einem Jahr fünfzigtausend Thaler eingenommen; dafür sind riesenhafte Viehställe mit gewölbten Räumen, wie sie auf den schönsten Rittergütern vorkommen, und überflüssige, bis jetzt leerstehende Wohnhäuser erbaut. Die Betten waren reinlich, aber die sogenannte „Familieneinteilung" nur dem Namen nach eingeführt. Auf einem Schlafsaal schlafen sogar vier bis fünf „Familien", die gewissermaßen durch einen Kreidestrich, und das nicht einmal, sondern durch eine ideelle, d. h. eingebildete Linie voneinander getrennt sind. Die Brüder sind nichts als Aufseher, Handwerker ohne weitere Vorbildung für den zukünftigen Beruf. Gewiß kann dergleichen Stückwerk nicht gedeihen. Der Hauptfehler scheint mir, daß Georgi eigentlich Schullehrer ist, dem sich zuletzt die ganze Arbeit in Schulehalten auflöst, woran sich dann noch ein Spielen in großen Haufen und eine strenge Hausdisziplin hängt. Er will zu den schon vorhandenen Kindern ohne Bedenken noch zweihundert hinzunehmen. Auf diese Weise könnte man auch eine Anstalt von tausend Kindern haben. Bei solcher Masse von Kindern ohne entsprechende Gliederung wird die Leitung notwendig einen militärischen, gesetzlichen Charakter annehmen.

Karlsruhe, den 10. Oktober 1849.

Gestern nachmittag traf ich wohlbehalten in Heidelberg ein. Alle Freunde waren von dort bereits nach Durlach aufgebrochen; ich blieb aber bei Ullmanns bis zum Abend, dann fuhr ich nach Karlsruhe, wo mich mehrere Freunde an der Eisenbahn erwarteten. Hier in Durlach mochten heut an hundert Pfarrer aus Baden gegenwärtig gewesen sein, meist gläubige, christliche, fest entschiedene Männer und

ohne Ausnahme Freunde der innern Mission. Sehr lieb war es mir, hier auch den trefflichen Bähr, Mitglied des badischen Oberkirchenrats, kennen zu lernen, dem ich in seiner Symbolik des Alten Testaments so viel verdanke und dem ich alsbald auch nahe gekommen bin. Die Versammlungen begannen in der Stadtkirche und schlossen im Rathaussaal. Das schlichte Wesen der Süddeutschen trat auch hier wieder hervor. Ohne Talar und alle weiteren Umstände traten die Pfarrer auf die Kanzel, um zur Versammlung zu reden. Ich sprach anderthalb Stunden, und manches Wort fand die Herzen, wie mir die nachfolgende Zusammenkunft bezeugte. Im Rathaussaal führte Ullmann das Präsidium und hielt eine Ansprache, ebenso Hundeshagen. Es ist wohl von Bedeutung, wie die Männer der Wissenschaft mit einem Male ins praktische Leben hineintreten. Von Wichtigkeit waren auch die Verhandlungen mit den Professoren Dittenberger und Zittel[1]) aus Heidelberg, den beiden berühmten Rationalisten, die ihre Bedenken gegen die innere Mission vorbrachten. Bis auf ein Haar war dies dasselbe, was bei uns in Norddeutschland die strengen Lutheraner und Altlutheraner gegen die innere Mission vorgebracht haben und vorbringen — eine Bemerkung, die nachher von allen Lippen tönte — ein gewiß merkwürdiges Faktum, das offenbar machte, wie in dieser Opposition die extremsten Parteien zusammentreffen. Ich wurde dadurch veranlaßt, das Wort mehrmals zu ergreifen, dem Ullmann und andere sekundierten. Die Verhandlung nahm einen guten Verlauf; es sprachen dann noch Hundeshagen, Fink, Domänenrat Helbing und Ullmann über Kinderrettung, Gefangenen-, Kranken-, Armenpflege, Volksschriften. Auch wurde über Maßnahmen beraten, welche von dem neuen Landesverein für die in der Revolutionszeit der elterlichen Pflege beraubten Kinder zu ergreifen sein würden. Nachher regnete es Einladungen nach Karlsruhe, Pforzheim, Mannheim, Speier, Saarbrücken und anderen Orten, wohin ich zum Teil von den Gemeinden und Kirchenräten zu kommen aufgefordert wurde. Ich kann mich aber auf nichts einlassen, da über die Zeit bereits überall verfügt ist. Ich könnte einige Monate hier im Lande zubringen. Die Zahl der trefflichen Menschen, Gutsbesitzer, Lehrer und namentlich Pfarrer, mit denen ich

---

[1]) Karl Zittel, geb. 1802, † 1871, war Führer des kirchlichen Liberalismus in Baden. 1849 kam er nach Heidelberg, wo er 1867 Dekan wurde. Seit 1842 war er Mitglied der badischen zweiten Kammer. In seiner Schrift: „Der Bekenntnisstreit der protestantischen Kirche" (1852) verteidigt er gegen Hundeshagen die Gewissensfreiheit der unierten Kirche Badens. An der freisinnigen Kirchenverfassung 1861 und an der Gründung des Protestantenvereins nahm er regen Anteil. S. Seite 74 und 75.

hier bekannt geworden, weiß ich nicht zu nennen. Die Einfalt im edelsten Sinne des Wortes, der Eifer im Herrn, auch die innere Freiheit des evangelischen Sinnes, den man hier bei so vielen antrifft, sind das Erquickendste, was im badischen Lande zu finden sein mag. Der Herr hat dies Volk doch nicht verlassen. Das Volk ist hungrig und durstig nach der göttlichen Gerechtigkeit. Zu den Missionsfesten, die jetzt sämtlich zugleich Feste der inneren Mission werden, strömen fortwährend Tausende herzu. Die innere Mission ist allein ein Zeugnis von dem Wiederkommen des Herrn. Ich könnte Dir viel darüber berichten, aber ich muß mich kurz fassen.

Um sechs Uhr erwartete mich der Markgraf von Baden auf seinem Schloß. Er ist bekanntlich der Bruder des Großherzogs, seine Gemahlin die treffliche Tochter der alten Herzogin von Württemberg, die ich auf meiner letzten Württemberger Reise in Kirchheim u. Teck besuchte. Durch große Räume des Schlosses wurde ich in das Gemach geführt, in welchem der Markgraf mit seiner Gemahlin und drei Prinzessinnen weilte und mich mit Händedruck aufs gütigste empfing. Der Markgraf hatte meine „Denkschrift" gelesen und war ganz orientiert, die Markgräfin, eine edle, tief christliche Frau, nicht minder. Ich benutzte die Gelegenheit, den hohen Gönnern über die Zustände unseres Volkes und die Hoffnungen und Arbeiten der Christen das zu sagen, was gerade hier passend sein mochte. Namentlich erkundigte sich die Markgräfin nach Dir. Du warst ihr genau bekannt, so daß ich hätte glauben mögen, sie wäre heimlich bei uns gewesen, und es hätte nicht viel gefehlt, ich hätte ihr Dein und unseres Johannes Bild, das ich stets bei mir trage, gezeigt. Da sie mich in Augsburg hatte predigen hören und mit der alten Herzogin in genauer Verbindung steht, so verstanden wir uns ganz. Der tiefe Fall des Volks drückt diese trefflichen Menschen tief, und sie erkennen es, daß keine Hilfe ist, wenn nicht Fürst und Volk sich zum Heiland aller Menschen kehren.

Morgen gehe ich nach Illenau zu Roller, abends nach Straßburg, Sonnabend nach Heidelberg zurück, woselbst abends eine Versammlung stattfinden wird. Sonntag fahre ich nach Walldorf wegen jenes Legats von einer Viertel-Million Franks[1]), Montag nach Speier, hier nachmittags Versammlung, abends nach Mannheim, auch hier abends Versammlung, Dienstag nach Darmstadt, wo am gleichen Tage und ebenfalls Mittwoch Versammlungen in der Schloßkirche stattfinden sollen, die der Großherzog bereits dazu bewilligt hat.

---

[1]) s. S. 176.

Heilanstalt Illenau bei Achern, den 12. Oktober 1849.

Fast wider meinen Willen kam ich gestern statt hierher noch soviel weiter nach Straßburg, weil nämlich hiesige Freunde es so mit denen in Straßburg arrangiert hatten. Zum ersten Male habe ich den französischen Boden betreten und mit eigenen Augen die rothosigen welschen Soldaten gesehen. Ich bringe Dir ein großes Bild von Straßburg, das mir dortige Freunde beim Abschied zum Andenken geschenkt haben, mit. Ich war bei Passavants, die mich darum gebeten hatten, abgestiegen, und fand hier eine der liebenswürdigsten Familien, die einem Fremden in so weiter Ferne begegnen können. Der Andlauer Hof, so heißt das Haus, in welchem sie wohnen, ist eine alte, stattliche Abtei, elegant eingerichtet, dahinter ein Garten mit hohen Rebengeländen. Es wurde sofort für den Abend eine öffentliche Versammlung projektiert, zu welchem Zwecke wir bei einigen Herren der Universität, welche wegen Überlassung der von uns erbetenen Aula die Erlaubnis zu erteilen hatten, einen Besuch abstatteten, unter anderem bei Professor Bruch, dem Dekan der theologischen Fakultät, und Professor Jung, dem Bibliothekar, mit einem so dicken Kopf, daß ich glaubte, es steckten einige Quartbände darin; derselbe kannte vom Rauhen Hause nur die „Akademie von Hamm"[1]) und war glücklich, als ich ihm Nachricht über diese höchst mysteriöse litterarische Erscheinung geben konnte. Dann bestiegen wir das Straßburger Münster, das unsterbliche Werk Erwin von Steinbachs, dessen schönes Standbild die badischen Bürger vom Flecken Steinbach nicht annehmen wollten, als der Künstler ihnen das Kunstwerk vor wenig Jahren anbot, denn sie wüßten nicht, wer jener Erwin gewesen! Schöneres kann in der Architektur kein menschlicher Geist erdenken, und nun vollends das Innere. Zweimal bin ich während der wenigen Stunden meines Aufenthalts in der Elsässer Hauptstadt darin gewesen; jedesmal fand ich eine Menge von Andächtigen zur Morgen- und Vesper-Messe versammelt. Hinter diesem Münster ist mir der Kölner Dom zurückgetreten.

Zu Mittag war bei Passavants eine größere Gesellschaft von Herren geladen, außer mehreren Professoren, Kaufleuten und Pfarrern

[1]) Unter dem Titel: „Schriften der Akademie von Hamm" erschienen 1845—1847 in der Agentur des Rauhen Hauses folgende Abhandlungen: „Geschichte von Florenz"; „Das Buch der Länder", aus dem Arab. übersetzt von Dr. A. D. Mordtmann; „Geschichte der Eroberung von Mesopotamien und Armenien", aus dem Arab. übersetzt von B. G. Niebuhr; „Die drei echten und die vier unechten Briefe des Ignatius von Antiochien", von Dr. Chr. C. J. Bunsen; „Ignatius von Antiochien und seine Zeit. Sieben Sendschreiben an Dr. August Neander", von Bunsen.



der treffliche Judenmissionar Hausmeister, der einst das christliche Leben in Straßburg wieder geweckt hatte, wovon eine der reichsten Früchte der teure Pfarrer Härter[1]) ist, der auch anwesend war und den zu sehen ich allein die Absicht hatte, nach Straßburg zu reisen. Er ist der Schöpfer aller der Stiftungen, auf die ich weiter unten noch zurückkommen werde. Ein anderer, mir sehr wichtiger Gast war Pfarrer Meier, der gerade von Paris aus dort anwesend war und die Absicht gehabt hatte, mich in Horn zu besuchen, als er erfuhr, daß ich nach Straßburg kommen würde. Durch ihn ist denn hoffentlich ein festes Band zwischen Paris und unsrer größern innern Missionsarbeit geschlossen, das Frucht bringen wird. Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich schwerlich der Bitte widerstehen können, mit nach Paris zu reisen, um hier den Deutschen zur Arbeit zu raten und zu helfen. Was dort fehlt, sind apostolische Männer. Die Verwirrung unter den Evangelischen in Paris ist nach der Revolution übermächtig geworden. Alles löst sich in Sekten auf: in Separationschristen (nicht Separatisten), Baptisten, Nationalkirchliche, Freikirchliche — und wie die dort sich bildenden Sekten alle heißen mögen. Zwischen all diesen stehen die dem Atheismus oder der sittlichen Barbarei verfallenden Deutschen, denen zunächst unsere Hilfe gelten muß. Paris ist ein sich selbst vernichtender Vulkan. Du wirst später mehr davon hören. Nach Tisch fuhren wir zum Neuhof[2]), jener Anstalt, in der einst Freund Becker so segensreich gewirkt. Unser Rauhes Haus ist dort allen Kindern und Einsassen wohl bekannt. Namentlich die Mädchenanstalt ist äußerlich trefflich eingerichtet. Im übrigen hatte ich mir doch eine vorteilhaftere Vorstellung von dem Ganzen gemacht, wiewohl damit durchaus kein nachteiliges Urteil über die Anstalt, wie sie jetzt beschaffen ist, ausgesprochen werden soll. Abends war der große Saal der Aula fast ganz gefüllt, außer vielen Predigern waren die Professoren der französischen theologischen Fakultät und der „Inspektor" (Generalsuperintendent, wie wir sagen würden) erschienen. Das Gefühl, auf französischem Boden zu stehen, gab mir neue Worte und schuf neue Gedanken, sofern ich hier recht eigentlich veranlaßt war, die innere Mission als internationale Arbeit der Kirche zu behandeln, was ich auch durchzuführen versuchte, und ich hoffe (wenigstens darauf deutete das nachher unter Freunden Verhandelte hin), daß unter diesem Gesichtspunkt in Straßburg die Arbeit begonnen werden soll. Auch nach Paris wird die Botschaft durch Meier getragen werden.

---

[1]) S. Härters Lebensbild von M. Reichard. Straßburg 1897.

[2]) Eine Gründung des Tischlermeisters Wurtz vom Jahre 1825.

Nach dem Vortrag war ein zahlreicher Kreis von Herren und Damen im Andlauer Hof beisammen. Die Unterhaltung ging hier, wie allerwärts in Straßburg, stets deutsch und französisch durcheinander. Die Republik liebt hier niemand, alle Vernünftigen halten sie für eine Narrheit, eine Wurzel im Volk hat sie nicht, doch muß man die Thorheit der Menschen tragen.

Heut um ein Uhr waren wir in Achern. Roller, Direktor von Illenau, war mit seinem Wagen am Bahnhof und nach einem Viertelstündchen war ich mitten in dem großartigen Institut, in das ich mir eine Einsicht zu gewinnen suchen wollte, was mir, wie ich glaube, auch gelungen ist. Die Anstalt hat über vierhundert Geisteskranke und ein hundert Personen übersteigendes Personal. Dieses ist teils katholisch, teils evangelisch, steht aber auf christlichem Grunde und wirkt in christlichem Geiste. Die großen, umfangreichen Gebäude kosteten nach unserm Gelde etwa eine Million. Es ist fühlbar, daß hier der Geist Christi regiert, der alle musterhaften Einrichtungen, die nah und fern als solche gelten, verbindet und umschließet. Medizinalrat Roller gilt für einen der bedeutendsten jetzt lebenden Irrenärzte. Er hat mich durch die ganze Einrichtung, auch in diejenigen Quartiere geführt, die sonst Besuchenden nur sehr selten zugänglich werden. Abends war im Refektorium eine Gesellschaft von über hundert Personen beisammen, teils Beamte der Anstalt, Ärzte, Wärter, Wärterinnen, teils Männer und Frauen aus Achern, Gutsbesitzer und mehrere katholische Geistliche (die ganze Bevölkerung der Umgegend ist katholisch). Auch ein Teil der Kranken, wenn auch nur ein sehr geringer, war mit eingeladen, um — das war der Zweck — einen Vortrag über innere Mission zu hören, zu dem ich aufgefordert worden war, ein Auftrag, dem ich auch nach Kräften zu genügen suchte, die katholische Bevölkerung dabei nicht vergessend. In der Umgegend von Illenau und Achern sieht's hinsichtlich der Menschen und gesellschaftlichen Zustände wüste aus, so wunderbar hier auch die Natur ist, denn Achern und Illenau liegen an der schönsten Stelle der badischen Bergstraße, unmittelbar an einem Berge, der den Brocken noch über fünfhundert Fuß überragt. Ein schönes Merkzeichen des die Anstalt beherrschenden Geistes gab der trefflich ausgeführte vierstimmige Chor der Wärter und Wärterinnen, den dieselben nach dem Vortrag ausführten. Zum Thee waren wir beim Pfarrer Fink, wo Roller, die Ärzte und einige Beamte der Umgegend, auch ein vortrefflicher katholischer Geistlicher sich eingefunden hatten. Letzterer ist ein freudiger Bekenner des Evangeliums, dem man die Wärme und Wahrheit seines christlichen Sinnes unwillkürlich abfühlte. Was ich

dort über soziale und kirchliche Schäden im badischen Lande gehört, namentlich in Beziehung auf das tote Christentum und die Anfeindungen gegen alle Lebensäußerungen des lebendigen Christentums werde ich nicht vergessen.

Heidelberg, den 14. Oktober 1849.

Nach Beendigung des heute von hier abgeschickten Briefes besuchte ich Professor Umbreit, der unter den Ruinen des Heidelberger Schlosses wohnt, das ihm eine für einen Ausleger der Propheten Alten Testamentes in der That wohl passende Aussicht vor die Augen malt. Da ich seinem Kommentar über die Propheten viel danke, so lag mir sehr daran, den Mann näher kennen zu lernen. Dieselbe Freude ward mir ja, wie schon erwähnt, in der Bekanntschaft des sinnigen, scharf durchdringenden Auslegers des alttestamentlichen Kultus, Bähr in Durlach zu teil. Alle diese Männer tragen die innere Mission auf ihrem Herzen und Gewissen, jeder auf seine Weise. Ullmann citiert, wenn von unserm Rauhen Hause die Rede ist, fortwährend die „Brüder des gemeinsamen Lebens" vor der Reformation, und ich muß seinem Andrängen nachgeben, die von ihm geschriebene Geschichte dieser vorreformatorischen Institute zu studieren. Umbreit citiert dabei auch das Alte Testament und versteht die innere Mission aus den alttestamentlichen Propheten; jeder verheißt von seinem Standpunkt aus der innern Mission eine Zukunft und der Kirche wieder eine Zukunft aus ihr, indem sie die Geschichte und Schrift zum Zeugnis aufrufen. Insbesondere aber muß ich unter unsern Freunden in Heidelberg wohl noch einmal den gemütlichen und geistvollen Hundeshagen nennen. — Das mir aus den Universitäten nun schon so oft entgegengekommene Wort: „Einigung der Wissenschaft und Praxis" hat hier seine volle Geltung gefunden. Zu den neuen hiesigen Freunden zähle ich vornehmlich noch Rau, Professor der Nationalökonomie und als Schriftsteller in diesem Fach wohlbekannt. Derselbe hatte bis dahin vielerlei nationalökonomische Bedenken. Nach einem Alleingespräch mit ihm und nachdem er meinen heutigen Vortrag in der Kirche gehört, sind alle diese Bedenken geschwunden. Heute nachmittag habe ich in der hiesigen Providenzkirche von der Kanzel gesprochen, ohne gerade eine Predigt gehalten zu haben. Unter den Zuhörern befanden sich u. a. Mittermaier und Dittenberger und der bekannte lichtfreundliche Pfarrer Zittel, welcher durch die Kammerverhandlung in Baden bekannt ist. Letzterer war ein besonders aufmerksamer Zuhörer. Nachdem er sich noch am Morgen dahin ausgesprochen, daß er nicht wisse, was die Sache solle, hat er

am Abend gesagt, daß er jetzt begreife, was man wolle. Ich hatte es nicht daran fehlen lassen, meine Gedanken dieses Mal wieder in neuer und anderer Weise als bisher anschaulich und eindringlich hervortreten zu lassen, den Unterschied unserer innern Mission von der katholischen innern Mission, von der Philanthropie, vom Humanismus, vom sogenannten Armenwesen, andrerseits ihre positiven Aufgaben, als Aufgabe der Kirche: die Rettung des ganzen Volkes in allen Ständen und Beziehungen durch das Christentum, ihr Geist als der Geist des positiven Christentums — das alles mußte klar und deutlich in dieser geistentleerten geistreichen Stadt entwickelt werden, um keinen Zweifel zurücklassen.

Mannheim, den 15. Oktober 1849.

Baden bleibt gleichwie die Rheinpfalz, die ich heute besucht habe, ein unglückliches Land. Im Lande hin und her stehen über zwanzigtausend Preußen. Auf den Heerstraßen sieht man lange Züge zurückkehrender Infanterie und Kavallerie, mit solchen wechselnd, die statt der Abziehenden einrücken. Jedermann ist überzeugt, daß, wenn die Preußen das Land verlassen, der alte Zustand wiederkehren wird. Ebenso habe ich es in der von Bayern besetzten Rheinpfalz gefunden. Denke Dir, daß hier unter 260 evangelischen Geistlichen höchstens siebzig sind, die das Evangelium predigen — und das auch oft nur halb. Bei allem Anschein äußern Wohlstandes fehlt es in Baden hie und da nicht an vielem Elend. Dörfer wie Schönau und zwei andere am Neckar, die mir genannt wurden, sind fast nur von Dieben und Bettlern bewohnt. Es ist begreiflich, daß man dem gegenüber die Sache der Reisepredigt so lebhaft ergriffen und angefangen hat, zur Ausführung zu bringen.

Darmstadt, den 16. Oktober 1849.

Mir geht es soweit gut, wiewohl es mich schmerzt, daß der Zustand des Volkes in dieser Gegend ein gar verwahrloster ist. Als solcher ist er mir den ganzen Rhein niederwärts von solchen geschildert worden, welche die kirchlichen Zustände kennen. In Bezug auf das darmstädtische Land hörte ich schon vorgestern den Prälat Zimmermann von hier gegen Ullmann und andere über den Verfall der Geistlichkeit klagen. Auf einem neulich stattgehabten kirchlichen Provinzialkirchentag hatte der Prälat die ihm als Superintendenten angehörenden Geistlichen zur Buße aufgefordert und war davon ausgegangen, daß der kirchliche Verfall des Volkes auch ihre Schuld mit sei und von ihnen als solche anerkannt werden müsse. Dagegen hatte sich der

lauteste Widerspruch erst eines, dann mehrerer und zuletzt vieler Geistlichen erhoben, die verlangt hatten, daß ihnen nachgewiesen werde, worin sie die Schuld mittrügen, da sie sich keiner Schuld bewußt sein könnten. Der Prälat war noch ganz von dieser Erfahrung angethan und konnte nur wenig durch die Zustimmung ganz einzelner Geistlicher getröstet werden. Dieselbe Beschreibung machte hier der Hofprediger Bender über die Stadt Darmstadt selbst, ihre Geistlichkeit und die Kirchengenossen. Es sind hier nur wenige Mitglieder der Gemeinde, die wissen, worauf es ankommt, und die sich eine Besserung der Zustände auf christlichem Grunde wollen angelegen sein lassen. Übrigens besteht auch hier in Hessen der an vielen Orten noch so ganz unausgleichbar scheinende Zwiespalt zwischen den mehr pietistisch und dabei oft stark konfessionell gerichteten Geistlichen und den mehr frei-evangelischen, dabei nicht minder positiv gesinnten. Wie ich es mir in Baden habe zur Aufgabe dienen lassen, in dieser Beziehung zur Verständigung und Einigung zu helfen — und ich hoffe, nicht ohne Erfolg —, so hat es mir auch hier bereits eine Reihe von Stunden gekostet, und ich darf vielleicht hoffen, heute noch eine Frucht sehen zu dürfen. Am elendesten mit steht es wohl in Mannheim. Man weiß dort nicht mehr, was Christentum ist; Besuche, die bei Cholerakranken gemacht wurden, sind Veranlassung geworden, in dieser Beziehung tiefe Blicke ins Volksleben zu thun. Dabei ist der politische Boden unterwühlt, und es ist eine, wenn auch nur geringe Genugthuung, die Masse der preußischen Pickelhauben zu sehen, welche Stadt und Land bedecken.

Ich könnte dieses Arbeitens müde sein, wenn ich nicht gewiß wäre, daß der Herr mich sendet. Darum stärkt Er mich auch mit Seinem Worte, das mir auf der Reise wie Lebensbrot ist. Ich lese mit Euch im Betsaal den Hebräerbrief weiter und habe außerdem viel Licht, Weisung und Kraft aus dem Lukasevangelium gewonnen, das ich durchzulesen aufs neue beschäftigt bin. Die Schrift darf allein uns Licht in der innern Mission sein, darum muß sie auch fleißig von den Arbeitern als Lehrmeisterin gelesen und mit Gebet betrachtet werden. Dann irren wir nicht und stehen fest trotz der oft andern Meinung auch derer, die mit ihrem Bekenntnis glauben die Wahrheit auch in diesem Stück zu wissen. So lebe ich im Geist, in Gebet und Fürbitte mit Dir und dem ganzen Hause weiter und bin zu Hause mit Euch, wenn auch nicht bei Euch. Wir wollen nicht müde werden, uns dieser Gnade zu freuen.

Dem Prälaten Zimmermann darf niemand, der ihn näher kennen lernt, seine Hochachtung versagen; er ist ein Mann, der sich freut,

den Unglauben überwunden zu haben und in dem Glauben an den Herrn fortschreiten zu können. Gerade ihm danke ich die ausführlichen Mitteilungen über die beklagenswerten Zustände der hessischen Geistlichkeit, welcher, wie er es thut, nicht laut und ernst genug Buße gepredigt werden kann. — Nun, der Herr sei bei Dir und Euch allen! Ich grüße das ganze Haus, namentlich die Tischgenossen sowie den ganzen Betsaal.

Frankfurt a. M., den 18. Oktober 1849.

Am achtzehnten Oktober — ich habe den Tag nicht vergessen — bin ich hier angekommen und am Roßmarkt abgestiegen, der in seiner ganzen Ausdehnung von preußischem Militär bedeckt war, das in diesem Augenblick mit Sang und Klang vorbeimarschiert. Zeitungen habe ich seit vierzehn Tagen nicht gelesen, und ich weiß nicht, wie es in der Welt aussieht. Aber das Blitzen der preußischen Bajonette hier und im Süden erinnert zu lebhaft daran, daß die Geschichte ihren Weg weiter geht und abermals auf den achtzehnten Oktober wartet; denn der achtzehnte März kann nur mit einem achtzehnten Oktober enden — wer weiß aber, in welches Jahr dieser fällt, und ich bleibe der Überzeugung: wie aus den damaligen Freiheitskriegen, wo ich noch ein Kind war, wo Gottes Reich sich Siege bereitet hatte, es also auch in diesen Stürmen geschehen wird, bei denen wir nicht mehr als Kinder zusehen, sondern in unserer Weise mit arbeiten und darauf warten, ob der Herr auf den wogenden Meeren des Völkerlebens abermals mit Seiner Macht erscheinen wird, die den Wellen und Stürmen gebietet, daß sie schweigen sollen, — und die Geschlechter werden sich des verwundern. Nun, da hast Du ein Stück von einer nicht gehaltenen Oktober-Predigt. In Darmstadt, das ich vor einer Stunde verlassen habe, habe ich zwei Tage lang recht eigentlich gearbeitet und nicht viele Minuten verloren. Die Stadt macht in ihrem äußeren Erscheinen einen geleckten, gestriegelten Eindruck. Sie trägt in ihrem Äußeren das Bild des Inneren. Die Gott weiß wie lange hier gepflegte Predigt des Rationalismus hat ihr bestes Teil dazu beigetragen und ebenso auf dem Lande; sie entzieht dem Volke unerbittlich das lautere Evangelium. Im Volke ist's noch nicht ganz erstorben, die Reaktion des Glaubens geht vor sich, welche mit allem Ernst den lutherischen Katechismus zurückfordert.

Die mehr Konfessionellen, welche die hier bestehende Union aufheben und lebendiges Christentum mit dem Halten auf Konfession zusammenwerfen wollen, vergessen, daß dies das Ende sein könnte, aber nicht der Anfang sein darf; sie versehen es sehr stark, indem sie durch

ihr Thun die Suchenden und nach Erlösung sich Sehnenden von der Wahrheit verjagen. Sie bieten ihnen eine unverdauliche Speise und richten dadurch viel Abneigung und Verwirrung an. Als ich an einem der Tage meines Aufenthaltes in Darmstadt bei dem dortigen Bürgermeister speiste, kam er auf Veranlassung unseres Gesprächs zu dem merkwürdigen Bekenntnis, daß man doch mit Leuten seiner Art Geduld haben und billig sein müsse, da er weder in seinem Elternhause, noch auf dem Gymnasium oder auf der Universität, noch in seinem späteren Berufsleben je das lautere Evangelium gehört und gelernt habe. Wie kann man bei solchem Manne — und er ist das Bild von Tausenden — verlangen, daß er, wenn er sich für die innere Mission interessieren soll, erst anzufangen habe mit dem persönlichen Bekenntnis zur Augsburgischen Konfession, die überdies nur noch den Theologen, anderen Christen aber nicht bekannt ist. Auch Du hast sie nie gelesen, und ich meine, wir danken Gott, daß Er uns Sein Wort und Seinen Sohn bekannt gemacht hat. Über all diesem schwebt nun hier der weise Geist des Prälaten, der mir das meiste über die beklagenswerten Zustände der Kirche in Hessen auf einem längeren Spaziergange mitgeteilt hat. Die rücksichtslosen Führer der Parteien bedenken nicht die schwierige Stellung eines solchen Mannes, der mir aufs höchste achtungswert geworden. Von ihm hörte ich u. a., daß im Darmstädtischen ein Kirchenblatt unter dem Namen der „Kirchenteufel“ erscheint, worin alles Heilige mit diabolischer Gemeinheit in den Kot getreten wird, das Blatt wird von einem Kandidaten redigiert, der sich theologischer Mitarbeiter aus den Kandidaten und Pfarrern erfreut. Dennoch hat der Herr auch in Hessen seine Jüngerschar, und sie ist es, die mit um so heiligerem Eifer das Werk der innern Mission in Stadt und Land erfaßt hat. Mit ihnen zu verkehren und auf dem mir gewiesenen Wege in die größeren Kreise hineinzuwirken, war die Arbeit der beiden Tage. Am ersten Abend fand eine Konferenz von Männern und Frauen statt, welche für den Kreis Starkenburg ein Rettungshaus gründen wollen und dazu Hand angelegt haben, — zum Teil treffliche Gemüter und tief im Herrn begründete Menschen. Der in diesem Kreise gestreute Same wird, glaube ich, nicht vergeblich sein. — Gestern morgen hatte ich in der dazu bewilligten Stadtkirche von der Kanzel, die mir der Prälat eingeräumt, zu predigen und bin hier strikte bei der innern Mission geblieben. Die Kirche war ganz gefüllt, auch die fürstliche Loge hatte ihre Zuhörer. Es lag mir namentlich daran, rücksichtslos die Notwendigkeit der innern Mission unter den sogenannten Gebildeten und den oberen Ständen nachzuweisen und zwar in der Weise, daß

sie mit ihrer vollen Wahrheit jeden gewinnen möchte. Gott wolle das Wort segnen, wie ich höre, daß Er es schon gethan. Der Tag ist dann in großem Verkehr hingegangen und hätte mir bald eine Verlegenheit bereitet, über die ich jedoch ohne Mühe hinweggekommen bin, indem mir, da wir noch bei Tische waren, ein Besuch trefflicher Menschen zu teil wurde, die, um mich zu sprechen, die Reise nach Darmstadt gemacht. Es war die überaus liebenswürdige Fürstin von Isenburg-Büdingen und die Prinzeß Adelheid von I.-B. aus der Gegend von Hanau, die mit der nicht minder herzgewinnenden jungen Gräfin Erbach, geb. Erbach-Fürstenau, einer alten, einst reichsunmittelbaren Familie angehörig, deren Vorfahren Luther zur Taufe gehalten und von denen ein anderer sich im dreißigjährigen Kriege ausgezeichnet hatte, am gleichen Tag von ihrem Schloß und Städtchen Erbach im Odenwald herübergekommen waren. Sie hatten vieles zu besprechen, da ihnen und ihren Familien die innere Mission sehr am Herzen liegt, in der sie gut Bescheid wußten und sehr thätig sind. Ich erfuhr bei der Gelegenheit, daß diese Damen zu den sorgfältigsten Leserinnen unserer Fliegenden Blätter gehören. Sie blieben wohl ein und eine halbe Stunde, und ich habe ihnen versprechen müssen, sie später auf ihrem Wohnsitz zu besuchen, was sich vielleicht bei einer nächstjährigen Reise durch Süddeutschland machen lassen wird. Nachmittags fand eine Zusammenkunft in Benders Hause statt, zu der u. a. Roller aus Illenau, viele Freunde aus Hessen, auch Freund Ullmann aus Heidelberg gekommen waren, in welcher ich Gelegenheit fand, meine Ansicht über das Verhältnis der innern Mission zur Kirche eingehend zu entwickeln, die viel angefochten worden ist, die aber auch hier die vollste Anerkennung und Zustimmung von den Männern der Wissenschaft und Praxis gefunden hat. Ich mußte schon früher aufbrechen, weil mich die Prinzeß Carl von Hessen, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen und Mutter des Thronfolgers, in Mainz zu sprechen wünschte. Ich bin wohl dreiviertel Stunden bei ihr gewesen; sie ist eine schlichte Frau, die sich wie eine bürgerliche Frau von ihren vier Prinzen und Prinzessinnen umspielen läßt und in wärmster Weise der Sache der inneren Mission ihre Teilnahme zugewandt hat; sie ist bekannt als warme Freundin des Evangeliums.

Bremen, den 22. Oktober 1849.

Gestern abend habe ich hier gepredigt. Die ganze Kirche war hell erleuchtet und der Raum dermaßen gefüllt, daß viele Menschen wieder haben umkehren müssen, auch alle Gänge waren besetzt, trotzdem daß am Nachmittag der Freimarkt begonnen, der alle nur möglichen

Zerstreuungen bietet, und der Regen in Strömen herabfloß. Auch die beiden vorhergehenden Abendgottesdienste waren sehr gut besucht gewesen. Ich legte Joh. 15, 1—5 zu Grunde. Namentlich entwickelte ich, wie alle Stände sich bei der innern Mission zu beteiligen haben und daß die Arbeit nicht der Einfall etlicher Sonderlinge sei, sondern daß es sich dabei um die Rettung und Existenz einer Welt handle. Diese Abendgottesdienste sind vom Verein für innere Mission ausgegangen, und die Dom- und St. Stephani-Gemeinde rüsten sich ebenfalls, solche Abendgottesdienste einzuführen. Namentlich habe ich von verschiedenen Volksklassen, von Barbieren u. s. w. gehört, daß sie sich glücklich preisen, endlich einmal Gelegenheit zum Hören einer Predigt gefunden zu haben, von der sie in den Sonntagmorgenstunden zurückgehalten werden. Heute morgen habe ich den Freimarkt besucht. Es ist ein tolles, losgelassenes Treiben von Käufern und Verkäufern, welch letztere aus allen Enden der Welt zu dieser Messe zusammenkommen. Rüstig wie die Bremer sind, haben sie im Verein für innere Mission sogleich die Gelegenheit benutzt und zwischen den Marktbuden auch eine solche aufgeschlagen, in der Bibeln und christliche Schriften verkauft werden. Das Resultat am ersten Tag war gleich ein sehr befriedigendes.

Was mich beim Rückblick auf meine Reise durch Süddeutschland vor vielem erfreut, ist namentlich ein in Beziehung auf Baden erfüllter Wunsch. Da sich dort zwei Vereine für innere Mission gebildet haben, der eine im Februar, der zweite gelegentlich meiner letzten Anwesenheit, Vereine, die beide auf christlichem Grunde, wenn auch nicht auf gleichen Satzungen stehen, so ist Gefahr vorhanden, daß beide nicht zusammengehen und sich die Hand reichen werden, es sei denn, daß ihnen Gelegenheit gegeben werde die Vereinigung durch eine gemeinsame That zu vollziehen. Darüber, wie das zu veranlassen, hab' ich viel nachgedacht und den Ausweg gefunden, daß für die innere Mission in Baden ein Geldgeschenk gemacht werden könnte, das beide Vereine nur gemeinschaftlich für einen bestimmten Zweck der innren Mission verwenden dürften. Ich habe versucht, hier Freunde willig zu machen, und heute zur Durchführung meines Planes fünfhundert Thaler Bremer Gold erhalten. Ich bin dem Herren von Herzen dafür dankbar und hoffe, damit soll der Sache in Baden ein bleibender Gewinn erwachsen, indem so die verschiedenen christlichen Fraktionen einander nahegebracht werden. Für einen noch anderen allgemeinen Zweck der innren Mission habe ich zur freien Disposition über dreitausend Thaler erhalten und soll noch mehr erhalten, wenn es nötig scheinen sollte.

Bei Vietors war ich heute mit zwei Redakteuren der namentlich durch ihn hier begründeten neuen großen politischen Zeitung zu Mittag.

Abends fand eine Versammlung von etwa hundertachtzig Damen statt, der sich auch viele Herren angeschlossen hatten. Zunächst wurde das Jahresfest des weiblichen Krankenvereins gefeiert, das bis zu meiner Anwesenheit aufgeschoben worden war, damit ich bei der Gelegenheit reden sollte, was ich aber eigentlich erst beim Eintritt in den Saal erfuhr. Es ging aber schon gut. Es ist eine Freude zu sehen, wie man hier in Bezug auf viele Bestrebungen der inneren Mission Hand in Hand geht und wie namentlich der neugebildete Verein für innere Mission[1]) das Band für die verschiedenen neuen und schon vorhandenen Bestrebungen bietet. Treviranus ist vielfach die Seele der Arbeit und bringt der Sache große Opfer. Am 4. November wird auch eine große Lehrburschenschule eröffnet werden; kurz das Werk geht hier, wie Du siehst, vorwärts.

Celle, den 25. Oktober 1849.

Ich kann Dir gar nicht sagen, mit welch geteilten Gefühlen ich diesmal Bremen, die bisher so stark sich fühlende Patrizierstadt, verlassen habe. Das bürgerliche Gemeinwesen ist bereits auf dem Wege der Zerrüttung, die bisherigen Träger derselben wanken auf den Wegen bitterster Demütigung. Die Demokratie hat dort gesiegt und sich durch die sich vollziehende neue Verfassung diejenigen Bahnen geschaffen, in welchen sie sich auf gesetzmäßigem Wege ein Gebiet des öffentlichen Lebens nach dem andern erobern wird. Da alles von der Majorität der Bürgerschaft abhängig gemacht worden ist, diese Majorität aber in großer Stärke demokratisch gesinnt ist, so sieht man nicht, wo dem Einhalt gethan werden kann. Nur hier und da gewährt die Majorität aus Großmut gegen die gedemütigten früheren Herren einen Brocken. Die „hohe Bürgerschaft" steht mit „dem niedrigen Senat", wie man sich hier jetzt auszudrücken pflegt, in diesem Kampf. Wenn früher die Bürgerschaft vor dem Senat erscheinen mußte, muß jetzt umgekehrt der Senat sich vor die Bürgerschaft stellen, um dort die Befehle derselben von Leuten in Empfang nehmen, welche aus Schullehrern, Barbieren und Tischlermeistern hervorgehen. Der erste Hauptsieg der Demokratie war die Wahl eines Schullehrers zum Senator, ein Akt, dem die Wahl dieses zum Teil unwissenden Emporkömmlings in immer mehr Deputationen der bürgerlichen Verwaltung nachfolgte.

---

[1]) Der Verein für innere Mission in Bremen, auf Wicherns Anregung begründet, konstituierte sich am 18. Februar 1849.

In dem von mir am letzten Sonntag gehaltenen Gottesdienst sind Menschen aller Stände gegenwärtig gewesen, u. a. etliche der Hauptdemokraten, deren einer jemandem aus unserem Freundeskreise zum Schluß geäußert hat, er hätte noch mehrere Stunden dem Gesagten zuhören können. Wer weiß, ob der Herr nicht das Wort auch an diesem und jenem dieser armen Leute gesegnet hat oder segnen wird. Nur das Evangelium, die Rückkehr zum Herrn kann dem Volke und Gemeinwesen wie aller Orten so auch hier helfen.

Der Besuch des Ellenerhofs hat mir viel Freude gemacht. Der Bau jenes schon erwähnten neuen Hauses hat die Anstalt ordentlich vorwärts gebracht. Das neue Haus, in welchem Bruder Scheer mit zwölf Kindern wohnt, ist ganz nach Bremer Weise schön und solide eingerichtet. Die Kinder haben mir etwas vorgesungen und mich durch ihre Heiterkeit und ihr aus dem Innersten kommendes Singen wahrhaft entzückt. Auch sieht man, wie Hausvater Winter nicht bloß mit ganzer Seele darin lebt sondern auch die Seele des Ganzen ist. Dasselbe muß ich vom hiesigen Liner-Hause sagen, wiewohl alles hier in schlichterer, für Celle passenderer Weise gehalten ist. Auch hier ist neu gebaut; die Resultate der Anstalt sind in jeder Beziehung erfreulich. Frau Hansen ist ein Segen für das Haus. Gott wolle der Anstalt diese treffliche Hausmutter erhalten! Die Kinder sahen nicht so gut aus wie die im Ellenerhof; der Physiognomie nach sind sie verwilderter, die Verwahrlosung ist ausgeprägter. Das liegt aber nicht an der Anstalt sondern daran, daß die Kinder hier vorzugsweise vom Lande sind und aus Verhältnissen kommen, die auf die äußere Gesittung weniger einwirken können, als das in großen Städten der Fall ist. Eine große Freude hatte ich auch an Pastor Jessen in Altencelle, in welchem ich einen alten Universitätsgenossen aus Göttingen wiederfand. Wenn derselbe auch den streng konfessionellen Lutheranern angehört, so hat er darum einen nicht minder großen Unwillen gegen das Unwesen, mit welchem die angeblich „Bekenntnistreuen", Petri und Münchmeier an der Spitze, sich gegen die innere Mission gebahren. Ich habe in ihm einen neuen treuen Freund gewonnen, für den ich Gott von Herzen dankbar sein muß. Dem Liner-Hause ist er ein großer Segen.

Gestern abend wurde hier die anberaumte Versammlung abgehalten. Der Saal war ganz gefüllt, meistens mit Leuten aus den gebildeten Ständen. Da ich mich nicht bloß im Lande des Widerspruchs gegen die innere Mission sondern auch in der Stadt befand, wo dieser Widerwille an mancher Stätte tiefere Wurzeln geschlagen hat, so mußte ich darauf Rücksicht nehmen. Die Veranlassung des Wider-

willens liegt in der bekannten Petrischen Abhandlung. Meine „Denkschrift" hat man wenig, zum Teil gar nicht gelesen. Die meisten der opponierenden Pastoren, welche aufgefordert wurden, sie zu lesen, um zu prüfen und ihren Irrtum einzusehen, haben das entschieden von sich abgewiesen, da sie behaupten, den Inhalt der „Denkschrift" aus dem Referat zu begreifen, das unser früherer Freund Münchmeier darüber gehalten hat. Wie ich von allen Seiten höre, ist niemand durch das, was ich in meinem Vortrag gesagt habe, irgendwie verletzt, im Gegenteil ist eine große Zahl für die Sache der innern Mission gewonnen worden. Ich glaube auch nicht, daß jemand, der die innere Mission wirklich kennt und die Kirche lieb hat, sie bekämpfen kann; er würde durch solche Bekämpfung die Kirche ihrer Auflösung um so gewisser entgegenführen. Ich betonte vor allem die Notwendigkeit der Buße für alle Stände in der Kirche, für die Pastoren und die Gemeindeglieder, für alle Stände im bürgerlichen Gemeinwesen, für den Adel und den Bauer, für Arme und Reiche. Ich glaube, durch die Masse der schlagenden Thatsachen überzeugend geredet zu haben. Die Lossagung von jeder politischen Partei als solcher, die Aufdeckung der Sünde wie sie sich in der konservativen Partei als Lüge darstellt oder versteckt, der Nachweis, daß namentlich auch die sogenannten „Gebildeten" ein Gegenstand der inneren Mission seien, daß letztere nicht etwa nur „Armenpflege" neuer Art sei u. s. w., alle diese Ausführungen haben, glaube ich, überzeugend gewirkt.

Nachher blieb noch der dritte Teil der geladenen, sehr verschiedenartigen Männer beisammen und haben wir bis Mitternacht ernstlich miteinander verhandelt. Es waren viele der hiesigen Richter, mehrere Prediger, auch Kaufleute zugegen. Pastor D., der hier vor zwei Jahren als freisinniger Pastor gewählt worden war, beklagte sich darüber, daß das Komitee nicht dafür gesorgt habe, daß ich meinen Vortrag auf seiner Kanzel gehalten, was mir um so auffallender war, da ich im Laufe meines Vortrages mit großer Entschiedenheit das ganze Evangelium rückhaltlos ausgesprochen hatte, andererseits weiß ich, daß der Ernst meines Wortes von der Milde getragen war, mit welcher es oft schon gelang, auch die dem Prinzip nach Widersprechenden zu gewinnen. Besonders ausführlich mußte ich über die Stellung des Centralausschusses berichten und that das gern, um die Hörer davon zu überzeugen, daß der Centralausschuß das nicht ist, wofür er von den Doktrinären, die sich Gespenster machen, ausgegeben wird. Das Ende war der entschiedene Wille aller Anwesenden, sich dem Centralausschuß anzuschließen. Das wäre auch sogleich geschehen, wenn das ohne Zustimmung einer Generalversammlung des Vereins möglich

gewesen wäre. Man will aber mit Mut und Zuversicht schon deswegen daran gehen, um den Mitgliedern des Centralausschusses eine öffentliche Genugthuung gegenüber den Verdächtigungen und Schmähungen zu teil werden zu lassen, welche demselben gerade in den hannoverschen Landen zu teil geworden sind. In Göttingen, höre ich, herrscht dieselbe günstige Stimmung.

Magdeburg, den 26. November 1849.

Im Coupé fuhr ich allein und konnte so ungestört arbeiten, um für die hier zu haltenden Vorträge innerlich gerüstet zu sein. Auch habe ich auf der Fahrt das Buch des Dekan Meier über die arbeitenden Klassen zur größeren Hälfte durchgelesen. Als ich nach Magdeburg kam, war es bereits dunkel geworden. Ich stieg beim Generalsuperintendent Möller ab, dessen Haus hell erleuchtet war. Er hatte eine Abendgesellschaft von Musikfreunden geladen, die die Litanei von S. Bach und dann einige Stücke aus Händels Messias, von einem kleinen Orchester unterstützt, zur Aufführung brachten.

Wenn ich Dir nur Freund Möller und seine Familie schildern könnte, damit Du sähest, wie liebenswürdig der Haushalt in allen seinen Gliedern ist! Der alte Herr hat über fünfzehnhundert Pfarreien und außerdem, ich weiß nicht wie viele Institute, Gymnasien u. s. w. zu inspizieren. Dabei ist der Vielbeschäftigte noch erster Dompfarrer. Doch von alledem merkt ihm keiner etwas an. Man rühmt seine Leichtigkeit und Fertigkeit zu arbeiten. In seinem schönen häuslichen Kreise weiß man nicht, ob er seine Frau und Töchter auf den Händen trägt oder sie ihn. Wenn nur die Stadt Magdeburg wäre wie ihr Generalsuperintendent! Die hiesigen Zustände sind zum Verzweifeln wie im Politischen, wo alles radikal ist, so im Kirchlichen. Gar viele sind dem Uhlich und seinen Genossen verfallen. Außer drei Predigern sind hier sonst alle tot oder entschiedene Widersacher des Evangeliums, und wie sie, so auch die Kirchen-Kollegien und mit den Kirchen-Kollegien der Magistrat als Patron der sämtlichen Kirchen mit Ausnahme der einen Kirche, die unter königlichem Patronat steht. Dieser Tage haben die Juden sich vom Stadtverordneten-Kollegium einen Platz zum Bau einer Synagoge ausgebeten, und das Stadtverordneten-Kollegium hat an den Magistrat den Antrag gestellt, den Juden die französisch-reformierte Kirche Lionnets zu überlassen; Magdeburg habe überhaupt schon der Kirchen zu viel, was man daraus ersehe, daß die Kirchen so schlecht besucht würden. Männer wie Sack und andere zur gläubigen Seite des Konsistoriums gehörige Männer werden grundsätzlich von allen nicht streng amtlichen Verbindungen zurück-

gewiesen, weil man ihre Gegenwart nicht wünscht. Das Verständnis für christliche Dinge ist in Magdeburg förmlich verloren gegangen und ist nicht abzusehen, wie es wiederkehren soll. Die Demokraten entwickeln unter den Armen durch Almosenspenden und persönlichen Verkehr, namentlich auch unter den Handwerksgesellen, eine gradezu große Thätigkeit. Hier besteht auch eine kleine altlutherische Gemeinde, die einen Teil der gläubigen Christevangelischen an sich gezogen und sich der unierten Kirche in der bekannten Härte gegenübergestellt hat. Was soll aus solcher Stadt werden?! In ihr hatte ich die innere Mission zu predigen, was heute geschehen ist.

Später: Bis zu dieser Stunde ist die Zeit mit mancherlei Besuchen, die ich gemacht habe, so verstrichen, daß mein Plan, an Dich in Ruhe weiter zu berichten, vereitelt ist. Philipp von Nathusius war wohl drei Stunden bei mir; ich habe vieles mit ihm besprechen können. Inzwischen kam ein Schreiben aus Quedlinburg an mich, das mich einladet, von hier aus dorthin zu kommen, um einem Komitee bezüglich Reorganisation einer verwahrlosten Anstalt für verwahrloste Kinder Rat zu erteilen. Nathusius sagte mir, daß der von ihm gestellte Antrag, sich an mich zu wenden, höflichst abgewiesen worden sei, da man keinen „Pietismus“ in der Anstalt haben wolle. In dem Augenblick, als wir beide noch darüber redeten, kam das landrätliche Schreiben an, aus welchem zu ersehen war, daß man sich eines Besseren besonnen hat. Die Angelegenheit könnte mich veranlassen, meiner Reise vielleicht noch zwei Tage zuzulegen, um den Quedlinburgern zu dienen.

Um zwei Uhr bestieg ich heute die marmorne Domkanzel, welche von dem mit einem Schwert gerüsteten Apostel Paulus getragen wird. Der Generalsuperintendent hatte das große, wunderbar klingende Festgeläut angeordnet. Alle Plätze der Kirche waren besetzt, viele Zuhörer standen noch rundum, auch viele Prediger vom Lande, die ich nachher teilweise begrüßte. Ich stellte Pauli Wort, Epheser 6, Vers 10 an die Spitze: Zuletzt, lieben Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht Seiner Stärke und ziehet den Harnisch Gottes an, daß ihr Widerstand leisten könnt u. s. w., bis zu den Worten: nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes!

Die innere Mission, so führte ich aus, sei die sich rüstende und gerüstete, in den Harnisch Gottes sich kleidende Kirche und Gemeinde des Herrn, die nicht als Richterin erscheine sondern in der Fülle erbarmender Liebe, um das Volk aus der Macht der Finsternis dieser Welt zu retten. Die Finsternis dieser Welt suchte ich sowohl in den

großen Städten als auch in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, ferner in den verschiedensten Ständen zu zeichnen. Ich erinnerte an die alten Tage, wo einst — es war im Jahre 1524 — an der Bildsäule Kaiser Ottos auf dem Markt zu Magdeburg ein Tuchmacher gestanden, der das Lutherlied gesungen, worauf die ganze Stadt für die evangelische Wahrheit in Bewegung geraten sei, an jene Tage, in denen die Gemeinden St. Ullrich und St. Jacob sich wie ein Mann erhoben und erklärt hätten, sie wollten ihre Zuflucht nehmen zu dem einen wahren, allmächtigen Herrn und Bischof Jesus Christus, den Gott mit einem Eide bestätigt habe; für den wollten sie fechten. Ich fragte dann: was wohl jetzt geschehen würde, wenn einer sich auf den Markt stellte und nicht nur nach dem Glauben an Gott fragen sondern laut bekennen würde: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr u. s. w." wieviele würden von Herzen mit einstimmen, wieviele würden aus Furcht scheu zurückweichen, wieviele würden widersprechen und Christo entsagen?! Wenn der Weg der einen in der Kirche der gewesen sei, durch den Zweifel bis zur Verzweiflung und Feindschaft wider Gott zu gehen, so sei der Weg der andern der gewesen, daß sie, an das Wort der Apostel und Propheten sich anschließend, gläubig aufgestanden seien, um dem Volke aufs neue den Heiland zu verkünden, damit es komme und glaube — das sei die Kirche in der That der inneren Mission, die ohne Schonung gegen unten und oben Buße verkünde, zugleich aber auch kämpfe gegen die bösen Geister der Finsternis und der Welt nicht mit sichtbaren Waffen sondern mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, das Wort von dem einigen, ewigen, allmächtigen Herrn, von dem Erlöser und Seligmacher, in welchem erschienen ist die Liebe Gottes, die uns dringt und die uns siegen läßt, getrost und gewißlich. Jetzt ging ich ein auf die Erneuerung der Häuser durch die Väter und Mütter als Hauspriester und Hauspriesterinnen, auch durch Dienstboten und Knechte, auf die Rettung der Jugend, auf die Kluft zwischen den Ständen, die nicht durch Gold oder Silber sondern durch Liebe und zwar persönliche Liebe und durch die Verkündigung des Wortes ausgefüllt werde, das zu Tausenden nicht mehr komme, auf das aber die Armen unter den Bemittelten und Unbemittelten warten. So stehe die innere Mission in göttlicher Siegesgewißheit da. Zwar stellten sich noch unabsehbare Schwierigkeiten entgegen — aber hier sei Gottes Wort und in ihm der Eine, der Mensch geworden, der gelitten, gestorben, auferstanden und verklärt sei, in welchem erfüllt

sei, was Jesaia 59, Vers 17 ff. verheißt, daß nämlich der Herr selbst in Seiner Gemeinde einherziehen will mit dem Helm und Panzer Gottes, damit vom Aufgang bis zum Niedergang wie ein aufgehaltener Strom Seine Gerechtigkeit hervorbreche. Das Eingangsgebet hatte Möller vom Altar aus gesprochen, das Schlußgebet und der Segen von der Kanzel war mir aufbehalten.

Abends waren wohl noch zwanzig Männer bei Möller vereinigt, um zu beraten, was für Magdeburg zu geschehen habe. Ich habe hier wieder zwei Stunden gesprochen. Die Schwierigkeiten sind gerade hier unendlich große, da die Macht der Christo Widerstrebenden vielleicht größer ist als in irgend einer Stadt des Nordens.

Magdeburg, den 27. November 1849.

Heute abend habe ich die zweite öffentliche Versammlung in der „Stadt London" abgehalten. Der ganze Saal war mit Menschen aller Stände gefüllt, ebensoviel, wenn nicht noch mehr Männer als Frauen. Ich hab es wagen dürfen, zwei Stunden zu reden, aber die Versammlung, die durchs Wort gebunden wurde, war selbst daran schuld; gezürnt hat keiner darüber. Ich wies auf die Notstände unter der Jugend, unter den Gefangenen, auf solche im Kaufmannsstande, speziell unter den Handelsreisenden, auf Notstände unter Arbeitgebern und Arbeitern, Fabrikherren und Fabrikarbeitern, Gutsbesitzern und Tagelöhnern, Handwerksmeistern und Gesellen, — auf den in den Arbeiterverbindungen herrschenden Geist, auf die vom Christentum abgeleiteten Gemeinschaftsbildungen unter stetem Hinzufügen auf Thatsachen der Hilfe aus Deutschland, England, Schottland und anderswoher. Die Predigt und der Vortrag ergänzten sich glücklich, ohne daß Wiederholungen vorkamen. Nachher gab's so viel Händedrücken und herzliche Begrüßungen, daß ich mehr als ein Menschengedächtnis haben müßte, wenn ich die Physiognomieen und Namen alle hätte behalten sollen, was auch nicht not thut. Der liebe Generalsuperintendent forderte zum Schluß auf, daß alle, die mitarbeiten wollen, sich bei ihm melden möchten, worauf sofort viele Anmeldungen erfolgten; u. a. meldete sich ein Schuhmacher, der hier zu den Altlutheranern gehörte, auch er wolle helfen, denn er müsse alles bestätigen, was er gehört habe, aber er stelle eine Bedingung an den Generalsuperintendenten: dieser solle ihm den Herrn Christum nicht nehmen, er sei Altlutheraner und das wolle er bleiben!

Gar viele auch von denen, die in Wittenberg gewesen waren, sah ich da wieder und wurde viel herzliche Bruderliebe erneuert.

Heute mittag speiste ich beim Stadtrat Lösener. Die Tischgesellschaft war angenehm und die Gespräche sehr mannigfaltig und anregend. Denke Dir, was ich bei diesem Anlaß gehört habe: In Osterwiek hat dieser Tage ein Kandidat aus Merseburg gepredigt — worüber? „Über die Sündhaftigkeit Jesu und die Gotteswürde der Menschen!" Derselbe gehört freilich der freien Gemeinde an! Ein Gegenstück bildet die vor acht Tagen hier in Magdeburg gehaltene Predigt eines Pastors aus Nordhausen des Inhaltes: es könne nicht eher besser werden, als bis die Religion aufgehört habe! Man erzählte mir, die gelehrte Schule sei zum Teil schon in den Händen solcher Leute. Wir können Gott nicht genug danken, daß wir in Hamburg bisher von Erfahrungen solcher Art verschont geblieben sind.

Berlin, den 1. Dezember 1849.

Von meiner Reise muß ich noch erst einiges nachholen. Am Mittwoch morgen hatte mir Herr H. von Nathusius von Althaldensleben seinen Wagen geschickt, so daß ich von Magdeburg dorthin fahren konnte. Es sind drei Meilen. Philipp von Nathusius war von Giebichenstein gekommen, um mich zu begleiten. Der Volksblattschreiber ist von Person so liebenswürdig, wie er es in seinen litterarischen Arbeiten ist. Der Weg durch die sogenannte Börde bei Magdeburg ist das Runkelrübenparadies oder vielmehr das durch Runkelrübenzucker verlorene oder versauerte Paradies. Alles macht Zucker und lebt vom Zucker. Die Bauern verpachten ihre Höfe an Fabrikanten für zwei bis dreitausend Thaler jährlich, während die Bauern in Magdeburg mit Sporen laufen und sich selbst verwahrlosen. Übermut, Geiz, Faulheit aller Art ist die Folge dieses Betriebes. In nicht drei Stunden hatten uns die dampfenden Rosse bis an das frühere Cisterzienserkloster Althaldensleben geführt. Das Gut ist die berühmte Schöpfung des alten von Nathusius, der sich mit nichts zu einem großen Vermögen heraufgearbeitet hat. Die Runkelrübenzuckerfabrik, die eine sehr große Menge Menschen beschäftigt und täglich fünfzehnhundert Centner Rüben zu Zucker verarbeitet, habe ich genau besichtigt und habe die Menschen beklagen müssen, die an dies Getriebe gebunden sind. Danach galt mein Besuch der dort von Nathusius errichteten Knaben- und Mädchenanstalt, deren ersterer unser Bruder Knigge vorsteht. Es war mir eine Herzensfreude zu hören, wie Nathusius ihn lobt und liebt.

Auf der Rückfahrt, die kalt war, hatten wir einen Dritten zum Begleiter, nämlich den alten Matthias Claudius, der uns die drei Meilen hindurch im Gespräch über ihn warm erhalten hat.

Nathusius beschäftigt sich schon seit vielen Jahren damit; eine Lebensgeschichte des alten Wandsbeker Boten zusammenzubringen, und hat sich's weder Geld noch Mühe kosten lassen, dazu auch viel schöne Bruchstücke zusammengebracht. Von Matthias Claudius sprang unser Gespräch auf Hamann und Jacobi und jenen mysteriösen Münsterschen Kreis damaliger Männer und Frauen über, — so daß wir früher, als ich's vermutet hatte, durch die Festungswerke der alten Stadt einfuhren. Abends war ich mit einigen Freunden bei Herrn Sack. Dort lagen die Tageszeitungen aus, welche die innere Mission als eine Erscheinung hervorheben, welche die größte Beachtung verdiene und notwendig in politischen Blättern besprochen werden müsse, da sie offenbar die Verbindung der religiösen und politischen Reaktion bezwecke und überdies ein Werkzeug sei, welches unter dem Scheine der Wohlthätigkeit die alte Orthodoxie dem Volke wieder einzuimpfen suche. Der eine übrigens sehr lange Artikel handelte ausschließlich von meiner Person. Der Artikel muß von gar kundiger Hand herrühren. Die angekündigten nachfolgenden Artikel habe ich noch nicht gesehen. Für die Sache selbst ist es übrigens von Wichtigkeit, daß man sich genötigt sieht, sie nicht mehr zu ignorieren sondern als eine aufsteigende, aus der Gnade des Herrn hervorgehende Macht im Volksleben anzuerkennen, die von den Radikalen natürlich bekämpft werden muß.

Die Konservativen kommen in eine sonderbare Lage, soweit sie nicht zugleich auf christlichem Boden stehen. Wir wirken aus anderen Motiven als sie, die die innere Mission gern für sich und für ihre Parteizwecke nutzbar machen möchten. Merkwürdig ist, daß ein Treubundshauptmann[1]) in Berlin an mich mit der Bitte geschrieben hat, ihm allerlei Material über innere Mission zu liefern, weil es ohne sie im Volk nicht gehe. Ebenso benützen die Demokraten jetzt religiöse Motive; sie sprechen vom Christentum, während sie äußere Wohlthätigkeitsbestrebungen meinen. Sowohl jene wie diese gehen an zerbrochenen Stecken, welche ihnen die Hände durchbohren werden. Das Evangelium in der inneren Mission wendet sich gegen beide zur Buße und erscheint unter dem Volk als Retterin, praktisch, lebendig, glaubens- und segensvoll, während sich die Theologen zanken und von Dingen sprechen, die nicht sind, und Gespenster bekämpfen, die nur Trugbilder ihrer Einbildung sind. Aber doch steht eine nicht zu zählende Schar gläubiger Pfarrer in der Mitte dieser Bewegung des Heils. Ich sehe etwas von einer Zukunft, die besser sein wird als diese Gegenwart.

---

[1]) Der „Treubund" war ein 1848 in Berlin gegründeter antidemokratischer Verein, der sich nach kurzer Zeit spaltete und bald darauf ganz auflöste. Auch in Kurhessen bestand 1850—1853 ein „Treubund".

In Potsdam war Hofprediger Heym am Bahnhof; durch ihn erfuhr ich erst, daß man sogleich zwei Vorträge von mir erwarte, den ersten in der Friedenskirche um zwei Uhr, den anderen abends in einem Saal. Ich zog mich sogleich zurück, um mich doch wenigstens etwas besinnen zu können. Die Königin soll einen früheren Anfang gewünscht haben, um teilnehmen zu können, da heute bei Hofe große Gala war. Wirklich war denn der König, die Königin, die junge Großherzogin von Mecklenburg und wer weiß wie viel königliches Gefolge eine Zeit lang in der Kirche. Auch sonst war die Kirche ganz gefüllt wie hernach am Abend der Saal. Vor Beginn der Feier kam Hofmarschall Graf Keller in die Sakristei: Der König habe mich schon um elf Uhr heut erwartet, es wäre nach Berlin geschrieben worden u. s. w. Am Hofe fanden heute nämlich große Festivitäten statt, da der König seinen Hochzeitstag feiert. Ich konnte nur meine Verbeugung machen und damit war alles erledigt. Die Kälte im Gotteshause absorbierte ein gut Teil Lebenskraft, obgleich der König schon zwei Tage lang vorher hatte heizen lassen. Alles glaubt, daß die Anregung eine nachhaltige sein werde. Gott gab es auch, vieles anschaulich zu machen.

Die beste Vorbereitung auf derartige Vorträge und Ansprachen, das erfahre ich stets aufs neue, ist das Gebet. Der Herr hat's erhört.

Berlin, den 2. Dezember 1849.

Ob Du wohl meinen gestrigen Brief wirklich erhalten hast? Es ging wie immer bei mir Hals über Kopf, als es hieß, ich solle nochmals nach Potsdam kommen, so daß ich den Brief an einen Kofferträger geben mußte. Am hiesigen Bahnhof erwartete mich von Bethmann-Hollweg. Von ihm erfuhr ich, daß der König uns beide in einer bestimmten kirchlichen Angelegenheit sprechen wolle. In Potsdam angekommen, ließ uns der Adjutant von Bonin vorläufig in die Zimmer des General von Gerlach führen, der momentan mit mehreren Ministern Vortrag beim König habe. Endlich kam General von Gerlach; er ist ein Mann von großer Liebenswürdigkeit, ich hatte ihn seit dem Tode seines Bruders, des Oberkonsistorialrats, nicht wieder gesehen. Inzwischen wurde es ein Uhr, und aus der Audienz beim König wurde vorläufig nichts, denn ich mußte zur Königin, die mich auf ein Uhr befohlen hatte. Die Königin kam mir wie eine längst Bekannte entgegen. Sie ist keine sehr stattliche Frau, schlicht gekleidet mit einfachem Putz, aber gütig und liebreich. Ich war darauf vorbereitet, daß die Königin männliche Gäste gewöhnlich stehen läßt,

wie das neulich auch bei der Prinzeß Carl in Darmstadt der Fall war. Doch war es diesmal anders, ich mußte zu ihr niedersitzen und bin dann über eine Stunde bei ihr geblieben.

Unsre Gespräche bezogen sich namentlich auf die kirchlichen Zustände in Magdeburg und Berlin, ferner auf Ober- und Niederschlesien, endlich auf das Rauhe Haus. Auch sprach sie über die „evangelische Richtung“ in der katholischen Kirche. Die Königin war ja ursprünglich katholisch und ist aus Überzeugung zur evangelischen Kirche übergetreten. Da sie sich etwas hart über die katholische Kirche äußerte und die Reinheit der Beweggründe bei Werken der Barmherzigkeit in der katholischen Kirche im allgemeinen bezweifelte, machte ich dazu manche auf meinen Beobachtungen beruhende Bemerkungen. Besonders erkundigte sie sich nach den kirchlichen Verhältnissen Bayerns (sie ist ja die Schwester des Königs Ludwig). Am längsten aber hielt sie sich, wie ich vorher wußte, daß es geschehen würde, bei Oberschlesien auf. Ich hoffe, das von mir Mitgeteilte wird nicht ganz ohne Frucht bleiben. Es soll ihr bis dahin niemand etwas über die eigentliche Not jener Provinz haben sagen können. Die Königin fragte mich zum Schluß, ob ich den König noch nicht gesehen. Als ich die Frage verneinte, ging sie sofort zum König und kam mit der Antwort, daß mich der König erwarte. Sie führte mich selbst auf den Weg. Es ging durch eine lange Reihe von Zimmern, bis endlich ein Lakai das Zimmer öffnete, in welchem der König weilte.

„Kommen Sie doch herein, lieber Wichern, und machen Sie mir keine Umstände“, mit diesen Worten kam der König auf mich zu, reichte mir aufs herzlichste die Hand und bemerkte, er habe längst gewünscht, mich zu sprechen. Ich mußte mich nun zu ihm an seinen Arbeitstisch setzen. Das erste waren Entschuldigungen darüber, daß er meinen Vortrag gestern nicht bis zu Ende habe anhören können. Er nahm aber von dem, was er gehört, Anlaß und bezeugte seine Zustimmung zu dem Gehörten. Das Gespräch stockte keinen Augenblick, und ich habe in der That vergessen müssen, daß der, mit dem ich sprach, der Mann ist, auf dessen Schultern der Herr so Großes zur Lösung des Geschickes der Völker gelegt hat. In einen einfachen Militärrock gekleidet saß der geprüfte Fürst neben mir und schüttete sein Herz aus. Er spricht rasch und nicht gerade in schöner Form, oft in sehr derben Ausdrücken, dabei lebhaft und ohne gène für den, der sich mit ihm unterhält. Er fragte mich nach meinem Vertrauen zum Erfolg der begonnenen Arbeit der inneren Mission und hörte aufmerksam dem zu, was ich ihm aus dem tiefen Grunde des Glaubens an Hoffnungen für die Zukunft unseres Volkes darlegen

konnte. Dann aber warf er Zweifel auf, der Abfall des Volkes vom Glauben sei zu groß; namentlich waren es zwei Stände, die er in merkwürdiger Weise geißelte. Ich will sie dem Papier nicht anvertrauen, will sie Dir aber mündlich nennen und glaube, dem König diese Diskretion schuldig zu sein. Vom alten . . . . sagte er, die Unwissenheit über das, was Frömmigkeit sei, sei in dessen Stande so groß, daß man hier z. B. einen Herrnhuter für einen Derwisch halte, der sich um sich selbst herumdrehe u. s. w. Inzwischen war von Bethmann-Hollweg herzugekommen. Es schien an der Zeit, dem König Ermutigenderes zu sagen und auf seine Aufforderung hin ihm in mehrfacher Beziehung auch den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland zu entwickeln, wobei sich erfreuliche Erfahrungen des erwachten thätigen Christenglaubens einflechten ließen, von denen er bis dahin nichts gehört und die ihm seine Augen netzten. Dem fügte ich aber in großen Linien und Thatsachen auch Bilder des Verderbens hinzu, die uns nötigten, weiter einzugehen auf das, was noch geschehen müsse, und es gelang, ihn leise an das zu erinnern, was er eigentlich besprechen wollte: an die künftige Entwicklung und Gestaltung der Kirche. Der König entwickelte diesmal die ihm eigentümlichen Gedanken über den Episkopat nicht, wohl aber sprach er über den Diakonat, der von ihm anders als von anderen gefaßt ist. Der königliche Kirchenmann verriet dabei eine große Kenntnis der Kirchengeschichte. Später kamen wir auf das Gefängniswesen zu sprechen, indem ich in großen Zügen die Geschichte der Gefangenpflege seit Konstantin darlegte. Viele Thatsachen frappierten den König, weil sie ihm bis dahin unbekannt geblieben waren. Bei der Gelegenheit ließ ich ein Wort über den jetzigen Stand der Gefängnisse einfließen. Wir kehrten dann aber noch einmal zu mehr allgemein-kirchlichen Fragen zurück. Ich glaube, dem Könige gezeigt zu haben, wie das von ihm Gewollte sich in der inneren Mission anbahne, sofern diese der Kirche ihre neuen Ämter vorbildlich entgegenführe. Indes einigten wir uns nicht. Die Differenz war dieselbe, die ich dem König schon früher in meinem Promemoria über den „Schwanenorden“ ausgeführt hatte. Der König glaubt an den Untergang der evangelischen Kirche; ja, er glaubt, daß sie von der römischen werde verschlungen werden, wenn sich nicht seine Gedanken realisieren. Sie werden sich gewiß nicht realisieren oder doch in einer Gestalt, die von derjenigen, welche er für die rechte hält, wesentlich abweicht. Mir scheint, daß der große Schaden unsrer Zeit, der Doktrinismus, den königlichen Geist beherrscht. Anderthalb Stunden hatte uns die Sache beschäftigt. Alle Viertelstunden mahnte ein Lakai, daß es an der Zeit sei. „Meine Gäste“,

sagte der König, „warten, ich will Sie zu ihnen führen", und damit brachen wir auf. Es waren im Speisesaal wohl an vierzig mit Orden reich geschmückte Personen versammelt, von denen ich nur einzelne kannte. Dein Heinrich und Bethmann-Hollweg waren die einzigen, die in schwarzem Frack und mit weißen Handschuhen erschienen waren. Plötzlich öffnen sich die Flügelthüren, herein tritt der König, diesmal in glänzender Uniform; an seiner Seite die Königin und mit dem königlichen Paar die Großherzogin von Mecklenburg, die Prinzessin der Niederlande u. s. w. Der Hofmarschall wies jedem seinen Platz an. In der Mitte der langen Hufeisentafel saßen der König und die Königin; mir wurde der Platz den Majestäten vis-à-vis zwischen General von Gerlach und Humboldt zugewiesen. Etwa vierundzwanzig Lakaien hatten das Vergnügen zu sehen, wie es den anderen schmeckte. Eine sonderbare Rolle spielten zwei Erscheinungen, welche unsere Kinder amüsiert haben würden: ein Abessynier mit silbernen Tressen und schwarzem Knebelbart und links von mir ein Chinese mit einem schwarzbraunen mit Gold besetzten Filzhut. Am meisten habe ich mich mit General von Gerlach unterhalten. Der König sprach wenig. Ihn beschäftigen offenbar andere Gedanken als solche, die er aussprechen konnte. Einiges sprach der König mit mir über Frankreich und nachher über Litterarisches. Humboldt gab Philosophisches zum besten. Die Gesellschaft war zu gemischt, als daß sich über alles hätte sprechen lassen. Diese Zuthat des Pomphaften scheint mir übrigens etwas ungemein Lästiges. Nach Tisch knüpfte der König mit mir ein Gespräch an, ebenso die Königin, die sich unserer Amalie Sieveking mit Freuden erinnerte. Den Grafen Gröben, der die Preußen in Baden kommandiert hatte, lernte ich hier als einen längst bekannten Unbekannten kennen. Der König kam wiederholt auf Baden und erzählte von der „impertinenten Note", die ihm Palmerston in Bezug auf die in Baden stattgehabten Hinrichtungen geschickt, gegen die er protestiert habe. Der König hat sich die Zahl der Hingerichteten aufgeben lassen. Es waren deren fünfzehn gewesen. Inzwischen hatten die Engländer in wenigen Tagen fünfunddreißig Mann in der Kapkolonie hängen lassen. Im Hinweis darauf hatte Palmerston erwidert, das seien „Straßenräuber" gewesen. Dann redete mich A. von Humboldt an, mit dem ich mich eingehend unterhielt. Endlich verbeugte sich die Königin, was der ganze Chor mit tiefer Beugung seinerseits erwiderte, ebenso der König, der aber noch einmal auf mich zukam und mir mit dem Wunsche die Hand drückte: „Wenn Sie wieder einmal nach Berlin kommen, so klopfen Sie an meine Thür, damit wir weiter miteinander reden können."

Berlin, den 3. Dezember 1849.

Als ich heute morgen meine Morgenandacht hielt, habe ich nach den gestrigen Erlebnissen um soviel besser verstanden, was im Kirchengebet für die „Fürsten und Gewaltigen“ von der Gemeinde erfleht wird. Je näher ich seit einiger Zeit die Stellen zu sehen bekomme, von denen aus die Geschicke der Völker bis dahin geleitet sind und noch künftig werden geleitet werden, desto mehr tritt mir die Bedeutung der Wahrheit hervor, daß alle Obrigkeit von Gott gegeben ist. Das Flittergold samt aller Herrlichkeit, welche die Throne umgiebt, ist eigentlich nur die Hülle, um die vorhandenen Schwächen zuzudecken, wie denn die Räte das Bild der Ratlosigkeit sind, während sie doch Rat für alles haben sollen. Die Empfindung, welche mir allen Fürsten gegenüber, die ich seit dem letzten Jahre und früher schon gesehen, schließlich geblieben ist, ist die, daß ihre Größe nur im tiefen Bewußtsein ihrer Ohnmacht bestehen kann und daß das, was einem gekrönten Haupte gegenüber Ehrfurcht gebietet, nur der Glaube sein kann, daß Gott allein in diesen Schwachen mächtig sein und durch sie die Völker regieren will und regiert. Wer nicht glaubt (Röm. 13, 1), daß die Obrigkeit von Gott sei, muß in Anwendung auf die Fürsten Republikaner werden, und wer in einer Republik zu leben sich so unendlich glücklich schätzt, muß in dieser wieder Revolutionär werden. Wer aber in Christo steht, muß damit einen um so stärkeren Antrieb finden, dem Worte des Apostels nachzukommen, der Fürbitte und Danksagung für alle Menschen thun lehrt, aber unter diesen die Könige und Obrigkeiten ganz besonders heraushebt.

Der König ist, um in biblischer Sprache zu reden, in der gegenwärtigen Gemeinde der deutschen Völker ein Zungenredner; ihm fehlt der notwendig dazu gehörende Interpret und dazu die Mannschaft, die Hand und Fuß ist. Darum sieht es so traurig aus und ist es so, als ob die Pferde oftmals vorn und hinten zugleich an den Wagen gespannt wären.

1850.

Berlin, den 10. Februar 1850.

Ich darf wohl sagen, daß mir diesmal die Reise sehr sauer ward. Das mag seinen doppelten Grund haben, einmal in der drückenden Einsicht, wie viele sonst notwendigen Arbeiten zu Hause während der Abwesenheit liegen bleiben, sodann in dem Vorgefühl, daß das Resultat der Anstrengung diesmal möglicherweise Null sein wird. Ich folge der an mich ergangenen Aufforderung nur, weil sie möglicher-

weise doch irgend eine gute Folge für die Sache der unglücklichen oberschlesischen Kinder haben kann. Es gehört nach den Erfahrungen, die man schon gemacht hat, eine wahre Selbstverleugnung dazu, noch einmal daran zu gehen. Tröstlich ist mir, woran ich neulich von dem uns besuchenden Herrn aus der Eifeler Abtei wieder erinnert wurde, daß oft durch Gestein hindurch ein Körnlein aufsprießt, wenn auch eine ganze Handvoll der Saat, bis eben auf das eine Körnlein verloren geht. Ich kann mir dabei zum Trost sagen, daß auch solche Erfahrungen zur Selbstbesserung für uns dienen sollen und schon deswegen nicht verloren sind, wenn sie auch nicht zur Besserung der öffentlichen Zustände direkt dienen, was ja eigentlich bezweckt wird. Im Rauhen Hause ist doch mein Leben und meine Liebe — in wie hundertfachem Sinn! darum seid Ihr Lieben alle gegrüßt! Ich gedenke Euer vor dem Herrn in Fürbitte und Gebet und weiß, Ihr thut es auch.

Über Akten und Konferenzwirtschaften habe ich gestern ein paar anmutige Geschichtchen gehört, zugleich als Zeichen, seit wie lange man die Bureaukratie, die nichts taugt, dennoch aber ziemlich unvermeidlich ist, geliebt, verlacht und in ihrer Gewalt empfunden hat. Einst wurde Baron von X nach Berlin citiert, um endlich sein Gutachten über die Mittel zur Vertilgung von Raupen abzugeben, worüber ganze Aktenstöße bereits vorhanden waren. Der Baron schrieb auf diese Einladung: seine gutachtliche Meinung an das hohe Ministerium ginge dahin, sämtliche Aktenstöße aus den Ministerialkanzleien in die Wälder zu schicken und sie dort von Geheimräten des Ministeriums vorlesen zu lassen, damit die Raupen sich daran totlachen könnten; so würden sie sicherlich bald vertilgt sein. Der Ratgeber erhielt ein halbes Jahr Festung.

Als ich gestern morgen Hamburg hinter mir hatte, war es mir doch ganz wohl, wieder einmal ausgespannt zu sein, um ungehemmt mancherlei im Geist durcharbeiten zu können, wozu ich im Hause wegen der endlosen Zerspitterung kaum komme. Es rechnen mir, ich weiß es, manche als Unverstand an, daß ich mein Hoffen mitten in den trostlosen Zuständen nicht lassen kann. Allein wer kann anders sein, als Gott ihn gemacht, und wer kann die Sonne auslöschen, die ihm aufgeht und die er nicht selbst angezündet hat?! So geht es mir nun einmal, und je mehr ich auch jetzt wieder in der Schrift forsche und suche und je gewisser mir Christus ein lebendiger und gegenwärtiger ist, je mehr ich mich in der Geschichte umsehe und Gottes Wege verfolge und nach den Gesetzen Seines Waltens bis heute frage und sie entdecke, desto mehr muß ich hoffen, und desto weniger kann

ich über den nächtlichen Bildern die Sonne übersehen, die da unbeweglich steht. Das Ende ist der Sieg über Tod und Teufel und ihre Rotten. Mit solchen Gedanken trug mich die Hamburg-Berliner Eisenbahn immer weiter und ließ mich durch viele schöne Gegenden der Geisterwelt ziehen. Ich hatte mir den zweiten Teil von Gelzers deutscher Litteraturgeschichte mitgenommen und las darin die Darstellungen über Claudius, die Gallizin, Stolberg, Lavater u. s. w. Claudius ist meisterhaft geschildert. Wie ein Christbaum steht er in unserer Litteratur da, dessen tausend Lichter, kein Auge blendend, seit vielen Jahren überallhin scheinen. Hat Dich auch wohl die Einleitung zu dem ganzen Werk, das wir angefangen haben zu lesen, etwas abschrecken müssen, so sollst Du nach meiner Rückkehr Deine Freude an diesen Abschnitten haben. Für Lavater hat auch Gelzer mich nicht gewonnen, und in mir sind alle die stillen Antipathieen gegen diesen Mann wieder aufgeweckt, die ich schon in meinen Universitätsjahren niederkämpfen mußte, was damals namentlich durch einen Universitätsfreund veranlaßt wurde, der Lavater so keck vertrat. Es war in ihm offenbar viel ungezügelte Natur, welche, wo sie einem entgegentritt, dünkt mich, verletzen muß. Lavater hätte eine gewisse Periode seines Lebens für sich durchleben und durchkämpfen und nicht an die Öffentlichkeit bringen müssen; dann wäre damit eine reife Frucht erwachsen, an der sich auch noch das kommende Geschlecht hätte mit sättigen können.

Was man hier in Berlin über die Konstitution mitteilt? An vielen Stellen scheint mir der Eindruck: „das Ziel ist erreicht“ — aber was und wie nun weiter? Es wird doch ziemlich alles einen andern Weg gehen, als man jetzt glaubt mathematisch berechnen zu können.

Die gestern hier stattgehabte vierstündige Konferenz im Centralausschuß brachte nichts Neues als die Verstärkung der Gewißheit, wie notwendig und heilsam die begonnene Arbeit ist. Je länger wir die Arbeit thun, desto mehr wächst das Vertrauen und damit das Gebiet der Wirksamkeit. — Die Organisation der Bücherkommission für das Volksschriftenwesen, der Versuch, die vorhandenen Büchervereine, Traktatgesellschaften u. s. w., ohne die freie Bewegung der einzelnen zu beschränken, gemeinsam in Aktivität zu setzen, und wiederum fördernd auf sie einzuwirken, die fortschreitende Thätigkeit, um den Eisenbahnarbeitern an der Ostbahn eine eigene kirchliche Versorgung zu schaffen, ebenso den Eisenbahnwärtern durch ganz Deutschland, — die Schöpfung einer christlichen Schulzeitung, welche das Interesse der innern Mission im Schullehrerstand vertreten wird — alle diese Thatsachen, an die bereits Hand gelegt ist, geben Stoff genug zur Besprechung und Verständigung, welche wir morgen abend noch fortsetzen werden.

Die Lage, in welche Männer wie von Bethmann-Hollweg durch ihre politische Wirksamkeit in der Kammer gekommen sind, ist nicht beneidenswert, sie ist aber mehr als das, sie ist ehrenwert und zugleich ein Barometer für das Maß der Sittlichkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland geworden. Ich möchte doch glauben, daß sich immer nur wenige Menschen finden werden, die, wie der genannte Freund, milde und zugleich wahrheitsliebend und gerechtigkeitsliebend in der öffentlichen Thätigkeit stehen und die dabei mit der Fülle reichster Einsicht und besonnenster Mäßigung im Urteil auch über die wildesten Gegner den ganzen Ernst christlicher Gesinnung in voller Freiheit des inneren Lebens verbinden. Dazu die liebenswürdige Persönlichkeit, die jeden Unbefangenen gewinnen sollte. Und dieser Mann ist nun mit wenig anderen der Gegenstand des schmachvollsten Hasses und Spottes geworden, an welchen sich unter Vortritt der Kammern das ganze Land gewöhnt hat. Als neulich von Ammon, ein sonst wohlwollendes Kammermitglied, mit Rücksicht auf Mitglieder wie Bethmann-Hollweg von der Partei sprach, die Christum im Munde und Arglist im Herzen führe, ist der Beifall wie ein Sturm hervorgebrochen und hat kein Ende nehmen wollen, wie mir solche berichten, die es mit erlebt haben. Das alles macht nur das Bekenntnis des auf göttlichem Grunde erwachsenen Rechts und der mutige Widerstand gegen alle Art von Ungerechtigkeit. Die Bedürftigen sind in der letzten Zeit durch eine ganze Reihe von Kammerbeschlüssen vieler Mittel auf legitime Weise beraubt worden. Die Kirche, die Schule und die Pfarrer verlieren durch die letzten Beschlüsse der Kammern Millionen. Auch die Armen auf dem Lande verlieren, während die Gutsbesitzer gewinnen. Den Armen in Berlin entzieht man aus rein abstrakter Doktrin dreitausendzweihundert Thaler, während man einem beliebten Mitgliede, Simson, zu Gefallen in demselben Augenblick aus derselben Kasse dem Königsberger Theater jährlich zweitausend Thaler bewilligt. Und wenn dann ein Mann wie Gerlach jenen vorher erwähnten Gewinn von sich weist, weil so die armen Bauern verlieren, während er persönlich auf seinem Gute durch solche Beschlüsse fast Tausende gewinnt und so alle Gutsbesitzer —, wird er, indem er für die Ärmeren das Wort spricht, verhöhnt. Solch ein Raub an Kirche, Schule, Haus, Privateigentum u. s. w. geschieht ohne allen Grund, lediglich aus Doktrin und um einzelnen Führern, denen es nun einmal so beliebt, zu gefallen.

Minister von Manteuffel, den ich heute morgen gesprochen habe, hat auf mich keinen eben angenehmen Eindruck gemacht. Es mochte daher kommen, daß ihm der Gegenstand, um den es sich

handelte, nicht geläufig war. Er wußte von der ganzen oberschlesischen Sache eigentlich so gut wie gar nichts. Das Denken und Arbeiten entfernt sich hier in den Ministerien immer weiter von der Wirklichkeit, von der Kenntnis der faktischen Bedürfnisse. Ein verantwortlicher Minister weiß nicht einmal, daß es an einer Stelle seines Reviers viele Tausende von elend dahindarbenden Waisen giebt, für die doch zunächst niemand recht zu sorgen hat als in diesem Fall der Staat. Man tröstet sich mit einem Ablösungsgesetz, das die Kammern in Hast beschlossen haben. Ich ging dann zum Grafen Pückler, dem Präsidenten des Regierungsbezirks Oppeln, um von ihm nähere Instruktion zu holen; er ist seit einem Jahr hier in Berlin, um als Abgeordneter die Kammerdebatten mit zu erleben. Was kann der von den Waisen wissen?! Dazu ist nicht bloß er sondern auch, wie er selbst bemerkte, die Hälfte der Landräte aus dem betreffenden Regierungsbezirk zu den Kammern gewählt. Der Graf wunderte sich, daß mir nichts Bestimmteres schriftlich gesagt worden wäre (im Reskript war ich aber an seine mündliche Belehrung gewiesen); der Inhalt jener Konferenz, in der man mich zu rufen beschlossen habe, sei ihm nicht mehr gegenwärtig, da er kein Protokoll darüber gesehen, während die Konferenz der drei Staatsminister, mehrerer oberschlesischer Deputierter, des Oberpräsidenten, des Regierungspräsidenten und anderer Geheimräte doch schon im Oktober vorigen Jahres (jetzt ist's Februar) gehalten worden ist! Inzwischen debattieren die Kammern über Verfassung, während im Lande das Elend seine Wege geht. Nun, das Volk ist „vertreten" und soll sich darüber freuen!

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich diese Lage anekelt, wo das Volkswohl in aller Munde und die Lieblosigkeit in den Herzen waltet, wo so viel Kräfte am Schein vergeudet werden und für die großen Notstände kein Tropfen Balsam vorhanden ist. Bei Stiehl, der ein Mann von Herz und Thatkraft ist, habe ich dann freilich etwas mehr Licht gefunden. Er rät zu handeln und Rat zu schaffen, weil man doch nicht mehr aus noch ein wisse. Wir haben einen Operationsplan entworfen, und ich will mit Gottes Hilfe sehen, was für die Rettung jener Menschengeneration zu thun ist. Übrigens habe ich keinen Anstand genommen, dem Minister von Manteuffel zu sagen, daß ich freimütig in der Sache zu ihm reden und, von allem andern abgesehen, ihn auch darauf aufmerksam machen müsse, welche Waffen aus diesen Zuständen gegen die Regierung zu schmieden wären, wenn die Bosheit sich der Sache bemächtigen würde. Das genügte mir für diesmal. Der Minister hatte mich recht verstanden und antwortete: „Ich gestehe, die Verantwortlichkeit ist eine große!"

Inzwischen war die Zeit verstrichen, wie sie denn für dergleichen eigentlich nie vorhanden zu sein pflegt.

Am teuren Grafen von Arnim-Blumberg, dem lieben frommen Freund, hatte ich wieder meine Herzensfreude. Ich sprach ihn eine Stunde allein und folgte dann der Einladung zum Mittagbrot, bei welchem ich auch die Familie kennen lernte. Die Gräfin ist gar liebenswürdig und eingehend; ich habe viel vom Rauhen Hause erzählen müssen. Im Frühling werden wir einen Besuch der ganzen Familie zu erwarten haben. Den Herzog von Ratibor, auch den Grafen von Arnim-Boitzenburg habe ich noch nicht getroffen. Später sah ich Herrn von Kleist-Retzow[1]), einen frischen, energischen Mann, der eine Anstalt auf seinem Gute gründen will, wozu wir die Brüder stellen sollen.

Mittwoch, den 13. Februar 1850.

Mit von Bethmann-Hollweg, den ich noch vor Tisch eine Stunde allein sprach, konferierte ich eingehend über die zu dem diesjährigen Kirchentag und Kongreß in Stuttgart zu treffenden Vorbereitungen, namentlich auch über den Plan eines herzustellenden Bekenntnisbuches, das die Bekenntnisse der beiden Kirchen Deutschlands enthalten soll. Dann berieten wir darüber, was in den Gemeinden gethan werden könnte, damit sich um den Pastor als das natürliche Centrum ein kirchlich gesinnter Kern sammele. Es gilt, das Amt für die Tage der Gefahr, die unsrer Kirche droht, zu stärken. — Mittags traf ich bei von Bethmann-Hollweg Graf von Arnim, Freund von Mühler und den Landrat von Schenkendorf. Erwägungen über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse können in solchen Kreisen nicht fehlen. Was ich in diesen Tagen aus dem Munde derjenigen, die mitten im öffentlichen Leben stehen, gehört, drängt zu der ausgesprochenen Überzeugung, daß wir in einer nicht zum voraus zu berechnenden, aber wahrscheinlich nicht allzufernen Zeit einer Katastrophe entgegengehen werden, in der die Gegensätze, die in der Zeit liegen, sich noch schärfer gegeneinander kehren und zur Entscheidung drängen müssen. Was von der Staatsmaschine gilt, die längst eingerostet und auf Abwege geraten ist, so daß der geringste Ruck sie zerbrechen muß, gilt auch von der Kirche. Ich habe darüber jetzt eine Reihe von Männern gesprochen, denen das oberste Kirchenregiment (wenn es noch so heißen kann) mit anvertraut ist. Man ist zu Ende und das

[1]) von Kleist-Retzow, geb. 1814 zu Kiekow, Hinterpommern, gest. 1892, trat 1848 an die Spitze der streng konservativen Partei; er war einer der Mitbegründer der Kreuzzeitung. Von 1851 bis 1858 war er Oberpräsident der Rheinprovinz.

Ganze schleppt sich an einem Abgrunde entlang. Dazu fehlen an allen Stellen die Menschen, von denen doch zu glauben steht, daß sie vorhanden sind. Ein Ereignis, das in Gottes Ratschluß schon beschlossen sein muß, aber kein Menschenwitz erdenken, auch keine Menschenkunst hervorbringen kann, wird die Losung sein, auf die hier die Geister aufstehen werden, die wie Funken unter der heißen Asche glühen.

Unter den bis dahin mir persönlich unbekannt gewesenen, nun mir näher gekommenen Männern hat mich besonders auch der Herr von Quast interessiert, der mich hier aufgesucht hat. Er ist der Konservator der öffentlichen Kunstdenkmäler in der preußischen Monarchie. Er wollte sich mit mir über allerlei Einrichtungen im Ruppiner Kreise, wo er begütert ist, besprechen und wird unter andern nächstens einen Bruder in eine dort zu begründende Rettungsanstalt fordern. Von ihm habe ich wieder einen erheblichen Beitrag zu der Statistik der wandernden Bevölkerung bekommen — es betrifft die Torfstecher im Ruppiner Kreise, deren sich dort von Frühjahr bis Johanni jährlich dreitausend aus weit entlegenen Gegenden zu sammeln pflegen und die dort viel Geld verdienen, aber ein heilloses Leben führen und jedes Jahr an sittlicher Verwilderung wachsen. Der Centralausschuß ist veranlaßt, diesen Notstand ins Auge zu fassen; es soll dort zunächst ein Reiseprediger thätig sein.

Gegen Mittag habe ich einen Besuch in Bethanien[1]) gemacht. Es ist beklagenswert, daß diese Anstalt, äußerlich prächtig, an einer Art Schwindsucht zu Grunde zu gehen scheint. Es ist rein unmöglich, Personen zum Diakonissendienst zu finden, und solche, die sich finden, sind untauglich. Ich habe versprochen, zur Auffindung mitzuwirken. Ein in zwölftausend Exemplaren verbreiteter Notruf hat nicht die geringste Folge gehabt. Das Ganze muß noch andere Ursachen haben.

Von dort ging ich in das Jakobikirchspiel, wo ich einige Besuche bei kleinen Leuten zu machen hatte. Blum[2]) zu Ehren war dort alles illuminiert, namentlich im Innern der großen Höfe. Die Kinder pflegen sich dort in Demokraten und Reaktionäre zu teilen, je wie ihre Eltern demokratisch oder reaktionär gesinnt sind. Ein kleiner Knabe reaktionärgesinnter Eltern kann sich auf dem Hof, der als Spielplatz gilt, nicht sehen lassen, weil die andern ebenso kleinen Jungen ihn als einen „Reaktionären“ so lange schelten und schlagen,

---

[1]) s. S. 331.

[2]) Blum gab u. a. das politische Taschenbuch „Vorwärts“ heraus, wurde 1848 Mittelpunkt der revolutionären Bewegung in Sachsen, ging dann nach Wien, wo er wegen Hochverrats vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wurde.

bis er bei seinen Eltern eine Zuflucht findet. Wie es hier mit der Polizei steht, habe ich heute von einem mir bekannten braven Konstabler erfahren. Bei dem jetzigen Steuerverweigerungsprozeß waren in den ersten acht Tagen wohl vierzig Konstabler, in Civil gekleidet, thätig. Die Taschen voll Gold, begleiteten sie nach den Gerichtsverhandlungen die Angeklagten und ihre Verteidiger; in den Restaurationen aßen und zechten sie mit ihnen, hörten und sahen alles, was geschah, und wo es dann not that, wurden die Gesellschaften von anderen uniformierten Konstablern, denen ein Wink gegeben worden war, auseinandergetrieben. Später abends faßte mancher der civilistisch gekleideten Konstabler wieder Posto vor den Thüren verdächtiger Personen, und da geschah es dann wohl, daß andere Leute diese heimlichen Konstabler für verdächtige Subjekte hielten, sie den uniformierten Konstablern anzeigten, die nun ihre Kameraden zum Schein auseinandertrieben oder sogar abfassen mußten. Bei solchem Anlaß ist die Geschichte herausgekommen, und das Verfahren hat aufgegeben werden müssen. Dies aus dem Munde des Konstablers, der die Sache mitgemacht hat. Jener christliche Polizeiherr, der mir einst sagte: Die Polizei gehört halb unserm Herrgott und halb dem Teufel, hat wohl nicht so unrecht gehabt. Endlich kam ich in mein Logis zurück und aß zu Mittag.

Gegen zwölf Uhr erschien ein Bote des Hofmarschalls mit einem Billet, in welchem der König und die Königin mich auf fünf Uhr zu sich einluden. So mußte ich mich denn wieder nach Charlottenburg aufmachen. Hier empfing mich General von Gerlach und begleitete mich zum König. Der König kam mir schon entgegen, reichte mir die Hand und hieß mich zu ihm niedersitzen. Ich bin eine ganze Stunde bei ihm gewesen. Denke Dir den König als einen Freund, der durch seine Majestät Dich nicht fern hält sondern an sich zieht und Dir Deine Liebe nimmt, ehe Du Dich fragen kannst, ob Du sie ihm geben willst. Ich weiß, daß ich hier ganz nüchtern spreche. Er verlangte, daß ich ihm von meiner Arbeit erzählen sollte, seit er mich nicht gesehen habe, und war sehr zufrieden damit, daß ich so bald wieder nach Berlin gekommen sei. Ihn hatte eine bestimmte Angelegenheit veranlaßt, mich rufen zu lassen. Er wünschte in derselben meinen Rat, den ich zugesagt habe. Mir selbst lag vor allem am Herzen, den König noch einmal in Sachen des oberschlesischen Notstandes zu sprechen. Es schien ihn zu verdrießen, daß man ihm nichts davon gesagt habe, daß ich in dieser Beziehung vom Ministerium einen neuen Auftrag erhalten hätte, doch wirkte das nicht weiter auf die Verhandlungen ein. Bei diesem Anlaß sah ich mich gezwungen, dem

König zu sagen, welche Bedenken und Schwierigkeiten obwalten, den Fürstbischof zugänglich zu machen. Der König riet sehr dazu, zu ihm zu gehen. Der Fürstbischof sei ein für unsere Kirche höchst gefährlicher Mann, weil er bei aller ernsten Gesinnung von ganzer Seele Katholik sei. Nichts frappierte den König mehr, als daß die katholische Kirche für diesen Fall keinen Menschen habe stellen können. Der Fürstbischof müsse dazu angeregt und überzeugt werden, was in dieser Beziehung von ihm zu thun sei. Um mir den nötigen Eingang zu verschaffen, wollte er, der König, mir einen persönlichen Brief an den Fürstbischof mitgeben. Eine solche Empfehlung werde den erwünschten Erfolg haben, was ich nicht zu bezweifeln hatte.

Nach einer Stunde entließ mich der König, um mich später wiederzusehen. Durch eine Reihe prächtiger Gemächer gelangte ich unter der Führung von Lakaien an das Kabinett der Königin, die mir sehr angegriffen zu sein schien. Die hohe Frau war ebenso freundlich als schlicht. Auch sie beschäftigte sich mit der bewußten Angelegenheit, derentwegen der König mich hatte rufen lassen. Ich konnte hier noch genauere Auskunft geben und that es auf ausdrückliches Anraten von General Gerlach. Was für ein Elend ist es, wenn die Könige nicht die Wahrheit erfahren! Ich muß glauben, man verdunkelt sie ihnen oft absichtlich. Die Königin freute sich sehr, daß ich auf ihren und des königlichen Gemahls Wunsch eingehen und Versuche machen wollte zu helfen. Dann kamen wir auch hier auf Oberschlesien. Der Herzog von Ratibor und die Herzogin von Sagan waren, nachdem ich neulich am Hof gewesen, von der Königin in der oberschlesischen Sache befragt worden und hatten ihr versichert, daß alle Kinder untergebracht und wohl versorgt seien! Ich will und muß glauben, daß der Herzog selbst nichts anderes im Auge gehabt hat, als die in Ratibor und speziell auf den Lichnowskyschen Gütern befindlichen Kinder; aber es schien mir nun doppelt not, der Fürstin noch bestimmter die Augen über den wirklichen Zustand der Dinge zu öffnen. Es wäre grausam gewesen, sie damit zu verschonen. Noch viel anderes kam zur Sprache, namentlich erkundigte sie sich auf das Teilnehmendste nach Amalie Sieveking. Als das Gespräch noch fortging, trat mit einemmal der König in das Kabinett, hörte einen Augenblick zu und gab mir dann ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Fürstbischof. Die Königin hing sich an den König und sprach mit ihm zärtlich und er mit ihr in sichtbar herzlicher Liebe Worte, die ich nicht verstanden habe, auf die ich auch nicht lauschte; als mich die Königin aber verabschiedete, wünschten beide, daß ich auf der Rückreise mich wieder anmelden sollte.

Und nun sei Du, mein liebes Herz, samt den Kindlein und dem ganzen Hause dem ewigen, allmächtigen König befohlen. Sein Angesicht leuchte über Dir, unserm Lande und verkläre und erleuchte das Herz der Fürsten und Völker, namentlich aber das unseres Volkes. Ganz wunderbar kommt mir ins Gemüt, daß der, von dem ich Dir zuvor geschrieben, als wäre er wie unsereiner, der Mann ist, auf den die ganze Welt als auf den Träger der mächtigsten Krone im Herzen Europas schaut, dem vielleicht doch noch einmal nicht ein Parlament sondern Gottes Hand die Kaiserkrone unseres Vaterlandes bieten wird. Aber auch dann, das glaube ich, wäre er kein anderer; denn ein höheres Diadem als das, womit der Glaube ihn krönt, giebt es für ihn nicht. Das ist mir aus der ganzen Erscheinung des Fürsten, wie er mir auch diesmal entgegengetreten ist, gewiß geworden. Ich bin müde und schließe noch einmal mit all den Wünschen der Liebe und des Gebets für Dich und Euch Lieben alle!

In diesem Augenblick überbringt ein reitender Bote aus Charlottenburg und zwar mit dem Siegel „Korrespondenz Sr. Majestät des Königs von Preußen" einen Brief. Es betrifft die durch Niebuhr vermittelte Angelegenheit. Ich werde darum heute nochmals nach Charlottenburg fahren.

Breslau, den 14. Februar 1850.

Endlich ist es für heute um mich her ruhig geworden. Mein Verlangen, allein und gesammelt sein zu können, wird überhaupt in meinem Leben wenig und am wenigsten auf meinen Reisen befriedigt, und doch, wie sehr bedarf der Mensch solcher Zurückgezogenheit! Nur wenn er in sich geht, kann er zu seinem Gott gehen und dann erst getrost und freudig und lebenskräftig durch die Welt und ihren bunten Lärm. Auf der Fahrt von Berlin bis Breslau ist mir leider kein besonderes Coupé zu teil geworden, wie ich so sehr gewünscht hatte. Da hab ich mich im stillen teils mit Euch, teils mit der mir bevorstehenden Arbeit, teils mit alten Kirchenliedern, die ich mir hersagte, teils wieder mit Gelzers Litteraturgeschichte beschäftigt.

Breslau, den 15. Februar 1850.

Um elf Uhr habe ich eine Konferenz mit dem Oberpräsidenten von Schleinitz, dann bin ich bei Graf Harrach zu Mittag; später hoffe ich den Fürstbischof sprechen zu können. Mit dem Regierungsrat von Götze habe ich eben schon eine vorläufige Besprechung gehabt und über die oberschlesische Waisennot immer nur noch Kläglicheres gehört. Von sechzehnhundert in den sogenannten Waisenhäusern befindlichen Kindern

sind 1849 deren zweihundertzweiundfünfzig gestorben! Hier ist die Klage über die Berliner Oberbehörde, die ihre Kräfte zum Heil des Volkes ganz in den Kammern absorbieren muß, maßlos. In der Kammer weiß niemand etwas von diesen kleinen Dingen. Die fast wöchentlich wiederholten Mahnungen von hier aus, der Not zu steuern, können das Ministerium nicht bewegen, eine Antwort zu geben, nicht einmal Antwort auf Propositionen, die schon im Juli des verflossenen Jahres in dieser Sache eingereicht worden sind.

Vorläufig steht fest, daß ich morgen nach Oppeln gehe, dann nach Ratibor, wo ich mich noch in Anstalten umsehen muß; von da nach Rybnik. Ich habe die Absicht, mich durch den Augenschein in Dörfern und Anstalten wieder um die Zustände der unglücklichen Kinder zu bekümmern, um so Motive zu weiterem Handeln zu gewinnen. Der Oberpräsident sorgt dafür, daß mir keine Hindernisse von den Behörden gemacht werden.

Eben kam ich vom Fürstbischof von Diepenbrock; da hab' ich erfahren, daß ein königliches Wort ein fürstbischöfliches Herz öffnen kann. Bei dem Ernst der Lage war es nicht schwer, alle christlichen, speziell kirchlichen, auch politischen Motive geltend zu machen und den Bischof zum Handeln in der Sache zu bewegen. Er war hingebend und offenherzig in Bezug auf diesen Fall, so daß auch ich ebenso offen gegen ihn sein konnte, und ich habe in ihm ganz den Mann gefunden, den ich mir in ihm vorstellte. Morgen werde ich beim Fürstbischof speisen.

Fortsetzung: Du würdest mich, wenn Du mich hier zwischen den großen Aktenstößen, die mir der Oberpräsident geschickt hat, sähest, nicht mehr kennen. Denke Dir einen Ballen vollgeschriebenes Papier über den Hunger, die Blöße, das Elend jener etwa neuntausend Kinder, während sich keiner findet, um dieser Bureaukratie, diesem Plunder und damit jenem Elend der armen Kinder ein Ende zu machen. „Man muß sie wie die Kartoffelraupen krepieren lassen", hat ein hoher Beamter kürzlich geäußert, als darüber verhandelt wurde. Diese Schande geht von unten nach oben und von oben nach unten; darüber müssen die unschuldigen, armen Würmer in Deutsch-Polen elendig dahinsterben! Die Akten enthalten eine Anklage nach der andern. Die eigentlich Schuldigen hat man 1848 laufen und die Sache in den Brunnen fallen lassen, was der Revolution, dieser allgemeinen Menschenbeglückerin und der gerechten Richterin alles Unrechts, zu danken ist. Einige von denen, welche am meisten belastet sein würden, wenn der ganze Handel zur Sprache käme, sind jetzt an solche Stellen gesetzt, andere wieder an solchen Stellen

belassen, von denen aus heute geltend gemacht werden kann, daß es mit der Not nichts Besonderes auf sich habe. Ich kann es mir wohl denken, wenn jemand, der in solchem Gebiet beamtet ist, den Staub von seinen Füßen schüttelt und davon geht, wiewohl es christlicher wäre zu bleiben um des Gewissens willen, damit die Ungerechtigkeit nicht noch mehr überhand nehme! Mir ist diese Vorbereitung höchst ersprießlich und schärft mir das Gewissen, mich mit allem Ernst und aller Kraft nun noch einmal in die Sache hineinzuwerfen, was mir diesmal um so leichter wird, da ich bis Rybnik nur den Domänenrat von Jeetze bei mir habe und dann allein verfahren kann, wozu mir der Oberpräsident, der es wünscht, eben eine Legitimation an alle landrätlichen Ämter mitgegeben hat. Mit großer innerer Freude muß ich vom Fürstbischof sprechen. Er hat mir dargelegt, wie es thatsächlich steht, und was er nicht gesagt hat, so gesagt, daß es zu verstehen war. Die Priester in Oberschlesien haben ein Interesse daran, die Sachen so zu lassen, wie sie sind, wie ich dem Fürstbischof geradezu als meine begründete Ansicht erklärt habe; es sagt's ihm sonst vielleicht niemand. Der Fürstbischof sagt, das sei der Normalzustand der Bevölkerung dort. Was ich bei dem kirchlichen Oberhirten zu erlangen versuchen wollte, war vornehmlich dies, in ihm das Bewußtsein der Verpflichtung zu wecken, durch sein Wort lebendige Persönlichkeiten zur Hilfe aufzurufen. Meine Überzeugung sei, daß auch die katholische Kirche die Kirche des Herrn sei und diese Menschen in sich haben müsse. Ich führte den Kirchenfürsten nach Frankreich, ebenso an manche Stellen des katholischen Deutschland; ich nannte ihm als Exempel die ihm so nahe liegenden Thaten der „barmherzigen Brüder" und namentlich die des Dr. Künzer[1]), aus der Typhuszeit bekannt. Da ging dem Fürsten das Herz auf und er legte ein von mir aus seinem Munde nicht erwartetes Bekenntnis ab. Zu Mittag speiste ich bei Graf Harrach, jenem katholischen Herrn, der durch den Besuch und Verkehr in unserm Rauhen Hause nun dahin gebracht ist, für sich und mit seinem Hause fleißig in der Schrift zu forschen. Der Umstand hat mir natürlich ein nahes Verhältnis zu ihm gegeben. Freilich könnte ich befürchten, dadurch den Schein auf mich zu laden, als mache ich Konvertiten. Alle Äußerungen des Grafen weisen auf die tiefere Richtung hin, die sein Gemüt erfaßt hat, sowie auf das Bestreben, auch die großen allgemeinen Verhältnisse in diesem Lichte zu erkennen und zu verstehen. Seine Schwester, die Fürstin Liegnitz, Schwester des Königs, soll ihn für den Winter

---

[1]) s. Fliegende Blätter 1848, Nr. 4, S. 62.

nach Berlin eingeladen haben, damit er ihr in ihren weitläufigen Verhältnissen, die für sie dennoch eine Einsamkeit bedeuten, Gemeinschaft biete. Er ist aber um seines Sohnes willen hier geblieben. Mit Öhler, dem Professor, gab es lebhafte Dispute theologischen Inhalts, nachdem wir mit praktischem Material den Anfang gemacht. Wie die Zeit sich wird einteilen lassen, weiß ich bis jetzt nicht, da sich nun auch in und um Breslau so manche Arbeit für mich häuft und ich bei meiner Rückreise veranlaßt sein werde, Graf Hochberg auf Fürstenstein aufzusuchen und zugleich dem Anliegen der Gräfin Pückler geb. Prinzeß von Reuß bei Schweidnitz zu genügen, die es mir aufs Gewissen gelegt hat, wegen dortiger schwieriger Verhältnisse, bezüglich deren sie meinen Rat wünscht, zu ihr zu kommen.

Oppeln, den 17. Februar 1850.

In Breslau habe ich gestern von vier Uhr nachmittags bis — ich will es Dir nur gestehen, — ein Uhr nachts, also volle neun Stunden lang Akten über Oberschlesien studiert, was mir unpapiernem Menschen sonderbar genug vorgekommen ist, mich aber mit einem wahren Ingrimm gegen diese Papierwirtschaft erfüllt hat. Vier ungeheure Folianten, jeder mehrere Finger dick, triefen vom Schweiß der gehetzten Arbeiter und sind voll von Peitschenhieben des trefflichen Oberpräsidenten, mit denen er alle Beamten zur Regelung der Waisenangelegenheit antreibt, Landräte, Kommissare, Priester u. s. w. — das alles wie in wilder Jagd durcheinander —, dabei stirbt von den Waisenkindern der vierte Teil dahin. Pläne werden gemacht und verworfen; die Sache ist in nichts gefördert. Nun nach fast anderthalb Jahren finde ich sie so wieder, wie ich sie verlassen habe, ohne daß irgend etwas gethan worden wäre von dem, was damals empfohlen wurde und zum Ziel geführt haben würde. Was ich jetzt soll, weiß ich nicht, aber auch der Oberpräsident nicht, an den ich als allerletzte Instanz gewiesen worden bin. Wie es scheint, hat kein Mensch das Protokoll der Berliner Ministerial-Konferenz gesehen, weil wahrscheinlich gar keins verfaßt wurde.

Bitte mit mir den Herrn, daß Er mir die Freudigkeit zu der mir bevorstehenden Arbeit erhalten wolle. In der Nähe von Oppeln auf der Fahrt habe ich das Lied: „Befiehl Du Deine Wege“ mehrere Male für mich gelesen, und der Feind ist vor dem Herrn gewichen, der ja nicht will, daß eins verloren werde, auch nicht von den armen oberschlesischen Waisen! Die Liebe Gottes umfange Dich und die lieben Kinder alle und das ganze Haus, das ich durch Herrn Rhiem im Betsaal aus vollstem Herzen grüße.

Ratibor, den 18. Februar 1850.

Die Zustände hier sind mit einem Wort scheußlich und kaum verantwortlich. Wir werden nun hören, was die Priester dazu sagen, die hier im Lande mit die Hauptpersonen sind und mehr, als man davon eine Vorstellung hat. Mein erster Weg geht heute zum Domherrn von Heyde, an den mich der Fürstbischof gewiesen. Von letzterem wollte ich Dir noch einiges erzählen. Der König hatte mich neulich darauf aufmerksam gemacht, der Fürstbischof sei schon seiner äußeren Erscheinung nach ein Bischof und Kirchenfürst. Und es ist wahr. Eine große, schlanke, edle Gestalt mit freiem Auge, freundlich und mit fürstlichem Angesicht, mehr mild als gebieterisch tritt er vor einen hin. Die schwere goldene Kette mit dem großen goldenen Kreuz, das bis tief unter den Gürtel herunter hängt, kennzeichnet ihn als Fürstbischof. Als ich Sonnabend mittag ins Palais kam, stand der bunte Portier am Eingang des Hauptthors. Mehrere Diener nahmen mich in Empfang und führten mich in einen großen Saal, wo der Fürstbischof, umgeben von sechs anderen geistlichen Herren, mich erwartete. Der Fürstbischof stellte mich den Herren und umgekehrt diese mir als solche vor, die vorzugsweise mit Oberschlesien vertraut wären und deren Bekanntschaft mir deswegen angenehm sein würde. Es waren offenbar seine Berater in dieser Angelegenheit. Es ist dann eine zweistündige Schlacht geliefert worden, die nur bei der Tafel eine halbe Stunde pausierte. Hier bat mich der Fürstbischof, ich möchte den Herren einiges vom Rauhen Hause mitteilen, was ich denn auch unter Berücksichtigung der nach außen gehenden Beziehungen unserer Anstalt gethan habe, nachweisend, was für Glaubens- und Gottesmächte in unserer evangelischen Kirche walten. Bei den Verhandlungen über Oberschlesien, die nach der Tafel fortgesetzt wurden, lief eigentlich alles darauf hinaus, die Oberschlesier als ein frommes, glückliches Völkchen zu preisen und die Not, wo nicht in Abrede zu stellen, doch zu verkleinern; andererseits war wieder ein Interesse bemerkbar, die Not der Oberschlesier doch groß erscheinen zu lassen, um so das Unrecht der preußischen Regierung gegen die katholische Kirche ins Licht zu stellen. Ich befand mich in einem förmlichen Kreuzfeuer. Der Fürstbischof, der die Schlacht vorhergesehen, vielleicht auch nicht, war still. Ich meinerseits war nicht schlecht gerüstet, da die Verhältnisse mir aus dem Augenschein und nach den Akten ziemlich genau bekannt waren und, für den Fall, daß die Waffen ausgehen wollten, ich die Herren nur eine Zeit lang brauchte fortreden zu lassen; sie gaben mir dann wieder siegreiche Schwerter gegen sich selbst in die Hand. Alles mögliche wurde vorgebracht, um

die Notwendigkeit eines besonderen Thuns für die Kinder abzuweisen. Dagegen wies ich immer wieder auf den lebendigen Herrn Christus, der aller Dinge Herr und Erbarmer sei, und auf Sein Wort als absoluten Befehl der rettenden Liebe hin, wovor sie alle verstummen mußten und wobei dem Fürstbischof ersichtlich das Herz brach. Die Erklärung der Herren lautete schließlich: „Wir wären die Glücklichsten, wenn uns unser König persönlich regierte; die Regierungen in Oppeln und Berlin wollen keinen lebendigen Christenglauben, wollen ihn schlechterdings nicht in der katholischen Kirche; in der evangelischen Kirche duldet man ihn, nicht weil diese den Glauben habe, sondern weil sie evangelisch sind. Hätten wir es mit lebendigen Christen wie mit Ihnen zu thun, wären wir glücklich und alle Schwierigkeiten wären gehoben."

Rybnik, den 19. Februar 1850.

Zuerst will ich weiter über das, was Du noch nicht weißt, berichten. In Ratibor habe ich mit dem Kanonikus Heyde, der hier ein fürstbischöfliches Kommissariat bekleidet, eine vorläufige Schlußkonferenz gehabt. Ich bin vor ihm gewarnt worden als vor einem „Jesuiten", was mich nicht irre machte, da ich andererseits weiß, daß er ein lebendiger Christ, ein treuer Unterthan und ein praktischer Mann ist. Ich hatte mir nichts Besonderes vorgesetzt, als so wie immer, offen und rückhaltlos zu verfahren und mit ihm als einem Bruder zu verhandeln. Das ist geschehen und zwar auf Grund eines weiteren fürstbischöflichen Schreibens, worin die Schwierigkeiten und Bedenken hervorgehoben sind, welche durch meine Wünsche entstehen. Die beiden Faktoren, mit denen allein etwas in Oberschlesien für die Waisen auszurichten ist, sind (ich weiß nicht, was ich in diesem Fall zuerst setzen soll) Geld und Menschen. Das Geld — es können Millionen erforderlich sein — will ich in Gottes Namen in Berlin beweglich zu machen versuchen, die Menschen müssen hier von den Katholischen aufgebracht werden; es müssen lebendige Christen, Handwerker, Landleute, Lehrer und Geistliche sein — und die muß der Fürstbischof und dieser Kanonikus zu locken wissen, was nur durch eine größere Anregung in der katholischen Kirche Preußens möglich ist. Ich weiß, daß es erfolglos bleiben würde, wenn etwa Ordensleute aufgestellt würden, ich muß diese Herren hier für das ursprüngliche evangelische Prinzip gewinnen. Ich verständigte mich mit dem Herrn Kanonikus über das, was von seiten der katholischen Kirche in durchgreifender Weise für die Waisen geschehen könne und zwar in Aufrichtung von Anstalten, für welche die Staatsregierung das Geld, die

katholische Kirche aber die Personen zu stellen haben würde. Wir wurden schließlich dahin eins, daß wir mit dem Fürstbischof in Breslau eine Konferenz abhalten wollen. Die Resultate dieser Konferenz sollen dann als Unterlage für die Verhandlungen mit Berlin dienen. Wir, Regierungsrat von Jeetze und ich, fuhren gestern nachmittag mit einem eigenen Wagen von Ratibor nach Rauden. Da Herr von Jeetze als Domänenrat mit dem Forstwesen zu thun hat und der Weg uns durch große Forsten führte, gab es für mich viel über die mir sonst so unbekannte Jagdwirtschaft und ihren Betrieb zu hören. Ich sehe freilich ein, daß die Praxis auf diesem Terrain nie die meine werden wird, aber ergötzlich war es doch, vom Waldleben, von Hirschen, Ebern und dergl. zu hören. Um sechs Uhr kamen wir nach Rauden, einem oberschlesischen Dorf, zugleich Residenz des Herzogs von Ratibor, den ich leider verfehlte. Ich war hergereist, um vor allem die seit Mitte des vorigen Jahres hier eingerichtete Waisenanstalt für etwa hundert typhuskranke Mädchen kennen zu lernen. Wir sahen sie bei Nacht. Sie steht unter der Leitung von Ursulinerinnen, von denen wir indes nur eine sahen, da alle andern schwer krank am Typhus darniederlagen. Die treffliche Schwester hat mich davon überzeugt, wieviel Tüchtiges dieser Orden leistet: Hingabe, Freundlichkeit, innere Frische, äußerer Anstand und Bildung, verbunden mit großer Klugheit und vielem Geschick, das alles konnte nur Befangenen und Vorurteilsvollen verdeckt bleiben. Von den hundert Kindern waren bereits sechzehn gestorben, ihrer fünfzig bis sechzig lagen krank. Der Schulinspektor, zugleich Priester in jener Gemeinde, von dem ich schon viel Gutes gehört, ist noch jung und eifrig. Er machte mir viele interessante geschichtliche Mitteilungen über Oberschlesien, aber nicht eben in angenehmer Weise. Es wurden im Laufe des Gesprächs sogar Roheiten laut, wie sie in der Art bei Geistlichen nicht vorkommen dürften. Sein Eifer kommt schwerlich aus der Tiefe der Seele, die in einem stillen, aus Gott geborenen Erbarmen wurzelt. Die von ihm gemachten Mitteilungen über die Stumpfheit und Schlechtigkeit des Volkes waren wenig Trost gebend. Im Rybniker Kreis sind zwölftausend Kinder schulpflichtig; von diesen haben dreitausend im vorigen Jahre gar keine Schule besucht, während von den übrigen neuntausend etwa achttausend wöchentlich höchstens einmal zur Schule gekommen sind. Welch ein Ruhm des preußischen Schulwesens! Die armen Kinder müssen freilich in diesem Lande stundenlang wandern, um aus dem Hause in die Schule und von da wieder zurück ins Haus zu kommen. Es ist wie mit der Armenpflege hier, die für jede Gemeinde angeordnet ist, aber nirgends existiert und, wie die

Dinge jetzt stehen, wirklich an keiner Stelle möglich erscheint. Auch hier wurde die große That des Herzogs von Ratibor, der diese Waisenanstalt erhält, hoch gerühmt, während er doch die Mittel teilweise wenigstens vom Komitee empfängt.

Heute morgen sechs Uhr ging es weiter nach Rybnik, und hier that sich dann vor uns in ihrer ganzen Herrlichkeit die Heimat jenes Mannes auf, der einst auf der Nationalversammlung die Entscheidung der größten politischen Frage durch seine Stimmabgabe entschied. Du betrogenes und belogenes Vaterland du! Man muß wie wir heute die Zustände der oberschlesischen Polacken gesehen haben, um die ganze Größe dieses Elends zu verstehen, aber auch die Faulheit und Schlechtigkeit sind hier ohne gleichen. Freilich gelingt es mitunter einem einzelnen, sich herauszuarbeiten, so dem 1848 verstorbenen Millionär, der hier in einem elenden Dorfe wohnte — daneben stand das von ihm erbaute, aber nicht bewohnte Schloß. Er starb ohne Erben und hinterließ sieben Millionen, die er einem armen polnischen Bauernmädchen vermachte, das jetzt erst elf Jahre alt ist und wiederholt an andere Stellen gebracht werden mußte, weil sie vor ihren eigenen Verwandten, die ihr nach dem Leben trachten sollen, nicht sicher war. Der Mann ist an einer schmerzhaften Krankheit gestorben; als er in Breslau auf seinem Kranken- und Sterbebette lag, hat er die Hälfte seines Vermögens für eine Stunde Schlaf und Erquickung geboten; siehe da: Wer kann seinem Leben eine Elle zusetzen!

Rybnik, den 19. Februar 1850.

Was ich heute alles gesehen und gehört habe, darüber könnte ich ein Buch schreiben. Ich habe wieder eine Reihe der traurigen oberschlesischen Polendörfer besucht, je unter Leitung des betreffenden Dorfschulzen, und zwar die drei Domänengüter: Chwallowitz, Poppelau und Birtultau, je ein bis zwei Stunden von Rybnik entfernt. Noch bin ich erschüttert von den hier empfangenen Eindrücken.

Je mehr ich in die Sache und ihren gegenwärtigen Stand hineinsehe, desto mehr möchte ich dazu kommen, an der Lösung derselben zu verzweifeln. In Berlin ahnt man im entferntesten nicht, was hier seit einem halben Jahrhundert versäumt worden ist, und daß ein gleiches Unglück wie das von 1847 und 1848 jeden Augenblick wieder hereinbrechen und dann dieselben Verheerungen anrichten kann. Durch die Lage der Dinge ist aller Widerstand unmöglich geworden. Das Volk ist nicht wie ein europäisches, im Kulturverband mit den übrigen Völkern stehendes, sondern ein der vollständigen Unkultur noch anheimgegebenes und zwar deshalb (davon überzeuge ich mich

immer mehr), weil in ihm das Christentum keine Macht geworden ist. Der Katholizismus trägt hier eine ungeheure Schuld mit der Regierung gemeinschaftlich.

Rybnik, den 20. Februar 1850.

Könnte man doch dem ganzen christlichen Vaterlande einen Blick in den Jammer und das Elend des armen Volkes öffnen, das ich gestern aufs neue gesehen! Wäre es doch möglich, den Fürsten und Ersten in Kirche und Staat Auge und Herz aufzuthun, auf daß sie erkennten, was hier verschuldet und versäumt ward, um sie zur Buße zu leiten, daß sie mit der Kraft des Herrn sich aufmachen, den Elenden eine Erlösung zu verkündigen, den Gebundenen ein Thor zu zeigen, damit auch sie könnten eingehen in das Reich des Lichtes und der Liebe, das Christi Reich ist! Wer nicht selbst gesehen, was einem dort in jenen elenden Bauerndörfern auf Schritt und Tritt begegnet, möchte solche Rede vielleicht für den Erguß einer leeren Philanthropie halten, die mich anekelt. Hier ist der Christenglaube zur Umwandlung eines versunkenen Volksstammes, zur Erhebung einer ganzen Bevölkerung aus dem physischen und sittlichen Kot aufzurufen. Heute morgen, als die ersten Sonnenstrahlen in mein Zimmer hereinbrachen, las ich das Wort des 113. Psalm, in welchem so wunderbar der Name des Herrn vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang gelobt wird, der Name des Herrn, der auf das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden, der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und erhöhet den Armen aus dem Kot, daß er ihn setze neben die Fürsten, neben die Fürsten des Volks. Vers 6—8. Eine karikierte Ahnung solcher Zukunft und der trunkene, berauschte Blick in solche Bestimmung der Völker in allen ihren Gliedern liegt den wilden Bestrebungen des Sozialismus unserer Tage zu Grunde, und ich könnte es wohl begreifen, wenn alle Nichtchristen Sozialisten würden; ich begreife aber nicht, warum nicht alle Christen erfaßt werden vom Geiste dessen, der uns nicht bloß die Wahrheit der Zukunft gezeigt, sondern der sie uns auch in die Hand gegeben, wenn wir Seine Verheißung ergreifen.

Schon der äußere Anblick Oberschlesiens oder vielmehr des Rybniker Kreises, in den ich gestern mit meinem Begleiter, tief in unsere Pelze gehüllt, hineinfuhr, war wie der eines Totengefildes. Links und rechts, vorn und hinten weite hügelige Strecken beackerten und unbeackerten Landes, Felder mit Wasserpfützen bedeckt, im Hintergrunde Waldstriche von Nadelholz, dicke Schneewolken am trüben, durch keinen Sonnenstrahl erhellten Himmel, feiner Staubregen, die Wege zum Radbrechen

und zum Teil mehr als unfahrbar, keine Menschenseele weit und breit; so kamen wir wohl anderthalb Meilen vorwärts nach **Poppelau**, einem Pachthof.

Übrigens erkannte man durch das unheimliche Bild hindurch, daß die Natur gerade dieser Gegend zum Teil schön sein muß, wenn der hier so kurze Frühling und Sommer hereinbricht. Aber das ist gerade ein Teil des beklagenswerten Zustandes, daß das Land schön, auch fruchtbar, ja, unter der Oberfläche ungeheuer reich ist, indem hier Millionen aus der Erde gegraben werden, während das eigentliche Volk zu einem Bettlervolk herabgesunken ist. In Poppelau besichtigten wir die Gebäude und Höfe sorgfältig. Es ergab sich, daß sich dort mit einem ersten Barzuschuß von fünftausend Thalern und einem gleichen jährlichen Zuschuß eine Ackerbaukolonie für hundert Kinder gründen ließe; es sind deren aber zwölfhundert in provisorisch ein= gerichteten, meist schlechten Anstalten, und etwa fünftausend solcher, die an Familien zur Verpflegung übergeben worden sind. Die Anstalten sind bis auf ganz einzelne nichts als Fütterungsanstalten, in denen bereits der vierte Teil der Kinder verstorben zu sein scheint, während ein anderer Teil derselben in diesen Menschenstallungen auch noch zu Grunde gehen wird. Von den Dörfern und Familien, in denen jene fünf= tausend Kinder untergebracht sind, habe ich bereits 1848 und 1849 einen Teil mit eigenen Augen gesehen und durchsucht, habe auch diesmal mein Vorhaben ausgeführt. Durch die Dörfer führen Wege, die jetzt nur zu passieren sind, weil der Frost noch in der Erde steckt, wie man später hier durchkommt, ist nicht zu begreifen. An den krummen Dorfwegen liegen die Hütten der Bauern in meist sehr geringer Entfernung voneinander, jetzt meist aus Steinen aufgeführt, viele auch aus Holz, mit Holz und Stroh gedeckt. Bis zwei Fuß breit von der Front des Hauses erstreckt sich die Düngergrube. Im Hause selbst befindet sich eine Art Diele, oft nur drei bis vier Fuß breit, daneben links ein Stall, rechts die Wohnung, ein dumpfiges Loch, in welchem die ganze Gesellschaft wohnt. Wir suchten zunächst den Knaben B. auf; der jetzige Verpfleger desselben hat das Kind nach dem Tode der Mutter zu sich genommen. Er behauptet, ihm sei versprochen, er solle künftig täglich ein Pfund Mehl und ein Lot Salz erhalten; er bekomme aber nichts. Er bekommt wirklich nichts. Die sogenannte Kleidung besteht dort oft lediglich in einem Hemd, das, weil nur eins existiert, ebenso schmutzig als zerrissen zu sein pflegt. Er wolle dem Kinde wohl Essen geben, habe aber selbst nichts; er verdiene täglich als Lohn einen Groschen und vier Pfennig, wovon er sich, seine Frau und das Kind ernähren müsse. Die Sache wurde

sogleich untersucht. Es ergab sich, daß der Kerl ein Säufer ist. Wäre er fleißig, so könnte er zwei, ja drei Groschen pro Tag verdienen. Das Kind, das doch leben muß, ernährte sich wie die meisten seinesgleichen vom Betteln und wird höchstwahrscheinlich nicht über die sittliche Höhe seines Pflegevaters hinauskommen, wenn es nicht zuvor stirbt.

Rybnik, den 20. Februar 1850.

Ein deutschsprechender Schuster, der aus Glogau hierher übergesiedelt ist, sitzt in einer wahren Höhle; um ihn fünf Söhne. Die Jungen treiben sich bettelnd umher, wenn sie nicht dem Vater Pechdraht ziehen. Die Kunden liefern dem Schuster das Leder, das er verarbeitet, und bezahlen ihn mit Kartoffeln und Kraut. Der Schuster ist Einlieger und wohnt bei einem Eigentümer, welch letzterer in der Stube gegenüber wohnt. Die Kinder hatten lediglich Hemden an, das eine wärmte sich auf der Ofenbank, das andere, sechs Jahre alt, stand ohne Hemd, so wie Gott es geschaffen hat, am Schornstein. Auf dem Herdofen wurde die Mittagsmahlzeit der Familie bereitet. In eine Art Henkeltopf sind Kohlstengel hineingestopft, die, zwei bis drei Zoll lang, im Wasser ohne Salz gekocht werden. Anderes giebt's nicht. Doch ist die Familie nicht arm, denn sie hat eine Kuh (von der Größe unserer Kälber), welche mit der Familie in derselben Stube logiert, nur durch ein auf der Erde aufgestelltes und einen Fuß hohes Brett abgetrennt. Der Dung der Kuh fällt auf den Erdboden ohne Strohunterlage. Der Bewohner eines dritten sogenannten „Hauses" ist Besitzer von elf Morgen Landes. Die Stube ist hier etwas größer. Mann und Frau jammern auf polnisch, daß sie nicht im stande seien, die Steuern zu bezahlen. Der Regierungsrat von Jeetze bewilligte sofort die Stundung der Zahlung, und Mann und Frau küßten ihm wetteifernd die Hände. Der Mann hat seine Kuh aus Not verkauft, der Typhus hat ihn heruntergebracht. Er hat übrigens noch zwei Pferde, die, so ernst die Sache ist, Lachen erregen, denn sie sind ein wenig größer als Ziegen und dreiundzwanzig Jahre alt. Im Pferdestall schläft zugleich auf einem elenden Strohlager der „Einlieger". In einem weiteren Haus, das wir besuchten, war der Mann nicht zu Hause, die Frau, ein böser Drachen, hatte ihn vor kurzem weggejagt! Wo mag er geblieben sein? Vor dem Hause war der Dünger auf zwei Haufen verteilt. Bis zur Ausprügelung hatte nämlich die Frau ihren Misthaufen links und der Mann den seinen rechts liegen. So war die Scheidung der beiden Eheleute zum voraus reinlichst versinnbildlicht! Und so sah es in allen Häusern Poppelaus aus, die wir

gesehen und nicht gesehen; dies Dorf gilt übrigens als zu einer königlichen Domäne gehörig als eines der besten, weil darin verhältnismäßig immer noch Zucht und Ordnung aufrecht erhalten wird.

Noch muß ich meinen Besuch im „Kretscham" erwähnen. Kretscham heißt der Krug im Dorf. Der Kretscham ist die einzige Erholung des polnischen Bauern. Hier wird Branntwein getrunken, Tabak geraucht und — getanzt, aber buchstäblich weiter nichts. Eine Hochzeit währt manchmal zwei bis drei Tage; dann wird Musik bestellt und ein Paar nach dem andern tanzt auf dem holperigen Bretterboden, den unser Vieh viel besser hat. Auf solcher Hochzeitsfeier wird nur Branntwein getrunken, gegessen wird nichts. Es wird getrunken und getanzt bis zur Prügelei, mit der die „Feier" regelmäßig endet. Wir haben in vielen Häusern nachgefragt: Brot kennt man nicht, auch bei den sogenannten Wohlhabenden. Alles reduziert sich auf Kartoffeln und Kraut (Weißkohl); höchstens backen sie „Kuchen" von ihren oft schlechten, auch fauligen Kartoffeln mit etwas geschrotenem Mehl dazu, das die Bewohner jeden Hauses auf einer Handmühle mahlen. Ich bringe etwas Kornbrot aus einer solchen Bäckerei mit. Fleisch findet man in hiesiger Gegend sehr selten. Bei der Hungersnot 1847 und 1848 haben sie freilich ihre Hunde aufgegessen, weshalb auch nur wenig Hunde hier zu Lande gefunden werden. Ich muß noch einiges hinzufügen: Wem liegt denn eigentlich die Sorge für die Armen ob? Nach dem Papier dem Armenverbande der Gemeinde, der, wie schon bemerkt, in jeder Gemeinde existieren soll, aber nirgends existiert. Die Unzahl der Armen bettelt, namentlich die Kinder. Dabei wird fürchterlich gestohlen. Wenn oben von Kühen und Schweinen, die im Zimmer logieren, die Rede war, so hat das seinen Grund meist in der Furcht der Leute, diese möchten sonst gestohlen werden. Mancher Faulenzer steht nur deswegen früher, d. h. schon mitten in der Nacht auf, um im Dorf eine Kuh zu stehlen, die er dann mit seinen Kollegen in den nächsten Wald führt, um sie auf der Stelle zu zerlegen. Die Faulheit der Leute geht aber noch viel weiter. Wie viel sogenannte Bauern giebt es, die vielleicht fünfzig bis sechzig Morgen besitzen, von denen sie aber nur fünfzehn bis zwanzig bebauen, während die andern unbebaut liegen bleiben. Faulheit und Indolenz sind die Grundzüge dieses polnischen Menschenschlages; dagegen sind die Leute im Kirchlichen streng orthodox und halten auf ihre Kapellen, ihre Heiligenbilder. Aber was für eine Frömmigkeit ist das! Es sind noch nie so viel Kirchendiebstähle vorgekommen als in den letzten beiden Jahren. Ein anderer merkwürdiger Zug ist die Treue dieser Bevölkerung gegen den König, was sich besonders auch darin kund

thut, daß sie im Jahre 1848 nicht nur nicht rebelliert sondern mit unvergleichlicher Treue und Aufopferung die Steuern bezahlt hat. Steuern zu zahlen ist den Leuten hier wie ein unverbrüchliches Dogma. Wenn das Gebot mit äußerem Thun abgemacht wäre, so erfüllte vielleicht kein Geschlecht treuer das Gebot: Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ja sie darben sich das Nötigste ab, sie verkaufen, was sie haben, nur um ihre Steuern zu entrichten, die keineswegs zu hoch sind, aber drückend, weil die Vorbedingungen fehlen, nämlich Fleiß und Ausbeutung des Besitzes. Merkwürdig ist, mit welcher Zähigkeit manche hier das Gebot der Enthaltsamkeit vom Branntwein halten. An vielen Stellen ist zwar seit 1848 das Gelübde der Enthaltsamkeit wieder gebrochen, aber inmitten all der Säufer sind nicht wenige, welche für kein Geld der Welt einen Tropfen Branntwein genießen. So soll es z. B. in der Nähe von Oppeln noch ganze Dörfer geben, wo kein Bewohner gebranntes Wasser trinkt, während früher fast alle Säufer waren. Aber sonst thun die Priester gewöhnlich nichts, als daß sie mit vielleicht geringer Ausnahme, die stets geglaubt werden muß, die Wolle von den Schafen nehmen. Über den Schulbesuch der Kinder berichtete ich schon früher. Die Schullehrer fehlen teils ganz, teils sind es die jämmerlichsten Subjekte. Fünfzig Thaler ist meist ihr jährliches Einkommen; natürlich betreiben sie ihren Beruf nur nebenbei, betreiben dagegen oft als Hauptsache, wenn sie sich nicht indolent in ihre Lage ergeben, ein anderes Nebengeschäft, z. B. Kornhandel und dergleichen. Im Sommer müssen die Kinder das Vieh hüten, im Winter liegen sie mit den Alten hinterm Ofen und stieren blind vor sich hin oder betteln. Im Winter sind die Wege, welche die Kinder zur Schule zurücklegen müssen, des Schnees und der Sümpfe wegen thatsächlich undurchdringlich. Wie konnte die Regierung die Gelegenheit vorübergehen lassen, in jenen neuntausend unglücklichen Waisen ein neues Geschlecht heranzuziehen!

Jetzt ist der richtige Weg unendlich schwer zu finden, wenn er wirklich noch gefunden werden kann. Die katholische Kirche liegt hier in mehr als in einer Beziehung im Tode. Wenn einst das Volk erwacht, wird es den Zaun der katholischen Kirche überspringen und, wenn nicht zum voraus dafür gesorgt wird, heidnisch werden, es sei denn, daß es evangelisch wird. So etwas mögen auch wohl die Priester fühlen, wenn es sie drängt, sich den evangelischen Bestrebungen, die neuerdings inmitten des Landes aufleuchten, so wie es geschieht, entgegenzustellen. Vielleicht, daß dann Hilfe wird, wenn jene große, mir unbekannte, zum voraus nicht zu entziffernde Thatsache vom Herrn

8*

in die Welt hineingesandt werden wird, — nicht als eine schon jetzt eintretende letzte Erscheinung sondern als die Fortsetzung der Reformation. Das Gegenbild — die Revolution — ist ja als die Stimme des Gerichts bereits in die Erscheinung getreten. Es gilt, die Johannisstimme in der Wüste, die der sittlichen Wiedergeburt des Volkes vorangehen muß und in deren Dienst die innere Mission steht, zu erheben! Mögen darum nur jene Theologen, von denen wir neulich schrieben, eifern — grob oder fein —, sie sollen uns das Licht der Hoffnung, die Macht des Glaubens im Herzen nicht auslöschen. Suchten sie wirklich des Volkes Elend, erkennten sie die Schuld der Jahrhunderte, verständen sie Gottes Strafgerichte an unserm Geschlecht, glaubten sie von der Tiefe des Herzens an die suchende, vergebende und darum ganz rettende Liebe und Macht unseres Gottes, — sie zankten nicht und schölten uns nicht, sondern stünden mit uns still, Buße zu thun, Fürbitte zu thun für alles Volk, Hand anzulegen zur Arbeit, wie und wo jeder kann, und thäten den Mund auf, weithin zu verkündigen des Herrn Herrlichkeit, die wie eine helle Wolke dennoch über dem ruht, das die Völker bedeckt. Zur Rettung des hiesigen Landesteils gehört zugleich seine Germanisierung, was diesmal mit Evangelisierung zusammenfallen mag.

Pleß, den 23. Februar 1850.

Nach den vielen unruhigen Tagen finde ich mich zum erstenmal wieder allein. Herr von Jeetze ist nach Oppeln abgereist. Die Gastfreundschaft ist zu meiner besonderen Freude hier nicht so groß, daß sie mich in Anspruch nähme, und Graf von Hochberg, dessen Dach mich sonst herbergen würde, ist nicht hier. So hab ich eben allein zu Mittag gegessen und zur Gesellschaft dabei Kurd v. Schlözers „Livland und die Anfänge des deutschen Lebens im baltischen Norden“ gelesen, dessen erster Abschnitt in die ersten Anfänge Hamburgs und die Größe des bremisch-hamburgischen Erzbistums zurückführt. Wird unser Norden noch einmal wieder solche Bedeutung für die Kirche des Herrn erlangen? Wie verschwunden sind solche Erinnerungen an jene einst mächtige Herrlichkeit der Gemeinde Christi in unserer engeren Heimat! Aber das Licht der Geschichte der Vergangenheit verwandelt sich für den Glauben immer wieder in ein Zeichen der Geschichte der Zukunft, und ist es mir ein besonderer Trost, mich an den Strahlen dieses Lichtes erquicken zu dürfen. Das erwähnte Buch ist die Frucht langjährigen deutschen Fleißes. Ich habe mir diese Zeit nach Tisch festgesetzt, um mit Dir, wie es ja zu Hause gewöhnlich geschieht, zu plaudern, nachdem ich mehrere Tage nach ununterbrochener

Arbeit habe schweigen müssen. Über alle künftigen Tage habe ich schon brieflich disponiert. Da mir für mein Hiersein ein gräflicher Wagen zur Disposition gestellt ist, so kann ich mich um so angenehmer einrichten. Ich fahre morgen früh an einem „polnischen Sonntage", d. h. an einem Sonntage, an dem in der hiesigen evangelischen Stadtkirche polnisch gepredigt wird, nach Czarkow, wo ich den Tag bei den Brüdern verbringen will; auch die aus Warschowitz und Paskowisna werden kommen, der Wagen bleibt die Nacht dort, und ich fahre früh dann nach Nicolai, um auch das dortige Waisenhaus noch einmal zu sehen. Der letzte Abend in Rybnik war mir besonders lieb, weil er mich mit meinem Reisegefährten noch näher zusammenführte. Auf denkbar schlechtesten Wegen gelangten wir beide nach Warschowitz, wo die unter Bruder Meyers Leitung stehende Waisenanstalt auf drei verschiedenen Bauernhöfen einquartiert ist, alles war in bester Ordnung. Die Hauptsache war diesmal die Besichtigung des von uns für die oberschlesischen evangelischen Waisenkinder gekauften Grundstücks „Sowowka", d. h. Eulennest. Das alte Wohnhaus sieht freilich, wenigstens in der älteren Hälfte einem Eulennest ähnlicher als einer Mädchenbehausung. In der Mitte des Dorfes liegt die katholische Kirche mit einem uns feindlichen Priester; eine Viertelstunde davon ein evangelisches Schulhaus, dessen Schulmeister sich gegen uns verdächtig benimmt. Die Evangelischen sind hier überhaupt widerhaarig und ungütig, da sie geglaubt hatten, sie würden durch Gründung der Anstalt Geld verdienen. Da das nun nicht der Fall ist, so stellen sie sich fremd. Gerade wegen des hier herrschenden schlechten Geistes, haben wir eben diese Stelle ausgewählt. Es wird die Zeit kommen, da der Herr dennoch auf dieser Stätte Seine Siege feiern wird. Das neue Gebäude mit seinen geräumigen Zimmern nimmt sich stattlich aus. Es ist zweckmäßig nach dem Riß gebaut, dessen Du Dich entsinnen wirst.

Herr von Zeetze hat mir zulieb den landwirtschaftlichen Plan, den Meyer entworfen, in meiner Gegenwart geprüft, ebenso die andern schon getroffenen Einrichtungen und sich darüber vollkommen zustimmend erklärt. Läßt der Herr es gelingen, so ist für Oberschlesien nicht bloß eine schöne Waisenanstalt sondern zugleich eine Ackerbauschule im kleinen gewonnen, die für viele darin zum Segen werden kann.

Unser Weg nach Pleß führte uns von Warschowitz über Baranowitz, das große Gut des Landrats von Durant. Wir machten einen Gang durch die Stallungen. Ich habe dabei einiges von der Hippologie, die nicht gerade mein Fach ist, profitiert. Herr von Durant interessierte mich um so mehr, als ich die Korrespondenz des jetzigen

Oberpräsidenten mit ihm kannte. In Pleß gab es genug zu arbeiten, so daß wir uns um anderes nicht bekümmert haben. Gestern haben wir den größten Teil des Tages in Czarkow zugebracht. Die Kinder waren frisch und froh, keines war krank, während in allen Anstalten sonst Elend und Not auch in dieser Beziehung herrscht. Die Kinder machen auch schöne Fortschritte im Lernen.

Heute habe ich Graf Stolberg und seine Gemahlin, Schwester des Grafen von Hochberg, auf Ludwigswunsch besucht. Das Waisenhaus hier, in welchem unter sechsunddreißig polnischen Mädchen drei Kaiserswerther Diakonissen arbeiten, ist einfach und zweckmäßig eingerichtet; es ist neben Warschowitz das zweite evangelische Institut der Art. Merkwürdig bleibt, wie sich hier jetzt auch die Evangelischen rühren, die doch die unverhältnismäßig geringere Zahl bilden, während die Katholischen ihren Schlaf weiter schlafen oder warten, ob es nicht andere für sie thun wollen; und wenn letztere ihnen dann nicht die willkommenen Personen sind, betrachteten sie sie mit Argwohn und feinden sie an. Woran liegt das?!

Breslau, den 26. Februar 1850.

Heute hatte ich eine wichtige Konferenz in Sachen Oberschlesiens. Sie endete mit einem Mittagessen beim Fürstbischof, wozu wohl zehn geistliche Herren, ferner katholische Gutsbesitzer und der Oberpräsident eingeladen waren. Zum Teil gab es hier wirklich hochinteressante Verhandlungen. Später war ich dann beim Grafen Burghaus, dem Präsidenten des Central=Komitees, dann beim Generalsuperintendenten Hahn, schließlich bei Graf Harrach und seiner überaus freundlichen Gemahlin, die mir die teilnehmendsten Grüße an Dich und an Mutter aufgetragen hat. Ins Hotel zurückgekehrt, habe ich auf Grund der bis dahin stattgehabten Verhandlungen in einem Promemoria etwa folgende Gesichtspunkte für die endliche Versorgung der armen Waisen aufgestellt: Viertausend erreichbare Waisen, wenn nicht noch mehr, sind zu verpflegen und zu erziehen und zwar alle bis zum sechzehnten Lebensjahr. Von diesen sind jetzt etwa fünfzehnhundert in Anstalten und zweitausendfünfhundert in Familien untergebracht. Die letzteren Kinder müssen fast ausnahmslos in andere Kreise versetzt werden, wo sie ein ordentliches Familienleben finden, sollen aber nach dem sechzehnten Lebensjahr in ihre heimatlichen Verhältnisse zurückversetzt werden. Die übrigen werden nach Konfessionen gesondert, wie es schon jetzt der Fall ist, und zwar werden die Kinder unter zehn Jahren in Bewahranstalten von je fünfzig Kindern körperlich und geistig gepflegt, um so vorbereitet wieder auf andere Anstalten überzugehen.

Zwanzig solcher Anstalten für kleinere Kinder sind erforderlich. Diese sollen unter der Leitung von Klosterfrauen, Ursulinerinnen und barmherzigen Schwestern stehen. Gewiß eignen sich dieselben vortrefflich dazu. Zu zehn Anstalten sind die Lokalitäten vorhanden; zehn fehlen noch. An diese Bewahranstalten schließen sich dann Anstalten für größere Kinder von elf bis sechzehn Jahren, die nach Geschlechtern zu scheiden sind. Von den größeren Mädchen soll ein Teil zugleich in jenen Anstalten für die kleinen Kinder unter Leitung der Ursulinerinnen mithelfen, was nicht ohne Frucht für das Ganze bleiben wird. Für die größeren Knaben sind fünf landwirtschaftliche Anstalten einzurichten und zwar für jeden der drei Kreise Ratibor, Rybnik und Pleß je eine. Diese fünf Anstalten werden mit dem Zwecke begründet, künftig, nachdem die Waisenkinder versorgt sein werden, fortzubestehen und zwar so, daß zwei derselben als förmliche Ackerbauschulen die Aufgabe haben, Vögte und Knechte zu bilden, während die anderen drei Rettungshäuser für verwaiste und verwahrloste Kinder der drei Kreise werden. In einer derselben ist zugleich eine katholische Brüderanstalt zu errichten, aus der künftig polnische Landschullehrer für Oberschlesien hervorzugehen haben. In Oberschlesien fehlen, wenn alles normal eingerichtet sein würde, alles in allem siebenhundert Schullehrer! Auch brauchen wir über tausend Morgen Landes. Leider sind die sechzehnhundert von der Regierung zur Disposition gestellten Ländereien bis auf neunhundert Morgen nicht zu gebrauchen. Die jährlichen Kosten werden sich im ersten Jahr auf 70 bis 80 000 Thaler belaufen; alles in allem werden 800 000 Thaler nötig sein.

Das Central-Komitee hierselbst (Graf Burghaus) hätte die Summe zu den ersten Einrichtungskosten herzugeben, das Ganze ein Jahr hindurch zu erhalten und dann als solches seine Thätigkeit zu beschließen. Die vielen freiwilligen Beiträge aus ganz Deutschland — es gingen etwa 360 000 Thaler ein — würden so eine bessere Zukunft Oberschlesiens wesentlich mit anbahnen können. Der Fürstbischof soll die Zusage geben, daß die Kosten für das erwachsene Personal von Freunden in der katholischen Kirche aufgebracht werden, während der Staat die übrigen Kosten der Erhaltung bewilligen und diesen Anlaß benutzen müßte, seine alte Schuld an Oberschlesien zu tilgen. Staatswirtschaftlich kann sich eine solche kostspielige Einrichtung nur empfehlen, wenn zugleich etwas Bleibendes gestiftet wird. Wird unser Plan angenommen, entstände ein segensreiches Zusammenwirken von staatlichen, kirchlichen und freien einander ergänzenden Liebeskräften zur Rettung einer in Bettel und Liederlichkeit zu Grunde gehenden Bevölkerung.

Der projektierten katholischen Brüderanstalt würden sich viele Stellen öffnen, um sittlich tüchtige Kräfte in die faulenden Massen der slavischen Bevölkerung zu entsenden. Du siehst, wie ich den Fall als einen solchen angesehen und behandelt habe, in welchem einmal die innere Mission der Hebel werden soll, Staat und Kirche in Bewegung zu bringen und zur Rettung des Volkes in einer Zeit zu vereinen, wo die Führer des Volks, die das Leben und Lieben nicht kennen, dahin arbeiten, beide zu trennen und das Band zwischen beiden aufzulösen. Der Liebe Christi gebührt doch der Sieg, darum lassen wir das Hoffen nicht!

Der Oberpräsident hat sich dem Plane völlig geneigt erklärt, auch ist er damit einverstanden, daß die Durchführung der Sache dem bisherigen Verwaltungsweg ganz entzogen wird. Auch sind der Fürstbischof und der Kanonikus Heyde darauf eingegangen. Wir drei haben uns verbunden mit der Macht der Überzeugung, welche im Gewissen wurzelt, nach oben, nach Berlin zu wirken, daß man dort eine günstige Entscheidung treffe. Wir dürfen glauben, daß der König, dem der Fürstbischof antworten muß und den ich wahrscheinlich in Berlin wiedersehen werde, seinen Einfluß auf die Ministerien zu Gunsten unseres Projekts geltend machen wird; gleich heute habe ich nach Berlin geschrieben und um eine Audienz gebeten. Man wird sich fürchten, das Geld zu bewilligen und vor den Kammern mit dem Bekenntnis erscheinen zu müssen, von ihr nicht bewilligtes Geld verbraucht zu haben. Vielleicht bricht sich auch dort das Gewissen Bahn und wäre es auch nur in der Sorge, vor Menschen später nicht verantworten zu müssen, wie unverantwortlich man gehandelt hat. Meine Hauptsorge ist die, daß der Fürstbischof die Menschen und namentlich den Führer des Ganzen, der zugleich des Polnischen mächtig sein muß, nicht wird finden können.

Ich hörte dieser Tage, daß das Ministerium der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten in Preußen sich an alle Kirchenbehörden in den Provinzen gewandt habe, um diesen die innere Mission zu empfehlen. Es ist in der That merkwürdig, welch einen raschen Lauf die Sache der inneren Mission, wenigstens das Interesse für sie durch alle Stadien gemacht hat. Die That selbst ist freilich noch ein ganz anderes! Immerhin ist das Bekenntnis der Kirche zu ihr auch eine That. Sie zeugt von dem in der Christenheit aufgehenden Bewußtsein, daß in ihr als solcher die allein rettende Macht liegt. Wie bedeutsam dies Bekenntnis ist, sehe ich u. a. auch hier in Breslau, wo man nach langem kleinmütigen Zagen und Klagen sich endlich aufgemacht und eine nicht geringe Schar von Männern aller Stände zu gemein-

samem Wirken gesammelt hat. Ich habe mich übrigens geweigert, hier in großen öffentlichen Versammlungen zu reden, es scheint hier noch nicht an der Zeit; mir gefallen die Führer nicht ganz, wiewohl sie meine Freunde sind; es fehlt ihnen bei dem engen Gewissen das weite Herz, und ich meinesteils möchte die heilige Sache davor bewahren, daß sie nicht in Fraktionen übergehe und so untergehe. Ich habe mich nur dazu bereit finden lassen, heute um fünf Uhr in einem engeren, namentlich aus thätigen Frauen bestehenden Kreise, dem sich auch einige Männer anschließen werden, zu sprechen. Überhaupt ist der heutige Tag stark besetzt. Um zehn Uhr kommt Graf Hochberg von Fürstenstein, darnach die Gräfin Pückler geb. Fürstin Reuß aus Schweidnitz herüber, da ich weder Fürstenstein noch Schweidnitz selbst hatte besuchen können, dann ist wieder Konferenz beim Fürstbischof. Um zwei Uhr speise ich beim Oberpräsidenten; um fünf Uhr ist jene vorerwähnte Versammlung. Die Zwischenstunden gebrauche ich zu den nötigen Schreibereien, mit denen ich sonst nicht fertig werde.

Breslau, den 27. Februar 1850.

Heute scheint die Sonne so hell und warm, wie ich sie lange nicht gesehen. Dazu läßt der Herr auch Seine Gnadensonne über uns aufgehen. Wenn wir's nur glauben und erbitten wollen, so ist es für die, die Ihn lieben, doppelt Tag und ein doppelt Leben, das doch ein einiges ist, weil es in Ihm gelebt wird, der es allein geben kann.

Gestern hatte ich mit dem Fürstbischof und dem Kanonikus Heyde eine letzte Konferenz. Ich habe noch einmal den ganzen Plan entwickelt; noch einmal ist alles geprüft und namentlich die Seite ins Auge gefaßt, welche speziell von der Kirche erfüllt werden soll und kann. Herr von Diepenbrock hat zugesagt, die Männer die nötig sind, zu rufen, „soweit der Herr dazu Gnade geben wird“, was ihm aus tiefster Seele gesprochen war. Bereits heute war darüber eine Besprechung mit Geistlichen, auch ist der Name des Geistlichen genannt, der der Vorsteher des ganzen Unternehmens werden soll. Es gilt die Erwerbung eines Mannes durch den Geist dessen, der einst einen Vincenz von Paul zum Licht in der Finsternis machte. Ich hatte hervorgehoben, daß es nicht auf die Gewinnung eines Ordens oder einer Kongregation sondern auf lebendige und treue Elemente in der katholischen Kirche ankomme, kurz auf eine entsprechende Institution, wie es die unserer Brüderanstalt ist, welche natürlich mit keiner Silbe genannt ward. Wie dürfte es sich das Herz verschweigen, daß der Augenblick für die Gewinnung neuer

Kräfte aus der katholischen Kirche ein großer war, zugleich aber auch für das thatsächliche Zeugnis der Handreichung beider Kirchen, der evangelischen und der katholischen, zur Bethätigung des einen Glaubens, des Glaubens an den Herrn, der in beiden Kirchen lebt. Der Fürstbischof spricht nicht eben viel, aber das Wenige, was er sagt, ist bedeutungsvoll. So fügte er in einer Stelle meinen Worten, die sich auf Staat und Kirche zugleich bezogen, ein „muß“ ein, das ich ausgelassen hatte und was viel sagte, wenn es der Kirche beigelegt würde. Ich bemerkte dem Fürsten, daß das Wort in einem doppelten Sinn zu nehmen sein würde und wie das „muß“ bei der Kirche etwas anders sei als bei der Staatsregierung. Da betonte er das „muß“ noch einmal, es solle gerade um der Kirche willen eingeschoben werden, und drückte mir dabei die Hand zum Zeichen des Verständnisses. So hatten wir wohl anderthalb Stunden miteinander verhandelt. Wie es mir ums Herz war, so auch wohl dem trefflichen Kirchenfürsten, wir hatten eben zuvor noch den Unterschied des evangelischen und katholischen Glaubens, dann aber auch die höhere Einheit beider Kirchen hervorzuheben gehabt, um sie in dieser Angelegenheit ohne Beschränkung irgend eines Teils zu bethätigen. Da umarmte mich der Bischof mit einem Bruderkuß und mit den Worten: „Ich verstehe Sie völlig!“ — Wenn nun die Minister in Berlin ebenfalls „ja“ sagen, soll es der Fürstbischof sogleich erfahren, und wir können dann gemeinsam vorwärts gehen. Wir würden zunächst einige der für die Leitung jener projektierten Anstalten designierten Männer im Rauhen Hause sehen.

Graf Hochberg war heute morgen von Fürstenstein aus anderthalb Stunden bei mir, wir haben viel Wichtiges miteinander besprochen: namentlich soll der Versuch gemacht werden, den hohen katholischen Adel in seinen Hauptvertretern, die zum Teil fürstliche Reichtümer besitzen, zu bewegen, je fünfzig bis hundert der in Familien unterzubringenden Waisen zu unterhalten. Der Graf will sogleich darauf aus sein und kann das um so mehr, als er selbst schon viel an den evangelischen Waisen gethan hat, übrigens nicht bloß an den Waisen; er hat in diesen Wochen den Bauern eines Dorfes von achtundzwanzigtausend Thalern, die sie ihm schuldeten, vierzehntausend Thaler erlassen und sie dadurch vom bürgerlichen Untergang gerettet. Aber wie diese Wasserpolacken sind, statt dankbar zu sein, sehen sie diese vierzehntausend Thaler als das Angelt auf die zweite Hälfte an. Der Graf ist mit dem Plan vollständig einverstanden und will zu den zwei Kolonieen, die im Plessener Kreise angelegt werden müssen, die dazu gehörigen etwa siebenhundert Morgen Acker darbieten. Wie ist der treffliche

Herr in den zwei Jahren, seit ich ihn nicht wieder gesehen, in seinem Innern gewachsen! So gern ich mit ihm nach Fürstenstein gegangen wäre, war das leider unausführbar.

Frankfurt a. O., den 28. Februar 1850.

Es ergriff mich tief, als ich bei der Ankunft hier den alten Minister von Thile wieder sah, der mich an der Bahn erwartete. Das letzte Mal, daß wir einander gesprochen, war in Berlin 1848 gewesen. Wir blickten damals auf die nächtlichen Gewitterwolken, die Berlin umlagerten. Ich reiste an jenem Tage das erste Mal nach Oberschlesien; als ich am achtzehnten früh nach Berlin zurückkehrte, welche Veränderung! wo waren da die Mächtigen! Es konnte wohl nicht anders sein, als daß wir unsre Herzen gegeneinander ausschütteten. Hätte doch der König jetzt solche Räte, wenn auch nicht als Staatsmänner so doch als Freunde um sich, wie müßte das sein inneres Leben stärken; freilich ist in diesem Fall der Freund vom Staatsmann kaum zu scheiden. Als der König, — ich weiß nicht, bei welcher Veranlassung, nach dem Ereignis des Jahres 1848 zu Breslau in einem Kreise von Männern weilte — es war im Hause des Oberpräsidenten —, wurde ihm mit einemmal Graf Stolberg, der frühere Minister gemeldet, den der König seit dem März 1848 nicht wieder gesehen hatte. Als der Name Stolberg genannt wurde, sprang der König auf und rief: „Wer? mein Stolberg?" eilte dem Eintretenden entgegen und schloß ihn in seine Arme. Der frühere Minister thut jetzt die Dienste eines Landrates an Stelle seines Sohnes Eberhard, der bis dahin in der ersten Kammer einen Sitz gehabt, er soll wie ein Vater in seinem Kreise walten. Ich weiß nicht, ob ich Dir früher schon einmal geschrieben, daß seine Kinder zu seinem letzten Geburtstag durch eine Verlosung untereinander und in den nächsten Kreisen siebenhundert Thaler zusammengebracht haben, die sie dem Vater zur Gründung eines Rettungshauses in seinem Kreise überreichten. Das sind dieselben Männer, die einst wie der Minister von Thile über Hunderttausende disponieren konnten, wenn es solche Zwecke galt. Wenn es noch die Tage vor 1848 wären, hätte man die etwa achthunderttausend Thaler, die wir jetzt für die oberschlesischen Waisen beanspruchen, ohne Zweifel gleich zur Disposition gestellt.

Das für meinen hiesigen Aufenthalt festgestellte Programm wurde mir vorgelegt. Außer allerlei anderen Zusammenkünften, die heute schon um sieben Uhr anfangen sollen, wird morgen drei Uhr nachmittags eine öffentliche Versammlung in der Kirche stattfinden. Der Boden ist hier mehr als bereit.

Von Breslau will ich noch einiges nachholen. Ich schrieb, daß ich beim Oberpräsidenten zu Tisch geladen war. Bei dieser Gelegenheit wurde ich mit einer Reihe von Räten desselben bekannt gemacht; auch war der Sohn des Ministers Eichhorn, ebenfalls Regierungsrat, zugegen, der mir bei dieser Gelegenheit von einem Ereignis im Hause seines Vaters erzählte, das er, der Sohn, dort am 20. März 1848 mit erlebt hat. Nur mit Mühe konnte das Leben des Vaters gerettet werden, da Insurgenten ihm nach dem Leben trachteten; Kinder und Freunde brachten den mutigen alten Herrn, der den Buben nicht weichen wollte, nicht ohne viel Mühe zum Nachgeben und führten ihn auf einem andern Weg in die Wohnung seines Freundes am Tiergarten, wo er drei Tage zurückgezogen verblieb. Schließlich will ich nicht unterlassen, Dir noch einmal die Person des Oberpräsidenten hervorzuheben, der mit unerbittlicher Hand die Führer der Revolution in Schlesien gepackt und, wenn auch nicht erdrückt, doch vorläufig gebändigt hat. Er erzählte mir manches davon, als wir tags zuvor von der Mittagstafel des Fürstbischofs kamen. Herr von Schleinitz ist ein Mann, der den Eindruck wahrer deutscher Biederkeit macht; sein Wort ist ebenso gerade als fest, sein Gewissen mächtig, sein Handeln rücksichtslos, wo es gilt die Gerechtigkeit wie die Liebe (beide sind ja eins) walten zu lassen. In seiner Erscheinung spiegelt sich ein Bild des Mutes, den er so vielfach bewiesen hat. Hätte Schlesien früher solche Oberpräsidenten gehabt, es stände jetzt mit Oberschlesien nicht so schlimm. Nach der etwas lang währenden Mittagstafel holte mich Konsistorialrat Wachler ab, um mich in den Saal der Brüdergemeinde zu führen, wo ich einen Vortrag halten sollte, was auch geschehen ist. Es gab nachher vielerlei neue Bekanntschaften. Die Versammlung war so zahlreich besucht, daß der Raum überfüllt war.

Halle, den 12. April 1850.

Gott erhöre unsere Gebete und segne an uns Sein Wort; Er heilige unsere Gedanken und Arbeiten, die unser heutiges, sehr verschiedenes Tagewerk ausfüllen werden.

Nachdem ich Dir gestern den flüchtigen Brief geschrieben, habe ich keine Stunde wieder allein gehabt. Früh morgens besuchte ich Professor Müller. Darnach den Direktor der Franckeschen Stiftungen Niemeyer, Wolffs Schwager. Das eigentliche Waisenhaus umfaßt 130 Kinder, welche in der Anstalt die verschiedensten Schulen besuchen. Überhaupt besuchen die Schulen der Franckeschen Stiftungen täglich

dreitausend Kinder, die hier auch teilweise verpflegt werden. Ich sah um Mittag, wie sich die Masse der Kinder über die Straßen des dem Waisenhause nahe gelegenen Stadtteils ergoß, und wunderte mich nicht mehr über das Staunen, in das neulich eine französische Zeitung ausbrach, deren Mitarbeiter diesen Anblick gehabt hatte. Die Anstalt beschäftigt täglich an 130 Lehrer. Ich will alle Reflexionen über das Institut unterlassen, dem Halle seinen Namen und, was mehr ist, unsere evangelische Kirche eine ihrer schönsten Zierden und thatsächlich Zeugnisse davon verdankt, was der Glaube vermag, der sich auf Christum allein gründet. Daß das nicht alle wissen, darüber will ich mich in Zukunft nicht mehr wundern, nachdem ich gestern nachmittag mir habe erzählen lassen, wie ein Professor N. N. hier, nachdem er schon etwa drei Jahre hier doziert hat, erst jetzt zufällig durch einige ultramontane Katholiken, die Halle besuchten und die Franckeschen Stiftungen besehen wollten, erfahren hat, daß dieselben überhaupt existieren! Von Niemeyer habe ich mir allerlei Mitteilungen über praktische Einrichtungen machen lassen, die für mich ein besonderes Interesse hatten; namentlich sind wir längere Zeit in der Waisenhaus-Buchhandlung gewesen.

Berlin, den 13. April 1850.

Fortsetzung: Ich fahre mit diesem Briefe, wie Du siehst, in Berlin fort, wo ich gestern abend angekommen bin. Einen freien Augenblick benutze ich, um noch einiges über Halle nachzuholen. Ich sagte Dir schon, daß ich in der Waisenhaus-Buchhandlung gewesen, die mich natürlich in Rücksicht auf unsere Verhältnisse sehr interessierte. Zu einem gewinnbringenden Geschäft ist die Buchhandlung erst viel später geworden und hat namentlich durch den Absatz von Schulbüchern reichen Gewinn gehabt. Anfänglich wurde dadurch eine Netto-Einnahme von wohl sechs- bis achttausend Thalern jährlich erzielt. Nachdem aber auch andere Buchhandlungen sich auf den Artikel geworfen, ist jetzt die Jahreseinnahme auf zweitausend und einige hundert Thaler zusammengeschmolzen, so daß man auf neue Erwerbsquellen denkt. Die Baulichkeiten werden zum Teil schon defekt, zumal diejenigen, welche in Ständerwerk errichtet sind, so daß das Pädagogium, nachdem es über hundert Jahre gestanden, neu gebaut werden muß, womit bereits seit 1847 der Anfang gemacht worden ist. So einfach auch der moderne Baustil ist, so würde ich doch einen anderen Weg eingeschlagen haben, namentlich die neuen Bauten ganz nach Art der alten wieder aufgeführt haben, wofür Gründe der Pietät sprechen. Zweckmäßigere Einrichtungen im Innern hätten deshalb nicht unter-

lassen zu werden brauchen. Immerhin hat das Ganze mich daran erinnert, daß alles seine Zeit hat und Menschen gut thun, auch bei Gründung solcher Institute daran zu denken. Wenn die blühende Jungfrau sich allmählich in die segnende Mutter und Großmutter verwandelt, so ist das Gottes Ordnung; aber selig ist sie, wenn sie die in der Jugendblüte wirksame Lebensfrische in stets sich verjüngender Kraft in die Tage des Alters mit herübernimmt und nicht aufhört, in Kindern und Kindeskindern ihre Lebensfülle fortquellen zu sehen. Das könnte aber nur geschehen, wenn ihr Leben nie aufhört, in der Gottesgnade zu wurzeln und zu wachsen. Ich bezweifle, ob in vielen Anstalten der Art sich dieses Ideal des Lebens erfüllen wird und erfüllen kann. Sie werden stets Kinder ihrer Tage sein. Darum besser gar keine Existenz als eine verkümmerte, die zuletzt eine unwahre wird. Es giebt nur eine Institution, welche eine bleibende ewigjunge Verheißung hat, das ist die Kirche und Gemeinde Gottes. Darum sollten die Arbeiten in allen Anstalten eigentlich und wesentlich der Kirche gelten, in der allezeit, wenn die einzelnen Anstalten, wie sie gerade die jeweilige Zeit bedarf, untergehen, neue sich erheben werden. So erscheint es denn auch nicht weise, Anstalten durch Kapitalfundierungen die Möglichkeit des Ausscheidens aus dem Leben zu nehmen, wenn sie doch nicht mehr leben können. Ich glaube indessen, daß beides verbunden werden kann, die Sicherung der Existenz durch festen Besitz und die Gemeinschaft mit dem in der christlichen Gemeinde vorhandenen Leben. Wie das einzurichten, darüber wirst Du in einem Briefe keine weiteren Expositionen erwarten, wenigstens dieses Mal nicht. Ich meine Dir es auch schon einmal gesagt zu haben, wie ich mir die Sache denke.

Mittwoch war ich mit Tholuck bei Professor Herzog zur Kindtaufe, woran sich ein Mittagessen anschloß. Die Gesellschaft bestand aus Professoren der Jurisprudenz, der Naturwissenschaften, der Philosophie, der dogmatischen, geschichtlichen und exegetischen Theologie, nämlich den Herren Pernice, Volkmann, Erdmann, Herzog, Müller und Tholuck, die nach ihren wissenschaftlichen Standpunkten schwerlich ein Ganzes bilden. Es ist aber ein Trost zu sehen, wie Persönlichkeiten divergierende Theorieen wenigstens so weit auszugleichen im stande sind, daß man eine sehr angenehme Mahlzeit miteinander halten kann. Mir gegenüber saß eine Dame, welche die Frage, ob sie bei ihrer neulichen Anwesenheit in Hamburg das Rauhe Haus besucht habe, mit einem passionierten: „Gott bewahre! I gitt, i gitt!" antwortete, wie man ihr wohl zumuten könne, solche widerwärtigen Orte in Augenschein zu nehmen. Sie mag mich für halb

voll gehalten haben, als ich versuchte — ohne zu wissen, wer sie sei —, ihr deutlich zu machen, daß eine gewisse crême unserer Gesellschaft eine erstaunliche Ähnlichkeit mit den Chinesen habe, die sich die vollkommensten unter den Menschen dünken, und daß für die meisten unserer Verhältnisse die Claudiussche Sentenz als Motto immer noch passe: „Lieber Vetter, wir sind in Japan“. Professor Herzog hätte ich gerne länger gesprochen, namentlich über den seligen Vinet, dessen Kollege er jahrelang gewesen ist. Allein, da ich um vier Uhr im Waisenhause sprechen sollte, mußte ich die Gesellschaft früher verlassen, um mich wenigstens noch einige Minuten auf einem Spaziergang besinnen zu können. Direktor Niemeyer hatte in zuvorkommendster Weise den großen Versammlungssaal eingeräumt. Es war ein klassischer Boden auf dem wir versammelt waren; der Saal ist groß und hoch wie eine Kirche und seiner Zeit noch von A. H. Francke selbst erbaut. Der Raum zur Rechten war meist mit Schülern und Lehrern des Waisenhauses gefüllt, mehr unmittelbar vor mir hatte sich die Frauenwelt niedergelassen; links war alles mit Männern gefüllt, wie ich nachher hörte, meist Professoren der Universität, den sogenannten Honoratioren der Stadt, und einer nicht geringen Zahl von Bürgern und Studenten. Alles kam mit der Hoffnung zum guten Ende, daß die Saat einen fruchtbaren Boden gefunden haben wird.

Berlin, den 15. April 1850.

In einer halben Stunde reise ich ab; die Stunden gehen wie im Sturm vorüber; die oberschlesische Angelegenheit ist weiter gefördert. Gestern faßten der Minister des Kultus und des Innern gemeinschaftlich und einhellig den Beschluß, meinen ganzen Plan zur Regelung der Waisennot, so wie ich ihn eingereicht, zu adoptieren. Das Projekt ist an das Finanzministerium mit dem Antrag abgegangen, die von mir geforderten achthunderttausend Thaler zu bewilligen. Ferner ist beschlossen, daß, wenn der Finanzminister sich weigert, die Verantwortlichkeit zu übernehmen, die Angelegenheit an das Plenum des Staatsministeriums gebracht werden soll, wo die Annahme kaum zweifelhaft sein dürfte. Sodann wird es zu erreichen sein, daß die evangelisch-polnische Pfarrei in Pleß nach Warschowitz verlegt wird, wo unsere erste Waisenanstalt errichtet ist. Dadurch würde ein lebendiger Knotenpunkt für die dortige evangelische Kirche gewonnen, der ganz gefehlt hat und unerreichbar schien. Der gehoffte Mittelpunkt der dortigen inneren Mission träte in unmittelbare Verbindung mit dem Institut der Kirche. Die Sache liegt bereits in der betreffenden Kirchenabteilung des Kultusministeriums. Ferner ist in dem neuen Schul-

gesetz, das für die Schulexamina sehr streng ist, ein Ausnahmefall für alle diejenigen Lehrenden vorgesehen, welche auf dem Gebiet der inneren Mission als solchem, in Rettungshäusern, Armenhäusern u. s. w. wirken. — Gestern bin ich wieder beim König und der Königin gewesen. Sie ließen mich am Sonnabend einladen, mit ihnen am Gottesdienst in der Schloßkapelle teilzunehmen und dann in ihre Gemächer zu kommen, wo ich drei und eine halbe Stunde zugebracht habe.

Wulkow bei Neuruppin, den 16. April 1850.

Ich bin auf der Reise nach Heiligengrabe, dem Fräuleinstift, das der König seit längerer Zeit für praktische Zwecke christlicher Liebe bestimmt hat. Ich werde mich daselbst eines Auftrags an die Äbtissin entledigen, worüber ich Dir mündlich Näheres sagen will. Der König wünscht, daß ich ihm das Resultat mündlich überbringe und zu dem Zwecke in nächster Zeit wieder auf einen Tag nach Berlin komme. Nachdem ich hier gestern angekommen und vom Landrat empfangen worden bin, habe ich einer Mahlzeit der Kreisstände beigewohnt.

Daß ich Dir so wenig schreibe, macht nicht, daß ich so wenig ausrichte; ich kann absolut die Zeit zum Briefschreiben nicht finden. Doch das will ich Dir noch sagen, daß ich glauben darf, daß jener Gefangene, von dem ich neulich erzählt habe, begnadigt werden wird. Ich darf das aus den Worten und der Freude des Königs über das, was ich ihm mitteilte, schließen und habe alle betreffenden Schritte schon gethan. Das wäre einmal einer der Starken, die der Herr zum Raube bekommen. Auch habe ich einen Eisenbahnprediger ausfindig gemacht. Sein Engagement ist veranlaßt. Endlich ist der Weg der inneren Mission in die große politische Presse des Nordens gefunden, worüber Herr Oldenberg sich freuen wird, dem ich ausführlich davon sagen werde. Alles andere beim Wiedersehen!

Rostock, den 26. Mai 1850.

Unterwegs grüßte ich heute unmittelbar nach der Abfahrt von der Eisenbahn aus unser neues Haus[1]), das in den stattlichen Eichenkranz gehört und das so freundlich zu mir in die weite Landschaft herüberschaute. Ich hatte als stummen Begleiter einen Leser der „Freien Presse“. Es ist sonderbar, sich so nahe und doch dabei zugleich so

[1]) Gemeint ist das 1850 erbaute Wohnhaus Wicherns, in welchem er bis zu seinem Heimgang 1881 lebte. Das Haus führt den Namen: „Weißes Haus“.

ferne zu sein. Wenn ich auch nicht ohne Geschick wäre, mich gleich mit solcher Umgebung in einen Verkehr zu setzen, so fehlt mir doch die Lust, weil mir dadurch der stille Genuß geistiger Beschäftigung mit mir selbst entgeht und ich dadurch auch im Umgang mit den Büchern gestört werde, die ich unter Eurem Kopfschütteln gewöhnlich mit mir zu schleppen pflege. Diesmal habe ich mich in den „Reden an die Gebildeten deutscher Nation über die Zukunft der evangelischen Kirche“ umgesehen. Das Buch wurde im Jahre 1849 in zwei Auflagen gedruckt. Nachdem einige auf den Professor Fricke in Leipzig, der unser Haus neulich besucht hat, als Verfasser geschlossen haben und sich herausgestellt hat, daß er der ungenannte Verfasser nicht ist, haben andere, die aber den trefflichen, sonderlichen Mann nicht kennen müssen, auf Rothe in Bonn geraten. Es ist ein schlechtes Zeichen vom Geist unsrer Nation, daß Verfasser so eminenten Geistes anonym bleiben müssen. Die Schuld daran liegt nach meiner Meinung weniger an dem Verfasser als an jenen, für die er schreibt. In der elften Rede handelt er „Von der Wiedergeburt der Kirche aus dem Sakrament des Abendmahls“. Mich dünkt, er hätte nach seiner Fassung besser sagen müssen: „Von der Wiedergeburt der Kirche zum Sakrament“. Er kommt dabei zu meinem Erstaunen ausführlich auch auf die „innere Mission“ zu sprechen. Es ist doch bemerkenswert, wie dieser Gegenstand sich mit einem Male in alle kirchlichen Anschauungen der verschiedensten Art und zwar als integrierendes Element einflicht. Er ist die Unterlage zu den reichsten prophetischen Visionen geworden. Der Verfasser will eine Abstufung in der Gemeinde, je wie in ihr das Sakrament des Abendmahls mit tieferer (neuer) Erkenntnis gefaßt und genossen wird, und verlangt, daß die eigentlichen „Tischgenossen des Himmelreichs“ einen besonderen „Stand“ in der evangelischen Kirche bilden sollen, den eigentlichen „geistlichen Stand“, einen Stand der Einsichtigen und durch ihre Einsicht im Glauben innerhalb der Gemeinde Bewährten und Gekräftigten — einen Stand, in dem ein durch Prüfung und Ausharren im Glauben bewährtes Bedürfnis nach vollerem sakramentlichen Genuß hintreibt, der durch eine von höherer Weihe durchdrungene Innerlichkeit den Charakter eines „priesterlichen“ annimmt, der zu allen Zeiten offen stehen soll u. s. w. So soll endlich dem Unterschied zwischen dem geistlichen und dem theologisch gelehrten Stande ein Ende gemacht werden. Es handelt sich hier also um die Verwirklichung des allgemeinen Priestertums, kein Klerus, keine Wiederanlehnung an die „Geistlichkeitskirche“. Diesem neuen Stande soll die Ordination zufallen. Die Thätigkeit, welche der Verfasser ihm zuweisen will, bezeichnet er als „die innere Mission“,

die Pflege der leiblich und geistlich Armen u. s. w. In ihm soll die so in die Wiedergeburt getretene Kirche die größeren gesellschaftlichen Fragen der Zukunft lösen, die sogenannten „sozialen Fragen", die Rettung der Welt überhaupt.

Ich zweifle, daß der Verfasser mit dieser Darstellung Beifall ernten wird, sowie auch ich diese Sätze, namentlich die Vordersätze nicht für beifallswürdig erachten kann. Das Ganze ist immerhin der erste Versuch, jener Frage, der unser Leben gehört, in einer kühnen wissenschaftlichen Erörterung eine Stellung im Ganzen der Kirche der Zukunft anzuweisen. Fast verwundere ich mich über mich selbst, daß ich Dir solche Auseinandersetzungen schreibe; willst Du sie aber zugleich für die theologischen Brüder geschrieben sein lassen (wie grüße ich sie so herzlich als meine Freunde, die mir und uns das Rauhe Haus so reich machen!), so mögen diese sich darin ergehen. Mir ist mitten in der Unruhe der Reise die Fülle der Gedankenreihen in diesem geistreichen Buche eine liebe Sonntagsruhe gewesen.

In Schwerin hatte ich dank der mecklenburgischen Eisenbahnverwaltung vier Stunden zu warten. Wie es mir in fremden Städten immer geht, so ging es mir auch diesmal; ich scheute mich, zu irgend einem meiner dortigen Freunde zu gehen. Es kommt dazu eine gewisse Verstimmung, über die ich noch gar nicht Herr werden kann, wenn ich an Mecklenburg denke. Ich suchte weder Kliefoth, noch den jetzigen Oberkirchenrat Carsten, noch den jetzigen Domsuperintendenten Huther auf. Minister von Lützow ist Minister gewesen. Andere frühere Freunde sind, wie ich höre, Widersacher geworden und sollen die sein, die es für gut befunden haben, mich öffentlich einen „Kirchenzerstörer" zu nennen.

Vor dem Arsenal war Militär aufgestellt, das mit rauschender Musik von dannen zog. Du weißt, wie ich Militärmusik liebe; ich zog also wie im vorigen Jahr in Gotha mit. Der Aufzug stand mit dem heutigen Geburtstag der neuen Großherzogin in Zusammenhang. Wäre die Großherzogin in Schwerin gewesen, so hätte ich ihr vielleicht meine Aufwartung gemacht. Ich suchte dann den Dompastor auf, um mich bei ihm nach der Wohnung unseres Knaben David zu erkundigen; er begleitete mich. Sage doch David, daß ich seine Mutter gesehen, sie gegrüßt und soweit wohlauf gefunden habe. Die Frau wohnt im entlegensten Stadtteil und heißt Ruhmor, ein ominöser Name, wenn er im eigentlichen Wortverstand genommen wird. In der Ecke rangelte sich der einundzwanzigjährige Sohn in Tambouruniform, das Kalbsfell über Messing gespannt zu seinen Füßen. Der Flegel hat sich bei meinem Besuch nicht aus seiner

hingestreckten Lage gerührt. Im Gespräch mit der Mutter konnte ich, als ich ihr von ihrem David erzählte, nicht lassen, die Christenpflicht zu üben, sie auf Gottes Wort zu weisen, zu dem ja von uns ihr Sohn gewiesen werde. Ich sagte ihr, wie oft wir in unsrer Fürbitte der Eltern unsrer Kinder, also auch ihrer vor dem Herrn unserm Gott gedächten u. s. w. Auf meine Frage, ob sie heute in der Kirche gewesen sei, antwortete sie: „Ach nein, dazu habe ich keine Zeit". Ich: „Was haben Sie denn in der Zeit überhaupt zu thun?" Sie: „Ach, ich muß die Regierung reinigen, jeden Tag fünf Körbe voll Dr . . . von der Regierung tragen und kriege dafür sechzehn Schilling monatlich".

Das gab denn Veranlassung, vom Dompastor etwas mehr über den kirchlich=christlichen Stand der Stadt Schwerin mit ihren 20000 Einwohnern zu erfahren. Es ist eine Misere durch und durch: lauter gläubige Prediger, aber kein lebendiges Christentum in der Gemeinde. Ich sagte meinem Begleiter: „Einige treue Gemeindeglieder werdet Ihr doch haben, warum besucht Ihr denn nicht Leute wie die Rumohr und schickt dann hintennach eines der lebendigen Glieder aus der Gemeinde in dasselbe Haus und laßt ermahmen, bitten und immer wieder bitten und mahnen?! Das ist die innere Mission". „Dazu sind die Leute bei uns einmal nicht geschickt"; lautete hierauf die Antwort. Er bekannte mir dann aber ohne weitere Veranlassung, es seien viele im Lande, die mich für den Verräter und Zerstörer des Amts hielten. Wir wurden schließlich gute Freunde. Es traf ihn sehr, als ich ihm sagte, daß, wenn die christlichen Prediger nicht zugriffen und Hand ans Werk legten, andere, die Gegner des Evangeliums, es thun würden. In Schwerin sind wirklich die Demokraten schon darauf aus, ein Rettungshaus anzulegen; Rettungshäuser allein machen es freilich nicht.

Gut Hugelsdorf bei Triebsees, den 29. Mai 1850.

Das Wichtigste, worüber ich heute zu berichten hätte, wäre zunächst die gestrige Taufe in Rönkendorf, bei der ich meinen Gevatterstand mit auszufüllen hatte. Meine Mitgevattern waren u. a. die Großeltern beiderseits, nämlich der alte Herr von Gadow und Frau und Graf von Krys und Frau. Bei der Taufe selbst, wobei der Pastor das Kind auf den Arm nimmt, legen die Paten die Hand auf des Kindes Haupt, ein schöner Teil des allgemeinen Priestertums. Die vielen Taufnamen des Kindes konnte ich nicht behalten, der Name Heinrich war aber auch dazwischen; Hans wird der junge Herr genannt werden.

Ich habe das eingehende Alleingespräch mit der Frau von Gadow-Rönkendorf dazu benutzt, sie zu bewegen, in ihrem Hausstand gemeinschaftlich mit den Dienstboten die Hausandacht einzuführen, was hier nirgends zu geschehen scheint, um ihr dadurch zugleich den Weg zu zeigen, wie den Bauern im Dorf dasselbe empfohlen werden könne. Was ich über den daraus entspringenden Segen für die alten Familien derer v. Solms, v. Erbach, v. Dohna, v. Stolberg, v. Ysenburg u. s. w., die seit Speners Zeit ihre Häuser auf den Herrn gegründet haben, sagen konnte, diente mit dazu, den Eindruck des Gesagten zu befestigen. Ich weiß freilich, daß der Segen dazu von anderswoher kommt!

Wie würde ich mich freuen, Du lerntest einmal die unverheiratete Schwester dieser Frau v. Gadow, die Komtesse Frys, eine meiner Mitgevatterinnen, kennen. Das Mädchen ist fast blind und kann kaum eine größere Gestalt von der andern unterscheiden, doch gewinnt sie die Herzen durch das geadelte Gemüt, durch den freien Geist, die stille Glut der Andacht, die auf dem Herd ihres nur Christo angehörenden Herzens brennt. Dazu ist sie eine patriotische Dame, was sich nur vereinzelt, aber stets ohne den geringsten Anhauch von Bitterkeit gegen die Feinde ihres Vaterlandes äußert. Sie hatte uns schon früher einmal im Rauhen Hause besucht und gehört seit Jahren zu den unermüdlichen Förderern unserer Anstalt. Die Gespräche mit ihr haben mir auch die seit vielen Jahren geschlossen gewesenen Fenster von Dänemark wieder geöffnet und viele Erinnerungen aufgefrischt. Das christliche Leben in Dänemark hat, namentlich mit durch die Kriegsnot veranlaßt, seine steten Fortschritte auf Seeland, Fünen und im südlichen Jütland. Im südlichen Jütland werden große Versammlungen von Bauern lediglich für christliche Zwecke gehalten, in denen diese die beredten Wortführer sind. Auch in Dänemark sind leider die stillen Opponenten dieser rein christlichen, mit dem Politischen in gar keiner Verbindung stehenden Bewegung die Pastoren, und es läßt sich denken, wie solche innerlich nicht befreite Träger kirchlicher Würde verblüfft dastehen, wenn mit einem Male allen Kompendien und Systemen zum Trotz dieser Geist seine eigenen Wege geht, um ein Neues zu schaffen, das kommen wird und kommen muß. Ja gewiß, das Warten der Völker ist da, und mitten im Feuer und Blut, das durch die Völker wogt und gärt, bereitet sich ein ewiges Königreich, vor dem alle andern Fürsten und Gewalten zusammenbrechen werden, wenn sie sich ihm nicht beugen wollen. Die liebe Königin von Dänemark, die Witwe, setzt ihr Tagewerk in Kopenhagen reichlich gesegnet fort.

Groß-Potrems bei Rostock, den 1. Juni 1850.

Du siehst, ich bin jetzt frei; ich habe also bereits einen Weg rundum gemacht von Mecklenburg nach Neu-Vorpommern, von da wieder hierher zurück, um dann nochmals nach Neu-Vorpommern zurückzugehen. Der Besuch auf den Landgütern, wo Wagen und Pferde stets disponibel sind, macht das alles möglich. Alle kleinen Ereignisse der letzten Tage lassen sich nicht, wie Du wohl möchtest, beschreiben. Es war dort auf den von Gadowschen Gütern ein bunter Knäuel von Besuchern und infolgedessen ein stetes Kommen und Gehen, dazwischen wieder Verhandlungen der mannigfachsten Art, die, so hoffe ich zu Gott, nicht ohne Frucht bleiben werden. Als ein Resultat unsrer Verhandlungen sehe ich den schon über die Linie des Wunsches hinausgereiften Plan an, daß der mir bekannt gewordene Kreis von Gutsbesitzern ernstlich daran denkt, für einen nicht allzugroßen Komplex von Gütern einen Missionsprediger anzustellen. Die Schwierigkeit, dieses Unternehmen mit der Stellung des geistlichen Amtes in Einklang zu bringen, fürchtet man nicht, da man stets die Sache und die Verantwortlichkeit für die anvertrauten Gutsinsassen vor Augen hat. Das christliche Leben ist hier bei aller sogenannten Kirchlichkeit in einem unglaublich elenden Zustande; es ist an den meisten Stellen wohl gar nicht mehr vorhanden. Das, was den Freunden augenblicklich Sorge macht, ist der Umstand, ob man auch wohl geeignete Kandidaten dazu finden werde, denen die Sache gleichermaßen so am Herzen liegt, daß sie sich zu diesem Ding hergeben werden. Da habe ich denn meinen Teil Zuversicht mit in die Wagschale geworfen. Ich bleibe dabei, mit unserer Kirche müßte es aus sein, wenn sich nicht die Menschen fänden, die der Wiederbauung des christlichen Lebens not thun. Solch Amt ist freilich nicht jedermanns Sache, aber die Sache ist Sache des Herrn, und darum wird Er auch die Ämter auszufüllen wissen. Ich frage die theologischen Brüder im Rauhen Hause, ob auch sie dazu „ja" sagen? Wir müssen Stimmen in die Kandidatenwelt ausgehen lassen!

Hier auf Groß-Potrems und auf Techow bei von Oertzen ist ein für Mecklenburg neuer Anfang insofern gemacht, als der Techower Hauslehrer, der treffliche Kandidat Brauer, ein Hannoveraner, hier und in Techow wöchentlich je einmal Bibelstunde hält, wozu die Leute aus den Dörfern herzuströmen. Heute abend wird diese Bibelstunde hier bei dem alten Herrn von Gadow gehalten werden; ich werde daran teilnehmen. Der Ortsgeistliche ist damit wohl zufrieden, da ihn nichts der Art quält. Auf einem benachbarten Gute ist durch einen andern lebendigen Kandidaten bereits Ähnliches geschehen. Als derselbe dort predigte, ist die Gemeinde, die bis dahin

ganz versteinert schien — lauter Bauern, und das mecklenburgische —, dem Pastor hernach buchstäblich mehr als einmal ins Haus gerückt: er solle in Zukunft das Predigen lassen, sie wollten fortan lebendige Predigten hören. Natürlich hat sich auf diese Weise eine Änderung des Bestehenden nicht herbeiführen lassen und ist alles beim alten geblieben. Das Kirchenregiment läßt sich von allen diesen Dingen, wie es scheint, nichts träumen; es konserviert das Alte oder präpariert Neues, das aber zu all dergleichen keine Beziehung hat. Gott bessere es!

Was mich außerdem besonders in Anspruch genommen, sind die kirchlichen Zustände in der Stadt Triebsees, der Grenzstadt zwischen Mecklenburg und Neu-Vorpommern. Herr von Gadow jun. und ich fuhren am Donnerstag nach Triebsees, einer heillos verwahrlosten Stadt von etwa viertausend Einwohnern. Die Kommune ist hier sehr reich, dagegen ist die Zahl der Bettler sehr groß. Vor einem Jahr wurden hier an neunzig Bettlerfamilien aufgefunden. Es kam darauf an, einen unserer Brüder am Ort in einem neuerbauten Armenhaus in eine solche Position zu bringen, daß er, ohne so zu heißen, zugleich eine Art Stadtmissionar für den Ort wäre. Und das ist dann auch in einer Sitzung, die wir dort mit Gutsbesitzern aus der Nachbarschaft, dem Magistrat von Triebsees, dem dortigen Rektor und einigen oberen Beamten abgehalten haben, zuwege gebracht worden. Der in Aussicht zu nehmende Bruder wird zugleich als Mitglied der städtischen Armenkommission anerkannt und berufen werden. Ich hoffe reichen Segen von dieser Einrichtung und habe bereits Wege bahnen können, um sie auch auf andere umliegende Städte der Art sich fortpflanzen zu lassen. Auf Donnerstag nachmittag ward hier eine kirchliche Versammlung angesetzt. Ich hatte dazu die Kirche gewünscht. Der Pastor hat sich aber bei nichts, auch nicht in der Kirche blicken lassen. Die Kirche war stark mit Bürgern aller Art, auch vielen Gutsbesitzern der Umgegend gefüllt. Das Anfahren der Wagen brachte die Stadt in einige Aufregung; dadurch wurden viele Städter veranlaßt, mit in die Kirche zu gehen. Selbst Demokraten fehlten nicht. Einer der Führer derselben hat sich nachher für überwunden erklärt. Gott unser Heiland wolle es segnen!

Gestern morgen habe ich von den teuren Freunden in Neu-Vorpommern Abschied genommen und bin dann mit Herrn von Oertzen zunächst nach Böhlendorf gefahren. Dort habe ich auch unsern Bruder Fischer mit seiner Frau in der neu etablierten Schule, die von sechzig Kindern besucht wird, in freudiger, frischer Thätigkeit gefunden. — Abends waren wir wieder in Techow. Wie viele Grüße habe ich Dir von all den teuren Freunden zu sagen!

Rostock, den 6. Juni 1850.

Die Viertelstunden, in denen ich Dir schreiben könnte, wie ich wohl wollte, sind nicht zu finden. Vom Morgen bis an den Abend bin ich in Anspruch genommen. Auch zu Besuchen komme ich hier kaum, teils, weil man's mir bequem macht und mich besucht, teils und vornehmlich, weil ich gestern und vorgestern zu jener Versammlung in Doberan gewesen bin. Es mögen wohl vierhundert Menschen dort versammelt gewesen sein. Die Versammlung in Sachen der Heidenmission war, wenn auch nicht heidnisch, doch philistrig bis zum Übermaß, vom Geiste Israels, des Wahrhaftigen, dem die Welt gehört, war fast gar nichts zu spüren, d. h. soweit es die gepflogenen Verhandlungen als solche angeht. Die geheimen Triebfedern der Versammlung waren anfangs nur wenig offenbar. Die Feigheit, das freiere evangelische Prinzip zu vertreten auf der einen Seite, die Lutherasten, die thun, als ob sie unter den Flügeln — nicht des Hahns sondern der Hähnin von Basedow mit ihrem Amt und ihrer lutherischen Kirche den Himmel und den Eingang zu ihm gepachtet hätten, auf der andern Seite. Am Dienstag nachmittag wurde mir das Wort gegeben, um über die innere Mission im allgemeinen zu sprechen, was denn auch geschehen ist. Ich stand außer vielen Freunden, namentlich auch unter der Geistlichkeit, einem Teil der Widersacher, denen sich noch Catenhusen aus dem Lauenburgischen und einige lauenburgische Prediger beigesellt hatten, gegenüber. Zu dem, was ich zu sagen hatte, gebrauchte ich über ein und eine halbe Stunde. Der Geist der Opposition, der sich seit so lange und namentlich auch in den letzten Tagen in politischen Zeitungen gegen unsere Arbeit ausgesprochen hat, andrerseits die ungeheure Selbstgenügsamkeit eines falschen Pastorentums veranlaßte mich, demselben bei dem Kapitel der Sonntagsfeier in der einfachen Bezeugung gegenüberzutreten, daß wie alle Stände so auch der der Geistlichen sich wegen der in ihm waltenden Unordnung zur Buße zu kehren und namentlich auch die Sonntagsfeier als eine Sorge auf sich zu nehmen habe und zwar durch lebendige Predigt in der Gemeinde. Am andern Tag folgte unabhängig davon aus dem Munde eines Geistlichen dieselbe Klage, gewissermaßen als Echo auf mein Wort, nur mit der weiteren Exemplifikation, die mir natürlich nicht zugestanden hätte, daß die Prediger Sonntags doch das Kartenspiel lassen sollten, daß sie „Trumpf" und „As" und „Pik" nicht aus demselben Munde gehen lassen sollten, der vorher das Wort Gottes verkündigt habe. Ein anderer monierte, daß der Vorredner dies nur im Blick auf das Sonntagsleben der Geistlichen getadelt hätte, während der Schaden sich auch durch das

Werktagsleben so vieler hindurchziehe. Es käme thatsächlich vor, daß der Prediger zur Predigt zu spät komme, weil er mit seiner Spielpartie nicht zeitig genug fertig geworden! Auch passiere es nicht ganz selten, daß in einzelnen Kirchen mehrere Sonntage hintereinander gar keine Predigt gehalten werden könne, weil niemand in die Kirche komme! Als von der Hausandacht die Rede war, sagte mir Salfeld, der jetzt Präpositus geworden, ins Ohr, daß nach seiner Überzeugung kaum zehn Prediger im Lande sein, in deren Häusern eine Hausandacht gehalten werde. Was für Zustände! Ich meinerseits habe über die vorhandenen schweren Schäden ganz offen zur Versammlung gesprochen, weil sich daran vielleicht der Anfang eines Kampfes knüpfen kann, der der inneren Mission erst den rechten Impuls geben wird. Es gilt, dies faule Wesen in der Geistlichkeit zur Sprache und vielleicht manchen damit zur Besinnung zu bringen. Vielen hatte mein Wort nicht gefallen; daran lag mir aber nichts. Vielen und den Besten bin ich gerade dadurch um so näher befreundet worden; denn gesagt mußte es einmal werden. Ich habe dann im Kreise vieler Freunde noch einen reichen Abend und am Mittwoch einen ebenso reichen Tag in lehrreichen Verhandlungen aller Art verlebt. Die Nacht blieb ich bei dem wackeren Superintendenten, nachdem ich mit mehreren Superintendenten zusammen noch eine Fahrt an die See zum „Heiligen Damm" gemacht hatte. Ich war auf vieles Bitten immer noch geblieben, um namentlich der Verhandlung über die Einrichtung „reisender kirchlicher Helfer" beizuwohnen. Es gelang mir denn auch, in die Verhandlungen hierüber Klarheit zu bringen und sie zu dem möglichst günstigen Ausgang zu führen, daß dies Bedürfnis nach Reisepredigern thatsächlich allgemein anerkannt worden ist. Wie haben sich manche gesträubt, die sich zuletzt doch ergeben mußten. Die Verhandlungen schlossen damit, daß das Kirchenregiment angegangen werden soll, Reiseprediger zu senden, womit man die „Reisepredigt" als kirchliches Institut anerkannte — ein erster Sieg der Art in Deutschland! Das Ganze war übrigens zugleich ein diplomatisches Stück, insofern in Schwerin schon auf solche Beschlußnahme gewartet wurde, um vorzugehen. Ich drang namentlich auf die Unterscheidung von „Kolporteur" und „Reiseprediger", was anfänglich nicht geschah[1]). Zum Ganzen fehlt übrigens noch ein wesentliches Moment: Die Mitbeteiligung der lebendigen Gemeindeglieder, die eine Garantie dafür geben müßten, daß die rechten Leute angestellt werden. Dafür ist aber jetzt durch Darreichung des erforderlichen Geldes mit gesorgt.

---

[1]) s. Denkschrift S. 73—77.

Das Kirchenregiment hat kein Geld. Im nordöstlichen Mecklenburg wird man sofort einen Reiseprediger fordern, zugleich einen solchen empfehlen und endlich auch das Geld zur Anstellung desselben bieten.

Heute habe ich auch hier in einem gedrängt vollen Saal und zwar in derselben Stadt[1]) geredet, in der ich vor etwa sechs Jahren zum erstenmal öffentlich über innere Mission gesprochen habe.

In der Versammlung waren die Hauptführer der linken Partei gegenwärtig, auch sehr viele Professoren der verschiedenen Fakultäten, unter ihnen ein alter Schulkamerad, jetzt nicht bloß Rektor der Universität sondern auch einer der bedeutendsten Naturforscher unserer Zeit. Ich erkannte ihn auf der Stelle wieder.

Morgen früh fahre ich nach Ribnitz und mache dort einen Besuch bei den Klosterdamen, die uns jährlich so unermüdlich mit Wäsche versorgen. Von hier holt mich der Wagen des Grafen von Krassow nach Diwitz ab. Von Diwitz fahre ich über Stralsund nach Anclam zum Grafen Schwerin auf Busow. Am 11. d. Mts. spreche ich in der Kirche „Zum heiligen Geist". Tags darauf besuche ich den Erblandmarschall von Oertzen auf Rattey=Strelitz.

Stralsund, den 7. Juni 1850.

Als ich gestern von Rostock Abschied genommen, wo mir namentlich das Haus der Präsidentin von Oertzen als Christenherberge so teuer geworden und wo, wie ich glauben darf, mein Aufenthalt nicht vergeblich für die Stadt gewesen ist, bin ich nach der freundlichen Stadt Ribnitz gefahren, wohin mich der Weg nach Diwitz führte. Ich löste mein Versprechen, indem ich den versammelten Klosterdamen meine Aufwartung machte. In der hübsch aussehenden, aber an Verwahrlosung unter den Armen reichen Stadt liegt das „Kloster Ribnitz" mit einer kleinen Klostergemeinde. Zwölf alte Damen waren im Hause der Domina versammelt, mich zu empfangen, nicht wie neulich in Heiligengrabe im Stiftsornat mit Orden und äußerm Glanz sondern einfach und schlicht wie liebe Christenfrauen. Die Domina, Frau von der Lühe, hatte ich schon in Rostock gesehen, sie soll die Seele der so frommen Frauengesellschaft sein. Mit innerem Wohlbehagen an ihrem „Besitz" führte sie mich in die restaurierte Klosterkirche und den nebenbei eingeweihten Betsaal, wo ihr Pastor Müller wöchentlich gar erbauliche Bibelstunden hält, an denen auch Arme und andere aus der Stadt teilnehmen. Früher war die Domina Patronin über viele Kirchen und Pfarrstellen; jetzt hat diese Herrlichkeit aufgehört, ich glaube, nicht

[1]) s. Band I., S. 329.

gerade zum Schaden der Kirche. Da mir erzählt wurde, wie die Frau Domina früher ihren Platz unmittelbar nach dem Landesfürsten eingenommen, wurde ich an das Stift Heiligengrabe erinnert, wo solche Sitte noch fortbesteht, worauf der König großes Gewicht legt, der das Ganze zugleich in eine Werkstätte christlicher Liebesarbeiten durch Statuten und Verordnungen der manigfachsten Art umgebildet sehen möchte. Während dies letztere dort trotz königlichen Willens und trotz der vielen dazu disponiblen Gelder bis jetzt nicht gelungen ist und fürs erste nicht gelingen wird, ist dies alles hier in Ribnitz ohne Befehl von oben, ohne Anordnungen, ohne große Geldmittel und äußere Herrlichkeit verwirklicht. Die ganze Schar der Klosterdamen ist in Verbindung mit einer Reihe von Frauen aus der Stadt unabläſſig thätig, in christlicher Liebe nah und ferne wirksam zu sein; sie sorgt für die dortigen und für andere fremde Armen, ihnen Arbeit gebend und für sie arbeitend, sie unterstützt die Rettungsanstalt zu Gehlsdorf, für einzelne Kinder daselbst die Pensionen aufbringend, schafft Mittel für die Heidenmission herbei, näht und strickt für die Brüderanstalt des Rauhen Hauses, wovon wir die Beweise in überaus schönen Näharbeiten jährlich sich erneuern sehen. Dies alles ist die Frucht der treuen seelsorgerlichen Arbeit und der warmen Verkündigung des göttlichen Wortes durch den Pastor Müller, gewiß ein erquickendes Zeugnis dessen, was heute, wo der Glaube eine Macht wird, möglich ist. Es freute mich, den lieben Damen dort einmal mündlich meinen Dank für die viele unsrer Anstalt erwiesene Liebe aussprechen zu können. Um elf Uhr fuhr ich im Wagen des Grafen von Krassow, den derselbe mir entgegengeschickt, weiter nach Diwitz. Unterwegs las ich das Büchlein von Professor Delitsch: „Aus dem Stammhause unsrer Großherzogin Auguste“ zu Ende, ein Büchlein, aus dem ich manches auch für meine Zwecke gelernt habe. Es eignet sich auch sehr zu einer angenehmen Lektüre für Dich, und wenn Du nach meiner Rückkehr die „Königin Luise“ zu Ende gelesen, sollst Du auch dieses haben. Das Buch eröffnet einen lehrreichen Einblick in den Stand des ehelichen und christlichen Lebens in Mecklenburg nach dem dreißigjährigen Krieg. In Diwitz traf ich außer der gräflichen Familie unter andern Frau von Behr-Semlow mit ihrem Sohn, die dorthin gereist war, um mit mir zusammenzutreffen. Du kannst Dir vorstellen, wie erfreut ich war, unsre unermüdliche Freundin dort nach drei Jahren von Angesicht wiederzusehen. Bei einem Spaziergang um das Schloß kamen wir auch an die Stelle, wo das neue große Schulgebäude steht, das unser Bruder Maas Michaelis als Schulmeister beziehen wird. In hiesiger Gegend giebt es dann schon eine ganze Kette von

Brüdern des Rauhen Hauses, die sich leicht die Hand reichen können, immer nur durch zwei, höchstens drei Meilen getrennt, von Rostock an nach Böhlendorf, Triebsees, Diwitz, Stralsund und Garz auf Rügen. Die Abendstunden vorgestern und die Morgenstunden gestern, die einzigen, die ich Diwitz widmen konnte, sind fleißig zu Besprechungen aller Art benutzt worden. Nachdem ich gestern die Morgenandacht gehalten, sind wir hierher gefahren. Der Graf, die Gräfin, Frau v. Behr und ich bildeten die Reisegesellschaft.

In den kirchlichen Verhältnissen Stralsunds sieht es kläglich aus. Die Kirchen werden großenteils gar nicht besucht, nur acht bis zwölf Menschen wohnen in diesen ungeheuren Räumen dem Gottesdienste bei. Wie können Prediger dabei ruhig sein, und was soll zuletzt daraus werden?! Der Zweck des Hierseins war ein Besuch bei Bruder Habeck im Rettungshause. Ich fand alles in guter Ordnung, reinlich und frisch; auch sind alle, die es angeht, mit den Leistungen zufrieden. Pastor Wilken, der die Kinder konfirmiert, berichtet, daß er nie so gut vorbereitete Konfirmanden gehabt habe wie die Habeckschen, früher so verwilderten Zöglinge. Sodann sollte eine Konferenz mit dem „Verein der Freunde der inneren Mission" abgehalten werden, was inzwischen geschehen ist. Der ganze Verein besteht aus wenigen Personen, ihrer sechs oder sieben, die aber hier in Neu-Vorpommern manches Gute wirken, namentlich durch die vier angestellten Kolporteure, durch Bücherverbreitung, Herausgabe eines christlichen Kalenders und vor allem des „Neu-Vorpommerschen Botens," der in fünftausend Exemplaren abgesetzt wird. Das Hauptsächlichste war eine Besprechung darüber, wie die Kolportage betrieben werden soll und wer als Kolporteur künftig anzustellen sei, wozu man bis jetzt vier verheiratete Familienväter genommen hat, was so nicht fortgehen kann. Eine weitere Absicht ging dahin, etwas für die etwa fünfhundert Arbeiter zu thun, die hier bei den mit großer Energie in Angriff genommenen und rasch weiter geführten Festungsbauten angestellt sind. An dieser Verhandlung nahm auch der Oberst der hiesigen Garnison, Herr von Rödern teil, den ich schon von Wittenberg her kannte, wo er früher stationiert war und der dort mit größtem Interesse an den Verhandlungen des Kongresses teilgenommen hatte.

Gut Busow bei Anclam, den 11. Juni 1850.

Nach einem von Arbeit heißen Tage soll diese letzte Stunde Dir gehören. Ich habe Dir noch von Sonntag an zu berichten. Am Sonntag früh neun Uhr nach der Hausandacht bei der alten Gräfin Krassow in Stralsund machten Graf Krassow und ich uns nach

Rügen auf. Es galt, die Anstalt in Garz, wo unser Bruder Benecke stationiert ist, in Augenschein zu nehmen. Der Morgen war sonnig und sonntägig. Lebhafte Gespräche über mannigfache Gegenstände des öffentlichen Lebens verkürzten den sonst einförmigen Weg nach der kahl gelegenen Anstalt. Die Anstalt ist einfach und zweckmäßig gebaut; alles war in guter, zum Teil bester Ordnung. Zur Anstalt hatte uns Superintendent O. begleitet, unter dessen Hand ein großer Kirchensprengel steht. Es ist begreiflich, wie unter solchen Geistlichen die Gemeinden zu Grunde gehen können. Keine Spur von höherem Interesse für die Kirche, kein Funken des Feuers, von dem wir doch nicht lassen können im Herrn zu wünschen, es brennete schon. Als das Kapitel der Reisepredigt berührt wurde — der Reiseprediger B. ist diesen Augenblick auf Rügen thätig und sollte den nächsten Tag nach Garz kommen —, erklärte er sich natürlich gegen diese Thätigkeit, wie dies auch andere hiesige Superintendenten gethan haben, und als er dann auf die Gefahr der umsichgreifenden Sekten aufmerksam gemacht wurde, meinte er, die Sekten fürchte er nicht, seine Gemeinden seien dem gegenüber viel zu indifferent! Der Stand des christlichen Lebens auf Rügen ist ein elender. An einzelnen gläubigen Predigern fehlt es nicht, aber ihre Wirksamkeit ist leider eine geringe. Was zur Belebung des Glaubens geschieht, wird durch freie Gebetsversammlungen, durch ausgesandte Kolporteure und durch Bibelstunden erreicht, die hier von zwei gläubigen Predigern gehalten werden. Als sich bei dem vorerwähnten Superintendenten eine Gesellschaft zur Whistpartie eingefunden, machten wir uns wieder auf den Weg. Stoff zu lebhaften und anregenden Gesprächen hatte sich reichlich sammeln lassen. Die Rückfahrt zur See war aber schwieriger, weil wir den Wind ganz konträr hatten und stark lavieren mußten.

Am Montag bin ich, meinem Plane getreu, früh aus Stralsund gefahren und nachmittags nach Anclam gekommen. Eine Einladung nach Greifswald und Demmin, wo ich auf Missionskonferenzen sprechen sollte, habe ich aus Mangel an Zeit ablehnen müssen. Ohne mein Vorwissen — es war mir aber schon recht — war auf den folgenden Tag, also gestern früh zehn Uhr ein öffentlicher Gottesdienst in der großen Marienkirche angesetzt worden, welche mir der Superintendent eingeräumt hatte. Ein Verein von hundert Frauen besucht hier die Armen, fördert den Schulbesuch u. s. w. Christliches ist nicht viel darin, aber die tiefern, christlichen Frauen, wenigstens mehrere derselben und vor allen die liebenswürdige, herzgewinnende junge Prorektorin Adler haben sich nicht ausgeschlossen und recht daran gethan, während der einzige evangelisch predigende Pastor P. sich ausgeschlossen hat,

weil die Sache nicht „christlich" sei. Und doch sind die Thätigen und die, für welche diese thätig sind, Glieder seiner „christlichen Gemeinde". Diese Art Pastoren veranlassen doch selbst die gefährliche Absonderung von der Kirche und jene Sektenbildungen, die sie nicht wollen. Es währt nicht lange, so gehen die Sekten mit den wenigen „Erweckten" durch, und das Amt steht allein. In Anclam muß es in christlich-kirchlicher Beziehung sehr arg aussehen. Die Kirche, in der ich gestern gepredigt, war so gefüllt, daß man dergleichen hier nicht kennt. Die Hälfte der Anwesenden war aus der Umgegend und den benachbarten Städten herbeigekommen, Bauern, Prediger, Gutsbesitzer u. s. w. Ich habe wohl ein und eine halbe Stunde von der Kanzel zu der sehr gemischten Versammlung gesprochen. Ich hoffe und meine, schon manches Zeugnis davon vernommen zu haben, daß der Herr mein Gebet erhört und das Wort nicht ungesegnet gelassen hat! Im Gasthof speisten die Fremden und viele aus der Stadt, im ganzen wohl achtzig Personen gemeinschaftlich. Als Graf Schwerin-Putzar mir einen Toast gebracht, war ich genötigt, ihm zu antworten. Ich wies u. a. darauf hin, daß alle diese „Arbeiten", von denen er geredet als der Kirche gehörig, ihr Ziel nicht erreichen könnten, wenn nicht auch der Staat seine Aufgabe in diesem Geiste mit löse u. s. w. Das Gespräch mit seiner Gemahlin, Tochter des seligen Schleiermacher, hat mich derselben und damit dem Manne näher gebracht, dessen Herz ich lieb gewonnen. Wir werden noch heute auf ihrem großen Familiengute wieder neu zusammentreffen. Als praktisches Resultat all dieses Durch- und Miteinander ergab sich, daß im Kreise dieser engeren Tischgenossen ein Akt der Versöhnung (sie stehen politisch zum Teil sehr verschieden) dadurch gefeiert wurde, daß sich sämtliche Familien vereinigten, auf einem der großen Familiengüter die Gründung eines Rettungshauses in Angriff zu nehmen. Da Anfang Juli der jährliche Familientag der Nachkommen des großen Feldmarschalls stattfindet, wird die ganze Angelegenheit dort erledigt werden. Nachher sprach ich noch in einer Versammlung eines der größeren hiesigen Frauen- und Jungfrauenvereine.

Rattey, Mecklenburg-Strelitz, den 13. Juni 1850.

Das beschreibt Dir keine Feder, was ich heute in diesem Rattey erlebt habe! Nach einem der reichsten Tage, die der Herr mir in meinem Reiseberuf geschenkt, sitze ich jetzt still, um mit Dir, wenn's möglich wäre, noch einmal alles zu durchleben. In diesem Hause und vor demselben habe ich heute die Verwirklichung eines der Ideale gesehen, die als Hoffnungsbild der betenden Seele vorschweben, wenn

sie zum Herrn ruft, daß Er durch Seinen Geist und die Macht Seines Wortes den Tod in Leben und die Fäulnis in Auferstehungsgnade verherrlichen wolle. Du würdest finden, daß ich nicht zu viel gesagt, wenn Du gesehen, was ich erfahren.

Schon oft hatte ich von der Frau v. Oertzen-Rattey als einer in ihrer Art einzigen Frau gehört, und je näher ich Rattey kam, desto lebendiger wurden in mir die Wünsche erregt, mich selbst daran erbauen zu können. Frau von Oertzen ist die Gemahlin des Erblandmarschalls von Oertzen, des nächsten unter den vielen, den diese Seele in ihren Händen trägt. Wie ich höre, ist sie noch nicht vierzig Jahre alt; sie war einst gewiß sehr schön. An einem geschwächten Körper tragend, über den ihr Geist Herr ist, steht sie da wie ein unaufhörlich quellender Lebensbrunnen, reich an feinster Weltbildung, mächtig schöpferisch, voller Thaten und Liebesgedanken, ihre Gespräche durchwirkend mit den Zeugnissen tiefster Christenerfahrungen. Fröhlich und ernst ist sie, wie ich glaube sagen zu müssen, eine Mutter im vollsten Sinne des Worts für alle, die ihr Geist erreicht, Liebe, Leben, Geist und Kraft in steter Erinnerung an Den mitteilend, aus Dem sie lebt, ohne gerade immer den Namen des Herrn auf den Lippen zu tragen. Sie genießt die größte Ehrfurcht, in der sich alles vor ihr beugt, Mann, Kinder, Verwandte, Angehörige, alt und jung. Sie gleicht einem Weinstock voll reicher Reben, unter dessen Schatten der edle Mann allzeit sichtlich erquickt wird und die acht lebensfrischen, lieben, schönen Kinder wie an einem Labetrunk, der sie nährt, unaufhörlich erstarken. Ich begreife, wie die besten der Frauen, die ich auf dieser Reise gesehen, stets mir mit Andacht diesen Namen nannten. Die Lebensaufgabe, die sich die beiden Eheleute gestellt haben, ist keine andre als die: durch die Arbeiten der inneren Mission das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsbesitzern und Gutsinsassen zu erneuern, und zu diesem Zweck ist ihnen kein Opfer zu groß und jedes Mittel nichtig, das nicht aus der Liebe Christi und seiner Gemeinschaft genommen ist. Sie betrachten sich mit den Bewohnern ihrer drei Güter, die zusammengrenzen, durchaus als eine Familie.

Ich will Dir zunächst den ersten hier erlebten Tag beschreiben. Gestern abend spät kam ich hier an, traf aber noch die ganze Familie, klein und groß, im Gartensaal, damit die erste Begrüßung nicht bis zum andern Morgen verschoben würde. Als ich mich heute morgen angekleidet hatte und eben beschäftigt war, unsern heutigen Abschnitt aus dem Jakobusbrief nach Bunsen zu lesen, und mich zuvor an dem Gartenbild, das sich von meinem Fenster aus entfaltete, erfreut hatte, erhub sich vor meinem Zimmer ein Gesang von Kinderstimmen; es

war der Gesang: „Komm heilger Geist, kehr bei uns ein!" Ich ahnte nichts von der Begrüßung, als sich die Thür öffnete und die drei Söhne des Hauses Carl, Albert und Adolf eintraten, mir in die Arme eilten und mich umringend aufs Sofa nötigten. Ich mußte ihnen von unsern Kindern erzählen, von Linchen an bis Louis, und sie wieder erzählten mir von ihren Geschwistern und ihren lieben Eltern, so kindlich und lieblich, daß ich hätte glauben können, ich wäre zu Hause. Daß sie zu uns mitgehören, nahmen sie an. Kurz ich sah, daß ich mich unter einem Dache befand, wo eine Gemeinschaft der Liebe und der Fürbitte mit uns und für uns besteht, wie ich sie ja schon so oft gefunden, aber in dieser Art und durch Kinder kaum.

Fortsetzung. Ich will fortfahren. Heute um acht Uhr ging's zum Frühstück, woran sich eine Hausandacht schloß, die ich auch hier halten mußte, wie es zuvor schon auf Busow im Schwerinschen Hause der Fall gewesen war. Die Mutter begleitete, von ihren Kindern umstanden, den Choral auf der Hausorgel. Nach der Andacht folgte eine Besprechung allein mit dem Landmarschall und seiner Frau. Ihre Güter sind bereits gefüllt mit reichster Liebes- und Lebensarbeit. Die beiden haben aber beschlossen, nun noch auf Rattey ein Rettungshaus für das Strelitzer Land zu gründen und zwar aus ihren eigenen Mitteln und auf ihrem Grund und Boden. Es ist alles Nötige vereinbart, und heute noch wird an der einen Seite des Parks die Stelle ausgesucht werden, an der die Anstalt sich erheben soll. Dann endlich sah ich auch die ehrwürdige, fast achtzigjährige Frau von Diwitz, die tags zuvor aus Strelitz hierher gekommen war, eine der ältesten, innigsten Freundinnen unseres Hauses, die dasselbe seit der Zeit, als im „Bergedorfer Boten" zuerst davon die Rede war, im Herzen trägt. Sie ist eine Mutter aller Armen und Elenden, ein greises Haupt, an dem schon etwas von der unvergänglichen Herrlichkeit leuchtet, wie einst beim alten Vater Kottwitz. Darnach kamen einige Prediger der Umgegend, die zu Tische geladen waren. Ich will das Klagelied über den Tod, der in allen Töpfen von Mecklenburg-Strelitz, auf Gütern, in Städten und Dörfern herrscht, nicht wiederholen. Es fehlt an Mut oder vielmehr an Glauben wie an Buße. Hie und da finden sich auch wackere Herzen wie die, mit denen ich gestern hier beisammen war. Zu diesen Besseren soll namentlich auch das Strelitzsche Fürstenhaus mehrere seiner Glieder zählen. Namentlich sind es der Erbgroßherzog und seine Gemahlin, die gestern hier auf Rattey erwartet wurden, und Prinz Georg, der uns voriges Jahr im Rauhen Haus besucht hat. Diese alle wollen vorwärts; sie und andere wollen, daß dem Volke Hilfe geboten werde; sie drängen namentlich den Super-

intendenten Ohl dazu, der behauptet, daß alles vom Amte ausgehen müsse, und bittet, daß es nicht von ihm erwartet werde. Was andere wollten, werde er nicht hindern, aber auch nicht fördern; er rät zu warten. Vielleicht daß er doch durch den Besuch in Doberan etwas andern Sinnes geworden; wir haben uns dort viel gesprochen, gut verständigt und sind einander nahegekommen. Er ist hier zu nennen, weil er der erste Geistliche des Großherzogtums ist. Auf den gestrigen Nachmittag war nun aber alles gemünzt. Vor dem Hause liegt ein ungewöhnlich großer weiter Platz, in weitem Umkreise die gewaltigen Scheunen und prächtigen Stallungen, rechts im Hintergrunde die unmittelbar an den Hof grenzende Kirche, mit schönen Linden und Buchen umgeben. Der große freie Platz war mit Guirlanden und Fahnen geschmückt, in der Mitte eine große Laube, von Tannen und grünen Zweigen erbaut.

Leider bricht dieser Brief im Original hier ab.

Berlin, Stettiner Eisenbahnhof, den 5. Juli 1850.

Gleich nach meiner Ankunft in Berlin fand ich eine Einladung zu Mühlers zu einer Sitzung. Mühler teilte mir nach der Sitzung einiges privatim über den neu eingesetzten evangelischen Oberkirchenrat[1]) mit, über den die Zeitungen und die Gesetzsammlungen dieser Tage das Weitere veröffentlichen werden. Man hat mit Mühe wieder erobert, was Graf von Schwerin 1848 als Kultusminister durch Auflösung des Oberkonsistoriums zerstört hat. Ob man mit dem hinkenden Oberkirchenrat, der immer noch in das Herz des Kultusministers hineinschielen muß, ob dieser etwa gnädig sein will, weit kommen wird, muß die Zeit lehren. Durch die Verbindung mit dem Kultusminister hat der Oberkirchenrat vorläufig noch eine Parallele an anderen, jüdischen und deutsch-katholischen Religionsgesellschaften.

Gramenz in Pommern, den 6. Juli 1850.
(Gut des Herrn von Senfft-Pilsach).

Du siehst aus der Überschrift, daß ich nun hier unter dem Dache des lieben, teueren Manes bin, den ich so lieb habe und den zu lieben ich so reiche Ursache habe, und zwar um seiner Liebe willen zum Herrn und zu Seinem Reich. Nach einer wenig angenehmen Reise von Stettin ab bin ich heute morgen drei Uhr in Bärwalde angekommen, von wo mich zwei prächtige Vollbluthengste, die im

---

[1]) s. Bd. I., S. 431.

Trab durch die Sandstrecken eilten, hierher gebracht haben. Zum Briefschreiben giebt es auch hier kaum Zeit, aber ich wollte Dich auf diesem Wege grüßen, um mich dann noch etwas auf die Predigt vorzubereiten, die ich morgen früh in der hiesigen Kirche halten soll und zu der ich mich hier insoweit habe sammeln können, als ich weiß, daß mein Text sein soll: Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Ist das doch der Inhalt alles Evangeliums und liegt doch unser Heil in diesem einen Wort allein. Gott helfe uns zu Seinem Leben! Amen.

Gramenz, den 7. Juli 1850.

Da die heutigen Gäste weggefahren sind, ist es mir eine besondere Freude, mit Dir noch etwas plaudern zu können. Der Sonntagnachmittag ist in der Natur halb trübe, halb sonnenhell, dabei lind und luftstill; die Vögel singen ihre Lieder und die Menschen sind hier so ernst und lieblich dazu, daß nur Ihr Rauhhäusler und Du mit den Kleinen mir fehlt, um wieder die ganze Fülle freudigsten Dankes zu haben. Die Nachtfahrt von Stargard hierher hat mich angegriffen. Unterwegs kein Haltepunkt und kein Nachtessen. Du kannst denken, daß ich froh war, als es ein Ende hatte. Hätte ich Zeit, so würde ich versuchen, mehrere der in hiesiger Gegend zerstreut liegenden hinterpommerschen kleinen Städte zu besuchen. Der Zustand derselben soll zum Teil ein ganz verzweifelter sein; sie vergehn gradezu in Armut und Sünde. Namentlich die Verteilungen des Grundbesitzes an die städtischen Bürger soll daran Schuld tragen. Das so zu Wert gekommene kleine Grundeigentum ist von den ersten Eigentümern oft an Juden verkauft worden, die damit spekulieren wollten. Diese sind mit ihrem Kaufpreis dann davongezogen, während es dem zweiten Käufer nicht gelungen ist, das Gut voranzubringen, wobei Land und Leute zu Grunde gingen. Dazu kommt auch hier das allgemeine Heimatsrecht, wodurch die kleinen Städte steten Zuzug von den verarmenden Landleuten haben; so verarmen auch die Städte und die Bettler mehren sich. Diese und noch andre schlimmere Unsittlichkeiten haben in diesen Städten, unter denen namentlich das Städtchen Plathe hervorgehoben wird, überhand genommen. Seit die Bewegung der inneren Mission etwa von 1849 an ins Land gekommen ist, werden immer mehr Anstalten getroffen, diesem Zustande mit christlichen Kräften entgegenzutreten, indem sich Vereine und Anstalten zur Unterdrückung namentlich des Kinderbettels gebildet haben. Nach und nach sind infolgedessen wieder Rettungsanstalten und Vereine in verschiedenen Formen, so in Plathe, Greifenberg, Cammin, Naugard, Wangerin, Neu-Stettin

und sonstwo entstanden. Über die schöne Wangeriner Arbeit hat neulich ein Bericht im Beiblatt unsrer Fliegenden Blätter gestanden. Über die andern werde ich mir noch Nachrichten verschaffen. Ich nenne übrigens hier noch die neu entstandenen und neu entstehenden Anstalten zu Grünhof, wo Bruder Meyer steht, in Kiekow, wo Herr von Kleist-Retzow eine Anstalt baut, in Ramelow, wo die prächtigen Flügges und Freund Andrae daran gehen, eine solche zu errichten, in Cardemin, Berlinchen u. s. w. Viel anderes findet sich noch hin und her. Du siehst also, die Saat Gottes geht auch hier auf. Auf meiner weiteren Reise werde ich davon noch manches sehen.

Hier in Gramenz habe ich schon manchen mir bis dahin bereits bekannten Mann aber auch mir bisher unbekannte Männer und Frauen sehen und sprechen dürfen; namentlich viele Glieder der Familie Blankenburg, die zur Verwandtschaft gehören, wie die uns befreundeten Familien von Oertzen-Techow, von Gerlach, von Thadden u. s. w. Unsern lieben Herrn von Senfft muß man, um ihn ganz kennen zu lernen, in seiner Familie unter seinen Kindern und mittags am Tisch sehen, wie er ein Lied zum Lobe Gottes anhebt, wobei dann die ganze Tischgesellschaft mit einstimmt. Gramenz ist vor zwanzig und mehr Jahren der Hauptausgangspunkt des neuen christlichen Lebens in hiesiger Gegend gewesen. Als noch kein Prediger hier das Evangelium verkündigte und unter der Geistlichkeit viele notorische Übertreter göttlicher und menschlicher Gebote waren, Spieler u. s. w., war es Herr von Senfft, der in frischer Glaubensfreudigkeit anfing, das Evangelium zu predigen. Er hielt hin und her im Lande Andachtstunden zur Erweckung und Erbauung des christlichen Lebens, und sein Haus wurde bald der Sammelpunkt aller neu Erweckten und derjenigen, die anfingen, nach dem Heil zu fragen. Da erhuben sich gegen diese christliche Bewegung die Behörden, welche sich zuletzt immer wieder auf den Gutsherrn von Gramenz zurückgedrängt sahen. Aller Widerstand wurde gegen die Wünsche der gläubigen Gutsbesitzer aufgeboten, als diese Anstalt trafen, gläubige Prediger in die Ämter zu bringen. Die Sache wurde so weit getrieben, daß Herr von Senfft sich zuletzt direkt an den letzt verstorbenen König wandte, daß dieser doch den Glauben im hiesigen Lande schützen möge. Der König übergab das Schreiben dem damaligen Ressort-Minister, dieser wieder der Stettiner Regierung, und diese wurde so aufgebracht, daß sie Herrn von Senfft einen Prozeß bereitete, der zuletzt aber ungünstig gegen sie selbst ausfiel. Später hat der Glaube durch all diese Bestrebungen in hiesiger Gegend unter Gutsbesitzern, Predigern und Gemeinden weiter Wurzel gefaßt, und Herr von Senfft ist in ganz

andere, größere Verhältnisse des öffentlichen Lebens, namentlich seit der Regierung des jetzigen Königs eingetreten, bis er nach der Revolution wieder seinen festen Wohnsitz hier auf dem großen Gute genommen hat. Gramenz soll Tausende von Morgen Landes umschließen und fast eine Quadratmeile Flächeninhalt haben. Es gehören mehrere ganz neu angelegte Vorwerke dazu.

Gramenz, den 9. Juli 1850.

Seit zwei Tagen habe ich Dir nicht schreiben können, und auch jetzt nach einem mehr als unruhigen Tage konnte ich nur noch in später Stunde Zeit dazu finden. Des Guten und Erbauenden, auch des Neuen und Anregenden finde ich hier mehr, als ich geglaubt habe. Was meine Freude am Hiersein sehr herabmindert, ist, daß v. Senfft leider krank oder doch in solchem Befinden ist, daß er kaum unter uns sein kann. Hatte ich mich doch auf das Zusammensein mit ihm so sehr gefreut! Es sind namentlich auch die Nachwirkungen des auf den König gemachten Attentates, die das Gemüt unsers Freundes so tief erschüttert haben. Ich verhehle Dir nicht, daß mir der Zustand Besorgnis einflößt. Gott wolle ihn uns und vielen noch lange erhalten. Gestern habe ich von hier aus an sieben Meilen (hin und zurück gerechnet) machen müssen, um in Neustettin sein zu können, wo ich am Nachmittag öffentlich zu reden versprochen hatte. Nachdem ich das dortige Landarbeitshaus und das von einem Juden gestiftete Armenhaus besehen, hatte ich wieder neue Beiträge zu der Überzeugung gewonnen, daß das jetzige Armen- und Armenzuchtwesen nicht helfen kann. Das Armenhaus ist eine Pest, eine Räuberhöhle für die Stadt geworden. Aus ihm ist nach der Aussage des Intendanten, eines sehr strengen Mannes, noch nie einer gebessert hervorgegangen! Die früheren Beiträge wohlhabender Bürger zum Armenwesen hören immer mehr auf, da jeder sieht, daß das Übel bei der gegenwärtigen Wirtschaft nur größer wird. Ich war bei dem trefflichen Superintendenten Zahn abgestiegen, einem der interessantesten Männer geistlichen Standes, die ich je kennen gelernt habe. Er war früher Erzieher in der großherzoglich mecklenburgischen Familie, ist hernach nach Preußen gekommen und von der kirchlichen Behörde nach Hinterpommern versetzt, um die sogenannte „separatistische Bewegung" wieder in ein gesundes Bette zurückzuführen. Auch ward er später immer wieder an solche Stellen gestellt, wo es dergleichen schwierige Aufgaben zu lösen gab. Was er mir mitteilte, hat mir die merkwürdigste religiöse Bewegung dieses in seiner Art einzigen Pommerlandes aufgeschlossen und zugleich in die ersten Anfänge der christlichen Wiedererweckung derjenigen Männer

zurückgeführt, die gegenwärtig kraft dieser Anregung tief in das politische und auch stille kirchliche Leben der Provinz eingreifen, ich nenne den Präsidenten von Gerlach und Herrn von Thadden; auch Baron von Kottwitz kommt dabei als einer der bewegenden Hebel vor, ebenso der alte Pastor Jancke in Berlin. Männer wie von Senfft-Pilsach, von Puttkamer, von Below[1]), von Thadden u. a. zogen einst vor dreißig Jahren zum Teil predigend durchs Land, um die Gläubigen wieder zu sammeln, von denen sich nur noch wenige aus der Franckeschen Schule hier erhalten hatten. Anfänglich soll es nur ganz vereinzelt gläubige Pastoren in Pommern gegeben haben, jetzt sollen es deren etwa zweihundert unter fünf- bis sechshundert sein. Das Sekten- und Separatistenwesen geht indessen ungestört fort, die Altlutheraner sind völlig separierte wunderliche Heilige, wie die unter dem Einfluß des Herrn von Below stehenden Gemeinden, die kein kirchliches Predigtamt haben. Gichtelianer[2]) und Baptisten finden sich hier in nicht geringer Zahl. Zu diesen sind in letzterer Zeit auch noch Irvingianer, namentlich in Neustettin hinzugekommen, die durch ihre Absonderlichkeiten unter den gläubigen Gemeinden eine nicht heilsame Bewegung hervorzurufen anfangen. Superintendent Zahn machte mir aus den mit ihnen angestellten Untersuchungen gar merkwürdige Mitteilungen. Drei zu diesen Sekten übergetretene Schullehrer müssen leider abgesetzt werden und zwar auf Anordnung des Ministeriums, zugleich aber auf Antrag der gläubigen Gemeinden, die ihre Kinder derartigen Irrtümern nicht ausgesetzt wissen wollen.

Die Versammlung in Neustettin fand in einem großen Saal statt und war so zahlreich, daß unmöglich noch mehr Menschen hinein konnten. Außer vielen Bürgern der Stadt waren an dreißig Prediger gekommen, außerdem sehr viele Schullehrer und Gutsbesitzer. Ich lernte so die Prediger von mehreren Synoden und zwar mit ihren Superintendenten kennen, meist liebe, wackere Männer. Mehrere Gutsbesitzer, auf die ich besonders mit Rücksicht genommen und die sich bis dahin sehr vor dem Pietismus gefürchtet hatten, haben sich günstig ausgesprochen und sind von tiefem Ernst ergriffen davongegangen.

---

[1]) Näheres über die drei Gebrüder von Below siehe in Dr. Wangemanns „Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande. Berlin 1861“, Kap. 1.

[2]) Johann Georg Gichtel, geb. 1683, gest. 1710, war Mystiker, der auf Grund direkten Verkehrs mit der übersinnlichen Welt durch Traum und Visionen ein System schuf, das als praktisch-asketische Weiterbildung der Theosophie Jakob Böhmes gelten kann. Seine Anhänger hießen „Gichtelianer“ oder „Engelsbrüder“. Näheres über Gichtel s. Dr. Wangemann „Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande“.

Als wir gestern zurückgekehrt waren, kamen hier noch die längst schon erwarteten Familien Andrae und Flügge aus Ramelow und mit ihnen der Geheime Oberregierungsrat Focke aus Koblenz an. Der heutige Tag war zur Feier der Eröffnung des Rettungshauses in Grünhof bestimmt.

Fortsetzung, den 10. Juli 1850.

Es war gestern morgen etwa um halb acht Uhr, als sich der Zug von hier nach Grünhof in Bewegung setzte; er bestand aus sechs Wagen. Auf mehreren derselben lenkten die Damen selbst die prächtigen, mutigen Rosse. Bald schon sahen wir linksweg Züge von Landleuten, die dasselbe Ziel hatten, und große Leiterwagen mit geschmückten Bauernfrauen in weißen Kopftüchern. Gespräche, wie jeder sie gern für Geist und Herz führen wird, verkürzten den weiten Weg. Um halb elf Uhr kamen wir nach Parchlin, wo der Amtmann Steffen wohnt, in dessen Hause sich die meisten Festfreunde von den Gütern und aus dem Predigerstande sammelten, um zu frühstücken. Alles grüßte einander in so treuer, biederer, deutscher Weise, daß einem dabei wohl das Herz aufgehen konnte. Die allermeisten waren stundenweit gekommen, manche zehn und zwölf Meilen Weges. Nach einer Stunde Rast ging's weiter. Liebliche Thalbilder, reich mit Wald bedeckte Hügel und dabei der herrlichste Sonnenschein erfreuten das Herz. So kamen wir endlich an die Stelle der Feier. In einer für diese Gegend tiefen Thalschlucht, unmittelbar an einem frischen Waldbach, vorne umgrenzt von einem prächtigen Eichenwald, in welchem jeder Baum Raum genug hat, seine Heldenglieder auszurecken, liegt das jetzige alte Haus mit Scheunen und Zubehör, freilich so arm und notdürftig in Mauerwerk und im Innern als nur irgend möglich. Dabei aber sind die Hauseltern, Bruder Meyer und seine Frau, die glücklichsten Menschen. Hinter diesem alten Hause erhebt sich der schöne Neubau. Er ist ganz nach dem von mir entworfenen Risse massiv aufgeführt, aber noch nicht unter Dach. Die Festfeier fand auf der Höhe statt. In der Tiefe das alte Gebäude am laut rauschenden klaren Waldbach, über demselben der Beginn des Neubaus bis zum ersten Stock. An einer freien Stelle zwischen Eichen stand das geschmückte Rednerpult. Kopf an Kopf sitzend und stehend drängte sich die Menge. Im Hintergrund wohl fünfzig Fuhrwerke der verschiedensten Art, welche die Festgäste herbeigebracht hatten. Die Sonne schien hell über uns und durch den grünen Wald voller Vogelsang und Menschengebet. Nun erhob sich der Choralgesang, der Ortsgeistliche verlas einen Psalm und sprach das Eingangsgebet. Darauf

wurde mir das Wort gegeben. Ich hatte meinen Gott schon gebeten, mir das rechte Wort zu schenken, und ich hoffe, Er hat mich erhört. Darnach erfreuten etwa sechzig anwesende Lehrer der Umgegend die Versammlung durch den Vortrag einer vierstimmigen Motette. Nach Gebet und Segen begab sich der ganze Zug, die beiden Ortsprediger und der Superintendent voran, die Waldwege niederwärts, indem der volle Chor ein: „Nun danket alle Gott" anstimmte.

Für viele der geladenen Gäste war das nächste Ziel das Haus eines nahewohnenden Gutsbesitzers, des Schwiegersohns vom Grafen Schwerin-Busow. Die Wirtin war zu bewundern, und die hiesige Gastfreundschaft erreichte ihre Krone, als sich in dem nicht großen Hause nach und nach über achtzig Gäste, Bekannte und Unbekannte einfanden und nach einer halben Stunde für alle diese das Mittagbrot bereit stand. „So viele Kinder Gottes unter meinem Dach!" rief die liebe teure Frau und Hausmutter selig aus und wurde nicht müde, die Last der ihr zuströmenden Arbeit in Lust und Liebe zu verwandeln. Dann und wann stimmte einer einen Lobgesang an, und alles fiel mit ein, eine schöne Sitte, die ja auch im Senfftschen Hause Brauch ist. Mit dem Spruch: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht", beschloß der Superintendent das gemeinsame Mahl; dann ging es flugs nach Gramenz zurück. So wohl mir hier ist, geht es doch sogleich weiter nach Alt-Stüdnitz bei Märkisch-Friedland, wo ich viele Freunde treffen werde und von wo mich Herr von Thadden nach Zimmerhausen und Cardemin abholen will (es sind zwölf Meilen Wegs), um mich von da dann nach Naugard zu geleiten.

Stettin, den 15. Juli 1850.

Das Wetter war in Hinterpommern zum Teil abscheulich; es war kalt und regnete viel. Freitag habe ich fast unter stetem Regen im offenen Wagen zehn Meilen querfeldein bis Plathe und Zimmerhausen zurückgelegt. Um mich aber zu schützen, hatte ich mit Herrn von Thadden den Plan getroffen, daß wir uns in dem auf holperichten Wegen fortjagenden Wagen wie Schafe hart aneinanderdrängen wollten. Gegen die übrigen Anfechtungen des Unwetters mußte der tüchtige Mantel Baron von Hövels und der sibirische Fußsack Baron von Senffts, der mich bis über die Brust verhüllte, schützen. Im Juli mit Fußsäcken reisen ist in Hinterpommern, wo Wind und Kälte an das so viel östlichere Klima erinnern, nichts Seltenes. Der Ungunst des Klimas entspricht die Kultur, die hier vielfach noch in ihren ersten Anfängen steht. Wie anders im Westen!

Mir ist meine Reise auch in dieser Beziehung sehr lehrreich gewesen; wer Hinterpommern nicht gesehen hat, hat keine Vorstellung davon. Die unsinnigen Kammerverhandlungen, welche durch rheinländisch-französische Doktrinen die Gleichmacherei der Gemeindeverhältnisse bezwecken und zum Beschluß erhoben haben, sind mir dadurch noch unsinniger erschienen. Wie haben sich Männer wie von Kleist-Retzow, von Gerlach, von Bethmann-Hollweg und andere mit aller ihnen innewohnenden Macht gegen solche Maßregeln gestemmt; sie sind wahre Volksmänner, deren Wert wenigstens in diesem Stücke erst ein künftiges Geschlecht unsers Volkes würdigen wird. Es ist eine Schmach und Pein zu sehen, in welchem Maße, wie es Frankfurt und Berlin in ihren sogenannten Parlamenten bewiesen haben, Oberflächlichkeit und Unwissenheit und was es sonst an sittlichen Volkskrankheiten giebt, zu einer Macht im Volke haben werden können, vor der die tölpelhaften Massen des gebildeten Haufens, dem die Zeitung Gottes Wort ersetzt, wie vor einem Götzen niederknieen! Es ist von diesen Dingen in Hinterpommern diesmal direkt gar nicht die Rede gewesen; ich habe mir aber Land und Verhältnisse darauf angesehen, um mit diesem Zorn der Wehmut heimzukehren — nicht gerade begierig darüber, wie es werden wird, wenn nun ein Gesetz, wie das der Gemeindeordnung auf Verhältnisse wie die pommerschen angewandt werden soll, sondern im Schmerz darüber, wie despotisch die kalte Hand der Doktrin das Volkstümliche im Volk zu zerstören bereit ist, das Leben in die Zwangsjacke der Uniform zu stecken und zwar mit dem Geschrei von „Volksfreundschaft", die doch rein in der Luft schwebt und nicht viel mehr als Phrase sein kann. Das ganze Land, das ich als einen Teil einer mir neuen Welt gesehen, ist ein großartiger Komplex von Gütern in der Größe von je fünf- bis siebenhundert, ja bis zu sechzehn- und zwanzigtausend Morgen Landes. Es giebt dort Gutsbesitzer, deren Besitz sich auf mehr als zwei Quadratmeilen erstreckt, Familien, die ihre Güter vom dreizehnten Jahrhundert her in Händen und zum Teil ganze Kreise besessen haben und noch besitzen. Erst seit wenig Jahrzehnten hebt sich der Besitz durch außerordentliche Verbesserungen, die dort mit großen Opfern, oft auch mit großem Gewinn vorgenommen werden, im Wert. Das Leben der Gutsbesitzer ist viel einfacher, als man es in Holstein und in unserer Gegend und diesseits der Oder zu sehen gewohnt ist; namentlich ist mir das hinsichtlich der Wohnungen und deren Zubehör aufgefallen. Der Gutsbesitzer ist in dieser Beziehung mehr noch wirklicher Landmann. Die Tagelöhnerdörfer gehören natürlich wesentlich dazu. Das Dorf Gramenz hat elfhundert Einwohner; dieselben

lagern sich um die Güter. Zu den Dörfern gehören einzelne Bauern (Eigentümer); es giebt auch ganze Bauerndörfer. Diese sind nach Aufhebung der Leibeigenschaft, die Bauern und Gutsbesitzer drückte, entstanden, nicht ohne Schaden und Nachteil für beide. Die Bauerndörfer sind aus den früher fürstlichen Domänen hervorgegangen, von denen der Staat meist nur die zum Teil noch sehr großen Forsten behalten hat. Die Folge der neuen Gemeindeordnung wird zum Teil das Gegenteil von dem hervorbringen, was man bezweckt, indem nämlich der Grundbesitz immer mehr an die Edelleute zurückfallen wird, welche die Bauernhöfe aufkaufen werden; folgedessen wandert der Bauer mit seinem Gelde aus, um sich anderswo niederzulassen, während die Tagelöhner bleiben wo sie sind. So kehrt die Macht in die Hand der Edelleute zurück, deren Macht man hat brechen wollen. Andere Edelleute werden durch die Grundsteuer, die man ihnen abzwingt, nachdem sie ihre Güter als solche ohne Grundsteuer gekauft, zum niedrigsten Verkauf genötigt und zu Grunde gehen. Gewisse durchgreifende Maßregeln werden infolgedessen gegen die Regierung vorbereitet. Es ist ein Kampf um das wohl erworbene Eigentum, der niemandem von denjenigen, die man dabei angeblich im Auge gehabt, zu gute kommt. Der Staat wird zum Verderber des Eigentums und nährt in den Besitzenden selbst den Keim der Revolution, die er bezwingen will. Der staatsmännische Genius fehlt, der diesen Dämon beherrschen und ihn dem Geist der Gerechtigkeit unterthan machen könnte. Doch genug von Dingen, von denen ich Dir nicht reden würde, wenn mir nicht hierüber ein Licht aufgegangen wäre. Zwischen all diesen Bewohnern stehen nun die kleinen Städte, deren ich eine Menge gesehen habe; sie sind wahre Sümpfe sittlichen und sozialen Verderbens; Bettel, Liederlichkeit, Unglück, ratlose Not haben hier ihr Haus gebaut. Die sogenannte Gemeindeteilung des Ackers hat, so notwendig sie sein mochte, um ein böses Chaos zu entwirren, den Wind der Spekulation aufgestöbert, so daß ganze Städte in die Hand von Juden und Schwindlern geraten sind, die oft einen großen Teil des Ackers der Städte aufgekauft haben, dann bankerott geworden und davongegangen sind, so daß z. B. in einer Stadt wie Plathe und in so mancher anderen an fünfzehnhundert Morgen Stadtacker seit sechs Jahren brach liegen. Ein Jude hatte alles Land an sich gebracht und war dann verschwunden. Die darauf stehenden Häuser wurden an Tagelöhner vermietet. Nachdem auch diese wieder davon gezogen, haben sich solche Nester mit Bettlern, Faulenzern und liederlichem Gesindel angefüllt. Da ist es nun merkwürdig, wie sich seit Monaten die innere Mission, durch die Arbeit des Glaubens an vielen dieser

Stellen hervorthut und in sozial-christlicher Beziehung anfängt, Hülfe zu schaffen. Es sind gläubige Prediger und Gutsbesitzer, die die Arbeit in die Hand genommen haben, so in Plathe, Greifenberg, Naugard, Cammin, Wangerin u. s. w., welche Städte alle anfangen, einander in diesem Stücke die Hand zu reichen. Ich habe nach allen diesen Seiten persönlich oder brieflich Verbindungen angeknüpft, um über diese Dinge die nötige Einsicht zu gewinnen. Es ist wohl tröstlich zu sehen, daß es der Glaube an unsern Herrn ist, aus dem hier neue Hilfsquellen sich eröffnen.

Von meiner Reise selbst habe ich Dir noch wenig geschrieben, und wäre davon doch so viel zu erzählen; ich will wenigstens eine Skizze hersetzen. Von Gramenz fuhr ich also nach Alt-Stüdnitz zu Baron von Hövel, einem der Träger jenes neu erwachten Glaubenslebens in Hinterpommern, in dessem Hause sich damals oft vier- bis fünfhundert Menschen aus der Umgegend um Gottes Wort sammelten. Am Donnerstag war Missionsfest, an dem sich wohl fünfhundert Menschen aus der Nähe und Ferne beteiligten; ich habe hier am Nachmittag von der Kanzel herab über die innere Mission gepredigt. Tags darauf ging es mit Herrn von Thadden nach Zimmerhausen und Cardemin, dort blieb ich die Nacht. Ich war hier im Hauptlager der sogenannten Altlutheraner.

Cardemin gehört Herrn von Blankenburg, dessen Frau, eine Tochter von Thaddens, vor etwa zwei Jahren starb. Er hat dann Cardemin verlassen und ist zu seinem Vater nach Zimmerhausen gezogen, das herrschaftliche Haus von Cardemin aber hat er zu einem Rettungshause für Mädchen hergegeben, deren ich dort zwölf fand. Herr von B. hatte früher einen Hausvater von uns haben wollen, wir hatten leider keinen. Jetzt haben sie einen Altlutheraner, der früher beim Grafen von der Recke gewesen. Die Sache ist interessant, weil dies ein Liebeswerk ist, bei welchem in einem Komitee Altlutheraner mit gläubigen Unierten zusammenarbeiten. Es ist freilich traurig, daß man dergleichen als etwas Besonderes preisen muß. Auf Cardemin war es wieder der liebe Herr von Thadden, der den bekannten Pastor Nagel, einen der Hauptführer der altlutherischen Gemeinde, mitgebracht hatte. Wir kamen uns brüderlich entgegen und ich konnte es gänzlich vergessen, mit welchen Schmähreden nicht diese aber andere Hauptlutheraner unsere Arbeit und Person mißhandelt hatten. Ich danke dem Herrn für jene Stunden. Das Ende war, daß von Thadden und Nagel wünschten, einen ihrer Leute als Pensionär in unser Haus zur Ausbildung zu schicken, worauf ich freudig eingegangen bin.

Mit prachtvollen Hengsten ging es darauf in die bankerotte Stadt Plathe, ein Sodom und Gomorrha mit etwa zweitausend Seelen, ein Diebs-, Lügen- und Heidennest. Kürzlich ist dorthin ein wackerer trefflicher Prediger Wenzel gekommen, der es in Gottes Namen gewagt hat, den Wust anzufassen, nachdem bis dahin fünfzig Jahre lang ungläubige Prediger dort gehaust hatten. Bettel aller Art unter groß und klein und Liederlichkeit stehen hier in höchster Blüte; Hazard, Kartenspiel, Trunk und Frechheit sind tief eingenistet und haben alles angefressen. Die Stadt gehörte ursprünglich dem reichen Herrn von Osten. Die beiden alten Schlösser seiner Stammeltern ragen über den sittlichen Ruinen der Stadt als Symbole hoch hervor. Seine christlich gesinnten Schwestern fühlen die Not der Stadt und sind sich der ihrer Familie obliegenden Verpflichtungen bewußt. Diese haben sich auf Anlaß des Prediger Wenzel mit noch einigen Damen, namentlich der trefflichen Schwester des Herrn von Blankenburg vereinigt und selbst eine Art ragged school in Plathe unter Leitung eines christlich gesinnten Lehrers eingerichtet. Als wir in Plathe ankamen, um die ersten Anfänge christlicher Erneuerung zu sehen, fanden wir zu unserer Überraschung das Schullokal ganz mit Menschen angefüllt. Wenzel hatte über Nacht die umwohnenden Gutsbesitzer, auch die von Ostens, den Bürgermeister, die Lehrer und sonst wohlgesinnte Bürger zusammengebracht; dazu eine große Schar Kinder, Bettelbuben und Dirnen, so daß die Versammlung eine möglichst bunte Musterkarte der dortigen Population abgab. Ich mochte wollen oder nicht, ich mußte in die Mitte treten und eine Rede thun, die für diese Verhältnisse praktisch sein sollte. Ich habe den Leuten von Plathe die Stadt Paris abgemalt und die aufmerksamsten Zuhörer gefunden. Paris war nur der Rahmen des Gemäldes. Die Aufmerksamkeit erklärte sich leicht, denn Paris war nichts anderes als Plathe durch ein ungeheures Vergrößerungsglas gesehen, und das war die nicht gleich erkannte Intention in dem Ganzen der Rede. Der Prediger schloß mit frappanter Nutzanwendung, Gesang und Gebet, und ich dankte dem Bürgermeister, daß er mir erlaubt, in der Stadt zu reden. Die Einladung des Herrn von Osten zu einem Frühstück konnten wir nicht annehmen, es war keine Zeit dazu. Die stampfenden Rosse des Herrn von Blankenburg führten uns mit einer mir bis dahin fast unbekannten Schnelligkeit nach Naugard.

Hier wollte ich unsere Brüder Anton und Biedermann und ihre Frauen besuchen, jene beiden treuen Gefangenenpfleger, deren Arbeit mir eine der rührendsten und hingebendsten in der Liebe Christi ist. Ihre Lage ist unendlich schwer, aber sie tragen sie durch mit

einem Glauben, einer Geduld und Hoffnung, die uns vorbildlich sein muß und reizen soll, Gott zu bitten, daß Er ihnen dazu Seine Gnade erhalte. Dann besichtigte ich das Gefängnis mit seinen neunhundert Gefangenen. Um nichts zu versäumen, machte ich aber dem Direktor zuvor meine Aufwartung. Er ist unfähig zu beurteilen, welcher Geist unsere Brüder treibt. Das Äußere ist hier vortrefflich, das Inwendige aber, wie es scheint, ein Grab voll Verwesung. Ich mag nicht alles wiedergeben, was ich in den vierundzwanzig Stunden, die ich in Naugard zugebracht, über das Gefängnis gehört und gesehen habe.

Es ist, wie schon erwähnt, bemerkenswert, wie die Bestrebungen der inneren Mission in der nordwestlichen Ecke Hinterpommerns von Stadt zu Stadt zu wirken anfangen; und zwar ist es eine Reihe von tüchtigen Predigern, welche die Sache auf Dörfern und in Städten in die Hand genommen hat. In Greifenberg ist die Stadt in Distrikte eingeteilt und eine neue christliche Armenpflege ins Leben gerufen. Überall ist es vornehmlich gegen den Bettel abgesehen und sind Kinderpflegen eingeleitet.

Hier in Stettin besuchte ich die Züllchower Anstalten[1]). Die Brüder wirken dort in großem Segen; man hat ein neues Haus für noch zwei Familien und für Brüder gebaut. Da der Stettiner Jünglingsverein grade sein Jahresfest feierte, folgte ich der Aufforderung und trat in den Kreis der versammelten Gesellen, Meister und Meistersfrauen; ich redete sie unter den schönen grünen Bäumen darauf an, daß sie wissen sollten, was für eine Ehre Gott einst ihrem Stande gegeben und wie diese Ehre zum Teil verloren sei und allein im Glauben wieder erworben werden könne, und ging dann namentlich auf viele ältere Zunftverhältnisse über, die christlichen Geist atmeten.

Ich wollte nun noch einiges von Hinterpommern erzählen: Auf der Fahrt mit Herrn von Thadden habe ich auch Wangerin berührt und dort jenen Superintendenten aufgesucht, dessen treffliche Arbeit auf dem Gebiete der inneren Mission in diesem elenden Nest neulich in den Fliegenden Blättern dargestellt worden ist. Derselbe hatte eiligst seinen Schullehrer, den Bürgermeister der Stadt u. s. w.

---

[1]) Das im Jahre 1831 gegründete Rettungshaus wurde infolge der von Wichern 1850 gegebenen Anregung mit einer Brüderbildungsanstalt für Pommern verbunden, die bis 1858 in den Händen eines Oberhelfers aus dem Rauhen Hause lag. Dann übernahm der bekannte Schriftsteller Gustav Jahn die Leitung; gegenwärtig liegt dieselbe in den Händen seines Sohnes Fritz. Vor 1850 waren auch Brüder des Rauhen Hauses in Züllchow thätig. Die Zahl der durch Wicherns Einfluß in Pommern ins Leben getretenen Rettungsanstalten wird auf etwa zwanzig geschätzt.



zusammengebeten, ja, man wollte die Gemeinde mit der Kirchenglocke zusammenrufen, damit ich in der Kirche reden sollte. Das aber war mir nicht möglich. Inzwischen sind auch hier in der Eile mehrere feste Fäden, so hoffe ich, geknüpft worden. In Zimmerhausen gab es abends bei Tisch mit mehreren Pastoren ein Gefecht gegen die „Kreuzzeitung", deren Aussprüche und Grundsätze schlechterdings als infallibel angesehen werden; wer mit ihr nicht stimmt, ist kein „Christ". Ich habe die Holsteiner mit gutem Gewissen gegen die maßlosen Vorwürfe derer verteidigt, welche sie mit den nichtswürdigsten Demokraten von 1848 in eine Linie stellen wollten. Es ging etwas heiß her; aber ich bekam zuletzt von Thadden auf meine Seite, der immer unter allen der Unbefangenste ist.

Berlin, den 16. Juli 1850.

Gestern bei meiner Ankunft in Berlin empfing ich die Nachricht von dem Heimgang Neanders. Es ist ja nicht der Tod eines Fremden sondern der Heimgang eines auch mir teuren Lehrers und, ich darf es sagen, Freundes. Minder sein eigentümlich wissenschaftlich gestalteter Geist, in welchem so vieles verschwamm, als vielmehr der Geist des Ernstes und der Liebe, der in seinen schriftstellerischen Arbeiten leuchtet und der seine ganze Person recht eigentlich erfüllte, sind es gewesen, die mich immer wieder so zu ihm hinzogen. Er gehörte zu den Seltenen, die immer nur das eine, was not thut, in einziger Lauterkeit des Herzens und Reinheit des Gewissens bei größtem Reichtum des Geisteslebens vor Augen hatte und in diesem Geist und in holdseliger Demut die Thaten Gottes in der Geschichte uns nicht vor die Augen nur sondern in die Gewissen hineingeschrieben hat. Die Glut, ich sage absichtlich nicht die Wärme, seiner Liebe und die Treue in seiner Liebe, sowie die Macht des begründeten Hoffnungslebens in ihm, das immer wieder mächtiger als der Ruin, der uns umgiebt, die künftige diesseitige und jenseitige Herrlichkeit in Bildern der Wahrheit um ihn her aufgehen ließ, machten ihn zu einem Geweiheten, von dem jederzeit eine Weihe auf alle, die ihm nahen durften, ausging. Unter dem vielen, was ich ihm danke, gehört auch namentlich dies, daß er es war, der mich einst beim Patriarchen Kottwitz einführte, von dem er mir sagte, daß er sich so gern zu dessen Füßen setze. — Der teure Heimgegangene ist ohne Schmerzen entschlafen, nachdem er mehrere Stunden zuvor bewußtlos geworden und ohne daß ihm das Bewußtsein wiedergekehrt wäre. Die Welt nennt das einen „schönen" Tod. Es ist Gottes Gabe, wenn ein Mensch von hier mit offenen Augen und getrosten Herzens und als

ein Zeugnis des Lebens scheidet, das mächtiger ist als der Tod. Aber wer will das erbitten! Auch wenn wir es wünschen und erbitten möchten, es bleibt doch immer nur das eine Gebet: daß wir selig werden und Satan uns in den letzten Nöten nicht dahinraffe. Die wir zusammengehören, sollten uns wohl darauf rüsten, einander im Leben auf solche Stunde, die für einen unter uns gewißlich, einmal zuerst kommt, zu stärken. Ich habe auf dieser meiner Reise ein köstlich Zeugnis solcher Gnade erfahren, das sich mir tief ins Herz geprägt hat; es war in Gramenz, wo ich auf meinen Wunsch mit der jüngeren Tochter des Hauses, Elisabeth von Senfft-Pilsach, am letzten Morgen meines Dortseins an das Grab ihrer seligen Mutter ging, die am letzten Mai 1849 heimgegangen ist. Sie entschlief nach vieljähriger Krankheit so unerwartet, daß man vierundzwanzig Stunden vorher noch keine Gefahr in der Krankheit ahnte. Nachdem die kranke Mutter aber vom Arzt gehört, was er den Ihren auf ihre Frage, ob sie sterben werde, geantwortet (Senffts haben ein gegenseitiges Versprechen gemacht, daß sie sich in diesem Stücke nie einander etwas verschweigen wollen), war sie im ersten Augenblick erschrocken und hat gefragt: „Kann ich denn nicht noch länger bei Euch bleiben?" Darauf folgte eine heilige, tröstliche Ergebung in des Herrn Willen und wurden alle nachfolgenden Stunden, die nicht von der Pflege gefordert wurden, im Gebet und Anrufung des Herrn zugebracht. Jetzt betete die Mutter, dann die älteste Tochter mit der Mutter, dann der Vater, unser lieber Freund, mit den Töchtern am Bett der selig gewissen Mutter niederknieend, die so manches Glaubenswort dazwischen sprach, auch die Anfechtung nicht verleugnete, z. B.: „Ach, wie ist mir so bange vor dem Gericht!" Darauf antwortete aber der Vater: „Christi Blut und Gerechtigkeit das ist dein Schmuck und Ehrenkleid, damit wirst du vor Gott bestehn, wenn du zum Himmel wirst eingehn" — und der Friede Gottes war wieder da. Dann sammelte sich der ganze große Hof vor dem Hause mit dankbaren Bewohnern des Dorfes, denen die Gutsfrau stets eine Mutter gewesen war; sie alle wollten sie noch einmal sehen. Der Arzt erlaubte es. Es war in den Nachmittagsstunden, als fortwährend mit unhörbaren Schritten die großen Reihen still weinender Männer, Frauen, Jungfrauen und Kinder eintraten und das Bett umstellten. Der Tag war warm; der Arzt hatte ein Fenster des Zimmers öffnen lassen, das in den Frühlingsgarten hinaus schaute. Da setzte sich ein Vogel ins Fenster und fing sein Lied zu singen an. Die Sterbende wies einmal mit verklärtem Angesicht nach der rechten Seite und sprach: „Sie kommen, sie kommen!" und als

die Tochter fragte: „Mutter, wer kommt?“ antwortete sie: „Die Engel des Herrn!“ Die Nichtangehörigen der Familie entfernten sich auf Wunsch des Arztes, und die Zurückbleibenden stimmten leise einen Gesangvers an. Dann entschlief die Gerechte; sie starb nicht sondern ging ein zu ihres Herrn Freude.

Abends: So weit hatte ich heute morgen mit Unterbrechungen durch Besuche geschrieben, als ich fort an die Eisenbahn nach Potsdam mußte, von wo ich soeben zurückgekehrt bin. Ich fuhr vom Bahnhof nach Sanssouci, das ich früher noch nicht gesehen. Die Königin, die mich zu zwölf Uhr „befohlen“, war nicht da, weil sie mit den achtzehn kleinen Mädchen aus der Gewerbeschule in Berlin, solchen, die sich ausgezeichnet und an diesem Tage von der Königin je eine Bibel zum Geschenk erhalten hatten, — in den Park gefahren war, um ihnen die Fontaine zu zeigen, die weithin vor dem Königshause ihren Wasserstrahl turmhoch emporsendet und in einer Wolke von sonnendurchleuchtetem Staub zur Erde wieder zurückkehrt. Doch ließ die Königin nur wenige Minuten auf sich warten. Ich sah sie zum erstenmal nach der Verwundung des Königs; es war natürlich, daß ich daran anknüpfen mußte. Die arme, teure Königin, so hold und einfach, hub vor allem hervor, wie der König das schwere Leid getragen und von Anfang an durch alle Schmerzen hindurch auch nicht ein einziges Wort der Bitterkeit und des Unmuts geäußert sondern in so ganz besonderer Sanftmut und Geduld alles getragen habe. Wir kamen dann auf die andere Angelegenheit, über die die Königin mein Promemoria erhalten hatte, nachdem es der König sich diesmal ganz hatte vorlesen lassen. Die Königin pflichtete bei; die Ausführung wird aber noch ihre Schwierigkeiten haben. Ich mußte ihr dann von meiner letzten und vorigen Reise erzählen, woran sich viel anderes anknüpfte. Dann wurde Frau Oberpräsident v. Bassewitz mit Fräulein v. Schierstädt gemeldet, um der Königin die letztere als künftige Vorsteherin des Magdalenenstiftes in Berlin vorzustellen. Die Sache liegt dort im argen und wird schwerlich in frischen Gang zu bringen sein. Ich blieb noch eine Zeit lang und wurde dann entlassen, weil der König mich sprechen wollte, nachdem mir die Königin zu verstehen gegeben, daß man mich zur Tafel erwarte. Während ich länger zu warten hatte, da inzwischen der russische Gesandte zum König gekommen war, konnte ich mir von den nach der Seite gelegenen Räumlichkeiten des berühmten Schlosses einiges besehen. Es war inzwischen aber noch ein Wagen vorgefahren, der des Großherzogs von Strelitz, der, wie der König mir nachher sagte, einen besonderen Wert darauf legt, mit dem König

eine Spazierfahrt zu machen. Der König ließ mir sagen, er erwarte mich zur Tafel. Da habe ich denn die folgende Stunde bei Niebuhr und dessen sehr liebenswürdiger Frau, die Du ja auch schon gesehen, zugebracht. Wir hatten uns lange nicht gesehen, und ich hätte von ihm noch mehr gehabt, wenn nicht der Hofprediger Heym aus Potsdam gekommen wäre, der mich dort gewittert hatte und das Ansinnen der Königin an mich noch zu verstärken wünschte. Die Königin hatte mir nämlich gesagt, sie erwarte bestimmt, daß ich einen Bruder des Rauhen Hauses nach Potsdam in ihre Gemeinde, die Friedenskirch-Gemeinde, an der auch Heym steht, zur Hilfe senden werde. Um drei Uhr war ich wieder in Sanssouci und gelangte bald in die Vorzimmer, in denen die geladenen Gäste sich sammelten. Vor allem brillierte in goldgestickter Uniform der englische Gesandte am königlichen Hof, Lord Westmoreland. Der König und die Königin, sobald sie eingetreten waren, begrüßten den Lord mit großer Feierlichkeit. Die Tafel bestand wohl aus etwa dreißig Personen. Zwischen König und Königin saß der taube Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Ich hatte meinen Platz gegenüber der Königin und dem König. Zu meiner Rechten der alte, gern von sich redende A. von Humboldt, zur Linken der Direktor der Königlichen Museen, Herr von Olfers, dann der Präsident des evang. Oberkirchenrats, Herr von Uechtritz u. s. w. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz gab der Sache einen komisch pedantischen Anstrich, und da Lord Westmoreland kein Deutsch verstand, so gab es einige Quidproquos, indem die Konversation meist deutsch, selten französisch, nur ganz einzeln englisch geführt und auf ihn keine Rücksicht genommen wurde. Da der Großherzog nicht gut hören und an der allgemeinen Konversation schwer teilnehmen konnte, benützte der König die Gelegenheit, diesem Gegner der preußisch-deutschen Union einige ergötzliche Geschichten zum besten zu geben. Ich weiß nicht, wie es kam, daß die Königin mit mir über Hamburg und dann über Bremen sprach. Es kam dabei die Rede auf einige alte bremische Familien; es sei vorgekommen, daß einmal alle vier Bürgermeister der freien Stadt als lange Familienbekannte und Verwandte sich mit dem patriarchalischen „Du" titulierten. Nun sei aber ein Schulmeister in den Rat gewählt worden, der im Jahre 1848 obenauf gekommen &c. Das amüsierte den König, der dem allen zugehört hatte; er machte einen Vorschlag, wie man es in solchen Fällen machen müsse: Das „Du" müsse bei den Alten, untereinander Ebenbürtigen bleiben; mit dem Neuling werde man leicht fertig, indem man ihm den Titel „Excellenz" gebe. Die Exposition war höchst ergötzlich, da sich die halbe

Tischgenossenschaft aus Excellenzen zusammensetzte. Tiefer gingen die Gespräche links mit den Herren von Olfers und von Uechtritz; der erstere, Katholik, war mit unseren evangelischen Verhältnissen und unserm Rauhen Hause sehr genau bekannt und ging lebhaft darauf ein. Der König, welcher dem Gespräch zugehört hatte, bemerkte plötzlich, nach wenigen Jahren würde sich aus dem Rauhen Hause eine über ganz Deutschland verzweigende „Kongregation" entwickeln, dem ich meinerseits natürlich mit Entschiedenheit widersprach. Herr v. Uechtritz suchte auf den verschiedensten Wegen das Gespräch immer wieder auf den bekannten, erst als Manuskript herausgegebenen zweiten Entwurf der Kirchenverfassung und Kirchengemeindeordnung für Preußen hinzulenken, bei der es ihm freilich am merkwürdigsten vorgekommen sein mag, daß gerade er der Präsident des evangelischen Oberkirchenrats ist. Ich habe ihn mir um so mehr darauf angesehen, weil ich mich sehr lebhaft eines mit ihm 1848 in Breslau geführten Gespräches kirchlichen Inhalts erinnerte; er selbst hatte daran angeknüpft. Auch wußte ich, wer seinen jetzigen Posten hatte einnehmen sollen, aber nicht gewollt hat. Es ist eine jener zum Zermahlen bestimmten Persönlichkeiten. Erst später werden aus diesem Mehlstaub andere Männer hervorgehen, so ehrenwert Herr von Uechtritz jedem sein muß, der ihn kennt. Jedenfalls freute ich mich herzlich, in seiner goldgestickten Uniform keinen andern, mir teureren Mann zu sehen. Nach Tisch blieb die Gesellschaft auf der obersten Terrasse des prachtvollen Gartens, wo der König mir den größten Teil der Zeit schenkte, in die Unterhaltung teils den Herrn von Voß teils Herrn von Uechtritz hereinziehend. Das Gespräch betraf zunächst allgemeine kirchliche Angelegenheiten; dann berührte der König mein ihm überreichtes Promemoria. Der König hatte sich dasselbe von Niebuhr, wie dieser mir erzählte, im vollen Umfang vorlesen lassen, was sonst nicht zu geschehen pflegt. Es waren darin Dinge angedeutet, die nicht ganz nach des Königs Sinn sein konnten. Der König hat übrigens nach Anhörung des Vortrages nichts geäußert. Jetzt sagte er mir, es sei seine Absicht gewesen, mit mir vor Tisch eingehend darüber Rücksprache zu nehmen, doch sei anderes dazwischen gekommen u. s. w.; er habe sich die Sache reiflich überlegt und erkläre sich mit mir vollständig einverstanden. Es zeigte sich, daß der König den Gedankengang der zwölf Bogen umfassenden Arbeit — sie betrifft die Organisation des vom König geplanten Schwanenordens — scharf aufgefaßt hatte. Ich hatte vorgeschlagen, in freierer Weise Adelskorporationen zu bilden und in den Adel hinein regenerierende Lebenswasser rieseln zu lassen, und zwar auf den gewiesenen

Wegen, und durch solche Erweckung christlicher Kräfte im Adel dem sogenannten Volke christliche Hilfe zuzuführen. Das alles hatte des Königs vollsten Beifall — ich weiß ja, wie er vom Adel denkt. Zum tiefern Eingehen fehlte hier die Zeit. Leider fürchte ich, daß aus alle dem nichts wird, wie denn aus hundert Sachen nichts wird und nichts werden kann, solange dem Throne nicht andere Kräfte, andere Ratgeber zur Verfügung stehen. Holz ist Holz, ob Buchenholz oder Cedernholz, und Wasser ist Wasser, ob solches in romantischen Gegenden oder in der Heide stagniert; es wird jedesmal ungenießbar sein und ein Volk nicht erfrischen können. Ich will übrigens des Herrn von Voß erneute Aufforderung, ihn zu besuchen, benutzen, um ihm, einem wegen seiner nahen Stellung zum König und wegen seiner Stellung als Konsistorialpräsident sehr einflußreichen Mann, manches sagen zu können, was ihm sonst so nicht nahe kommt. Er hält z. B. den Zustand des mecklenburgischen Landvolkes sowohl in sittlicher als christlicher Beziehung für vortrefflich! Es guckten hier und da auch noch andere Hörner hervor, die mich erschreckt haben.

Herzlich freute ich mich, bei dieser Gelegenheit auch den Adjutanten des Königs, Herrn von Brauchitsch, kennen gelernt zu haben. Er ist einer der nächsten Verwandten des Herrn von Oertzen-Rattey, so daß wir im Geist bald ganz in Rattey und dessen Verhältnissen waren. Seine Tochter ist jene junge Dame, welche eine große Menge der „vierzig Bilder", die wir in unserer Agentur verkaufen, gezeichnet hat. Er führte mich hernach auf den Weg zur Friedenskirche, den mir der König als seinen „wunderschönen sonntäglichen Kirchweg, der sein ganzes Herz erquicke," beschrieben hatte. Nachdem der König in gewöhnlicher Weise die Gäste entlassen, begaben sich alle in die genannte Kirche, woselbst der König für sie den Domchor hatte aufstellen lassen, der alte italienische Kirchenmusik von Palestrina u. a. auch neuere Sachen vortrug, an denen der König seine große Freude hatte. Könnte ich es nur machen, daß Du je diese Kehlen und Herzen singen hörtest! Ich habe den König gefragt, ob ich mir wohl die Noten einiger der schönen Psalmen vom Direktor erbitten dürfe, worauf er mir erlaubte, mich bei der Bitte auf ihn, den König, berufen zu dürfen; er sei nicht wie der Papst, der dem Kaiser Joseph, als derselbe um Zusendung eines schönen Musikwerkes gebeten, solche Bitte abgeschlagen habe. Als dann aber Kaiser Joseph dem Papst gedroht, er, der Kaiser, werde, wenn der Papst nicht willfahre, einige — ich weiß nicht welche — Gelder nicht auszahlen lassen, habe der Papst alsobald die Noten geschickt. „Das ist überhaupt beim Papst das leichteste Mittel, um von ihm etwas zu

erlangen." Die Noten seien übrigens ohne Taktstriche gewesen, was der Kaiser wieder für Chikane gehalten, so wenig habe er mit seinen Musikanten davon verstanden. Der König kann lange auf die Weise forterzählen. In einem königlichen Wagen, den sich der Herr von Uechtritz erbeten, fuhr ich dann mit diesem und dem Oberhofprediger Strauß an die Eisenbahn und mit dieser nach Berlin zurück.

Stuttgart, den 10. September 1850.

Als ich heute morgen den zweiten Brief an dich geschlossen, eilte ich in die Stiftskirche, wo der Kirchentag eröffnet werden sollte. Die von außen mit Tannengewinden geschmückte Kirche war auch im Innern mit Kränzen reichlich behangen, und aus dem gefüllten Gotteshaus schallte unter Posaunenbegleitung das mächtige: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Oberkonsistorialrat von Klemm hielt die Festpredigt. Darauf begannen die eigentlichen Verhandlungen in der Hospitalkirche. Herr von Bethmann-Hollweg als Präsident eröffnete dieselben. Zunächst folgten die Begrüßungen vieler Deputationen nicht nur aus Deutschland sondern auch aus dem Elsaß, der Schweiz, Belgien, England u. s. w., was eine herzerhebende Überzeugung von der Macht der Einheit im Glauben weckte, die in unserer, wenn auch sonst so zerspaltenen Kirche lebt. Um zwölf Uhr begann die Verhandlung über die Sonntagsfeier. Durch Prälat von Kapff kam die Debatte in Zug. Es traten die verschiedensten Männer auf, die sich auch durch ihre konfessionellen Grundsätze scharf von einander unterschieden, um die eigentliche Bedeutung des Sonntags und die letzten Beweggründe seiner Feier und Heiligung aufzudecken: Professor Piper (Berlin), Professor Ebrard (Erlangen), Sander (Elberfeld), Sack (Magdeburg), Krummacher (Berlin), Wichern (Hamburg) u. s. w. Das Resultat war, daß die Versammlung als solche einen Aufruf ergehen läßt, einmal an die Obrigkeiten, um denselben ihre Pflichten gegen das Volk in dieser Beziehung klar zu machen, dann gesondert davon (das ist mein Antrag gewesen) an die Geistlichen und Gemeinden. Bei aller Verschiedenheit sonst herrschte unter den fast zweitausend, die zustimmten, in diesem Stück große Einmütigkeit. Abends fand in der Stiftskirche die Aufführung rhythmischer Choräle durch einen ausgesuchten Sängerchor ohne Instrumentalbegleitung statt. Der hellerleuchtete Raum war gänzlich gefüllt. Ich meine, es sollte allen klar geworden sein, wie durch den Rhythmus und nur in ihm Choralgesang Volksgesang wird und als Volkslied leicht eine Menge anderer Lieder

verdrängen und ersetzen kann und früher gewiß auch ersetzt hat. Es wurden sechzehn Choräle vorgetragen, an denen auch der Entwicklungsgang des rhythmischen Chorgesanges anschaulich gemacht werden sollte. Als Lied trug für mich den Preis davon Michael Prätorius: „Ach wie weh ist meinem Herzen, Herre Gott in dieser Zeit". Ich hoffe, die Stuttgarter haben es erreicht, manchen Pastor und manches Gemeindeglied davon zu überzeugen, wie wichtig der Einfluß des rhythmischen Choralgesanges zur wahren Erbauung der Gemeinde ist.

Stuttgart, den 13. September 1850.

Da erhasche ich die erste ruhige Stunde, und die gehört Dir! Die Tage gestern, vorgestern und heute waren so reich, daß Sammlung dazu gehört, um alles Gehörte zu durchdenken. Am Mittwoch waren namentlich zwei Momente bedeutungsvoll, einmal der Augenblick, in welchem Dorner aus Bonn in seinem Referat „Über das Verhalten der Christen und speziell der Geistlichen in politischen Dingen" trotz seines gegebenen Versprechens die politischen Händel in Schleswig-Holstein berührte. In dem Augenblick stand der ganze Kirchentag mit seiner ganzen Zukunft auf dem Spiel. Die widersprechendsten Antipathieen und Sympathieen waren unter den Versammelten angeregt. Von beiden Seiten sprühete es Feuer, und der Vulkan schien der Explosion nah. Da traten von Bethmann-Hollweg mit dem ganzen Mut eines Präsidenten, nach ihm Stahl mit seiner niederschmetternden Dialektik und parlamentarischen Beredsamkeit, zuletzt Generalsuperintendent Nielsen mit einem ergreifenden und besänftigenden Wort gegen Dorner auf, indem er die Versammlung glücklich in die fast verlassene Bahn wieder zurückführte. Mit Hintanstellung alles Politischen wurde den schleswig-holsteinischen Brüdern die christliche Teilnahme und Fürbitte der Versammelten zugesichert.

Der zweite große Augenblick schloß sich an die Verhandlungen über die Lage der Kirche in der Pfalz, wo ein ungläubiges Kirchenregiment mit seiner Vorlage für eine neue Kirchenverfassung die Pfälzer Kirche aus dem Verband der evangelischen Kirche auszuscheiden droht. Pfarrer Wagner als Vertreter der dortigen sechzig gläubigen Geistlichen hatte den Vortrag und verlangte von der Versammlung ein Zeugnis der Zustimmung und Stärkung an die bedrängten Gewissen, die bereits von allen deutschen Universitäten bis auf zwei (Jena und Kiel) Gutachten erhalten hatten, welche das Thun der Geistlichen rechtfertigten, das der Kirchenbehörde aber richteten. Zur Bekräftigung dessen traten nun nacheinander als Vertreter von acht deutschen Universitäten hervor:

Kirchenrat **Ullmann** (Heidelberg), Dr. **Schmidt** (Tübingen), Professor **Ebrard** (Erlangen), Professor **Oehler** (Breslau), Professor **Hengstenberg** (Berlin), Professor **Jul. Müller** (Halle), Professor **Dorner** (Bonn). So ergab sich eine große Einheit und Macht deutscher gläubiger Wissenschaft kund, welche in den Tausenden ihr Echo fand, die ihre Hand zum Mitzeugnis, das an allen Enden widerhallen wird, erhuben und den pfälzischen Kirchenfürsten doch vielleicht Anlaß zur Besinnung und jener evangelischen Kirchenprovinz eine Handhabe zur Rettung werden kann.

Der vorgestrige Abend gehörte mehreren Spezialkonferenzen. Ich beteiligte mich an der Sitzung für Reisepredigt. Meine Teilnahme an dieser Sitzung erschien mir besonders nötig, da die Verhandlungen sonst vielleicht nicht auf sichere Prinzipien zurückgeführt worden wären.

Gestern morgen habe ich mich zunächst mit Dir im stillen gefreut. Es war ja Dein Geburtstag und zugleich das Stiftungsfest des Rauhen Hauses. Gerade gestern vor siebzehn Jahren sprach ich in der Hamburger Börsenhalle das erste öffentliche Wort über das Rauhe Haus und durfte mich über die daran geknüpften Hoffnungen nur zurückhaltend äußern. Gestern sprach ich hier zunächst „über die Fortschritte der inneren Mission im Jahre 1849.“ Ich konnte zum zweitenmal wie im vorigen Jahr zu Wittenberg an demselben Tag, nun vor einer weit größeren Zahl gläubiger Brüder von dem Werk der rettenden Liebe Zeugnis geben, das Gott angefangen und wofür er mich armen, unwürdigen Knecht mit als Werkzeug gebraucht. Der Tag schloß mit der Aufführung des Oratoriums „Messias“, das zur Feier des Kirchentags abends in der hell erleuchteten Stiftskirche, von einem vortrefflich besetzten Chor und Orchester in Gegenwart von Menschen aus aller Welt und des königlichen Hofes stattfand. Wärst Du nur dabei gewesen! — Mein zweiter, am Vormittag gehaltener Vortrag behandelte das Thema: „Wie sind die nötigen Arbeiter für den Dienst der inneren Mission zu gewinnen?“ worauf die Königin, die dabei war, mich zu sprechen wünschte. Sie lud mich auf den Abend zum Thee. Den König habe ich nicht gesehen.

Stuttgart, den 16. September 1850.

Das Ergreifendste gestern war der Schluß des Kirchentages. Es war ein Gottestag, worüber aller Herzen einig sind. In lebhaft bewegten Verhandlungen waren die großen Angelegenheiten der Gefangenen, der Armen, der Schulen, der Sonntagsheiligung, der freien Verkündigung des Wortes, der Buße des ganzen Volks, die

Zeugnisse seiner Auferstehung in Christo, seiner Einheit in Christo durch die Herzen hindurchgegangen. Deutsche, Franzosen, Ungarn, Belgier, Männer aus allen Gauen, aus allen Ständen hatten Zeugnis abgelegt, Gelübde erhuben sich zum Herrn, Entschlüsse reiften in den Gemütern; das Ganze wurde sichtbar emporgehoben vor den Thron des Allmächtigen und Barmherzigen, der Sein Volk nicht verlassen sondern Großes an uns gethan hat, um uns über eine noch herrlichere Zukunft gewiß zu machen. Prälat von Kapff sprach im Namen der württembergischen Geistlichkeit, der Kirchengemeinden und des württembergischen Volks. Es war kein leeres Wort sondern Geist und Kraft aus dem Herrn. Dann folgte der Oberbürgermeister der Stadt, der namens der Stadt, des Rats und der Bürgerschaft in trefflichen Worten alles was zur Feier der Woche geschehen sei, angesehen wissen wollte als ein Zeichen der Liebe, mit der die Stadt und die Bürgerschaft die Sache des Kirchenbundes und der inneren Mission ehren, lieben und pflegen wolle, auch nach diesen Tagen. Hierauf trat Tholuck vor, um die Erlebnisse der vorigen Woche zusammenzufassen als ein Zeugnis der inneren christlichen Einheit zwischen Nord- und Süddeutschland, aber auch als ein Zeugnis der Wahrheit unserer evangelischen Kirche, die auferstehe. Was sie, der Redende mit seinen wenigen Freunden, einst als Jünglinge ersehnt und woran sie nicht gewagt zu glauben, daß es noch möglich sei, sei jetzt in die Erfüllung getreten. Ein Neues komme und sei schon da. Durch die Versammlung ging ein mächtiges Wehen des Geistes. Da forderte das Präsidium zum gemeinsamen Gelübde in dem schönen Liede auf: „Die wir uns allhier zusammenfinden, schlagen unsere Hände ein, uns auf Deine Marter zu verbinden, Dir auf ewig treu zu sein.“ Alles stimmte aus tiefster Seele mit ein, die mächtige Orgel schallte dazwischen, und links und rechts reichte man sich zum heiligen Bund die Bruderhand. Mit einem Schlußgebet aus Tholucks Mund und Herz und dem apostolischen Gruß schloß der dritte Kirchentag.

Außerhalb der öffentlichen Versammlungen ist nun aber noch sehr viel anderes geschehen, das wesentlich dazu gehört und von nicht geringerer Wichtigkeit ist. Für die Einführung des rhythmischen Choralgesanges sind besonders unter Leitung von Bayern wichtige Vereinbarungen getroffen worden, desgleichen zur Einführung eines allgemeinen evangelischen Kalenders, einer großen deutschen Traktatgesellschaft u. s. w.

Als ich in meinem zweiten Vortrag über die Gewinnung von Arbeitern für die innere Mission u. a. auch der viertausend Kandidaten gedachte, die meist müßig am Markt stehen, war das für unsern

Oldenberg Veranlassung, das Wort zu ergreifen und die anwesenden Kandidaten zu einer besonderen Konferenz einzuladen, die denn auch unter Vorsitz vom Kirchenrat Ullmann getagt hat. Eine große Zahl von Professoren wie J. Müller, Tholuck, Hundeshagen, Dorner, Krafft u. s. w. ist dabei gegenwärtig gewesen; es sind Grundlagen für einen deutschen Kandidatenbund gelegt worden, für den die geeigneten leitenden Kräfte in Württemberg, Baden, Hessen, Frankfurt a. M., Rheinland, Sachsen, Hamburg, Ost-Preußen u. s. w. schon gewonnen sind. Mittelpunkt soll das Rauhe Haus sein. Der nächste Kirchentag wird die Kandidaten in Elberfeld versammeln.

Ein schönes Resultat des Kirchentages ist auch dies, daß die sämtlichen hier anwesenden Mitglieder von deutschen Kirchenregimentern, die privatim zusammentraten, so von Württemberg, Baden, Bayern, Sachsen, Nassau, Berlin, Schlesien u. s. w., dahin übereinkamen, daß alle Kirchenregimenter ersucht werden sollten, wenn zunächst auch nur konfidentiell, den Kirchentag und den Kongreß künftig beschicken zu lassen, sodann daß man fortan, wenn auch nur privatim, miteinander in organische Verbindung treten wolle, um einander zu stärken. Du siehst also, welche Grundlagen für einen künftigen deutschen evangelischen Kirchenbund gewonnen sind.

Sonnabend mittag aßen viele Mitglieder des Ausschusses beim trefflichen Kaufmann Reinel. Dieser hat schöne Versammlungssäle für christliche Zwecke bauen lassen. Dorthin wurde ich später von Kapff geführt, um einige Worte an den Schwesternbund zu richten. Dieser umfaßt an fünfzig christlich gesinnte Jungfrauen, die sich unter der Leitung von sechs bis acht christlichen Frauen vereinigt haben, um an Sonntagen arme Kinder in biblischer Geschichte zu unterrichten, jetzt deren achthundert. In der Woche besuchen sie junge Wöchnerinnen, Arme und Kranke. Das Ganze ist in Folge meiner vorjährigen Anwesenheit und meiner damaligen Zusammenkunft mit einigen Frauen im Garten von Albert Knapp zu stande gekommen. Weiter will ich Dir berichten, daß ich gestern in Kirchheim gewesen bin. Nach Plochingen hatte mir die Herzogin von Württemberg ihren Wagen entgegengeschickt. Du kennst die treffliche Dame schon aus meinen vorjährigen Briefen. Sie sagte mir einen Gruß von unserer Frau von Thun, deren Gedächtnis einem hier aus dem Munde all derer, denen das Reich Gottes am Herzen liegt, entgegentritt. Mit welcher Liebe und Verehrung über diese teure Frau sprach auch die Königin gestern! Ich schrieb Dir schon, daß mich die Königin zum Thee eingeladen hatte. Die Königin ist eine Frau, die sich warm in evangelischem Geiste ausspricht. Sie hat mir während der fast zwei Stunden, die

ich bei ihr war, ihr Herz in vielen Stücken ausgeschüttet. Es geht ein fühlbarer Riß durch die königliche Familie, da die „Herren“ es noch schwer finden, sich dem Evangelium zu fügen, während die Damen wohl meist unter dem Einfluß der Frau Herzogin demselben zugethan sind. In der Königin und ihrer Tochter fand ich unerwartet Leserinnen unserer Fliegenden Blätter, von deren gesegneten Wirkungen namentlich in diesen hohen Ständen ich immer mehr höre. — Nach der Tafel bei der Frau Herzogin machte ich einen längeren Spaziergang durch die wunderschön gelegene Stadt. Die dortigen Geistlichen sind treffliche Männer.

Einer der Helfer führte mich zu einer wunderlichen Kranken, die zu den sogenannten „württembergischen Besessenen“ gezählt wird. Ich glaube aber nicht an die spezifisch württembergische Besessenheit. Die Erscheinung der alten sechzigjährigen Sünderin und die Äußerungen derselben über ihr Elend mit greulichem Geschrei waren widerwärtig. Nachher sollte ich die Rettungsanstalt „Paulinenpflege“ besehen und in der Anstalt einige Worte zu den hier am Ort wohnenden Freunden der inneren Mission reden. Als ich aber hinkam, war das ganze große Haus von unten bis oben mit Menschen gefüllt, und nicht bloß das, es standen die Straßen und die Gärten so gedrängt voll Menschen, daß man hätte glauben mögen, es handle sich um einen Volksaufstand. Aus mehreren Dörfern waren große Scharen herbeigezogen. In der Anstalt zu sprechen war unmöglich, ich hätte mich aufs Dach begeben müssen, darum gingen wir in die Kirche, und nach einer Viertelstunde stand ich auf der Kanzel von Kirchheim. Ich legte Psalm 23 zu Grunde und sagte den lieben Leuten in Zeit einer Stunde, was Gott mir gab. Es würde mir wohl noch öfter so gehen, wenn ich so weiter reisen wollte. Ich weiche dem aber aus. Die schönen fürstlichen Rosse brachten mich dann nach Plochingen auf die Eisenbahn zurück. Ich bringe Dir von der Herzogin nochmals die „schwesterlichsten“ Grüße, die sie Dir und unseren acht Kindern sendet. Es ist etwas Wunderbares um diese Gemeinschaft der Liebe, die doch nur vom Himmel her kommt! Was die Herzogin gesprochen, bezog sich wieder viel auf Politik oder vielmehr den Geist des Verfahrens in derselben. Ich gewann einen tieferen Blick in manche Verhältnisse; das gehört aber nicht in einen Brief. Ich sage Dir einmal mündlich davon. Ein Mangel der letzten Tage, den wohl jeder gefühlt haben wird, war die Unmöglichkeit, einander persönlich nahe zu kommen. Es fehlten dazu die nötigen Pausen. Man sieht in den langen Namensregistern volle Reihen bekannter und gefeierter Männer, die nun wieder voneinander gezogen sind, ohne untereinander ihr Angesicht erkannt zu haben. Doch

sind mir einige wenige dennoch näher getreten, unter diesen namentlich der edle Prälat von Kapff, dessen Erscheinung und Wesen wie auf die ganze Versammlung so auch auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht hat. Er ist der Verfasser der Preisschrift[1]), die wir jetzt drucken. Nach Schluß des Kongresses sagte er mir das schöne Wort: „So ist die Versammlung gewesen, daß, wäre ich nicht schon ein Christ, ich müßte nun einer werden; hätte ich Christum nicht schon lieb, so müßte ich Ihn jetzt lieben." Dem eigentümlichen Dr. Barth in Calw bin ich ebenfalls persönlich näher gekommen. Ich kann es mir schon denken, wie dieser Sonderling auf seinem Studierzimmer einen ausgestopften afrikanischen Löwen neben sich liegen hat. Er ist einer derjenigen Männer, die ausschließlich für die äußere und innere Mission leben, um vielleicht mit die größte und umfassendste Wirksamkeit dieser Art auszuüben. Unverheiratet, ohne Amt, dazu wohlhabend, kann er der Arbeit alle seine Kräfte widmen. Nebenbei erwähne ich: er giebt jährlich so viel Gulden für diese Zwecke aus, als die laufende Zahl des Jahres beträgt, also in diesem Jahre 1850 Gulden und jedes Jahr einen Gulden mehr. Ein gleichfalls origineller Mann der Art war Pastor Vallette aus Paris, früher in Neapel, in welchem sich die ganze Ritterlichkeit des christlichen Franzosen mit einer eigentümlichen Noblesse verbunden darstellt. Noch nenne ich die drei edlen Brüder Legrand aus dem Steinthal und Basel. Der eine aus dem Steinthal, des seligen Oberlins Freund, durchreist jetzt ganz Deutschland, um alle die Freunde hier, die je das Steinthal besucht, wieder zu besuchen und ihnen Oberlins Brustbild, in Relief, zu bringen. Er verbindet mit seinen Reisen wohl den Zweck, für die Evangelische Gesellschaft in Frankreich zu interessieren, für die, um das Reich Gottes in Frankreich bauen zu helfen, ein Pressensé aus seinem eigenen Vermögen bis jetzt drei Millionen Frank verwendet hat! Ferner nenne ich den Schweizer Prediger Oschwald, dessen Schrift über die Sonntagsfeier preisgekrönt wurde, den Ober-Regierungsrat Pestalozzi aus Zürich, den neu ernannten Konsistorial-Präsidenten von Wächter, Spittler u. s. w. Unter den Frauen ist mir namentlich die Schwester Schillers, verehelichte Frau Junot aus Rudolstadt, näher getreten, auch durch ein eingehendes Schreiben, in welchem der Geist Schillers in Christo verklärt erscheint. Heute habe ich noch einige Stunden in dem einfachen Hause der Freifrau von Gemmingen zugebracht, der

---

[1]) von Kapff, Prälat, „Die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel. Dargestellt für Hohe und Niedere." Gekrönte Preisschrift. Agentur des Rauhen Hauses. 1850.

Schwiegermutter Tholucks, den ich dort mit seiner liebenswürdigen Frau noch einmal länger gesprochen habe. Die Abendstunden verlebte ich im hiesigen Waisenhause mit 175 Kindern, wo der mir längst befreundete Kameralist Riecke die Verwalterstelle versieht und wo ich zum Schluß nach der Abendmahlzeit der Kinder das Abendgebet gehalten und mir zugleich Grüße an die Kinder des Rauhen Hauses erbeten habe, die bestellt werden sollen. Eine Musteranstalt ist das hiesige Waisenhaus nun freilich nicht, will es aber auch nicht sein. In den Hausandachten hier habe ich den Brauch gefunden, daß die Schar der Kinder zum Schluß den aaronitischen Segenswunsch spricht; Herr Oldenberg, der bei einem Stadtrat wohnt, berichtet, daß der Vater die Schrift liest, eines der Kinder den Katechismus betet und die Mutter den Segen spricht.

Von mancher stillen Frucht des Kirchentages höre ich hie und da zufällig, namentlich auch, wie mancher Teilnehmer schon in der Kirche den Entschluß ausgesprochen habe, vom andern Tag an mit der Hausandacht in der Familie zu beginnen, und wie Brautleute, die sich zur Kopulation meldeten, auf den Kirchentag sich beziehend vom Pfarrer Bibeln holten, um in ihrem neuen Hausstand die Hausandacht einzuführen; nach dem, was sie dort gehört und gesehen hätten, ginge es nicht mehr anders.

Gernsbach in Baden, den 20. September 1850.

Seit vorgestern bin ich auf einer sogenannten „Fußreise" zu Wagen mit Oldenberg und Weiß und benutze die einzige findbare Stunde früh, um bei Dir zu sein und Dich, so mangelhaft es ist, zur Teilnehmerin all des Guten zu machen, das der Herr mir so reichlich gegeben hat. Am Mittwoch nachmittag rückten wir mit dem Postwagen in Calw ein.

Hier war das Hauptaugenmerk für uns auf Dr. Barth gerichtet. Bis vor etwa zwölf Jahren war er Pfarrer in Möttlingen, nun wohnt er hier als Privatmann. Er ist ein Segen für nicht zu Zählende in der Christenheit und in der Heidenwelt; nur gilt er nichts unter den Leuten seiner Vaterstadt: Der Prophet gilt nirgends weniger, denn in seinem Vaterlande. Nachdem wir im „Waldhorn" zu Mittag gespeist, gingen wir zu ihm und fanden hier den Pfarrer Blumhardt, den wir gleichfalls in seiner Mustergemeinde hatten aufsuchen wollen. Barth ist ein stattlicher Mann aus dem Schwabenland, ruhig wie sie alle sind, aber gediegen; geistig und geistlich dient er den verschiedensten Liebeswerken; davon sprechen alle Wände in

einer Reihe von Zimmern, die er bewohnt. Allein in jener kleinen Stube, in welcher ich schlief, hingen Porträts von wohl mehr als hundert englischen Geistlichen, die er kennt. Ein anderes Zimmer bildet ein Museum, voll von Gegenständen, die er aus der ganzen Heidenwelt gesammelt hat: Gold und Edelstein wechseln mit Waffen, Kleidern, Geräten, Götzenbildern, Münzen u. s. w. In den Bücherregalen stehen an achtzig Zeitschriften, die der Besitzer regelmäßig aus England, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, aus Ostindien, China und Nordamerika erhält. In den anderen Regalen stehen die von ihm geschriebenen Bücher: Biblische Geschichte u. s. w. Dr. Barth reist auf alle Missionsfeste, nach der Schweiz, nach Baden und Württemberg. Seine Korrespondenz geht über die ganze Welt; er schreibt jährlich an zwölfhundert Briefe nach Deutschland, England, Afrika, Amerika, Asien. Den ganzen Sommer hindurch hat er unablässig Einladungen und Besuche, letztere von allen Enden. Die Gastfreundschaft macht ihm viel Not und Arbeit, aber bringt ihm ebensoviel Freude und Segen ins Haus. Neulich hatte er sieben Gäste auf einmal über Nacht. Als wir kaum eingetreten waren, war schon unser Reiseplan umgestoßen — wir wollten eigentlich am gleichen Tage weiter reisen, mußten aber über Nacht bleiben und haben unter dem Dache unvergeßliche Tage gehabt. Zunächst wurde ein Spaziergang nach der schönen und großen Klosterruine Hirsau ausgeführt, wozu jeder einen Wanderstab erhielt, der eine einen solchen vom Libanon, der andere vom Karmel, der dritte vom Sinai; wieder ein anderer Stab war früher im Besitztum Jung-Stillings gewesen. Wir haben bei Dr. Barth viel gelernt und wollen's behalten. Es wird Dich interessieren zu hören, daß Barth jetzt öffentlich hervorgetreten ist, um vor dem Missionar Gützlaff als einem irreführenden Mann zu warnen und die Nichtigkeit seiner öffentlich gehaltenen Reden aufzudecken; ebenso beurteilt ihn Ephorus Hoffmann, der frühere Missionsinspektor zu Basel, also die besten und umfassendsten Kenner Chinas und seiner Missionsgeschichte. Gützlaff scheint selbst zum Chinesen geworden, aber nicht im besten Sinn des Wortes.

Heidelberg, den 21. September 1850.

Mit einem schwäbischen Fuhrmann und ein Paar tüchtiger Rappen ging es vorgestern morgens weiter in den eigentlichen Schwarzwald hinein. Aus den Thälern entwandten sich Nebel, während wir bei nur wenig bewölktem, blau leuchtendem Himmel immer höher aufwärts stiegen. Bald hatten wir das herrliche Nagoldthal hinter uns, um in das gleich herrliche Enzthal hinabzusteigen, wo der bekannte Bade-

ort Wildbad uns einige Erquickung gewährte. Die Armen, die um ihrer Gesundheit willen wochenlang an solchem Orte wohnen müssen! Die Umgegend ist freilich wunderschön. Von hier ging's weiter zu Fuß. Das Ziel war der sogenannte Dobel, ein Plateau, das die Wasserscheide zwischen Ost und West scharf kenntlich macht. Das Steigen hat Mühe gemacht, und ich fühle es noch, doch wurden wir reichlich belohnt, indem sich plötzlich das ganze Rheinthal vor den Blicken der Ermüdeten ausbreitete. Ein Intermezzo bot die Hochzeit eines Arbeiters auf dem Dobel. Ich schenkte dem jungen Paar mit einigen wohl nicht ganz unnötigen Einschärfungen mein Neues Testament zum treuen Hausgebrauch. Nach stundenlangem Bergab gelangten wir endlich ins Murgthal, um die Nacht in Gernsbach zu bleiben. Unser Weg ins Murgthal war derselbe, den voriges Jahr die Reichsarmee gemacht hat, um die bübischen Insurgenten aus Gernsbach zu verjagen. Die Abendstunden am Donnerstag habe ich bei Pfarrer Dr. Kayser zugebracht, dem Schwiegersohn Pfarrer Zimmers in Frankfurt a. M. Mir lag daran, aus seinem Munde Näheres über die badischen kirchlichen Zustände zu erfahren, was mir denn auch reichlich gelungen und bei der trefflichen Persönlichkeit Kaysers sehr wert ist. Das christliche Wesen, soweit es in den untern Ständen hier eine dauernde Wurzel gefaßt hat, ist durchweg krankhaft pietistisch. Charakteristisch ist hier im Schwarzwald ein gewisser Stumpfsinn unter den Bauern, der sich auch in den hiesigen christlichen Kreisen geltend macht. Unter den Gebildeten soll wenig christliches Wesen herrschen. Die Kluft zwischen diesen und den christlich gesinnten Leuten unterer Stände ist groß und wird immer schroffer, besonders durch die Schuld der letzteren. Befestigt wird sie noch mehr durch das Bestehen zweier Vereine für innere Mission; zur Gründung des einen derselben, dessen, der die freiere Richtung vertritt und den Weg in die Kreise der höheren Bildung gefunden hat, habe ich, wenn auch ohne es damals zu wissen, mitgewirkt.

Wenn Du einen Tag mit Ullmanns zusammen lebtest, wie mir solches hier vergönnt war, Du würdest Dich an dem Geist der Liebe und Sinnigkeit, der unter diesem Dache herrscht, erquicken. Ullmann ist einer der vielen Professoren, die in den letzten beiden Jahren durch die Weckrufe der inneren Mission in ein neues Stadium ihrer Wirksamkeit getreten und thatsächlich Vertreter von Interessen geworden sind, die ihnen sonst fern gelegen. Soweit mir das zu sehen vergönnt ist, beobachtete ich an jenem reichen Geschichtsforscher unserer protestantischen Kirche den aus dem Gemüt hervorbrechenden Drang rettender Liebe. Die Sache der inneren Mission dringt hier von diesen Spitzen aus

an Stellen, die wieder belebend und gestaltend in weitere Kreise des öffentlichen Lebens zurückwirken.

Vor meiner Ankunft in Heidelberg habe ich einige Stunden in Bruchsal zugebracht, um dort durch den Anstaltsgeistlichen Eintritt in eins der badischen Gefängnisse zu erlangen. Schon nach einer halben Stunde befand ich mich in dem hier seit zwei Jahren eröffneten sogenannten pennsylvanischen Gefängnis mit etwa vierhundert Gefangenen, deren jeder in einer Einzelzelle wohnt. Bruchsal birgt in drei Gefängnissen mehr denn tausend Gefangene. Das Frauengefängnis ist auburnsch[1]), das Zuchthaus für Männer pennsylvanisch, nur das letztere besichtigte ich. In vier Flügeln wohnen im ganzen vierhundert Gefangene und zwar in drei Etagen übereinander. Man hört nur das Geräusch der Arbeit, wenn man durch die Räume geht. Pfarrer Heinz, der Anstaltsgeistliche, hat die strengsten Beobachtungen über den Erfolg dieses Strafverfahrens angestellt. Das Resultat ist, daß fünf Sechstel der isoliert wohnenden Männer dankbar dafür sind, getrennt von den anderen Mitgefangenen wohnen zu dürfen; namentlich gilt dieses von den mehr Gebildeten unter den politischen Gefangenen, deren hier infolge ihrer Verurteilung wegen der Beteiligung an der Revolution mehrere Hundert die entehrende Zuchthausstrafe abbüßen. Der Verkehr mit den Wärtern, mit dem Direktor und den Geistlichen (es sind hier zwei evangelische und zwei katholische Geistliche thätig) giebt den Gefangenen hinlänglich Gelegenheit zu Aussprachen mit Personen, von denen ein sittlicher Einfluß erwartet werden darf. Dazu kommt der tägliche Unterricht. Vielen der Gebildeten, namentlich früheren höheren Staatsbeamten und Geistlichen ist die Teilnahme am Religionsunterricht anfänglich erlassen worden. Diese haben aber selbst gewünscht, dabei gegenwärtig sein zu dürfen. Der sonntägliche Gottesdienst ist allen eine Freudenstunde. Eine reichhaltige Bibliothek nicht bloß erbaulichen sondern auch unterhaltenden und wissenschaftlichen Inhalts kommt noch hinzu. Pfarrer Heinz machte mir den Vorschlag, alle evangelischen Gefangenen in ihren Zellen der Reihe nach aufzusuchen und mich mit ihnen zu unterhalten, was mir leider unmöglich war. Doch sah ich einige, und unter diesen einen mir sehr teuren Mann. Es war der frühere königlich sächsische Beamte P., der sich bei einem Aufstand im Königreich Sachsen beteiligt hatte und dann nach Baden gegangen war, um hier die Revolution organisieren zu helfen. P., einst im höheren Staatsdienst als Jurist und Kameralist stehend, war zu sechs Jahr Zuchthaus verurteilt worden. Die von ihm gemachten

---

[1]) s. Bd. I., S. 289.

Erfahrungen über die schnöde Selbstsucht des Beamtenstandes, welche er aller Orten wieder gefunden, gab ihm den Anstoß zur Teilnahme an der Revolution. Er hatte gehofft, daß auf diesem Wege ein besserer Zustand der Wahrheit im Volksleben erstehen würde. Nun verurteilt, war er zur Besinnung gekommen, und durch das Hören des göttlichen Wortes war in ihm, der vordem bereits bis zur vollständigen Gottesleugnung herangereift war, woraus er selbst gar kein Hehl machte, durch Gottes Geist der Glaube wieder erweckt worden. Heinz führte mich zu ihm als zu einem Bekannten. Er hatte ihm schon vordem von meinen Schriften zu lesen gegeben, die Denkschrift, die Fliegenden Blätter und einiges andere; dadurch war dem Gefangenen noch klarer geworden, wie nur auf dem Wege der Wiedergeburt des Volkes aus Christo das erreichbar sei, was er auf revolutionärem Wege, von Blindheit geschlagen, vergeblich angestrebt. Es war wohl tief schmerzlich, den edlen, schönen Mann, den Mann von hoher Bildung so in der Züchtlingsjacke mit der Bibel in der Hand vor sich stehen zu sehen, aber auch mächtig ergreifend, aus seinem frohen Munde das Zeugnis zu hören, wie ihm im Evangelium das Licht der Freiheit und der Herrlichkeit der Kinder Gottes aufgegangen. Gewiß war ihm durch meinen Besuch eine hohe Freude zu teil geworden, wie mir mein Gott und Herr hier von neuem ein Zeugnis von der heiligen Verpflichtung der inneren Mission an den armen gefangenen Brüdern gegeben hat. Ich habe versprochen, dem teuren Gefangenen einmal zu schreiben, und will mein Wort halten. Leider blieb mir zu noch mehreren Besuchen dieser Art die Zeit nicht, auch konnte ich mir keine Abschrift des ergreifenden schriftlichen Bekenntnisses von P. verschaffen, das Pfarrer Heinz mir nachher vorlas.

Aus dem Bruchsaler pennsylvanischen Gefängnis habe ich mir über Erfahrungen auf dem Gebiete der Verwaltung, besonders auch aus den Instruktionen der Gefangenwärter eine Reihe schätzbarer Notizen gesammelt, die seiner Zeit zu gebrauchen sein werden. Der Stand des Gefängnisses scheint mir hier ein vortrefflicher zu sein. U. a. liegt sehr vieles Gute in der Stellung der Geistlichen, die vom Direktor völlig unabhängig und direkt unter den Minister gestellt sind. Täglich halten der Oberbeamte, der Direktor, die Geistlichen, der Arzt und die anderen Beamten eine Konferenz über das, was täglich not thut. Heinz hat für das Kirchenjahr eine Lesetafel der Heiligen Schrift eingeführt, die jeder Gefangene in Händen hat und nach der er täglich den bestimmten Abschnitt liest, der beim Religionsunterricht zu Grunde gelegt wird. Auch die Katholiken dürfen mit Zustimmung ihrer Geistlichen diese Tafel benutzen, wie sie auch alle

ohne Ausnahme gleich wie die Evangelischen Bibeln in Händen haben. Die Zahl der Wärter beträgt dreißig. Jeder hat von früh $4^1/_2$ bis 8 Uhr abends Dienst, der nur durch eine Mittagspause von einer Stunde unterbrochen wird. Alle vierzehn Tage hat jeder einen Sonntag frei; dagegen vergleiche man die brutalen Einrichtungen im Naugarder Gefängnis, wo die Wärter nur alle sechzehn Sonntage einen halben Sonntag frei haben! Es ist noch hinzuzufügen, daß die oberste Aufsicht über alle Gefängnisse in Baden Herr von Jagemann führt, der seinen Sitz in Karlsruhe hat, von wo aus er alle vier Wochen jedes Gefängnis inspiziert. Er gebraucht dazu für ein Gefängnis oft mehrere Tage, da er jeden Gefangenen in seiner Zelle aufsucht, um sich persönlich über seine Lage und seine Bedürfnisse zu unterrichten. Dich kann alles dieses weniger interessieren. Ich habe es hauptsächlich mir zur Erinnerung aufgeschrieben.

Frankfurt a. M., den 22. September 1850.

Wie Du siehst, bin ich stark im Rückzuge. Mein Quartier habe ich hier im „Schwan" genommen, wo des Treibens kein Ende ist. Freitag nachmittag trennte ich mich von Oldenberg und Weiß, die nach Rastatt reisten, um einen dort stationierten Landsmann, den Feldprediger Cosak aus Königsberg i. Pr. zu besuchen. Die preußischen Feldgeistlichen haben durch ihre gläubige und eingreifende Verkündigung ein großes, gesegnetes Arbeitsfeld in dem kirchlich noch in den Kinderschuhen einhergehenden Baden gewonnen. Überhaupt finde ich, daß die besser gesinnten Badenser mit der Anwesenheit der Preußen hier sehr zufrieden sind, wiewohl die aus dem größeren Militäraufwand entspringenden Unkosten anfangen, unerträglich zu werden. Mit den genannten zwei Freunden wollte ich in Heidelberg wieder zusammentreffen. Gestern abend aber haben sie mir abgeschrieben, weil sich für sie Gelegenheit bietet, der in der Nähe von Rastatt seit vierzehn Tagen wirkenden katholischen „Mission" beizuwohnen. Zu den täglichen Predigten, die von stets neuen Predigern abgehalten werden, strömte, trotzdem der Aktus schon vierzehn Tage währt, eine ungeheure Menge katholischen Volks hinzu. Warum haben wir Protestanten solche Missionen nicht? Dafür haben wir freilich in der letzten Woche unseren Kirchentag gehabt. Doch ich wollte meinen Reisebericht noch ergänzen. —

Freitag abend kam ich in Heidelberg an. Am Bahnhof sah ich einen wohlbekannten Mann mit scharfem Blick umherspähen; es war der würdige Legrand aus dem Steinthale. Du wirst ihn nächstens

auch in Hamburg sehen, wo er uns besuchen will. Beim Kirchenrat **Ullmann** von diesem und seiner lieben Frau freundlich aufgenommen, blieben wir am Abend mit Legrand zusammen. Legrand erzählte hier, wie er sich in Paris bei Louis Philipp, dem Königlichen Hof, bei den Ministern u. s. w. bemüht habe, den christlichen Ideen zum Heil der Fabrikarbeiter — wobei Legrand in seinen eigenen Fabriken mit bestem Beispiel vorangegangen ist — Eingang zu verschaffen; er erzählte in der bekannten einnehmenden, ritterlichen, festen und mutigen Art, mit der Franzosen auf diesem Gebiet zu handeln pflegen. Später sprach er über eine wahrhaft christliche Anwendung des Reichtums, worüber diesen reichen Mann zu hören mir unvergeßlich war. Herr Legrand besteht darauf, daß jeder von dem, was er jährlich hat, den zehnten Teil für Zwecke des Reiches Gottes abgebe, nicht als ob es dann dabei bleiben solle, vielmehr versicherte er, daß, wenn der Zehnte als das Eigentum Gottes, woran der menschliche Besitzer alles Anrecht verloren habe, verwaltet werde, die Folge sein würde, daß jeder (er spricht von Wohlhabenden und Reichen) auch noch einen zweiten und dritten Zehnten hinzulegen bereit sein würde. Ob das Geben des Zehnten vom Einkommen das richtige Prinzip für das Wohlthun und Mitteilen ist, bezweifle ich, weil es gesetzlich erscheint und weil das, was abzugeben wäre, für viele Menschen zu viel, für noch mehr Menschen aber zu wenig sein würde und der Sinn des Alten Testaments zugleich noch ein anderer ist, indem nämlich im Zehnten das Ganze dargestellt wird, das dem Herrn gehört, das aber ein jeder mit einem ganz anderen Maße, als es gewöhnlich geschieht, abzumessen und abzuwägen hätte, um festzustellen, was er davon den Zwecken des Herrn unmittelbar zuwenden müßte. Den ungenannten Verfasser des in den „Fliegenden Blättern" veröffentlichten Briefes[1]) über die christliche Verwaltung des Reichtums habe ich in Stuttgart persönlich und von Angesicht kennen gelernt. Er wird mir für die „Fliegenden Blätter" nächstens einen Aufsatz mit seinen Meinungen über den „Zehnten" schicken, welche denen des Herrn Legrand sehr ähnlich sein mögen. Mir hat sich das Bild dieses großen Mannes, den die Welt nicht kennt und der recht eigentlich ein Schatzmeister des Herrn ist, tief eingeprägt. Ich möchte Gott bitten, doch einmal in unser Hamburg hinein ein Licht von solchen Koryphäen hineinleuchten zu lassen; aber an den goldenen und silbernen Herzen

[1]) Gemeint ist der Aufsatz: „Ein Wort über den Kommunismus an alle Stände; ein offener Brief an den Herausgeber." Fliegende Blätter, Serie VII, (nachträgliche) Beilage zu Nr. 5. Vergl. die offene Antwort in Nr. 6, S. 188 (Antwort Wicherns).

der meisten werden solche gottmenschliche Erscheinungen, wie sie nur aus Christo und Seiner Liebe geboren werden, meist ungesehen und unempfunden vorübergehen. Noch bemerke ich, daß in den Kontorbüchern der Steinthaler Legrand (Vater und Söhne) nun schon seit langen Zeiten ein förmliches „Zehnten-Konto" eröffnet ist. Jedesmal am Jahresabschluß wird der Zehnte des ganzen Jahreseinkommen als dem Besitzer nicht gehörig weggeschrieben. Es ist bekannt, daß es vorzugsweise diese Familien sind, durch deren großartigen Betrieb mehrere protestantische Gesellschaften und Anstalten Frankreichs und der Schweiz erhalten werden, daß eben dieser Kreis christlicher Männer es ist, der jährlich den größten Teil des bei diesen Gesellschaften und Anstalten entstehenden Defizits zu decken pflegt. Der eigentliche Zweck meiner Reise nach Heidelberg und des dortigen Aufenthalts war ja übrigens die Astor-Stiftung. Wir haben denn auch nicht nur einer Sitzung des Stiftrats beigewohnt sondern sind auch nach Walldorf gefahren, um dort mit den Hauptmitgliedern des dem Stiftrat untergeordneten Verwaltungsrats, dem Bürgermeister und den zwei Geistlichen beider Konfessionen zu beraten und das angekaufte Land zu besichtigen. Eine traurige Rolle spielte der evangelische Geistliche dem katholischen Dekan gegenüber. Auch hat es mich sehr interessiert, in Walldorf das Haus zu sehen, aus dem der alte Astor einst in einer Bauernjacke auszog, nicht ahnend, daß sein Enkel als der Nachkomme eines Großvaters, der der reichste Mann Amerikas geworden, den heimischen Boden wieder betreten würde. Es soll der Anblick dieser ursprünglich großväterlichen Wohnung in Walldorf den jungen Astor, den Du ja neulich bei uns gesehen hast, als er behufs der Astorstiftung uns besuchte, tief ergriffen haben. Es ist ein kleines Häuschen an der Hauptstraße des sogenannten Dorfes, mit einem kleinen Vorderhof, den eine große Dunggrube umschließt. Gut, daß dem jungen Mann ein Gefühl von der Vergänglichkeit des irdischen Guts nicht verlassen hat. Er hat sich bei einer Gelegenheit lebhaft darüber geäußert, daß man in Amerika annähme, daß der Besitz eines Reichtums über das dritte Geschlecht nicht hinauszureichen pflege. Von dem kahlen Gottesdienst, dem ich in Heidelberg am Sonntag morgen beigewohnt, sollst Du nichts Weiteres hören; die gelehrte und künstlich aufgebaute Predigt wird die meisten Zuhörer, welche den unteren Ständen angehörten, wenig erbaut haben.

1851.

Nachdem König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 behufs Ausbildung von Gefängnisaufsehern zwei Pensionsstellen zunächst auf drei Jahre im Rauhen Hause gegründet hatte, dann 1844 jener Kontrakt zwischen dem Kuratorium der Brüderanstalt und der preußischen Regierung abgeschlossen worden war, wonach das Kuratorium sich verpflichtete, je zwölf Brüder vorwiegend für den Strafanstaltsdienst in Preußen vorbilden zu lassen (s. Band I., S. 338), wurde das Jahr 1851 durch ein Zwiefaches bedeutungsvoll, einmal dadurch, daß Wichern auf Grund seiner Mitteilungen über den Zustand der preußischen Gefängnisse und nach Verständigung des Ministers des Innern mit dem Minister der Justiz mit einer kommissarischen Revision aller preußischen Gefängnisse betraut wurde (s. den Brief vom 14. Januar 1851), sodann dadurch, daß die auf Antrag des Ministers des Innern und des Ministers der geistlichen rc. Angelegenheiten gegebene Kabinettsordre vom 17. Juli 1851 fortab den Staatspensionären des Rauhen Hauses den Dienst in preußischen Gefängnissen offenhielt. Die von Wichern im Laufe der Jahre im Interesse einer Gefängnisreform in Preußen abgefaßten Gutachten rc. sollen in einem besonderen Bande zum Abdruck gelangen. Von seinen Revisionsreisen, auf denen die meisten der nachstehenden Briefe geschrieben wurden, fallen zwei in das Jahr 1852 (nach Rheinland-Westfalen und nach Ost-, Westpreußen und Pommern), die dritte in das Jahr 1853 (nach Brandenburg, Schlesien und Sachsen). An diese letztere Reise schloß sich ein Besuch der Gefängnisse im Königreich Sachsen. Weitere Gefängnisreisen unternahm Wichern 1857, 1859, 1860, die beiden letzteren ohne eingehende briefliche Aufzeichnungen. Das Jahr 1851 wurde noch dadurch bedeutungsvoll, daß Wichern als Vertreter der deutschen inneren Mission der Einladung von Sir Culley Eardly, dem Präsidenten der Evangelical Alliance, nach London Folge leistete. Direkt von London aus eilte er dann Mitte September nach Elberfeld zum Kirchentag, um hier ein Referat über „die innere Mission in ihrer nationalen Bedeutung für Deutschland im Hinblick auf die Reformation" zu halten (siehe Oldenberg, Band I, S. 181 ff.) Leider fehlen Briefe über diesen sowie über einige andere Kirchentage, da Wicherns Gattin mehreren Kirchentagen persönlich beigewohnt hat.

Berlin, den 13. Januar 1851.

Daß ich hier glücklich angekommen bin, siehst Du. Auf der Fahrt las ich in der Cottaschen Quartalschrift den Riehlschen Aufsatz über den „vierten Stand". Ich stimme dem ganzen Inhalt mit vielleicht geringen Ausnahmen bei. Vieles von dem, was der Verfasser als Ursache des proletarischen Künstlerlebens nennt, und welche Mittel anzuwenden sind, jenem großen Notstand zu steuern, ist schon oft ebenso von mir und anderen in der „Denkschrift" ausgesprochen worden. Wenn in den Künstlern erst wieder der Trieb zur Wurzelung im Handwerk entsteht, wie bei den Handwerkern der Schwindel, Künstler zu werden, die Köpfe und Herzen verschroben und die Leute ruiniert hat, so wird das Proletariat in beiden Kreisen aufhören. Das über die Geistesproletarier

zu Sagende steht ebenso in meinen Aufsätzen über „Die Proletarier und die Kirche" in den Fliegenden Blätter von 1848 (Nr. 15 u. 17). Was Riehl über die Handwerkerherbergen, die Verhältnisse der Gesellen und des Gesindes überhaupt zu den Familien sagt, ist unser seit lange verhandeltes Thema und der Gegenstand unablässigen Denkens und Arbeitens, damit es besser werde. Ich bin davon überzeugt, daß weder Theologie noch erbauliche Mittel und Mittelchen dem kranken Volkskörper allein aufhelfen können, sondern daß auch der Staat zur sittlichen Wiederherstellung desselben seine hohen und wichtigen und ihm allein zukommenden Aufgaben hat; deswegen thut mir um des Mannes und der Sache willen der mitleidige Seitenblick auf die innere Mission leid. Das Ganze zeigt, daß Riehl sich über die Aufgabe, welche das Christentum, das gewiß nicht mit der Institution der Kirche an allen Punkten zusammenfällt, aber als Reich Gottes Staat und Kirche und damit das ganze Leben durchdringen soll und muß, im Volksleben hat, nicht klar ist. Es folgt nun aus alle dem die Verpflichtung, den vortrefflichen Mann aufzusuchen und ihm darüber noch Klarheit zu verschaffen, damit wir zusammengehen können. Es wird sogleich deswegen nach Wiesbaden geschrieben, und wir wollen sehen, ob wir anknüpfen können.

Mit solcher Beschäftigung bin ich also Sonnabend hier angekommen. Den Abend bin ich zu Hause geblieben. Ich habe einen Aufsatz von drei Bogen und mehr zusammengearbeitet, zu dem ich in Hamburg schlechterdings die Zeit nicht finden konnte. Derselbe ist für England bestimmt, um den dortigen Freunden, welche beim Centralausschuß angefragt hatten, über die innere Mission in Deutschland Auskunft zu geben und zu versuchen, sie zur Geldunterstützung zu veranlassen. Daran schließt sich der hier in diesen zwei Tagen immer wieder aufgetauchte Wunsch der Freunde, daß ich diesen Sommer nach England reisen soll, um dort mit den englischen Männern des Reiches Gottes fruchtbare Verbindungen einzuleiten und um ein Zusammenwirken und gegenseitiges Sichhelfen der beiden Nationen auf dem Gebiet der inneren Mission in vollem Sinne, so Gott will, möglich zu machen. Vielleicht, daß Bethmann-Hollweg dann mitgeht und wir beide die Mission gemeinschaftlich übernehmen. Dazu muß ich aber noch Englisch lernen, und ich erinnere hiermit Herrn Oldenberg daran, daß er seinen Auftrag, mich diesertwegen zu mahnen und zu treiben, bis jetzt nicht sehr löblich ausgeführt hat.

Es gärt hier in vielen Herzen. Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine vollständige Revision des Zustandes der Gefängnisse und darum, Mittel der Abhülfe zu finden, wie sie eben

die innere Mission zu bieten vermag. Die Verhandlungen mit dem Minister sind eröffnet. Die gewichtigsten Stimmen sind für uns. Mir wird, wenn es dazu kommt, daraus eine große, umfassende Arbeit, die man mir anzuvertrauen gedenkt und die, wenn der Herr sie segnet, ein Neues auf diesem Gebiet der Nacht anbahnen kann, zufallen. Wer hätte vor fünf Jahren, als dieser Gedanke und die Hoffnung zuerst ausgesprochen und an die Macht Christi gewiesen wurde, zu glauben gewagt, daß wir so bald schon an das Thor der Erfüllung geführt werden könnten? Aber ich bin dessen gewiß, der Herr wird sich in unserm Volk noch weiter die Krone über dem Staatsmaschinentum und dem Humanismus erobern. Nur sollen die Knechte kommen und nichts andres wollen als Ihm dienen. Aber, o der Faulheit und der Schande, der Jammertöchter unsrer Selbstsucht!

Noch manche andere Sachen verwandter Art haben sich hier mit einemmal in den Weg gelagert, so daß das rasche Hindurchgehen gar nicht möglich ist. Hätte ich nicht nächste Woche meine Bibelstunde zu halten und am Mittwoch und Sonntag die Abendpredigt übernommen, so bliebe ich einfach vierzehn Tage hier. Gestern mittag haben wir eine mehrstündige Konferenz des Centralausschusses gehabt. Der arme Freund Mühler sieht sehr angegriffen aus; die fortgehenden Leiden seiner Frau greifen ihn sehr an, dazu die vielen und wichtigen Arbeiten des Oberkirchenrates, in welchem er eine Hauptperson geworden ist. Gespeist habe ich mit Bethmann-Hollweg und dann mehrere Stunden teils mit ihm teils ohne ihn beim Grafen von Krassow und Herrn von Kleist zugebracht, die tief in Kammerarbeiten sitzen. Bei Lücke traf ich die ganze Partei der äußersten Rechten, wovon viele der strengen Kreuzzeitungspartei angehören. Durch alle christlichen Kreise geht hier jetzt wegen der politischen Fragen ein tiefer Riß; es sind keineswegs alle christlichen Politiker mit der Kreuzzeitung eins, was ich immer wußte; solches aber wieder unmittelbar zu sehen und zu hören, ist doch etwas anderes. Von Trendelburg ist aus der Kammer getreten, und viele andere wollen es, u. a. auch von Bodelschwingh, da sie keine Opposition machen wollen.

Berlin, den 14. Januar 1851.

Mir thut bei der Unruhe der Arbeit, wie sie mich zuletzt in Hamburg drängte und drückte, diese andere Arbeit in Berlin sehr wohl. Wieder sind mir in der Berliner Hetzerei einige Mußestunden, solche in denen ich schreiben und lesen kann, die liebsten. So habe ich mich gestern morgen bis neun Uhr mit Schriftauslegung des Evangeliums Johannis beschäftigt, wozu ich mein griechisches Testament

und einiges Handwerkszeug mitgenommen habe. Am Abend von halb acht Uhr an habe ich eine wahre Erquickung an der Charakteristik des großen Rektors von Rugby, Thomas Arnold, gehabt, über den ich die schöne Arbeit eines Unbekannten gefunden. Mich haben in diesen Tagen vielfach allgemeine politische Fragen beschäftigt, wie das in Berlin nicht anders möglich ist, und habe darüber nicht wenig Händel und Verhandlungen mit Männern wie Graf von Krassow, von Bethmann-Hollweg, von Kleist-Retzow u. a. geführt und dazwischen meine Meinung behaupten müssen, die nicht immer Beifall gefunden hat. So hat es mich denn nicht wenig gestärkt, aus dem Munde des Thomas Arnold zum Teil dasselbe mit denselben Worten wiederzufinden, was ich in politischen Dingen als das Rechte erkannt. Das macht mich um so gewisser und verpflichtet mich um so mehr, die selbstgewonnenen Gedanken festzuhalten und die eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen: die Bekämpfung der Unlauterkeit, auch der Vorurteile unter den sogen. Konservativen und die Geltendmachung der Wahrheit inmitten der Unwahrheit und Unlauterkeit unter denen der Linken. Ich danke Gott in diesem Augenblick, nicht berufsmäßig, auch nicht durch bürgerliche Verhältnisse als Preuße oder Württemberger mit diesen politischen Dingen irgend etwas zu thun zu haben. Ich gerate darüber mit allen in Krieg und könnte innerlich leicht aller Feind werden. Es scheint mir die Wahrheit geteilt, gevierteilt! Ich sehe keine Partei, der ich angehören möchte, und es ist Pflicht, denen, welche meinen, daß man zu ihrer Partei steht, zu sagen, daß sie sich irren und warum. Dieser Riß geht, wie schon von mir bemerkt, selbst durch die konservativen Kreise Deutschlands, und liegt durchaus nicht auf der Oberfläche. Die Politik des Christentums, nicht die der Kirche, auch nicht die der jetzigen Konservativen, auch nicht die Politik derer, die sich jetzt die „christlichen Politiker" nennen, — diese Mutter unserer politischen Zukunft muß erst noch ihre Kinder gebären, und ihnen wird dann das Vaterland gehören. Ich habe mir diesmal hier in Berlin die Aufgabe gestellt, Mitarbeitern der Neuen Preußischen Zeitung so gut, oder vielmehr so schlecht ich's kann, meine Ansichten auseinanderzusetzen. Es hängt sich aber an diesen Kopf ein ungeheurer Schwarm beschränkter Menschen, denen diese Zeitung eine Ergänzung der Bibel für Politik geworden, dazu eine Herde politischer Frauen und junger Damen, so daß es ein Wespennest ist, das ausgenommen werden müßte. Das kann man aber ruhig den Schreibern überlassen. Den Abend war ich eine Stunde bei dem neuen Minister des Innern, von Westphalen, der mich auf sechs Uhr zu sich bestellt hatte; nachher kam auch der Präsident von Puttkamer und einer der Geheimräte hinzu, den ich schon von

der oberschlesischen Sache her kannte. Der Minister unterhielt sich nur über den Stand der Gefängnisse in Preußen und eröffnete mir, daß er die Absicht habe, mich mit dem Kommissorium einer Revision aller preußischen Gefängnisse zu betrauen und Vorschläge entgegenzunehmen, wie eine gründliche Reform derselben, namentlich des ganzen Beamtenwesens, auszuführen sei. Wir wollen nun sehen, was daraus wird; die erste Schwierigkeit liegt in der obersten ministerialen Verwaltung, die der Minister aber durch seine Machtvollkommenheit brechen wird. Hier liegt die Macht, welche bis dahin allen anderen Bestrebungen an erster Stelle entgegenstand und unübersteiglichen Widerstand leistete. Wie ich höre, hat auch der Minister von Manteuffel schon sein Ja zu zu einem Kommissorium gegeben. Wenn es dazu käme, würde das eine große Aufgabe und Arbeit mit einer Verantwortlichkeit sein, über die ich mich sehr würde zu prüfen haben.

Der Herr behüte und beschirme Euch und erhöre alle unsere Gebete für uns und füreinander.

Berlin, den 15. Januar 1851.

Gestern habe ich mehrere Stunden mit Stahl zugebracht und ihn, was bei ihm viel sagen will, meist nur über politische Dinge gehört. Ich habe mein schon angedeutetes Verfahren konsequent durchgesetzt und mich, soweit ich das überhaupt wagen kann, gegen meine hiesigen Freunde namentlich über die Partei der Neuen Preußischen Zeitung, die jetzt faktisch am Ruder ist, so ausgesprochen, daß dieselben wissen, was ich an derselben nicht billige, und das ist recht vieles. Da habe ich nun zu meiner nicht geringen Freude, wie ich das zum Teil auch schon wußte, Stahl in sehr wesentlichen Dingen zustimmend gefunden. Wagner persönlich ist, wie er behauptet, von Holz und ist mit ihm nichts anzufangen. Ich meine, er ist unter Einflüssen, die ihn borniert machen und hindern, daß der Bußprediger erst einmal selbst Buße thue und seine Sünden erkenne. Übrigens sind von Radowitz und von Gerlach trotz aller politischen Hetze und Gegensätze doch noch christliche Freunde geblieben; aber die Anhänger beider sind zum Teil tief erbittert. Auch von Manteuffel scheint ganz in den Händen der „Neuen Preußischen“. Es wird sich nun zeigen, was für Positives sie nach so viel Zerstörung mancher in der That arger Prinzipien werden bieten können. Ich persönlich glaube nicht an viel Positives; die Summe wird die Wiederherstellung des vorrevolutionären Standes sein, und damit wäre nichts gewonnen sondern sogar viel verloren. Doch wage ich das nur in Freundeskreisen zu sagen. Der König ist sehr schlimm daran und verwirrt. Die ganze Entwickelung der Geschichte ist ja ein Veitstanz unvereinbarer Widersprüche.

Berlin, den 16. Januar 1851.

Als ich vorgestern abend aus der Sitzung des Centralausschusses nach Hause komme, erhalte ich durch einen Expreßboten die Aufforderung, gestern nach Potsdam zum König und zur Königin zu kommen. So war der ganze Tag für einen andern Zweck dahin und ich mußte, was ich sonst vorhatte, aufgeben. Doch benutzte ich die Morgenstunden nach dazu, dem neuen Minister des Kultus von Raumer meine Aufwartung zu machen, der mich annahm und anderthalb Stunden bei sich behielt. Ich kannte den Herrn schon von Frankfurt a. d. O. her, und er empfing mich mit den Worten, daß er damals wohl nicht habe ahnen können, daß wir uns hier im Ministerialgebäude einst wieder treffen würden. Da in diesem Jahre von dieser Stelle und dem Minister des Innern aus die Erneuerung des Kontraktes betreffend die Staatspension für die Brüderanstalt ausgehen muß, ist es sehr wichtig, daß hier die Überzeugung von dem Werte unsrer Brüderarbeit entstehe. Die Notwendigkeit einer Reform der preußischen Schullehrerseminare bildete den hauptsächlichen Gegenstand der Unterhaltung. Daß Stiehl durch sein politisches Benehmen, das freilich mehr als unvorsichtig war, im Ministerium seinen Kredit verloren hat, ist sehr zu beklagen. Bei Herrn von Raumer wie bei Herrn von Westphalen habe ich auch die oberschlesische Sache wieder angeregt und bin zu neuen Eingaben an das Ministerium von beiden Seiten ermuntert worden. Um zwölf Uhr war ich in Potsdam. Der König aber war — auf der Jagd. Da ich mir keinen Rat wußte, wandte ich mich an den Hofmarschall Grafen Keller, der mir zunächst mitteilte, daß Minister von Stolberg mich im Schlosse aufsuchen werde. Derselbe kam denn auch sogleich mit seiner lieben, prächtigen Frau und war so herzlich und vertraut, als hätten wir uns schon viele Jahre gekannt; und das war auch der Fall gewesen, obwohl wir uns nie gesprochen hatten. Er nannte sich den „abgesetzten“ Minister, als die Rede auf Politisches kam. Unsere Unterredung, die fast zweistündig war, bezog sich auf Heiligengrabe, wo die älteste Tochter Stolbergs Äbtissin werden soll. Die Familie wünschte darüber meinen Rat. Ich konnte gründlich Auskunft geben. Eine Organisation dieser großen Stiftung würde zu einer inneren Wiederherstellung aller dieser Stiftungen führen und uns protestantische Klöster schaffen können, wie sie je hätten sein sollen. Darum ist das, was jetzt geschieht, sehr wichtig. Vorläufig wird alles Weitere brieflich mit ihm verhandelt werden. Bei Niebuhr habe ich dann zu Mittag gespeist und mich an der köstlichen Frau, geb. von Wolzogen, gefreut. Sie grüßt Dich aufs herzlichste. Endlich abends sechs Uhr meldet ein Diener, der König

erwarte mich gegen sieben Uhr. Niebuhr brachte mich aber gleich zum König mit der Bitte, mich gegen sieben Uhr, des Bahnzuges wegen, entlassen zu wollen. „Das soll geschehen," sagte der König. Als der König die Bemerkung fallen ließ, es sei noch Zeit, denn er habe den Zug noch nicht pfeifen hören, mußte ich an jenen König denken, der schlechterdings keine Uhr kennt, der, wenn er wissen will, was die Uhr ist, auf dem Zifferblatt mit dem Finger nachrechnet. Ich fand den König übrigens diesmal viel frischer als das vorige Mal. Da ich ihn jedesmal allein sehe, spricht er sich bis ins Herz über das aus, was ihm besonders anliegt, wobei dann unermeßlich viel vorkommt, so daß es schwer ist, alles nachher zusammenzufassen. Er sprach diesmal auch über politische Dinge, am meisten aber über seine eigentlichen Hoffnungen in Bezug auf zukünftige kirchliche Gestaltungen; seine auf die evangelische Kirche gesetzten Hoffnungen sind so gering und schwach, daß es mit ihr aus wäre, wenn der König recht hätte. Am merkwürdigsten war mir diesmal, was er über sich selbst, den König, sagte und wie scharf er den sogenannten summus episcopus, die höchste Bischofswürde, kritisierte: sie sei bei ihm nur „in Kommission" gegeben; „Titel und Würden kann ich wohl verleihen, die sind aber nichts; ein Amt in der Kirche habe ich nicht zu vergeben, daran liegt alles." Ich kam erst nach zehn Uhr hierher zurück, und was heut zu thun ist, liegt wie ein Berg vor mir. Ich erledige diesmal in Berlin nicht die Hälfte. Heute morgen gehe ich zunächst zum Legationsrat von Sydow, der meine Bekanntschaft wünschte; dann will ich den Präsidenten des Oberkirchenrats, Herrn von Uechtritz, besuchen, mittags speise ich bei General von Thun, dann habe ich mit vielen so vielerlei zu besprechen. Wenn irgend möglich, will ich auch nach Bethanien.

Berlin, den 17. Januar 1851.

Wir haben heute abend die zweite Versammlung des Centralausschusses und kommen vorwärts; Du wirst es schon erfahren. Heute abend geschieht zunächst die Umschreibung des Warschowitzer Instituts an den Centralausschuß in gerichtlicher Form. Dann haben wir einen sicheren Punkt für den Südosten und noch eine schöne anderweitige Aufgabe für die dortige evangelische Kirche. Bezüglich der geplanten Gefängnisreform, an deren Einleitung fortwährend gearbeitet wird, habe ich mir klargemacht, daß ich mir dazu einen preußischen, beamtlich routinierten Mann als Mitarbeiter erbitten muß, und sind dafür in Vorschlag zwei vortreffliche, mir befreundete und bekannte Männer voll Glaubens, Liebe, Einsicht und praktischen Geschicks ausersehen. Snethlage brachte mich zuerst auf den rechten Gedanken. Sodann

sah ich auch Land für Erfüllung meines dahin gehenden Planes, daß der Centralausschuß die Aufstellung von „fünfzig Arbeitern der inneren Mission“ übernehme, wodurch die bestehenden und anfangenden Brüderanstalten miteinander in Verbindung gebracht und Einrichtungen wie die Kolportage zum ersten Male ordentlich organisiert werden können. Es muß der Kirche vorgemacht werden, so wird man schon begreifen, wie es geht. Auch unsere Gefängnisarbeit bekommt dadurch erst einen größeren, festeren Hintergrund und Aussicht auf praktische Durchführung, sonst bleibt doch alles bloß auf dem Papier. Ein gewisser Freund im Centralausschuß erklärte mir seine Bereitwilligkeit, für den Zweck der Ausbildung von fünfzig Arbeitern im ersten Jahre tausend Thaler Beitrag zu geben. Gestern hat mir die Bekanntschaft mit dem Geh. Legationsrat Herrn von Sydow viel Freude, aber auch viel Schmerz bereitet, indem sich hier recht herausstellte, wie tiefeinschneidend der Bruch zwischen den christlich gesinnten politischen Freunden ist, je wie die einen und die andern über die deutsche Frage denken. Von Sydow hat sich darüber sehr eingehend gegen mich mit viel Milde und Besonnenheit, die seine Gegner tief beschämen müßte, ausgesprochen. Von Sydow ist die rechte Hand von Radowitz gewesen und ist noch heute Preußischer Gesandter in der Schweiz und Württemberg. Der König will ihn aber nach der Schweiz wegen der Neuenburger Frage und nach Württemberg aus bekannten Gründen, die im Benehmen der Württembergischen Majestät gegen den König von Preußen liegen, nicht entlassen. Es war sehr dicht daran, daß Herr von Sydow mit mir nach Hamburg ins Rauhe Haus gereist wäre. Er soll es schon vorgehabt und mit seiner Frau, die zum Katholizismus neigt, besprochen haben. Über die deutschen Kirchenverhältnisse hat Herr von Sydow etwas trostlose Ansichten, ebenso über die schweizerischen, welch letztere er sehr genau kennt. Nachher sah ich den Präsidenten des Oberkirchenrats von Uechtritz längere Zeit. Der Oberkirchenrat hat jetzt keine persönlichen Kräfte; es ruht alles auf unserm Mühler, der durch seine vortrefflichen Arbeiten den Oberkirchenrat durch einen großen Teil der schwierigsten kirchlichen Erledigungen hindurch geführt hat; die bekannten Erlasse in der freigemeindlichen und in der hyperlutherischen Sache sind von dem genannten Freunde.

Berlin, den 25. Januar 1851.

Wir aßen gestern nach der Sitzung, die bis halb elf Uhr abends gewährt hatte, gemeinschaftlich: von Bethmann-Hollweg, von Mühler, Graf von Schlippenbach, Schmieder, Nathusius, Abendroth u. s. w. Es waren die altpreußische Partei, der Ober-

kirchenrat, die preußische Schule, das märkische Junkertum im Bunde mit der lutherischen Orthodoxie, die Union, die Volksjournalistik u. s. w. — und nicht in ihren schlechtesten Häuptern — vertreten. Was wir gegessen, weiß ich nicht, aber wohl, was gestritten und disputiert ward. Alles war in Harnisch, und es wurde mit feinem und grobem Geschoß gearbeitet, dessen sich namentlich unsere „Ritter“ und zwar „lutherischen Ritter“ bedienten. Zum Ziel kamen wir doch nicht und ebensowenig zur Einheit über Minister von Manteuffel und die Neue Preußische. Da zuletzt ein förmliches Präsidium entstand, blieb alles in guter Ordnung; der beste Schluß war das Bekenntnis, daß im Glauben an des Herrn Wort alle einig seien, und daß es vortrefflich wäre, daß sich im Centralausschuß so verschiedene Geister trotz aller Differenz im politischen Arbeiten in einem Glauben vereinigt fänden; von Bethmann-Hollweg kommt dies Frühjahr zu uns. Was mich hoch gefreut hat, ist dies, daß die persönlichen Verhältnisse durch die politische Differenz zwischen uns nicht gestört werden, sondern daß die frühere Freundschaft in vollem Umfange fortbesteht. Aber die „Junker“ und die ihnen angehören lesen das „Preußische Wochenblatt“ nicht. — Ich habe nun Näheres über von Bethmann-Hollwegs Verhältnis zum König erfahren. Von Bethmann-Hollweg hat mit dem König in eingehender Korrespondenz gestanden und hat sich der König in allen Stücken zuletzt zustimmend erklärt, nur nicht in Beziehung auf einen Punkt, die „Politik der Interessen“. Als von Bethmann-Hollweg nach Berlin kam, wollte hier eine ganze Schar zu seiner Partei übertreten; da wurde bei jenem Diner auf Veranlassung der Gegner von Bethmann-Hollwegs der Schlag gegen ihn so geführt, daß sich nach Tisch der König laut gegen Bethmann-Hollweg erklären mußte; von da an trat dann die Schar der stillen Freunde zurück. Die stehen alle noch heute zu ihm als heimliche Freunde, keiner aber wagt hervorzutreten. Immerhin hat das „Preußische Wochenblatt“ jetzt schon über siebzehnhundert Abnehmer, mehr, als man jemals zu hoffen gewagt hatte.

Berlin, den 29. März 1851.

Es war mir nicht die kleinste Freude, daß ich auf der Eisenbahn mit unserm Freund Pastor Hansen aus Schleswig zusammentraf, der sich auf der Reise nach Erlangen befand. Ich habe in ihm ganz den alten, früheren Hausfreund wiedergefunden, der nun freilich in eine gar trübe Lage geraten ist. Ich lasse es dahingestellt, ob es einen Trost gewähren kann, daß er nur einer von etwa hundert schleswigschen Geistlichen ist, die infolge der schleswigschen Katastrophe

ohne Amt einhergehen; außer diesen sind es etwa fünfzig Schullehrer und ich weiß nicht wie viele andere Beamte vom Zoll, von der Justiz und sonstigen Verwaltungszweigen. Welch ein Zustand! Wie viele Arbeiter für die innere Mission wären da auf einmal disponibel, wenn das tüchtige Leute wären. Die werden dazwischen nicht fehlen, im großen und ganzen aber, sagte mir Hansen, sei die Zahl derjenigen, die an solchen Beruf denken könnten, eine sehr geringe. Hat sich doch nach seiner Aussage fast keiner nur einmal um die zerstreuten Lazarettkranken bekümmert. Es scheint wohl keiner dazwischen, von dem man gewiß sein dürfte, er sei noch für andere Leistungen und Arbeiten berufen. Die kirchlichen Zustände im Schleswigschen müssen erschreckend sein. Was für ein trauriges Zeugnis für die bisherige kirchliche Wirksamkeit daselbst, daß sich in solcher Zeit nicht in den Gemeinden ein Kern findet, der sich aufmacht, sich mit Gottes Wort selbst zu helfen! Ich glaube, die Folge wird sein, daß die Baptisten und solche Leute einen ungewöhnlichen Erfolg haben werden. Außer Hansen traf ich im Mecklenburgischen nachher noch unsre liebe Freundin X. Da sie selbst dem konservativen Ritterstande angehört, war mir die Mitteilung über dortige Zustände sehr wichtig; sie bestätigte mir, daß ich mich in dieser Beziehung thatsächlich nicht getäuscht hätte. Die Zuversicht zum Sieg der sogenannten „Reaktion“ ist unter den dortigen Konservativen so groß, daß deswegen alles zu fürchten ist. Wer Fleisch für seinen Arm hält, muß umkommen. Zum „Konservatismus“ in den Kreisen, denen diese unsere Freunde angehören, gehört namentlich auch die Zuversicht zu den Österreichern, zum Hause Habsburg. Der Widerwille gegen Preußen ist im Steigen. Einer äußerte neulich: „Lieber will ich Pohle (er ist einer der Erzdemokraten der mecklenburgischen Constituante) zum Großherzog haben, als daß wir Mecklenburger an Preußen gebunden wären.“ Die 1848/49 in ihrer Angst und weil sie es für einen Notanker ansahen, den Namen des Herrn in ihren Mund nahmen, sind nun über alle Berge und haben sich vom Pietismus wieder losgemacht. Die Kreuzzeitung, die bis dahin eine sichere Stütze war, ist jetzt, da sie nicht österreichisch ist und den hohen Ständen zur Zeit mit der Buße auf den Leib rückt, nicht mehr „gut“, gilt bereits als „liberal“. Einer dieser hohen aristokratischen Herren, der zugleich „lutherisch“ und noch einer von denen ist, der den Pietismus über alles, vielleicht noch mehr als die proletarischen Haufen fürchtet, die ihm 1848 sein Schloß verbrannten, fuhr mit auf dem Zuge. Unsere Freunde aber suchten mein Zusammentreffen mit diesem so ernstlich zu verhindern, daß sie den bisherigen Wagen, in welchem auch er sich befand, verließen, nachdem

sie Äußerungen desselben über meine arme Person und seinen Widerwillen gegen dieselbe vernommen hatten. Wie tröstlich waren dagegen andere Mitteilungen aus dem Mecklenburger Land, namentlich auch über die Wirksamkeit einzelner Geistlichen, an denen unsere Bestrebungen verborgene, aber herzlich verbundene Freunde haben.

Berlin, den 31. März 1851.

Gestern bin ich nicht zu einem Brief an Dich gekommen. Noch in der Frühstunde kam der Oberstleutnant von Bülow aus Niesky und unterhielt mich bis zur Kirchzeit. Er bestätigte mir, daß der Pastor Köppen wieder von den Irvingianern zurückgetreten sei und daß ihn der Kirchenvorstand der Thomaskirche ohne seine förmliche Bitte um Wiederaufnahme nicht wieder anstellen will, worin er recht hat; ebenso hörte ich, daß der bekannte General von Rudloff, der Verfasser der „Schottischen Kirchengeschichte", sich wieder von den Irvingianern getrennt und darnach in die Brüdergemeinde zurückgezogen hat. Jetzt wollte von Bülow im Auftrage der Brüdergemeinde zum Prediger Williger, einem lieben, trefflichen Freund, dessen Gemeinde wie keine lebt und blüht und in der sich nun ebenfalls ein Irvingianer mit der ausgesprochenen Absicht niedergelassen hat, um hier eine Irvingianische Gemeinde aus den Gläubigen zu bilden, was ihm bereits so weit gelang, daß die Verwirrung sehr groß geworden ist. Herr von Bülow erinnerte mich lebhaft und mit Dankbarkeit daran, wie lebendig sich die Brüdergemeinde durch Erbauung von Rettungshäusern, Unterbringung von entlassenen Gefangenen, Kolportage, Volksschriftenverbreitung u. s. w. in fast allen mir bekannten Brüderorten zu Niesky, Neusalz, Gnadenfrei, Gnadenfeld, Neudietendorf und Herrnhut an der inneren Mission beteiligt, so daß die Brüdergemeinde wesentlich als erhaltendes und belebendes Salz mitwirkt. Zur Kirche war ich bei Büchsel, der mir wieder zu viel politisierte. Jene Stelle im Evangelisten, wo sie Jesum zum König machen wollten, und die Speisungsgeschichte war ihm erwünschter Anlaß, gegen die Demokratie zu eifern. Ich fand es abgeschmackt; alle andern, die ich darüber gehört, fanden es sehr schön. Es kommt auf den Maßstab an. Ja, wenn die Bibel nur für Preußen oder die Mark Brandenburg geschrieben wäre! Mich verdrießt beim Gebrauch der Heiligen Schrift nichts mehr als solche Gewalt, die ihr angethan wird. Wie ist die Wahrheit doch so viel lieblicher und tröstlicher! Übrigens sah ich viele Freunde, alte und neue, welche die Kirche mit gefüllt hatten.

Berlin, den 2. April 1851.

Gestern abend ist nun in der Besprechung mit dem Minister des Innern die Gefängnissache zum vorläufigen Abschluß gekommen. Ich stellte nochmals als Bedingung, daß die Kommission nach meinem Wunsch zusammengesetzt werde, was mir zugesagt ist. Übrigens habe ich nicht nur die Revision der Kriminalgefängnisse sondern — wozu Verhandlungen mit dem Justizminister angeknüpft worden waren — auch die der Justizgefängnisse, deren ebensoviele als der andern sind. Es ist die größte Arbeit, die mir bis dahin in meinem Leben zuteil geworden ist. Die Aufgabe ist mir nach der Erklärung des Ministers aufs weiteste und unbeschränkteste gestellt — nebenbei soll sie sich auch auf den Zustand der entlassenen Gefangenen und die betreffenden Einrichtungen dafür beziehen.

Berlin, den 2. April 1851.

Als ich heute aufbrechen wollte und schon auf der Treppe war, kam General von Gerlach, der mir eine Einladung zum König auf morgen überbrachte. Von meinem diesmaligen hiesigen Aufenthalte bekommst Du schwerlich eine Vorstellung, da ich die Führung meines Tagebuches in meinen Briefen, wie es früher geschehen, nicht habe möglich machen können. Sonntag, Montag und gestern sind mit Sitzungen des Centralausschusses hingegangen. Die Tage sind sehr reich gewesen, die Freunde sind einander so viel näher gekommen, und der Herr hat unsere Gebete, mit denen wir vor Ihn getreten sind und um Seinen Segen angerufen haben, erhört. Unter den Gegenständen, welche vorläufig besprochen und geordnet sind, steht der Kongreß für innere Mission oben an. Es soll künftig mehr Zeit für freie Konferenzen gelassen werden. Außerdem soll jeder Tag mit einer gemeinsamen Andacht in der Kirche schließen. Die zur Verhandlung kommenden Gegenstände in den großen Plenarversammlungen werden unter anderm sein: die Sorge für die konfirmierte Jugend, die eigentliche Predigt des Wortes unter den Armen, namentlich in den großen Städten, die Aufgabe der inneren Mission unter den höheren, gebildeten Ständen (hier soll auch die Universität Berücksichtigung finden) und die Notwendigkeit der inneren Mission im Stande der Geistlichen (das Thema ist etwas anders zu fassen). Ich habe übernommen zu behandeln: „Die innere Mission in ihrer nationalen Beziehung für Deutschland, im Hinblick auf die Reformation.“ Ich denke dabei an den welthistorischen Beruf der evangelischen Kirche und an die deutsch-evangelische Kirche als das Herz der Reformation. Außerdem hat der Centralausschuß noch eine ganze Reihe anderer Beschlüsse gefaßt:

er nimmt die Sache in Warschowitz in die Hand und geht direkt an die Minister, um so, wenn möglich, die Bande der Bureaukratie zu zerbrechen; er wendet sich an das sächsische geistliche Ministerium und beantragt eine Empfehlung der inneren Mission, um auf diese Weise im Königreich den wahrhaft unsinnigen Widerstand der Geistlichkeit zu überwinden und ihr für alle Zeiten den Einwand der Nichtamtlichkeit der inneren Mission zu nehmen. Der Centralausschuß ist von sehr bedeutsamer Seite dazu aufgefordert worden; sonst hätte er den Schritt nicht gethan. Ferner haben wir eine Eingabe an den evangelischen Oberkirchenrat hier, beschlossen, daß derselbe der Kirche die Fürbitte für das Werk der inneren Mission empfehlen und versuchen soll, dieser Fürbitte zugleich eine liturgische Stellung zu geben. Überdies ist das Verhältnis zu England und Schottland ernstlich und zwar mit der Voraussetzung besprochen, daß ich zur Befestigung des Bundes mit den dortigen Freunden der inneren Mission und zur gegenseitigen Förderung gemeinsamer Arbeit dorthin reisen soll. Das Wichtigste endlich ist der Beschluß, daß wir fünfzig Arbeiter in den bestehenden Brüderanstalten ausbilden lassen wollen, wozu 15 000 Thaler notwendig sind, die wir freilich nicht haben. Doch ist der Glaube da, und der Anfang wird gemacht.

Eben läßt mir der König sagen, daß er mich morgen um zwölf Uhr erwartet. Es ist noch ein wichtiger Gegenstand, über den man mich zu Rate ziehen will, der hier in diesem Augenblick Kirche und Polizei ernst beschäftigt! Die Aufhebung der frechen Häuser vom 1. Januar 1846 rächt sich bereits und jetzt weiß die Polizei, nachdem die Geistlichkeit in großen Deputationen vor den König getreten ist, nicht weiter. Daß auch das Veto der Geistlichen ein hundertköpfiges Ungeheuer nicht zu bändigen vermag, ist vom Polizeiherrn am besten einzusehen. Heute abend habe ich eine Konferenz mit den beiden Ministern von Westphalen und von Raumer zur Regelung der Stiftsangelegenheit auf Grund eines von mir verfaßten Promemorias, worüber ich bereits, wie Du weißt, mit Minister von Stolberg dieser Tage verhandelt habe, dessen Tochter man als künftige Äbtissin wünscht. Die Stellung, welche ich der Äbtissin in meinem Promemoria angewiesen habe, findet man noch nicht genügend geklärt. Ich habe unter anderem proponiert, dem Kollegium der Stiftsdamen die Wahl eines Pastors abzunehmen, um solche der Äbtissin allein, aber in der Form zu überlassen, daß sie den betreffenden Kandidaten dem Könige in Vorschlag zu bringen hat. Du siehst, wie viele Sachen mich hier beschäftigen, und es sind deren noch mehrere; u. a. ist die Rede davon gewesen, mich zu einer Fraktionssitzung der Kammern in

betreff der oberschlesischen Zustände einzuladen. Letzteres habe ich abgelehnt, damit die Behandlung dieses Gegenstandes frei von allem Partei- und Fraktionwesens bleibe. Auf einen kürzlich an den Minister gerichteten Antrag betreffend Oberschlesien ist eine eigene Ministerialkommission nach Oberschlesien geschickt worden, und die Verhältnisse scheinen sich zu ebnen.

Berlin, den 3. April 1851.

Es ist mir eine Wohlthat, daß ich nach einem so unruhigen Tage wie dem gestrigen noch einmal mit Dir reden kann. Der Tag hat mir abermals so viel Neues gebracht und so viel Blicke in die mannigfachen Mühen des öffentlichen und häuslichen Lebens geöffnet, daß sein Inhalt mit zu den wesentlichsten Bereicherungen meiner diesmaligen Erfahrungen gehört. Soeben verläßt mich ein junger, trefflicher Mann Namens Devaranne, der mich 1848 hier aufgesucht hat. Er ist Fabrikant und nimmt bürgerlich eine sehr geachtete Stellung ein. Sein ganzes Herz gehört dem Reiche Gottes; seine Aufopferung und Hingabe für die Zwecke desselben sind wohl eine seltene Erscheinung. Er ist der Urheber und Leiter des Frauenvereins in der Dreifaltigkeits-Parochie, über den er dieser Tage einen neuen Bericht herausgegeben hat, der mir schon in Hamburg bekannt geworden war, so daß ich mit ihm darüber sprechen konnte. Der Betrieb der persönlichen Armenpflege bildet den Kern der auf die Parochie beschränkten Arbeit, an der sich in immer weiteren Kreisen Frauen in verschiedener, aber wohlgeordneter Weise beteiligen. Eben diese persönlichen Bemühungen, ferner die Kindergottesdienste, die Stobwasser schon vor so vielen Jahren in dieser Parochie zuerst begonnen, die gläubige Predigt, die seit lange in diesem Kirchspiel gewirkt, haben neue Kanäle gegraben, in denen Wasser des ewigen Lebens fließen. Bedauernswert ist nur zu sehen, wie wenig sich die Geistlichen um diese Bestrebungen bekümmern, wie sie dieselben mit Eifersucht ansehen, wie wenig sie es verstehen, die vorhandenen Kräfte in der Gemeinde als ihre Gehilfen zu gewinnen und zu gebrauchen, um was sie doch fort und fort gebeten werden! Wenn irgend etwas, so thut die Gewinnung frischer Kräfte im geistlichen Stande not, und daß alle diejenigen, die das erkennen und anerkennen, ihre Stimme laut und vernehmlich erheben, und daß neue Wege, die zu diesem Ziele führen, gebaut werden. Es wird das ein Hauptkapitel sein, über das ich heute in Charlottenburg werde zu hören und zu sprechen haben. Und nun noch ein Wort vom gestrigen Tage. Ich war gestern zu zwei verschiedenen Ministerial-Konferenzen

von den beiden Ministern des Kultus und des Innern aufgefordert worden. Die erste bezog sich auf die bewußte Stiftsangelegenheit, in der es gelang, den referierenden Geheimräten gegenüber einige über Bord geworfene lebendige Wesen vom Tode, zu dem sie schon bestimmt und verurteilt worden waren, zu retten, und das war um so erfreulicher und tröstlicher, als dieselben in der That für Säulen zu achten sind, ohne die eine gedeihliche Entwickelung der ganzen Sache nicht zu erwarten ist. Dagegen gelang es, einige andere „Säulen“, die gehalten werden sollten, zu stürzen, und wieder andere Leute auf Wartegeld zu setzen, um sie so unschädlich zu machen. Die Konferenz zeigte mir wieder, wie diese Dinge behandelt werden und wie der Wille des Königs und der der Minister an dem Willen solcher Referenten zerscheitern können. Interessant waren übrigens die in dieser Konferenz gehaltenen Vorträge über die Rechtsfrage, ob die Damenstifte als „kirchliche Anstalten“ gelten können, was verneint werden mußte. Davon nämlich hing ab, ob sie künftig als Besitzstand des Evangelischen Oberkirchenrats betrachtet werden sollen. — Die zweite Konferenz[1]), zu der mich die beiden Minister eingeladen hatten, bezog sich auf einen ganz anderen Gegenstand, der hier wegen seines Schmutzes keiner Erörterung und Auseinandersetzung fähig ist. An derselben nahmen aber außer den beiden Ministern noch der Polizeipräsident von Hinkeldey, die Geheimen Medizinalräte Barez und von Horn, endlich etwa vier bis fünf Räte aus dem Ministerium des Innern teil. Eine feierliche Deputation der hiesigen Geistlichkeit, die am Schluß der vorigen Woche vor dem Könige erschienen war — Nitzsch und Knak standen an der Spitze —, wurde Veranlassung zu einer Kabinettsordre und diese wieder zur Berufung der eben erwähnten Konferenz. Ich wünschte, die Verhandlungen wären nicht im Hotel des Ministers des Innern sondern auf dem Markt von Berlin geführt worden. Das Resultat war: Berlin ist in all seinen Ständen und Straßen ein Sodom und Gomorrha. Ich habe mir die entsetzlichen Zahlen, die das konstatieren, gemerkt, und die vom Polizeipräsidenten entworfenen Bilder stehen unauslöschlich in meiner Seele. Die weitergehenden Erörterungen führten nach Breslau, Wien, Prag, München und anderen großen Städten. Es wurde bei der Verhandlung vielfach die Disziplin und der Gehorsam offenbar,

---

[1]) Über die im Vorstehenden erwähnte zweite Konferenz waren unzutreffende Auslassungen in die Öffentlichkeit gedrungen; Wichern ward von Pastor Orth in Berlin in der „Evang. Kirchenzeitung“ (1851, Nr. 45 u. 46) angegriffen. Der Angriff wurde in derselben Zeitschrift (Nr. 55 u. 56) zurückgewiesen. (s. Oldenberg II., S. 150 u. 151.)

der in der Beamtenwelt herrscht, auch der Ernst einer Polizeigewalt, welche weiß, daß sie den Herd der Residenz zu überwachen berufen ist, auf dem der Braukessel der künftigen Revolution ins Kochen zu bringen versucht wird. Auch der Ernst, mit dem der König diesen Erscheinungen folgt, trat an manchen Stellen als die mahnende Hand eines heiligen Gewalthabers hervor. Als die europäischen Hauptstädte gemustert wurden: London, Paris, Petersburg u. s. w., sagte der Polizeipräsident in Beziehung auf Hamburg: „Wenn in dieser Beziehung bei uns eine Wirtschaft und Schamlosigkeit herrschte wie in Hamburg, so wäre ich wert, daß mein König mich mit Ruten und Besen aus Berlin peitschen ließe.“ Ich bezweifle meinerseits, daß sich die Dinge in Hamburg finden, deren Existenz in Berlin dargelegt wurde. Wir standen vor der Frage, was geschehen, was nicht geschehen solle. Offenbar hielten die Herren außer den Ministern mich für einen Mann, der hinsichtlich der Mißbilligung des Verfahrens der Polizei mit den protestierenden Geistlichen übereinstimme. Als mich die Minister deswegen zu einer Äußerung meiner Ansicht veranlaßten, wunderten sich die Herren, daß sie sich in ihrer Meinung geirrt und daß sie in mir jemanden fanden, der in Europa in diesem Stück ziemlich gut Bescheid wußte, der deswegen über das Verfahren der Polizei, wie es sich neuerdings gestaltet hat, nicht den Stab brechen konnte und wollte. Ich hatte nun den Boden gefunden, auf dem ich andrerseits darlegen konnte, wie die Entrüstung der Geistlichen freilich eine Berechtigung und zwar eine sehr große in sich trage, daß gewiß jene polizeilichen Maßregeln nicht, wie von jenen Unkundigen verlangt wurde, mit einem Schlage oder überhaupt aufgehoben werden könnten und dürften, daß aber auch die Polizei, und zwar die Sittenpolizei, sich zu erinnern habe, wie kein Gesetz, keine Maßregeln der Gewalt, keine Klugheit, auch wenn sie gleich die Summe aller französischen, russischen, österreichischen, englischen Polizeiwissenschaft und =Weisheit sei, im stande wären, die Hydra zu töten, daß das Gift gegen dieses Gift vielmehr allein im Christentum liege, dessen Geringschätzung in allen Klassen der Bevölkerung die Übergewalt dieser Erscheinung allein möglich gemacht habe. Was auch sonst polizeilicherseits geschehen möge, es müsse von der Art sein oder werden, daß die Polizei namentlich in den protestantischen Großstädten — und zwar mit gutem Gewissen — zusammenwirken könne mit Bestrebungen wie denen der City Mission in London; ich mußte die Herren daran erinnern, daß in London die Polizei City Missionaries in ihrem Dienste habe. Was vor allen Dingen not thue, scheine mir zunächst dies, daß die Sachlage, wie wir sie heute abend gehört, den protestantischen

Geistlichen bekannt werde; sodann, daß in einer oder mehreren Kommissionen, die zu dem Zwecke gebildet werden möchten, die Geistlichen mit herzugezogen werden, damit sie mit beraten könnten, was gegenüber solchem Verfall der großen Städte ihrerseits zu thun sei, mit anderen Worten, daß künftig die betreffenden städtischen Gewalten in dieser Richtung Hand in Hand mit den Bestrebungen der Kirche gehen und an diese die Forderung der Hilfe, wie sie sich jetzt wesentlich in den Bestrebungen innerer Mission verkörpere, der man sich nicht schämen, sondern der auf allen Gebieten zu dienen die eigentliche Ehre unseres Volkes und auch die ihrer Machthaber werden müsse, stellen möchten. Der Polizeipräsident von Hinkeldey ergriff diese Gedanken mit Lebendigkeit und stimmte ihnen vollkommen bei. Ich machte dann noch auf einen Hauptschaden aufmerksam, nämlich auf den Mangel an Instituten zur Aufnahme von herrschaftslosen weiblichen Dienstboten, an Asylen, für welche in Hamburg, bis jetzt wenigstens, keine Herzen zu gewinnen sind. Dies gab dann neue Verhandlungen, die schließlich Herrn von Hinkeldey zum vollen Eingehen darauf veranlaßten. Sollte es endlich dahin kommen, dies Ziel auf dem Wege von Polizeiverfügungen zu erreichen, nachdem unsere Kirche den an sie gestellten Forderungen gegenüber nur Indolenz und Schwachheit gezeigt und den freiwilligen Bestrebungen der inneren Mission keine Unterstützung geschenkt hat?! Wer weiß! Das Resultat der Konferenz war der Beschluß, daß Präsident v. Hinkeldey eine ausführliche Denkschrift über den Stand der Angelegenheit verfassen lassen soll und daß auf Grund dieser Schrift und auch schon vorher Kommissionsberatungen stattfinden sollen, zu denen man die betreffenden Geistlichen herzuziehen will — ein Punkt, den ich besonders urgiert habe. Man wünschte zu jenen Beratungen entweder meine Hierherkunft oder ein ausführliches schriftliches Gutachten, Forderungen, denen ich mich nicht entzogen habe.

Wenn ich mich dem allen gegenüber nun an die anderen, gestern über die sogenannten rein kirchlichen Verhältnisse in Preußen gepflogenen Besprechungen erinnere, so kommt es mir freilich vor, als ob der Geist der gefährlichste wäre, der sich bis zu jener sublimen Höhe hinaufgeschroben hat, von welcher gleichnisweise gesagt werden könnte, man versuche, hungrige Menschen mit schön gemalten Äpfeln zu sättigen oder Gefangene mit Schreckbildern zu bessern. Es fand gestern abend irgendwo eine Konferenz statt, mit deren Mitgliedern ich hintennach hatte beisammensein sollen; hier sollten die Vereinslutheraner von Mitgliedern des obersten Kirchenregiments vertraulich gehört werden, um zu vernehmen, was die „Konfessionellen“ eigentlich

wollen. Sie kämpfen zum Teil ebenso nur für eine Doktrin wie die sogenannten Unionisten, welche in ihrer neuesten Eingabe an die Kammer bis zum Fanatismus des Doktrinarismus fortgeschritten zu sein scheinen, die selbst die Geschichte scheinen vergessen zu haben, ja, die blind geworden sind und den Boden nicht erkennen, der allein ihre Füße trägt. Alle diese Dinge sind so ernst und so jämmerlich, das Volk hat sich in alledem so gleichmäßig kirchlich wie politisch verrannt, daß Christus allein unser Trost bleibt.

Morgen abend gehe ich nach Spandau, um unsere beiden dort stationierten Brüder zu besuchen, und reise Sonnabend früh zu Euch. Wie freue ich mich auf das Wiedersehen!

Haßberg, den 18. Juli 1851.

Ihr lieben Hausgenossen!

Nach zwei Stunden sind es gerade acht Tage, daß wir von Euch gereist sind. Jetzt vor acht Tagen war es um dieselbe Stunde, wo Ihr lieben Mädchen mir Eure schönen Lieder noch einmal sanget und mit den Schwestern halft, daß wir dem Vierländer seine Kirschkörbe leerten; und gleich darauf, als ihr Mädchen abgezogen waret, zogen die Knaben und Brüder heran mit ihrem schönen und wahren Liede: „Über Reisen kein Vergnügen, wenn Gesundheit mit uns geht" —, wiewohl ich doch, offen gesagt, mancherlei gegen das Reisevergnügen habe. Vorigen Freitag ging es rasch mit der Eisenbahn nach Kiel und den andern Tag viel langsamer und teurer hierher nach Haßberg, das man ein „Bad" nennt und wo ich nun versuchen soll, meinen Kopf mir waschen zu lassen, ob in dem großen Seekübel die Kopfschmerzen sich ersäufen lassen wollen. Es liegt aber auch in diesem Stück nicht an des Menschen Wollen und Laufen sondern an Gottes Erbarmen. Das Beste und Seligste ist, alles geduldig abwarten können. Ich habe inzwischen Euch Lieben alle und viele in meinen Briefen noch insbesondere grüßen lassen, die Brüder und Schwestern, die Knaben und die Mädchen, die Kandidaten und alle andren Mitarbeiter und Hausgenossen, Peters, Dreesen und Zickow nicht zu vergessen.

Da denke ich mir nun, daß alle auch gerne wissen möchten, wie es hier ist, und wiewohl ich nicht damit fertig werde, es zu beschreiben, will ich doch damit anfangen. Wir wohnen im „Bad Haßberg", das ist ein Haus von etwa sechzig Fuß Länge, wo man uns eine kleine Stube, so groß wie Vogt Peters seine, eingeräumt hat. Hinter uns wird gekocht, und seitwärts hat die Frau Wirtin ihre Stube; da wird geschwatzt; vor der Thür ist ein Platz für die Wirt-

schaft — es sind aber keine Gäste da. Der Platz ist halb so groß wie der Spielplatz vor dem Mädchenhause, rundum Büsche von Jasminen und Flieder, inwendig einige Anfänge von Blumenbeeten. Eben war ich draußen und besah mir rechts die großen, prächtigen weißen Blumen, die da plötzlich in Massen auf den Büschen gewachsen waren —, als ich aber genauer zusah, waren es wohl zwölf weiße Nachtmützen, die Stine da aufgehängt hat. Der gewöhnliche Gast, der auf diesem Platz vor dem Fenster spazieren geht, ist eine Art Mops, ein Ohr trägt er spitz in die Höhe und ein Ohr läßt er lang hängen. Dabei besieht er mich und ich besehe ihn, aber wir verstehen uns noch nicht. Der dicke Friedrich würde es wohl bald besser auskundschaften, was der Herr Mops im Sinne hat. Im Haselbusch saß eine noch ganz grieselgraue junge Ente mit mehr Haaren als Federn auf dem Leib; die kam heraus aus dem Beet und watschelte einer älteren Schwester entgegen. Als sie dicht aneinander gekommen waren, drehten sie einander gar unhöflich den Rücken oder Schwanz zu, strenselten aneinander, wie die Chinesen oder Japanesen einander die Nasen streichen, wenn sie sich grüßen, und dann watschelten sie wieder gemeinschaftlich über die Einfassung des Beetes durch eine Menge Blumen hindurch, hinter einen Stockrosenbusch und dann unter die Dornhecke. Ein Glück, dachte ich, daß Vogt Peters hier nicht ist, der hätte die Enten bald anders gelehrt. Hinter dem Busch aber muß ein Hahn seine Hütte gebaut oder sich eine Laube eingerichtet haben, denn er kräht immer fort — auch in diesem Augenblick, er ist schon ganz heiser geworden —, und die „junge Mutter" behauptet, er sei der Regenprophet, und bis jetzt hat sie recht. Ihr seht, in Haßberg ist nichts Besonderes, denn der Himmel über uns ist wohl hoch und blau, das aber ist er im Rauhen Hause auch. Aber das Rauhe Haus ist hier nicht, kein einziger fröhlicher Junge, kein fröhlich Mädchen, nichts von Euch lieben Kindern und Brüdern und Hausgenossen, denen man die Hand drückt und mit denen man sich von Herzen versteht. Zwar Kinder sind hier auch. Wenn wir aus unserm kleinen Garten herauskommen, steht links das Schulhaus. Den Schulmeister haben wir schon aufgesucht, aber noch nicht getroffen. Die Straße ist aber immer voll Jungen und Dirnen, die im Sand grabbeln, die Mützen tief abziehen und dann Schillinge haben wollen; sie scheinen lieber auf der Straße zu sein als in der Schule. Wir haben uns nun von der Agentur Bilder und Katechismen und dergl. bestellt; die wollen wir den Kindern geben und sie in den Häusern besuchen. Einige Besuche in den Häusern haben wir schon gemacht; es sieht aber elend darin aus. Der alte achtzigjährige Steinklopfer

hat uns fast am meisten gedauert; wie elend ist doch so ein armer alter Mensch, der seinen Gott nicht kennt. Heute abend nach sechs Uhr wollen wir zu ihm und ihm den 90. Psalm vorlesen, das haben wir ihm versprochen. Von Gottes Wort und unserm Heiland scheinen die Menschen hier nichts zu wissen, bis jetzt wenigstens haben wir noch keine Spur davon gefunden; es kümmert sich, wie es uns vorkommt, auch niemand um sie. Alle aber klagen über Not und beteuern ihr irdisch Elend, und das ist denn auch wohl groß genug; Freude haben sie wohl nie in ihrem Leben gehabt. Auf den Himmel freuen sie sich auch nicht. Wir wollen deswegen suchen, ihnen einige Bücher und Sachen zu verteilen, und ihnen dabei gute Worte sagen, vielleicht trägt das doch noch einmal Frucht.

Bei Haßberg ist freilich auch noch vieles andere zu sehen. Grade über unsern Weg vor der Thür geht es einen kleinen Berg hinan. Oben auf steht ein „Tempel“, wie sie es nennen, ein rundes Häuschen von Holz und Stein zum Ausgucken. Aber da ist es schön! Im Norden das weite, helle, hohe Meer, die Ostsee mit Segelschiffen aus Dänemark, Schweden und Rußland; in der See treibt die Sonne ihre Malerkunst und hat hier eine Meile weit alles himmelblau übergossen. Dazwischen liegen große Strecken Wassers in Silbergrün strahlend wie Wiesen; dann glänzt eine weite Fläche Wassers, wie wenn ein Brunnen von Perlen von unten hervorquellte; es ist eine Gottesarbeit, die weite See — und oft möchte ich wohl in den Schiffen sein, die darüber hinfahren mit weiten, fröhlichen Segeln. Und nun links im Westen prächtige Güter und Schlösser an einem Binnensee, der drei Stunden im Umfang hat; da wohnt ein Graf Holstein, noch ein junges Blut. Seinen Onkel und seine Tante kenne ich wohl, derselbe ist ein großer Freund unseres Gottes und that namentlich viel, die Heilige Schrift unter Christen und Heiden zu verbreiten. Die Frau ist noch jetzt eine der treuesten Jüngerinnen unseres Heilandes und hat auch Euch sehr lieb; sie wohnt auf Seeland, jenseits des Meeres. Diesen jungen Grafen kenne ich aber noch nicht, er ist auch jetzt nicht hier, sein Besitz ist aber herrlich und prächtig; er hat auch einen großen Uhu gefangen, von dem ich an meinen Carl geschrieben habe. Links nach Südwesten wohnt ein Herr von Buchwaldt, in dessen Waldgarten die herrlichsten Buchen und Eichen stehen. Sein Haus aber guckt in seinem weißen Kleide und mit seiner roten Dachkappe gar lustig durch die Wälder über die langgestreckten Wiesen und über die See in die blaue Gottesweite! Ich habe mir dieser Tage erzählen lassen, wie in diesem Hause einst die Kaiserin Katharina von Rußland erzogen

worden ist, wie im fernen Panker dort, einem herrlichen Gut, dessen Wälder man von unserem Hause aus noch sieht, der alte Landgraf von Hessen wohnte, der zu den wunderlichen Heiligen gehörte, die sich mit viel Goldmachen beschäftigten, wovon ihm namentlich der alte Papa Claudius abgeholfen hat, wie mir sein Sohn erzählte, der hier nach Osten eine Stunde Weges entfernt Pastor ist. Man merkt es diesem bald ab, daß er mit dem Wandsbeker Boten verwandt sein muß. Denn „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm" ist ein Sprichwort, das hier wahr geworden ist.

Nachmittags. Weiter bin ich nun heute morgen nicht gekommen, Ihr lieben Rauhhäusler, und was noch fehlt, müßt Ihr Euch von den andern in meinem Hause erzählen lassen, denn die bekommen täglich Briefe. Ich hoffe, Herr Rhiem schreibt mir auch bald einmal wieder, wie es geht, und unter Euch andern schreibt uns auch wohl einmal ein Knabe oder ein Mädchen, damit wir doch sehen, daß Ihr uns nicht vergeßt. Das wollte ich Euch noch sagen, daß kein Morgen und kein Abend vergeht, wo wir nicht in unserm Morgen- und Abendgebet des ganzen Rauhen Hauses vor dem Herrn gedenken, aller Knaben und Mädchen, aller Brüder und Schwestern und aller andern lieben Freunde, die dazu gehören. Gott wird unsere Gebete erhören. Aber alle müssen auch ihr Herz aufthun, daß Er, wie hier bei uns so auch dort bei Euch eine Wohnung finden kann, in der Er gern wohnt. Haltet nur alle in Liebe und Frieden zusammen und vergeßt nicht, daß der Herr ein stetes Aufsehen auf uns hat. Mein Verlangen ist, recht bald wieder von Herrn Rhiem zu hören, daß er Freude an Euch hat und nichts Schlimmes vorgefallen ist. Wenn wir dann wiederkommen, wollen wir uns herzlich miteinander freuen. Wir grüßen alle vom Ersten bis zum Letzten.

Euer treuer Freund und Hausvater
Wichern.

Haßberg, den 23. Juli 1851.

Liebste Mutter!

So einfach und gleichförmig unser armes Leben hier vergeht, so viel Nutzen und Segen werden wir doch, hoffe ich, davon haben; ob auch leiblich — das steht in Gottes Hand.

Die Badegesellschaft hier hat sich noch um einige Damen aus Hamburg vermehrt. Da wir nun aber einmal in einem ganz absonderlichen Geruch stehen — man kennt uns allgemein —, so scheint keine Neigung vorhanden, sich mit uns zu thun zu machen, und so haben wir von diesem Umstand den Vorteil, eine Art Einsiedlerleben führen

zu können. Inzwischen entwickelt sich daraus für uns eine erwünschte Welt. Nicht nur können wir unsre Umgebung beobachten und etwas von einer ungeheuren Kluft bemerken, die aus Mangel an Geistesgemeinschaft entsteht, — sondern wir haben auch soweit eine Reihe von Thüren und Fenstern gefunden, um in die uns umgebende Menschenwelt hineinzublicken und zwar mit Fernrohren, welche uns auch das Entlegene näher bringen. Was wir da sehen und kennen lernen, ist gar trauriger Art. So besuchte uns neulich ein Hauptmann W., welcher in Lütjenburg in Garnison steht. Mir war sehr merkwürdig, was derselbe uns als sein und vieler Urteil in der Armee und sonst im Lande mitteilte. Ich hörte da ganz dasselbe, was ich so oft über die Schleswig-Holsteinsche Sache in unsern vier Wänden als meine Ansicht gesagt, die mich in dem ganzen Handel oft so zurückhaltend gemacht hat. Jener Offizier zürnt mit vielen seiner Kameraden darüber, daß die Führer der — wie er überzeugt ist — an sich guten und nicht revolutionären Bewegung sich so tief mit revolutionären Elementen eingelassen, und über die Art und Weise, wie sie sich von denselben später öffentlich losgesagt haben. Man hat sich vor ihnen gefürchtet und ihnen geschmeichelt, und sie nach außen hin dann wieder verleugnet; so sei das Unwahre und Ungerechte in die ganze Schleswig-Holsteinsche Sache hineingekommen, aus der man bald habe schließen müssen — was auch der Erfolg bewährt hat —, daß kein Segen darauf ruhen werde. Mir ist die Stimme um so wichtiger, als der, welcher sie führt, keineswegs in allem einen strengen Maßstab anzulegen geneigt ist, dessen ich mich nie habe weigern können und wollen. Von manchen andren Seiten habe ich dasselbe in verschiedener Weise bestätigen hören. Noch schlimmer sieht das hiesige Wesen aus, wenn man seinen Blick auf die gesellschaftlichen Zustände richtet, namentlich auf das Verhältnis der Gutsherrn und Insten (Tagelöhner) und Bauern. Wir haben darüber viel aus vieler Munde gehört, — aus dem Munde von Geistlichen, Schullehrern und Leuten mancherlei Art. Als Summa ergiebt sich, daß das ganze vielbelobte Holstein von einer tiefgehenden sozialistischen Gährung durchzogen gewesen, die noch keineswegs zur Ruhe gekommen ist. Gutsherrn und Insten stehen in einem innerlichen Krieg widereinander; die letzteren haben den ersteren in dem „unruhigen Jahr" — in Preußen sagen sie in dem „tollen Jahr" — vielerlei abgedrungen und ihre äußere Lage angeblich verbessert, indem sie keinen unentgeldlichen Hofdienst mehr zu thun haben, sondern täglichen Lohn für die tägliche Arbeit erhalten und zum Gutsherrn in dem Verhältnis wie Mietsleute stehen. Wenigstens preisen die Leute das als Gewinn. Der Gewinn ist aber, äußerlich genommen,

doch noch sehr zweifelhaft, da die Gutsherrn sich nun auch nicht weiter um die Leute kümmern und sie laufen lassen, wahrscheinlich um sie es fühlen zu lassen. Bei den Insten zeigt sich wegen der getäuschten Hoffnung bereits eine Reaktion gegen die Aufwiegler; das sind hauptsächlich die Schulmeister. Den Gutsherrn kommt das erwünscht, wiewohl die meisten zittern, indem sie sich nicht verhehlen können, daß diese Verhältnisse alle miteinander in einer kommenden Zeit zusammenbrechen müssen — und was soll dann daraus werden? Niemand kennt das Ziel und niemand hat eine Antwort, um Mittel zu zeigen, weil die Lösung der Frage durch große christliche Bethätigungen der Wahrheit und Gerechtigkeit, weil das Öffnen der Brunnen des Evangeliums wie ein böhmischer Wald erscheint, in den sich keiner wagt, an den auch nur einzelne in weitester Entfernung zu denken scheinen. Gestern abend hat Frau Amtmann von Döring geb. Gräfin Brockdorf (Brockdorfs haben ihr Schloß hier in der Nähe) anfragen lassen, ob ein persönliches Bekanntwerden mit mir ausführbar sei. Vielleicht hören wir auch von dieser Seite einige Stimmen, wiewohl wahrscheinlich nur wieder Frauenstimmen. Von den Gutsbesitzern hiesiger Gegend erzählt man sich viel, wie gar unzugänglich dieselben seien. Ich habe darüber kein eigenes Urteil; nur weiß ich das als Urteil solcher, die Besseres kennen und mitten unter diesen Leuten leben. Die Quellpunkte, aus denen sich die Bächlein christlicher Lebenskräfte über das arme Volk ergießen können, müssen sehr einsam in den Wäldern hiesiger innerer Verwahrlosung und Verwilderung liegen. Von dieser Verwahrlosung umgiebt uns hier in Haßberg ein bejammernswertes Bild.

Amanda und ich suchen hier nach und nach die Hausstände kennen zu lernen, und sind bereits in sehr vielen gewesen; was wir da sehen und hören müssen, ist unglaublich: dies Rühmen mit der offenbaren Schande, die Auflösung der Familie, die Zuchtlosigkeit unter den Kindern, die Unwissenheit in göttlichen Dingen, der Stumpfsinn, der Bettelgeist, die Anhäufung von Elend und Armut, der stille Zorn gegen die Gutsherrschaft, die zugleich die alleinige Brotherrschaft ist, die Versäumnisse dieser letzteren, welche zu Tage liegen, — das alles wächst wie ein großer Wald in sprechenden Bildern täglich deutlicher um uns her auf. Von Gottes Wort ist nun vollends keine Rede, eine Bibel nur in den seltensten Fällen im Hause, auch kein Katechismus; an Kirchengehen denkt noch viel weniger ein Mensch, man lacht darüber, daß man ihnen solches zumutet, und nun vollends die Hausandacht! Das Dorf hat in sich einen orthodoxen aber ruhmredigen Schulmeister, mit dem sich aber doch vielleicht noch etwas anfangen läßt, obgleich

er sich bis dahin um nichts bekümmert hat. Das Dorf gehört mit den umgrenzenden Dörfern zur Stadt Lütjenburg, wo zwei Pastoren sind, zu denen aber so gut wie niemand in die Kirche gehen soll; Sonntag wollen wir hin. Letzten Sonntag hörten wir Claudius in Bleckendorf. Der Gottesdienst war schlecht besucht. Die Predigt war wohl evangelisch; doch begreift man, daß sie keinen Menschen in die Kirche zieht. Die Prediger rundum wurden uns als Rationalisten bezeichnet, in deren Gemeinden es noch trauriger bestellt sein soll. Wahrlich, diesem Lande thut die innere Mission not! Vergegenwärtige ich mir alle jene schweren sittlichen und kirchlichen Notstände, — da, liebe Mutter, will sich das Herz mit Thränen füllen über den Jammer des Volks, das keinen Hirten hat. Möchte der Herr Seinen Feuergeist senden, die Herzen zu entzünden, daß sie Zeugen Seines Lichtes in so viel Finsternis werden! Daß sich hier etwas ausrichten ließe, davon überzeugt uns die tägliche Erfahrung bei den Besuchen, die wir in den Häusern hin und her machen. Amanda ist hier schon bekannt als die „Bilderfrau“; oft ist sie von zwölf bis fünfzehn Kindern umringt, unter denen sie Bilder und Bibelblätter, auch wohl hie und da ein Gebetbüchlein verteilt. Sie knüpft dann gerne Gespräche mit den Kindern an und streut Samen aus, der unter treuem Gebet doch noch Frucht bringen kann. Wir lesen auch sonst in den Häusern aus der Heiligen Schrift vor — im übrigen thun die schon erwähnten Bibelblätter sehr erwünschte Dienste! Du siehst, geliebte Mutter, daß sich Deine Kinder, wenn auch nur in geringem Maße, mühen, etwas zur Förderung des Reiches Gottes zu thun. Begleite uns mit Deiner Liebe und Deinem Segen. — Sorge doch dafür, daß unseres Heinrichs Geburtstag recht festlich gefeiert werde. Und nun Gott befohlen!

Dein treuer Hinrich.

Seebad Haßberg, Ende Juli 1851.

Geliebte Mutter!

Als ich hierher kam, war ich in der That schlimmer daran, als Ihr alle gewußt habt. Ich konnte weder gehen noch fahren ohne tief dringende Schmerzen, und ein Händedruck eines Freundes schnitt mir ins Gebein. Hatte ich doch die Singstunden aussetzen müssen, weil jede Bewegung der Hand, mit der ich den Takt angab, mir einen Stoß ins Gehirn gab. Ich verbarg, was ich litt, um Euch nicht zu beunruhigen, und nun darf ich Dir mit Freude sagen, daß Gott mir die Ostsee zu einem Bethesda gemacht hat. Fröhlichen Herzens — soweit das in dieser Welt Mühen möglich ist — und vor allem freien Hauptes und an allen Gliedern gestärkt kehre ich

zurück und bin frei von der Sorge, daß meine Herstellung nur die Täuschung eines Augenblicks ist. Vielleicht ist es mir möglich, wie mir hier geraten worden, die Kur in einem englischen Bade fortzusetzen. Dafür bekommst Du denn auch einen gesunden Sohn wieder und in ihm hoffentlich einen ungebrochenen Arbeiter, der bei seinem alten Wahlspruch bleibt, daß er nicht älter sondern jünger werden will — was freilich nicht möglich durch Meerwasser sondern durch das tägliche Trinken aus dem Becher des ewigen Wassers des Lebens, und das fehlt uns ja nicht.

Freitag zwölf Uhr bläst hier das Posthorn vor unserm Fenster, und dann geht's landeinwärts ins Rauhe Haus. Was mir dann noch für dies Jahr an Arbeit bevorsteht, liegt wie ein drei- und vierfach getürmtes Gebirge vor mir: England — Elberfeld — die Gefängnisse Preußens; im Hintergrunde immer das Rauhe Haus, oder auch im Vordergrunde; dann der unterbrochene Konfirmanden-Unterricht meiner eigenen Kinder und viel anderes, zum Teil Schweres. Aber an alles knüpfen sich doch Verheißungen, und oft ist mir's, als ob ich jetzt erst meine eigentliche Lebensarbeit beginnen sollte. Das Herz ist so voll und die Hoffnung so mächtig und der Glaube trotz aller Anfechtungen so zuversichtlich, daß ich mich zuletzt doch nur zu freuen weiß darüber, daß es einen Himmel giebt, in dem sich alles vollenden wird und wo wir mit Augen sehen werden, was wir hier nur als schwache Kinder geahnt und mit Zittern unter tausend Straucheln erstrebt haben. Gott segne Dich, Du liebe Herzensmutter, für die Liebe, mit der Du uns auch diesmal wieder geholfen. Wie freuen wir uns, wenn Du uns am Sonnabend mit unsern Kindern nach Altona entgegenkommen wirst. Amanda hat sich alles so schön und lieblich ausgedacht und Dir ausführlich gestern geschrieben. Grüße die lieben Kinder alle, von unserer Karoline bis zum „Bürgermeister Uli", und die Schwestern und alle Hausgenossen, und vergiß auch die Küchenmädchen nicht! In treuer Liebe Dein Hinrich.

London, den 23. August 1851.

Endlich bin ich hier in London angekommen, das Herz voll von Wünschen und Gebeten. Du glaubst nicht, wie schön die Umgegend Londons ist: grüne Wiesen mit tausend schönen Bäumen darauf, dazwischen mächtige Häusergruppen, überall Anfänge neuer Städte, die London rings um sich herum gebiert; die Bauart der Häuser ist schön und zierlich. Ganz anders in der Stadt selbst, — welch ein Trubel hier. Ich stieg in einem schlichten Hotel ab. Nach dem Umkleiden

ging ich sofort zu Bunsen, dem ich's versprochen hatte. Der englische Portier übergab mir sogleich einige Karten solcher, die mich hier schon gesucht hatten, u. a. eine briefliche Einladung von Lord Shaftesbury, der mit mir Londoner Anstalten zu besichtigen wünschte; es hatte aber tags zuvor sein sollen, als ich noch nicht hier war. Bei Bunsens stand seit zwei Wochen ein Zimmer für mich bereit, in das ich sogleich umsiedeln mußte.

Gestern habe ich gleich einige hiesige Einrichtungen in Augenschein genommen, wie sie gerade nahe lagen. Es traf sich so, daß es möglich wurde, mit der ältesten Tochter des Gesandten und Dr. Pauli, der mir ein treuer Ratgeber ist, in einen der ärmsten, elendesten Teile Londons zu fahren. Unter dem Schutze Lord Shaftesburys und unter der Leitung eines früheren Lehrers, der diesem Zweck sein Leben gewidmet hat, besteht dort seit etwa zwei Jahren ein Institut zur Erziehung junger strafentlassener Diebe, welche man beabsichtigt auswandern zu lassen. Ich traf etwa dreißig Zöglinge an, die sich hier freiwillig sammeln lassen, um im Notwendigsten unterrichtet zu werden, besonders in Gottes Wort und allerlei Handbeschäftigung. Manche sind schon ausgewandert. Ich las Briefe von diesen aus Adelaide und Nordamerika an Lord Shaftesbury gerichtet, die durch ihre zutrauliche Sprache das Herz erquickten. Der eine wollte dem Lord im Vertrauen berichten, daß er sich nächstens in Adelaide verheiraten werde, der andere hatte beschlossen, seine Farm, die er sich mit seiner Hände Arbeit erworben, zu kaufen, ein dritter forderte den Lord auf, als Mitglied des Parlaments dahin zu wirken, daß dieses sich davon überzeuge, wie durch ragged schools die Diebe Londons könnten bekehrt werden. Übrigens würde mich niemand davon überzeugen, daß alle in dieser Anstalt geltenden Grundsätze die richtigen sind. Um nur eins anzuführen: es ist den Zöglingen schlechterdings verboten, untereinander davon zu sprechen, was für Unthaten sie früher verrichtet haben, der Vorsteher aber fand nichts dabei, aus der Masse diesen oder jenen hervorzurufen und dem Besucher zu erzählen, wie viele und was für Diebstähle gerade dieser oder jener früher begangen hatte. Die Briefe, welche die Entlassenen an die Anstalt schreiben und die in der That erfreuliche Äußerungen enthalten, sind nicht nur emsig gesammelt und gedruckt, sondern von einem Teil der Jungen, die an der Presse beschäftigt werden, selbst gesetzt (!) und so in die Welt hinausgeschickt, — und dies alles, weil dergleichen notwendig sei, um das Publikum zu interessieren und um Geldbeiträge zu erhalten. Trotzdem ist das Ganze eine große Wohlthat und die Anstalt würde gewiß auch äußerlich anders dastehen, wenn man mehr Mittel hätte.

Eine weitere Einrichtung, die wir gestern genauer besichtigten, ist eins der neu eingerichteten Bade- und Waschhäuser, eine Einrichtung, deren Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann, zumal in einer Stadt wie London. In langer Reihe stehen hier, wenn ich nicht irre, hundertfünfzig bis zweihundert Frauen nebeneinander, die die Wäsche ihres Haushaltes besorgen, waschen, plätten, mangeln, die Wäsche trocknen u. s. w. Die Einrichtung ist musterhaft und hat mich besonders noch deswegen interessiert, weil neulich über ihre Anwendung auf Hamburg ein vortrefflicher Aufsatz in unseren „Nachrichten" stand. Der Preis für die Benutzung des Instituts ist ein unglaublich geringer. Die Hände der waschenden Frauen sind ein Ausbund von Fleiß, die Gesichter sind fröhlich, so daß man jeder großen Stadt derartige Institute wünschen möchte. Mit der Wäscherei ist eine Badeanstalt verbunden, auch Regenbäder und Dampfbäder werden verabfolgt und das alles für wenige Pfennige. Eine dieser Bade- und Waschanstalten in der St. George's Street wird derartig frequentiert, daß man genötigt ist, sie zum Gebrauch für zweitausend Personen zu erweitern. Das Ganze ist auf Aktien unternommen, die sehr gute Zinsen tragen.

London, den 25. August 1851.

Das ist mir klar geworden, daß die beste Lebensregel beim Aufenthalt in London die Resignation ist, mit der man allein etwas ausrichtet. Nur wenn man sich auf wenig beschränkt, ist etwas auszurichten. Ich bin erst drei Tage hier; was ich bis jetzt gesehen und wovon ich zu lernen Gelegenheit hatte, ist um mich her zu einem Walde herangewachsen.

Von der Evangelical Alliance und ihren Versammlungen sehe ich am wenigsten, eigentlich nichts und doch genug, um mich zu überzeugen, daß das nicht das Band ist, von dem wir uns dürfen umfassen lassen. Die Engländer können offenbar noch mehr reden als wir Deutschen, und ihr Gesichtspunkt ist dabei ein ziemlich magerer. Die Richtung, von der diese Bestrebungen ausgegangen, scheint sich auszuleben, und ein anderes muß kommen. Es liegen die bis jetzt gepflogenen Verhandlungen gedruckt vor mir; sie werden ohne Resultat bleiben und zwingen mich zu dieser Überzeugung, teils infolge der ganzen ins Blaue gezeichneten Anlage, teils durch hervortretende Thatsachen, die von einer Engherzigkeit zeugen, die sich in Deutschland etwa nur in den rücksichtslos vorgehenden praktischen Bestrebungen desjenigen Pietismus zeigen, dem der Äther der christlichen Intelligenz und die Freiheit der deutschen Wissenschaft abgeht. Man rechne dazu das Abgelebtsein der bischöflichen Kirche, die krampfhaften Versuche

des Puseyismus, die alte Leere der Hochkirchlichkeit mit neuen Tönen statt mit frischer Wissenschaft auszufüllen oder statt mit einem Satz in die römische Kirche überzuspringen. Man rechne ferner dazu den Unglauben der gebildeten Massen, die zu David Strauß schwören sollen und unter deutscher Theologie nur Straußschen Pantheismus verstehen, den furchtbaren Verfall von Zucht und Sitte, die Versunkenheit in alle Laster bei den untersten Klassen, — so droht auch hier wie bei uns eine kirchliche Katastrophe, in der ein gut Teil des Alten in den Abgrund fahren, andererseits aber auch ein Neues beginnen wird, worauf wir hoffen, wovon aber Gott allein weiß. Doch wer will hier ein Prophet sein?! Die Menschen und Dinge, die ich sehe und höre, zwingen den Geist in die Zukunft, und je mehr Thüren sich mir aufschließen, desto hoffnungsvoller wendet sich der Blick in das Gebiet, das den meisten ungewiß deucht, das aber an Ungewißheit durch den Blick in die Geschichte und den vergleichenden Blick in die Gegenwart unsres teuren armen Volkes und Vaterlandes verliert.

Was mich hier ganz besonders fesselt, ist zunächst das Volksleben, aber nicht bloß wie sich dasselbe von außen ansieht, sondern vor allem die verschiedenen Bestrebungen der inneren Mission, die auch hier die größte Zukunft haben, — endlich die lebendigen Menschen, mit denen ich zu verkehren Gelegenheit habe. Vorgestern war mir endlich vergönnt, auch das wahrhaft glänzende House of Lords mit seinem goldenen Thron im goldenen Saal und dem berühmten Wollsack zu sehen. Alles war über die Maßen herrlich und groß, zu groß im Vergleich zu dem bescheidenen Saale des Hauses der Gemeinen, dem Sitz der eigentlichen Macht des weltbeherrschenden Eilandes. Leider sind beide Häuser leer; die diesjährige Saison ist zu Ende und alle Parlamentsmitglieder von London abwesend, so daß deswegen auch niemand von ihnen hier angetroffen werden kann. Vielleicht wird mir das ein anderes Mal zu teil. Du siehst, daß ich, so Gott will, glaube und hoffe, nicht zum letztenmal hier gewesen zu sein. Durch Herrn von Bunsens Vermittlung war es mir möglich, alles zu sehen, auch die sonst nicht zugänglichen Räume des Parlamentsgebäudes.

Gegen die Pracht des Parlamentsgebäudes kontrastiert gewaltig das Bild des Elends, das uns vor Augen trat, als wir abends um zehn Uhr noch einen Ausflug in die Lambeth-Stadt, einen der ärmsten Stadtteile, unternahmen. Wir waren unserer vier: der junge Bunsen, Dr. Pauli, Professor Lieber aus Nordamerika und ich. Wir hatten die schlechtesten Kleider angezogen, alles Geld abgelegt und wollten so einen jener Sonnabend-Abendmärkte mit ihren staunenerregenden Schrecklichkeiten aufsuchen. Tausende armer Leute wogten hier zwischen

den weit geöffneten Läden auf und nieder, um ihren Vorrat auf Sonntag einzukaufen. Pfandhäuser, Theater u. s. w. fehlten natürlich nicht; Bettler aller Art zogen singend umher, dazu Mohren, Krüppel, Blinde, stets mit offenen Händen, teils mit Zetteln um den Hals, die ihr Elend beschrieben. Den Höhepunkt bildeten die Schnapsläden. In einen derselben kehrten wir ein. Ungeheure Oxhofte paradierten im Hintergrunde; die Schnapsschenker in Hemdsärmeln arbeiteten von Schweiß triefend, um ganze Herden von Lumpenkerlen mit zerfetzten Röcken zu bedienen, und zwischen all diesen Männern eine Menge von Weibern, alle Branntwein trinkend mit Kindern an der Hand und Kindern an den Brüsten! In einigen der andern Buden dieser Art ging es noch greulicher her; freche Weibsbilder, kreischend und saufend, winkten die Männer an sich. Wie aber läßt sich das alles beschreiben?! Um Mitternacht verließen wir dies Schauspiel und kamen dann bald wieder in anständige Straßen. Was ich sonst gesehen, läßt sich nicht schildern; es ist ärger, als was Hamburg und Berlin je in ihren nächtlichen Mauern gesehen.

Am Montag morgen gaben mir die nacheinander kommenden Besuche von unserm Stadtmissionar Ostermoor, Pastor Wallbaum und Dr. Schöll die ersten näheren Einblicke in die hiesigen Verhältnisse sowohl der fünf deutschen, voneinander unabhängigen Kirchen als auch der zerstreuten armen Deutschen. Es steht fast in jeder Beziehung schlecht; die weitere Entwicklung der Stadtmission unter den 20000 Deutschen hier ist dringendes Bedürfnis. Der weitere Montag wurde dann dazu verwandt, mit dem von hier aus fünf englische Meilen aber immer noch in London selbst gelegenen großen Deportationsgefängnis Pentonville bekannt zu werden. Mir ist das vollständig gelungen, indem der preußische Gesandte mich nicht bloß zum Kaplan sondern auch zu einem der fünf obersten Direktoren der englischen Staatsgefängnisse führte. Ich habe viel von ihm gelernt. Er lud mich ein, mit ihm nach der Insel Wight in das große Gefängnis Parkhurst für über fünfhundert jugendliche Verbrecher zu reisen und namentlich auch die Philanthropic genannte Privat-Knabenanstalt, eine Art Rettungsanstalt zu Red Hill in Augenschein zu nehmen. Die Anstalt ist Mettray[1]) nachgebildet, also eine Enkelin des Rauhen Hauses. Die übrigen Hauptgefängnisse sollen in den nächsten Tagen aufgesucht werden. Mit den Einzelheiten unsrer Besprechungen, die sich namentlich auf die Stellung des Personals, die Stellung der Kirche zu den Gefängnissen und die Prinzipien der Verwaltung bezogen,

---

[1]) s. Bd. I., S. 437.

will ich Dich nicht unterhalten. Weit mehr würde Dich interessieren, wie wir den Abend auf dem Landsitze des Herrn Gurney zugebracht haben. Gurney ist der Bruder der seligen Frau Elisabeth Fry.[1]) Es war kaum zu bemerken, daß wir in einer Quäkerfamilie weilten. Mehr als dies Quäkertum trat der Reichtum und alles überwiegend die Liebeswürdigkeit der herrlichen Familie, namentlich die des ehrwürdigen alten Herrn Gurney hervor. Kaum waren wir miteinander in den schönen Park mit seinem weiten sammetnen Rasen eingetreten, als mich Frau Bunsen, die verheiratete Tochter des Hauses, Verfasserin des Buchs über Elisabeth Fry, aufforderte, sie in die einstige Wohnung der großen königlichen Frau zu geleiten. Wir gingen dorthin über Rasen hinweg, unter lebendigen Erinnerungen an die selige Freundin der Gefangenen. Das Wohnzimmer war noch so eingerichtet wie damals, als Elisabeth Fry darin lebte; zur Rechten ein großes Speisezimmer, in welchem der König von Preußen mit ihr zur Tafel gesessen, nachdem er mit ihr Newgate besucht hatte. Der Geist der hohen Frau lebt offenbar in der ihr angehörigen Familie fort, die ihren Fußtapfen nachfolgt. Daran schloß sich ein Abendessen, bei dem der reichste Glanz an Silber und Krystallen entfaltet wurde. Galadiener warteten auf. Hernach setzten wir in den mit dem Hause verbundenen Treibhäusern unsre Gespräche, immer neue Fäden anspinnend, fort. Ich unterhielt mich viel mit der trefflichen Mrs. Raffles, einer sehr merkwürdigen Frau, ebenso mit dem Herrn Buxton, Sohn jenes berühmten Mannes, der so wesentlich mit an der Sklavenbefreiung gearbeitet hat. Du kannst denken, daß es mir keine geringe Freude war, gerade hier mit Herrn von Bethmann-Hollweg zusammenzutreffen. Wir kamen erst spät wieder zu Hause.

London, den 26. August 1851.

Es wird täglich das Programm schon für den folgenden Tag gemacht, wozu die verschiedenen Glieder des Bunsenschen Hauses ihre Beiträge liefern. Du glaubst nicht, mit welcher Liebe und Aufopferung Bunsens Fürsorge treffen, mir die erwünschten Thüren zu öffnen, damit ich die rechten Männer kennen lerne und die wichtigsten Institute zu rechter Stunde in Augenschein nehmen kann. Ohne diese Vermittlung würde mir nur der geringste Teil von dem, was mir jetzt zugänglich

[1]) Elisabeth Fry hatte das Rauhe Haus am 19. August 1841 besucht. Vergl. „Elis. Fry, Leben und Denkwürdigkeiten“, 2 Bde. 2. Aufl. Agentur des Rauhen Hauses 1850; ebendaselbst erschien (aus der Feder der zweiten Tochter Wicherns): „Barmherzige Liebe. Leben und Wirken der Elis. Fry und Amalie Sieveking“.



wird, bekannt werden. Dazu kommt, daß an sämtlichen Mahlzeiten Gäste teilnehmen, wodurch sich mir gleichfalls wichtige Beziehungen mannigfachster Art erschließen.

Ich wollte nachträglich noch einiges von Sonntag erzählen. Nach dem gemeinschaftlichen Frühstück sammelte sich der engere Kreis des Hauses und einige Hausfreunde der Bunsenschen Familie, Professor Gerhard, Frau Professor Wagner, Professor Lieber zur Sonntagmorgen-Andacht im Wohnzimmer. Bunsen selbst hielt die Andacht. Gesungen wurde aus Bunsens Gesangbuch. Die Tochter begleitete den Gesang auf einer Hausorgel. Dann folgte die Vorlesung der Evangelienabschnitte mit anschließendem Gebet; bei letzterem kniete man. Außer dem köstlichen Böhmschen Gebet: „O tiefe Gnade Gottes 2c." folgte das allgemeine Kirchengebet, Vaterunser und Segen. Das Ganze erfüllte mit wahrer Andacht. Was sagst Du aber dazu, daß die Andacht von Anfang bis zu Ende von Trommel- und Pfeifenklang, von echter Janitscharenmusik im St. James's Park begleitet wurde und das in — London! Und zwar findet dies Konzert jeden Sonntagmorgen anschließend an die Parade der Königlichen Garde statt. Nach der Andacht besuchte die Familie den Gottesdienst, und zwar besuchte man verschiedene Kirchen. Professor Lieber und ich wählten die bischöfliche Kirche: St. Paul und Barnabas, nicht bloß um einmal einem episkopalen Gottesdienste beizuwohnen, sondern auch, weil gerade in dieser Kirche die Puseysche Richtung, welche angeblich die hochkirchliche Partei zum Romanismus hinüberführt, in Predigt und Liturgie am konsequentesten durchgebildet ist. Der Altar ist reich mit Gold und Lichtern bedeckt; an demselben steht in weiße Chorhemden gekleidet der Sängerchor, Männer und Knaben, und zwar in Stühlen wie Chorherren in der römischen Kirche. Die Liturgie wurde von drei verschiedenen Geistlichen gehalten und zwar teils von einem Pult teils vom Altar aus. Ich konnte ihr mit dem Book of Common Prayer in der Hand gut folgen. Die langen Gebete und altkirchlichen Symbole wurden vom Priester in voller Ausdehnung und in einem einzigen Tone singend vorgetragen, worauf stets die Gemeinde antwortete. Wenn auch zugegeben werden muß, daß diese Singweise besser ist als das chaotische Sprechen aller und daß die Gemeinde musterhaft eingesungen war und die Priester wirklich rein sangen, so wurde doch durch die Andauer des Singens und namentlich durch die rasche Fortstürzung dieses ewig monotonen Rezitativs das Nervensystem mitunter zum Zerspringen gereizt. Die nun folgende Predigt konnte ich bei gespannter Aufmerksamkeit wohl verstehen. Mit Eifer schärfte der Prediger ein, daß die englische Kirche das Reich Gottes sei, von dem

der Herr sage, es sei nicht von dieser Welt, und zwar namentlich deswegen, weil in ihr die apostolische Nachfolge der Bischöfe und durch sie wieder die andren Ämter der Kirche gesichert seien u. s. w. Die Andacht der Gemeinde war groß; die Versammlung schien keineswegs aus der sogenannten fashionablen Welt zu bestehen, wohl aber aus vielen jungen Männern und namentlich auch Kindern. Gern hätte ich noch dem heiligen Abendmahl beigewohnt, doch darf hier niemand außer den Kommunikanten anwesend sein. Nach Tische blieb wenig Zeit, da wir dem Nachmittagsgottesdienst im deutschen Hospital, den Pastor Wallbaum hielt, beiwohnen wollten. Die Magerkeit des deutschen Gottesdienstes und auch die der Predigt in dem kahlen Betsaal stach gegen das ab, was ich am Morgen gesehen und gehört. Das Hospital selbst ist einfach und zweckmäßig eingerichtet, fünf Kaiserswerther Diakonissen arbeiten darin.

Nach Hause zurückgekehrt traf ich Dr. Marriot und den trefflichen Pfarrer Legrand aus Basel, ferner Krummacher aus Berlin und unsern Cramer aus Genf. Das Zusammentreffen mit letzterem war für uns beide ergreifend, es weckte die lebendigsten Erinnerungen an unsern seligen Syndikus. — Mit dieser Gesellschaft unternahmen wir dann einen Besuch im House of Refuge bei Westminster, das mit einer ragged school daselbst verbunden ist. Die Anstalt ist in einer früheren Diebeshöhle untergebracht. Das Schlafzimmer der armen Kinder war einst „Diebsschule“, d. h. eine Schule, in der junge Knaben systematisch zu Taschendieben ausgebildet wurden. Sie mußten von Sprungfedern, die mit Glocken in Verbindung standen, Gegenstände behend entnehmen, ohne daß die Glocken sich bewegten; je nach dem Maß ihrer Gewandtheit dabei wurden sie hernach zur Taschendieberei verwandt.

London, den 27. August 1851.

In meinem letzten Briefe erzählte ich Dir von dem Besuch bei Herrn Gurney und dem in der kleinen Villa seiner seligen Schwester. Im Fluge führte uns das schöne Zweigespann durch den Tumult der Riesenstadt in unser stilles Heim zurück. Für gestern nachmittag und abend waren einige Stunden dazu ausersehen, mir im hiesigen botanischen Garten neue Schönheiten, welche menschliche Kunst im Bunde mit den reichen Gaben der Natur geschaffen, zu zeigen. Da das Wetter aber schlecht war, so kamen wir nur bis an die reizende Villa eines Schwiegersohns des Herrn Gurney in Regent's Park und nahmen dort um sechs Uhr den Thee. Diese Villen muß man sehen, um zu verstehen, was englischer Komfort ist. Auffallend ist die Kleinheit aller Räume, die aber gerade deshalb besonders heimisch und

behaglich sind, so daß man sich den Winter herzuwünscht, um sich mit der Familie um den traulichen Kamin sammeln zu können. Graf Pourtalès, von Bethmann-Hollweg und die Bunsensche Familie erhöhten durch ihre Gegenwart die Freude an diesem Besuch. Der Abend sammelte in Bunsens Hause wieder einen weiteren Kreis deutscher und französischer Männer, die auf irgend einem Gebiet der Wissenschaft ihre Heimat haben, u. a. Professor Dr. Trendelenburg aus Berlin. Während die Damen allein blieben, vereinigte der Hausherr seine Gäste und Freunde, um ihnen aus dem bald erscheinenden neuesten Band seines Werkes über Ägypten einige Abschnitte vorzulesen. Zeit zur Besprechung nachher war nicht vorhanden, sonst würde es nicht an vielem Widerspruch gefehlt haben, obgleich wohl jeder mit Erhebung hörte, wie der Verfasser in seinem glänzenden Vortrag dem germanischen Volksstamm seine weltgeschichtliche Stellung gegenüber den romanischen und asiatischen Geschlechtern präzisierte. Heute morgen entschied ein zufälliges glückliches Ereignis, daß ich mit mehreren hiesigen Freunden zum erstenmal in die „Exhibition", wie hier der große Glaspalast allgemein heißt, geführt wurde.

London, den 29. August 1851.

Fortsetzung. Es würde thöricht sein, über jenes Wunderwerk der Welt, namentlich, wenn man nur so flüchtig wie ich hat hinsehen können, mehr zu sagen. Was mich im einzelnen besonders angezogen hat, sind die Gobelins, die italienischen Mosaiken und die Holzschnitzereien. Von der Größe und Pracht des Raumes macht sich vergeblich jemand eine Vorstellung, der ihn nicht mit Augen gesehen hat. An sechzig- bis siebzigtausend Menschen sollen sich hier täglich beisammenfinden. Es ist ungefähr, als wenn unser Jungfernstieg in Hamburg mit Menschen angefüllt und mit Glas überwölbt wäre. Mittwoch brachte ich den ganzen Tag bis Abend teils in Newgate teils in Ermittelungen über die City Mission zu. Newgate ist das berühmte Gefängnis, in welchem einst Elisabeth Fry ihre Wirksamkeit in der Welt der Gefangenen begann. — Die Ermittelungen über die Stadtmission haben mir viel Zeit gekostet und werden noch mehr Zeit kosten. Schon den Dienstagvormittag hatte ich in Westminster bei einem der ausgezeichnetsten der hiesigen Stadtmissionare zugebracht. Auch er hat in einer früheren Diebshöle eine ragged school begründet, in der ich ihn traf. Alle diese Räume dienten einst zu regelmäßigen Versammlungen von Leuten, die bis dahin meist von Raub und Diebstahl gelebt haben. Als er seine Arbeit begann, mußten in jener Gegend dreihundert ungetaufte Kinder auf einmal getauft werden,

in einem andern Stadtteil Londons waren es deren siebenhundert. Die Greuel und heidnische Versunkenheit der **muckery**, d. h. „Rabennester" der vielen verworfenen Stadtteile Londons läßt sich gar nicht beschreiben. Nachdem ich die Arbeit an mehreren einzelnen Punkten kennen gelernt, habe ich denn am Mittwoch fast den halben Tag in der **office** der Stadtmission zugebracht. Die **office** ist das Bureau der Gesellschaft und füllt ein ganzes Haus mit Kontoren u. s. w.; es ist zugleich der Sitz der beiden Sekretäre **Dr.** Robin und Garwood; beide sind Geistliche, der letztere war ein bischöflicher, der erstere war von der Dissenter-Kirche. Hier habe ich über alles die eingehendste Auskunft erbeten und gefunden und bald gesehen, daß die in London und Hamburg gemachten Erfahrungen fast in jeder Beziehung zusammentreffen. Am Montag werde ich eine monatlich wiederkehrende Versammlung aller zweihundertfünfzig Stadtmissionare besuchen. — Eine andere Sache, die mich vielfach beschäftigt, sind die sogenannten **lodging houses**, Wohnhäuser für arme oder herabgekommene Familien, oft für einige hundert Personen und Familien. Prinz Albert und Lord Shaftesbury, jetzt leider verreist, stehen an der Spitze dieser großartigen Unternehmungen; teils baut man ganz neue Häuser, teils renoviert man alte. Es dürfte schwerlich ein Unternehmen geben, das in sittlicher Beziehung zusammen mit den andern christlichen Bestrebungen tiefgehender wirkt als dieses. In fast allen **lodging houses** (ich bringe die Risse und Pläne mit) habe ich christliche Männer als Hausväter (**Superintendents**) gefunden, die zugleich Hausgottesdienst halten. Auch die Stadtmissionare verkehren hier, um regelmäßige gottesdienstliche Versammlungen abzuhalten. Zwischen alles dieses hindurch geht der durch mein Wohnen bei Bunsen ermöglichte Verkehr mit den interessantesten Männern. Die Verhältnisse des Orients, Amerikas, der verschiedensten europäischen Länder werden fortwährend von den Kundigsten und zwar von Augenzeugen besprochen. Gestern abend sieben Uhr war ich zum erstenmale bei Sir Culling Eardly, Baronet auf Belvedere in Kent, zu Mittag geladen. Es waren wohl zwanzig bis fünfundzwanzig Männer, teils aus England, teils aus Frankreich, Italien und Deutschland gegenwärtig. Da Sir Eardly jährlich £ 25 000 zu verbrauchen hat, war es nicht zu verwundern, daß in Belvedere etwas von englischem Luxus und Komfort zu finden war. Ich denke dort nächste Woche einige Tage zuzubringen.

London, den 30. August 1851.

Ich schlafe im ganzen wenig, dennoch bin ich jedesmal beim Aufstehen erquickt. Trotz der ganz veränderten und oft wechselnden Lebens-

weise, kommt mir kaum eine Empfindung von Kopfschmerz. Du sollst Dich also darüber beruhigen und mit mir freuen.

Gestern war nun der Tag, an dem die deutschen Angelegenheiten besprochen werden sollten, und ich habe deswegen zum erstenmal den ganzen Tag in Freemasons' Hall zugebracht. Da man jeden Morgen bis zwölf Uhr erbauliche Zusammenkünfte hält, die mir, auch wenn ich alles Englische leicht verstände, zu viel würden, so war die für Deutschland übrig bleibende Zeit recht kurz, was mir als ein Glück erschienen ist. Die Zeugnisse aller einsichtigen Deutschen, die hier länger gelebt (und ich habe deren bis jetzt eine große Menge, namentlich Geistliche und Theologen aller Art, die Deutschland genauer kennen, auch ganz unabhängig vom Bunsenschen Hause gesprochen), stimmen darin überein, daß den Engländern unser Deutschland ein vollständig unverstandenes Land ist, das zu verstehen die Engländer wenig Fähigkeit besitzen, solange sie nicht von sich und ihren Verhältnissen absehen gelernt und mit Ernst begonnen haben, den Geist und die Geschichte unseres Brudervolkes zu studieren.

Von alledem zeigten sich auch gestern vielfach Belege, einige Male protestierten Deutsche und Engländer mit Lebhaftigkeit gegeneinander. Im allgemeinen schienen die christlichen Engländer, von ihren Berichterstattern, meist Judenmissionaren oder englisierten Deutschen und Sektierern veranlaßt, Deutschland als ein mit Heidentum und Tyrannei bedecktes Land anzusehen, dem sie, die Engländer, Freiheit und Evangelium zu bringen haben. Ich muß leider sagen, daß unsere Deutschen, die gestern zum Wort kamen, nicht grade sehr viel dazu thaten, diese Meinung zu zerstreuen, sondern sogar manches redeten, um den Irrtum zu befestigen. Es kam doch in der That darauf an, gegenüber dieser Nation die Würde des Vaterlandes aufrecht zu erhalten, nicht bei Engländern zu betteln und sich vor Engländern tief zu beugen, sondern mit dem Bewußtsein vollständiger Ebenbürtigkeit den Engländern die Bruderhand zu reichen, dabei aber nicht zu verleugnen, was Gott sichtlich an uns gethan hat, zugleich fest und klar zu bezeugen, was für einen großen Beruf Gott unserm Volk und zwar im Bunde mit England (in welchem Bunde sich beide Völker zu ergänzen haben) gegeben hat. Nachdem unser Krummacher aus Berlin über den Stand des Unglaubens in Deutschland geredet und dann Tholuck mit Feuer und Liebe Zeugnis von dem auf den deutschen Universitäten wiedererwachten Glauben abgelegt, sprach von Bethmann-Hollweg über das Kirchenbundskomitee als dessen Deputierter und forderte zur Beschickung des Kirchentages in Elberfeld auf, was mit großem Beifall aufgenommen wurde. Dann las Professor Ebrard eine lange, für den

Zweck abgefaßte, abgeschmackte Abhandlung über das Papsttum in Deutschland vor, an deren Schluß verschiedene Engländer dagegen protestierten, daß ihr Name unter einen in Vorschlag gebrachten Aufruf gedruckt werde — für Ebrard ein harter Schlag, da gerade er den unglücklichen Gedanken, einen Zweig der Evangelical Alliance in Deutschland zu stiften, genährt hatte. Inzwischen war es Mittag geworden. — Nach wiederöffneter Versammlung um sechs ein halb Uhr mußte ich mich doch bequemen, das Wort zu nehmen, und that es in Gottes Namen. Wie die meisten früheren Redner bediente ich mich eines Interpreten, was verhältnismäßig gut ging. Da die Engländer meinen Namen mit dem der inneren Mission zusammenzudenken gewöhnt sind, konnte ich das Zeichen allgemeinen Willkomms bei meinem Auftreten für die Sache als solche in Anspruch nehmen und that es.

Mein Zweck war, den Engländern nach Kräften klar zu machen, was uns in Deutschland die innere Mission ist und was nicht (Inner Mission — nicht Home Mission), und sie zuletzt zu überzeugen, daß das Werk überhaupt ein Werk der Öffentlichkeit sei und als solches ein internationales, bei dem namentlich England, Frankreich, Deutschland und die Schweiz lebendig zusammenwirken müßten, wissend, daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche der Weltgeschichte stehen, die eine Epoche des Heils nur dann werden werde, wenn Christus und Seine Menschen und Völker rettende Herrlichkeit auf unserem Banner geschrieben stehe. Im Namen des Centralausschusses reichte ich ihnen die Bruderhand und lud sie ein, zur Besiegelung des Bruderbundes der Freunde des Reiches Gottes unter unsern Völkern nach Elberfeld zu kommen. Das solle *unsere* Evangelische Alliance sein.

Das ist einiges von dem, was ich entwickelte. Der oft in die Rede fallende Zuruf der ganzen Versammlung, das “hear! hear!” und der Applaus mit Händen und Stöcken hatte als Verkörperung des lebendigen Rapports zwischen Redner und Zuhörer zugleich die Bedeutung eines Bandes, das sich zwischen beiden Seiten bis zum Schluß der Rede immer fester zog. Es schien in der That durch mein Wort das englische Herz getroffen, die Ehre des Vaterlandes gesichert und die nationale Handreichung mehr angebahnt zu sein, wenn ich nach den Zurufen am Schluß der Rede urteilen darf. Die darnach an mich ergangene Aufforderung, am Montag, den 1. September abends in einer großen öffentlichen Versammlung in Exeter Hall, einer der größten Räume Londons, noch einmal zu reden, habe ich angenommen, zumal Sir Harry *Verney*, Parlamentsmitglied, den Vorsitz für jene Versammlung übernommen und die Sache um so weniger als Parteisache erscheinen kann. Gott wolle denn auch dazu Seinen Segen

geben! Ich bin auch der Einladung des Sir Harry Verney, Bart., gefolgt, von heute nachmittag an bis Montag auf seinem schönen Landsitz Claydon Park, Buckinghamshire, mehrere Meilen von London zuzubringen.

Montag, den 1. September 1851.

In einer Viertelstunde geht es mit Sir Harry, bei dem ich seit Sonnabend nachmittag ein echt englisches Leben geführt, von hier zurück nach London. Lady Verney, Sir Harrys Gemahlin, spricht, wie Sir Harry selbst, vortrefflich deutsch und ist überhaupt eine hochgebildete Frau, so daß sich alles vereinigte, mir den Aufenthalt lieb zu machen. In dem sehr großen Castle befindet sich zwischen den vielen großen Sälen namentlich einer, der die Bilder der Ahnen bewahrt, unter denen die Erinnerungen an den Vater Sir Harrys nicht die uninteressantesten sind. Vier bis auf wenige noch übrig gebliebene Splitter und Fetzen vernichtete Standarten aus der Schlacht bei Waterloo, die dem Regiment des Vaters angehörten, sind Denkmäler des Heldenmuts, der in der Familie lebt.

Fortsetzung. Trotz des Sonntags, der sehr streng gefeiert wurde („denn er ist der Tag der Armen", sagte Sir Harry), waren die Unterhaltungen doch sehr mannigfaltig. Zweimal wurde die Kirche, einmal um 10 Uhr und dann um 6 Uhr nachmittags besucht. Die bischöfliche Liturgie mit ihren gymnastischen Übungen im Knieen und Stehen konnte man über der Andacht, welche die treffliche Predigt vermittelte, vergessen. Sie war voll Wärme und evangelischen Lichtes und von einer ergreifenden Liebe des Pastors zur Gemeinde. Es gelang mir, namentlich die erste Predigt ganz zu verstehen. Der Pfarrer hat drei Kirchen und in diesen wird Sonntags fünfmal gepredigt! Die Gottesdienste sind stets gefüllt mit den stattlich aussehenden englischen Bauern oder vielmehr Tagelöhnern und den herrschaftlich aussehenden Pächtern. Die Verwaltung der englischen Landgüter (Sir Harry hat mich mit dem seinen vollkommen vertraut gemacht) ist zum Teil ganz übereinstimmend mit der der westfälischen und in der Grafschaft Mark. So ist z. B. Claydon in sechsunddreißig Pachthöfe zu sechzig bis drei- resp. fünfhundert Acker verpachtet; den Rest verwaltet der Gutsherr selbst, wenn er will. Die Pächter haben je nur auf ein Jahr, wenige auf längere Zeit, etwa zehn Jahre, gepachtet; doch sind diese Familien zum Teil schon zweihundert Jahre auf diesen Pachthöfen. Sir Harry führte mich in eine Reihe der von ihm neugebauten Tagelöhner-Wohnungen, die unvergleichlich viel besser sind als die unsrigen, wie denn auch die Bewohner entschieden gentiler

aussehen und kaum an Bauern erinnern, und nun vollends die teilweise eleganten Häuser der Pächter! Der gütige Wirt wußte es mir nicht dringend genug ans Herz zu legen, ihn noch einmal einige Tage zu besuchen, damit er mich auf das benachbarte Gut des Herzogs von Bedford führen könne, der auf zwanzig Jahre jährlich £ 20 000 zur Verbesserung der Tagelöhner-Wohnungen ausgesetzt hat und um diese Verbesserungen anzubringen, große Werkstätten mit Dampfmaschinen von £ 17 000 hat bauen lassen.

Am Sonnabend morgen habe ich in Spitalfields, einem der ärmsten Quartiere Londons, einen überaus lehrreichen Tag erlebt. Allens Pfarrei gehört zu den neu angelegten in London. Als er vor vier Jahren seine Wirksamkeit hier begann, kamen eine Zeit lang nur dreißig bis fünfunddreißig Menschen in die Kirche, jetzt regelmäßig deren zweitausendfünfhundert, so daß man bereits Gallerieen in der neuen Kirche hat bauen müssen. Außerdem werden die Wochengottesdienste ebenso regelmäßig besucht. Die Gemeinde ist in bewunderungswürdiger Weise organisiert. Sie ist in vierzehn Kreise eingeteilt, in jeden sind zwei Ladys gestellt, die die Häuser besuchen, außerdem sind Stadtmissionare angestellt, die Rev. Allen den Dilettanten weit vorzieht. Wieder je sechs bis sieben Hausstände bilden ein kleines Ganzes, in welchem die Hausstände sich zum Gebet versammeln. Am Sonntag bleiben jedesmal noch ca. fünfhundert Personen nach der Predigt beisammen, die sich mit Rev. Allen zu besprechen wünschen. Noch nie ist Rev. Allen einen Tag außerhalb seiner Gemeinde gewesen oder hat je einen Gottesdienst ausgesetzt. Seine ragged school, sein Asyl für arme entlassene Dienstmädchen und Lehrburschen, die lodging houses in seinem Distrikt, die Wanderung durch das arme, elende Judenquartier, der Überblick des nun verwüsteten Straßenknäuels, den man auf Parlamentsbeschluß abgebrochen, weil das Nest der Diebe und liederlichen Weibspersonen in demselben undurchdringlich geworden war, zeigte mir aufs neue sowohl Londons Elend und Sündennot, andererseits aber auch die heranwachsende Hilfe barmherziger, suchender Liebe. Daß ich dann am Sonnabend noch der Versammlung jener zweihundertfünfzig Stadtmissionare im kleinen Saal von Exeter Hall unter Leitung des Sekretärs der Gesellschaft beigewohnt habe, wird Dich gewiß mit mir freuen. Durch Herrn Bunsens jun. Hilfe wurde es mir möglich, diese Schar von Missionaren der Weltstadt kurz anzureden und ihnen ein Zeugnis der Liebe und Gemeinschaft des Geistes vom Kontinent zu bringen. — Da ich noch ein und eine halbe Stunde in der großen öffentlichen Versammlung in Exeter Hall öffentlich reden soll und mich darauf noch vorbereiten muß, kann ich heute nichts mehr hinzufügen.

— Von unserm neugefaßten Plan, den ich mit Sir Harry Verney und Bunsen entworfen, um eine stehende Verbindung zwischen England und Deutschland einzuleiten und wozu Lord Shaftesbury (leider jetzt nicht hier) wesentlich mithelfen soll, indem zu hoffen steht, daß er sich nach Elberfeld wird ziehen lassen, — später.

London, den 2. September 1851.

Die gestrige Versammlung in Exeter Hall die von sechs bis zehn Uhr währte, ist für alle, die sehen wollen und können, ein nicht täuschendes Dokument über den Stand derjenigen Richtung geworden, welche in diesen Tagen unter dem Namen „Evangelical Alliance so viel von sich hat reden machen. Wie das in England nicht anders möglich ist, mußte dabei der eigentliche englische Charakter vielfach zum Vorschein kommen. Ich meinerseits bin durch die Erfahrung nur um so tiefer davon überzeugt, daß mit gerechter Würdigung der besonderen Vorzüge, die England für sich in Anspruch nehmen darf, wir Deutschen nicht nötig haben, uns vor diesem Volk zu beugen, vielmehr daß wir Zeugnisse des Lebens in uns bewahren, die wir pflegen sollen, um den Beruf der Zukunft, der uns aufbehalten ist, von dem in England nur wenige eine Ahnung zu haben scheinen, zu erfüllen. Mit tiefem Unwillen hat mich und mit mir manche der Nüchternen und Einfältigen der Geist erfüllt, in welchem nun in zwei großen Versammlungen — erst in Freemasons' Hall und gestern vor Tausenden in Exeter Hall — Deutsche die Ehre ihres Volkes mit Füßen traten und den ganzen hohlen Stolz der Engländer in Anspruch nahmen, um lebhaften Beifall zu ernten (Fr. Krummacher). Es wäre nicht unmöglich, daß die deutschen Zeitungen, wenn sie es für der Mühe wert halten, von diesen Versammlungen Notiz zu nehmen, von dieser Schmähung Deutschlands durch Deutsche, wenn auch nur leise widerhallten. Ich habe es, weil mir das Wort angetragen war, für gebieterische Pflicht erachtet, ein Zeugnis von dem Beruf und der, wenn auch verborgenen und doch offenbaren Herrlichkeit unseres Vaterlandes abzulegen, sofern der Herr auch unter uns Sein Werk und Sein Heer hat, was alles übrigens ohne Offenbarung eines Zwiespalts geschehen konnte und geschehen ist. Aber denke Dir, daß es in einer andern kleineren Versammlung von Deutschen unter dem Vorsitz eines Engländers zu einem förmlichen Gezänk, ja zu heftigem Streit der Deutschen untereinander gekommen ist, indem die soeben aus Deutschland gekommenen in phantastischer Überschätzung Englands ihr eigenes Vaterland schmachvoll prostituiert haben, indem sie die schwachen und geradezu unfähigen Opponenten mit

hohen Worten niederdonnerten! Wenn im innersten Gewissen der Engländer wirklich ein feineres sittliches Urteil vorhanden gewesen wäre, sie würden Reden, wie die gestern gehörten, die nichts als Weihrauch für ihre hochfahrenden Herzen waren, sicherlich nicht so jauchzend aufgenommen haben. Ich halte dafür, daß ein Engländer dergleichen keinem Deutschen, und am wenigsten in einer großen deutschen Versammlung, ins Angesicht sagen würde, und wenn er es dennoch thun würde, daß eine deutsche Versammlung es an Äußerungen der Mißbilligung nicht würde fehlen lassen. Eine Versammlung wie die gestrige in Exeter Hall gleicht vollkommen einem Schauspiel. Mit einem viertelstündigen Gebet ward sie eröffnet, das Gebet wird mit Gestikulationen und Deklamationen aller Art gesprochen, es ist eine „Rede", die vor dem Publikum an den lieben Gott gehalten wird und fast immer eine summarische Dogmatik enthält. Der Unterschied zwischen den andern Reden und dieser ist der, daß bei dieser nicht geklatscht wird. Jeder der nachher auftretenden Redner bildet mit seinem Speech ebenfalls den Akt eines Schauspiels. Gestern abend debutierten etwa zehn Personen. Namentlich that sich außer den England lobpreisenden Deutschen ein toller Irländer aus Dublin hervor, der wie alle Redner das Papsttum zum Gegenstand seiner fanatischen Polemik machte. Er hatte für zehn Minuten Erlaubnis zu reden, polterte aber ein und eine Viertelstunde fort und zwar unter förmlich rasendem Applaus der Masse, nach welchem er sichtlich haschte. Der Amerikaner Rob. Baird war das nüchterne Gegenstück, aber ein echter burlesker Yankee. Er fing ohne jeglichen Affekt an, geriet aber doch zuletzt in republikanische Begeisterung trotz der anfänglichen Versicherung, daß in Amerikas und Englands Adern ein Blut rolle. Seine Klage ging besonders darauf, daß die alte Welt in den Emigranten so viel schlechtes Volk hinüberschicke, und verlangte als Gegenleistung, daß wir die Emigranten, ehe wir sie abgehen lassen, vorher „bessern" sollten; man solle nicht „Zuchthäusler" und „Armenhäusler" nach Amerika schicken (wogegen Sir Harry nachher ernstlich replizierte). Was die Emigranten sonst politisch seien, das sei den Amerikanern gleichgiltig, ob flüchtige Könige, Radikale oder Jesuiten — alle diese seien gleich willkommen, solche gäben die besten Bürger — ja selbst der Papst möge kommen und solle willkommen sein; denn dort im Lande der Freiheit „würde er nicht mehr Papst sein können" u. s. w. (riesiger Applaus auf diese Lüge — denn der Papst würde in Nordamerika vielleicht mächtiger als anderswo sein). Es folgten dann noch gleich neue arge Angriffe auf die römische Kirche mit hundert Witzen über das Papsttum und Rom — stets mit der Einbildung,

daß die Evangelical Alliance jene gewaltige Heeresmacht sei, die diesen Siegeszug auszuführen vermöge, während sie keine einzige That außer den auf den von ihr veranstalteten Versammlungen gehaltenen Reden aufzuführen vermag, während der Papst mit seinem Kirchentum immerhin siegreich einherzieht. Ich habe, wie Du denken kannst, in all das nicht einstimmen können, darf aber hoffen, die Herzen der Besonnenen um so aufrichtiger für Deutschland gewonnen zu haben. Ich ging noch vor Schluß der Versammlung von dannen, und so ist das Ganze, ohne daß die Vertreter der Alliance es bemerkt hätten, in nichts verlaufen. Jedenfalls wurde durch falsche Beschlüsse unsern Plänen kein Hindernis in den Weg gelegt.

London, den 2. September 1851. Spät abends.

Von unten herauf schallt noch das Rollen und Jagen der Omnibusse und cabs wie am hellen Tage und die Ruhe in den Straßen kehrt erst nach Mitternacht einigermaßen zurück. Daß ich mich dabei wohl befinde wie selten, mag Dir ein beruhigendes Zeichen sein. Schwer ist es hier freilich, immer bei sich selbst zu bleiben, d. h. ja aber für uns, bei Gott zu sein und zu bleiben; denn wir sind nur bei uns — so wie wir es sein sollen —, wenn wir bei Ihm sind, der allein unser Leben ist. — Wenn es möglich wäre, daß ein fremdes Haus das eigene ersetzen könnte, so wäre das vor vielen andern bei Bunsens der Fall. Du stellst Dir nicht vor, mit welcher Liebe man hier den Gast zu pflegen und ihm alles lieb zu machen bemüht ist. Bei der oft maßlosen Beschäftigung des Gesandten, der alle Tage von Freunden umlagert ist, mit seinen Gehilfen die Kuriere besorgt, dabei mit wissenschaftlichen Arbeiten, jetzt Ägypten und Hippolyt, rastlos beschäftigt ist, dürfte man nicht auf Minuten Anspruch machen, und doch weiß er seinen Freunden Stunden zu schenken. Da die Hausmutter nicht hier ist, versieht namentlich die älteste Tochter den mütterlichen Dienst und weiß mir durch Briefe und Anordnungen alles Erdenkliche zu erleichtern und möglich zu machen, während der von Bonn herübergekommene Sohn George sich mir buchstäblich ganz widmet und von der frühesten bis zu der letzten Stunde des Tages mein unablässiger Begleiter und Führer ist. So sehe und erfahre ich hier in drei Wochen mehr, als andere in zehn Wochen würden sehen können. Selbst die entfernten Glieder der Familie, die Schwägerin, Nichte von Elisabeth Fry, sowie die abwesenden Söhne, von denen der eine Geistlicher ist, helfen aus der Ferne durch Briefe und Ratschläge aller Art, teils direkt, teils so, daß ich es nur zufällig erfahre.

Von der Evangelical Alliance muß ich zur Ergänzung meines Letztgesagten hier noch einiges nachholen. Schon gestern abend hatte gleich nach meiner Rede in Exeter Hall der treffliche Adolph Monod, ganz in den Geist derselben einstimmend, offiziell ausgesprochen, daß das, was das Christentum ausmache, der Geist der Selbstverleugnung sei. Er erzählte unter anderem, wie er in diesen Tagen eine Lady hier in London gesprochen, die zu den Puseyiten übergegangen und die auf sein Befragen als Grund angegeben habe, daß bei den „Evangelischen" wohl viel Worte aber wenig Selbstverleugnung gefunden werde, deren Ernst unter den Puseyiten doch so unverkennbar sei. Danach zu streben, daß dieser Vorwurf ein unbegründeter werde, sei die Hauptaufgabe der „Evangelischen", es gelte also, sich vor allem im Geist der Selbstverleugnung üben, u. s. w. Man hörte dies stille an. Der Applaus, der bei andern Rednern das Haus durchtobt hatte, fehlte. Man ahnte nicht voraus, was in der auf heute morgen anberaumten Versammlung der Evangelical Alliance folgen würde. Ich bin nicht zugegen gewesen, habe es aber ausführlich berichten hören. Adolph Monod hatte sich zu Anfang das Wort erbeten und seinen Unwillen über den in der gestrigen Versammlung zu Exeter Hall kundgegebenen Geist sowohl in seinem wie in seiner französischen Brüder Namen ausgesprochen, namentlich über die Weise, wie dort der Katholizismus von „evangelischen" Christen bekämpft worden sei und ist dann davongegangen. Alles ist verdutzt gewesen. Überhaupt sind wir wenigen opponierenden Deutschen darin einig, daß eine Übertragung der Evangelical Alliance nach Deutschland unthunlich ist, weil sich solch englisches Gewächs für unser Volk nicht paßt, dagegen haben wir uns namentlich mit den französischen Brüdern nahe verbunden gefunden. Die Bekanntschaft und Freundschaft mit den trefflichen Männern aus Frankreich: Monod, Verney, Meyer aus Paris, ist mir ein teurer, hier gewordener Schatz. Dazu sind heute abend bei Douglas, Esq., L. L. D., aus Cavers in Schottland, wohin ich eingeladen war, noch eine Reihe gleichgesinnter trefflicher Männer aus der französischen Schweiz und Frankreich gekommen. Unter allen diesen und vielen anderen Nicht-Engländern sind ganz andere Gedanken als diese englischen der Evangelical Alliance, die zu den unsern stimmen, gereift, u. a. der, daß sich in den verschiedenen Ländern Europas nationale freie Körperschaften bilden sollen, deren jede in eigentümlicher Gestaltung nur nationale Glieder aufnehmen möge. Alle diese zusammen würden die innere Einheit der einen evangelischen Kirche darstellen, in welcher Gemeinschaft dann wieder die Evangelical Alliance als englische Vereinigung ein Glied abgeben

würde. Wir Deutsche haben in unserm deutschen Kirchentag mit Zubehör bereits den kräftigen Anfang solcher Gliederung, auf die man hier mit Aufmerksamkeit und mit dem Wunsche, ein Gleiches in andern Ländern entstehen zu sehen, hat hinblicken lernen. Es liegt in Gottes Hand, unter dessen Segen diese Wünsche und Hoffnungen reifen werden. In England sind als Engländer mit diesen Gedanken vorläufig einverstanden: Sir Harry Verney, Sir Culling Eardly und wie wir hoffen Lord Shaftesbury, mit dem jetzt durch Bunsen unterhandelt wird.

Fortsetzung: Ich habe vorhin des Herrn Douglas, Esq., erwähnt, bei dem heute abend ein Thee mit wohl dreißig Männern stattfand, Engländern, Schotten, Franzosen und einigen Deutschen. Unter den Schotten, die ich dort kennen lernte, war auch Mr. Henderson, der bekannte Stifter jenes Preises über die Sonntagsfeier, der das Erscheinen der „Perle der Tage" zur Folge hatte. Unsere dort anwesenden Deutschen mühten sich wieder ab, Deutschland möglichst zu erniedrigen, um England über alles zu erheben. Als ich in das Gespräch verwickelt wurde und so gut es ging in französischer und englischer Sprache meine Verwunderung über das Maß von Sünde und Laster ausdrückte, das in England zu Tage liege, wurde das teils von den Deutschen geleugnet, von den Engländern aber stumm angehört. Um so besser verstanden sich die Wenigen und schlossen sich um so fester aneinander.

London, den 3. September 1851.

In der City stoppte gestern neben uns eine elegante Karosse; es war der Lord Mayor, den ich bei dieser Gelegenheit einen Augenblick betrachten konnte. Er hatte seine Hand geduldig auf seinen Stock gestützt; ihm war dies Toben und Gähren seines Reiches nichts Ungewohntes. Auf seinem Angesicht und in seiner Haltung war etwas von der City-Grandezza zu sehen, die zum Lord Mayor nur solche Leute wählt, die jährlich £ 12 000 zusetzen können.

Unser Ziel war diesmal das Seemannsheim in der Nähe der Docks. Glücklicherweise trafen wir den bischöflichen Geistlichen, der die zum Seemannsheim gehörige Kirche und im Seemannsheim die Seelsorge verwaltet. Neben dem Seemannsheim liegt das Asyl für arme Seeleute. Diese beiden Institute bilden mit der Kirche und dem Pfarrhause ein Ganzes, als dessen Stifter der Kapitän Elliot genannt wird, den man aus den schönen Büsten in jedem der Häuser erkennt, wie denn auch in der Kirche eine Gedenktafel seines Namens aufgestellt ist; er starb 1849. Die Stiftung stammt aus dem Jahre

1835. Nach einiger Zeit wird eine Lebensbeschreibung des trefflichen Elliot erscheinen, die das Leben dieses Goldmannes auch unter uns bekannt machen wird. In der Anstalt befinden sich Schlafstellen für dreihundertundzwanzig Seeleute; in der Regel sind hundertundfünfzig besetzt; zu Zeiten (im Winter) reicht aber der Raum nicht hin. Seit 1835 bis Ende 1851 ist die Anstalt von 50 626 Seeleuten benutzt worden, wobei das Armen- oder Krankenhaus nicht mitgezählt ist, in welchem zeitweilig an siebzig kranke Matrosen liegen. Alles beruht auf christlicher Grundlage, auch hier sind die Hausväter Pfleger des christlichen Lebens; doch ist man bei der Annahme der Bewohner wenig streng, da sonst noch weniger Seeleute einkehren würden. Ohnehin müssen fortwährend zwei Agenten gehalten werden, welche die ankommenden Matrosen schon auf den Schiffen ins Seemannsheim einladen. Die meisten Matrosen ziehen das gottlose und zuchtlose Leben in den andern Matrosenherbergen vor. Nach Aussage des wackeren Geistlichen ist die heilsame Wirksamkeit der Anstalt mehr eine indirekte als eine direkte; die besseren Elemente unter den Seeleuten werden angezogen und vor Verführungen bewahrt. Namentlich behält man Gelegenheit zu guter andauernder Wirksamkeit durch ein sehr sorgfältiges Bemühen, die Ersparnisse der Seeleute aufzubewahren und gut anzulegen. Über £ 24 000 sind allein im Jahre 1850 als erspartes Besitztum durch die Hand des Kassierers gegangen. Die meisten derer, welche das Seemannsheim nicht benutzen, bringen ihr Geld liederlich durch, wozu London mehr Gelegenheit bietet, als irgend eine andere Stadt der Welt. Von der schwimmenden Kapelle für Seeleute, die namentlich für die Masse der Kohlenschiffe auf der unteren Themse bestimmt ist und die mitunter an hundertundzwanzig Zuhörer an Bord versammelt, konnte ich mir nur mündlich berichten lassen. — Danach suchte ich vergeblich den Stadtmissionar J. auf, der sich meist nur mit „Dieben“ beschäftigt, die hier eine eigene Menschenrasse bilden.

Nur kurz kann ich der längeren und sorgfältigen Besuche in der Home and Colonial School Society erwähnen. Die Anstalt, vom Staat unterstützt, besteht aus einer Kleinkinderschule und einer Schule für Lehrerinnen. Seit wenigen Jahren erst gegründet, hat sie bereits 1500 Lehrerinnen gebildet, die nach einem sorgfältig durchgebildeten System erzogen und auch in die Kolonieen geschickt werden. — Ebenso hat mich längere Zeit der Besuch des Sekretariats der „Monatlichen Traktat-Gesellschaft“ beschäftigt, welche seit 1834 nur Traktate für die höheren Stände verbreitet und das meist durch Postsendung. In einem Jahr hat die Gesellschaft vierhundert Pfund für

Porto zu diesem Zweck ausgegeben! Sie verfährt nach richtigen Grundsätzen, indem sie auf individuelle Verhältnisse Rücksicht nimmt. Die größte Schwierigkeit, die sie findet, liegt darin, die rechten Schriftsteller zu gewinnen. Ich habe Hoffnung, mit der Gesellschaft durch ihren Sekretär eine für unser Haus vielleicht nützliche Verbindung angeknüpft zu haben. Übrigens verdankt diese Gesellschaft ihre Existenz dem großen Gottesmann David Nasmith, dem Gründer der Stadtmission. Auch diesem Sekretariat habe ich eine längere Zeit widmen können. Die Town Mission fängt da ihre Arbeit an, wo die City Mission aufhört, das heißt zwölf Meilen vom Mittelpunkt Londons. Längere Zeit nahm mich auch die „Gesellschaft wider den Bettel" in Anspruch, welche ihre Wirksamkeit über ganz London erstreckt und eine eigene Unterabteilung hat, die gegen die Bettelbriefe agiert. Etwa sechs Personen bilden eine besondere Agentur mit Sekretariat gegen die Bettelbriefe. Viele Wandschränke in einer ganzen Reihe von Zimmern enthalten nichts als die Registratur solcher Briefe, welche von der Gesellschaft für jeden untersucht werden, der einen jährlichen fixierten Beitrag giebt. Wie alles so hat sich nicht bloß die Bettelei (speziell durch Bettelbriefe), sondern es sind auch die Maßnahmen dagegen großartig organisiert. Auf dem Red Lion Square existieren wohl zwölf Sekretariate verschiedener Gesellschaften der genannten Art, deren mehrere ganze Häuser für ihren Geschäftsbetrieb in Anspruch nehmen. Ein großer Teil verdankt dem David Nasmith seine Entstehung.

Im Findelhause war wegen Abwesenheit aller höheren Beamten kein Zutritt zu erlangen; dasselbe gehört zu den reichsten Anstalten der Stadt. Interessanter als dieses war jedenfalls die nicht ohne puseyitischen Beigeschmack geleitete Anstalt für Krankenwartung. In einem eleganten Hause wohnen der Regel nach vier Schwestern unter einer Oberin, alle aus höheren Ständen, deren jede jährlich zwanzig bis fünfzig Pfund zahlen muß. Sie besuchen die Armen der Umgegend und besorgen deren ins einzelne gehende Verpflegung durch Krankenwärterinnen, die sich diesem Zweck nach überstandener Probezeit immer auf zwei Jahre (in Kaiserswerth sind es fünf Jahre) widmen müssen. Diese Wärterinnen sind nicht aus der dienenden sondern aus der mittleren Klasse hervorgegangen, Töchter von Pfarrern, Schullehrern und dergl. Ihre Vorbildung erhalten sie in zwei öffentlichen, nahe gelegenen Hospitälern, welche diese Hilfe gern angenommen haben. Die Anstalt hat jetzt neunzehn solcher Wärterinnen. Dagegen finden sich die „Schwestern" schwer; wir trafen nur eine, eine sehr gebildete, vornehme Dame, die ihr Landgut verlassen hat und ganz diesem Berufe lebt. Die Wärterinnen wohnen mit den

Schwestern in einem Hause zusammen. Das Ganze steht unter der Protektion des Bischofs von London und ist von einem frommen Arzt veranlaßt. Im Hause befindet sich nicht nur ein Betsaal, sondern die Anstalt hält auch einen besonderen Geistlichen mit £ 150 Gehalt. Das Ganze ist 1848 begründet und 1849 eröffnet, also in seinen ersten Anfängen, hat aber ein Anrecht auf lebhafte Förderung. Es ist die einzige Anstalt der Art in England. — Eine wahre Kuriosität von Engländer habe ich heute abend an Herrn Morgan gesehen, der mich bei sich zu Tisch eingeladen hatte. Auf großen Transparentbildern hat er seine sozialistischen Pläne mit vielen Bibelsprüchen veranschaulicht und spricht von seinen Projekten, als ob sie längst ausgeführt wären und Tausende glücklich gemacht hätten. Er hat offenbar einen Spleen und war darum schon eine Abendstunde wert. Ich wußte, ich würde unsern Freund Hagedorn aus Hamburg dort treffen, und das war das Beste.

London, den 5. September 1851.

Ich bin heute vierzehn Tage in London und sehe die rasch und mit Mühe zusammengebrachten Baustücke eines werdenden Gebäudes um mich gehäuft, das mein geistiges Eigentum werden soll, aber erst werden kann, wenn es später gelingen wird, die allgemeinen Grundlagen in der Geschichte dieses mit Erstaunen erfüllenden Volkslebens, wenn auch nur in etwas zu finden, um so dies einzelne im richtigen Zusammenhang zu erkennen. Nur so bekommt das einzelne seinen Wert und wird zu einer Quelle fruchtbarer Erkenntnis, die ich nicht für mich sondern für den Beruf, der mir vertraut ist, zu gewinnen trachte. Gestern hat sich alles auf einen Punkt: das Philanthropic zu Red Hill konzentriert.

Auf einem großen Flächenraum von wohl 180 acres hat sich die „Enkelin des Rauhen Hauses“ ausgebreitet. In der Mitte eine schöne gothische Kirche, ringsum mehrere Wohnungen für Kinder; in ziemlicher Entfernung davon die Farm, der eigentliche landwirtschaftliche Hof mit zwanzig Kühen u. s. w. Das Innere der „Enkelin“ ist aber, so scheint mir, der „Großmutter“ nicht sehr ähnlich; der deutsche Gedanke ist durch die französische Vermittlung ins englische übersetzt und so sich selbst unähnlich geworden. Es fehlt hier namentlich an der rechten Lösung der Personalfrage. Es wird nötig sein, daß ich darüber einiges drucken lasse, um den Engländern verständlich zu werden, was seine Schwierigkeiten hat.

Du glaubst nicht, Frau, wie viel Thüren sich mir hier öffnen; hätte ich doch Zeit und drängte Elberfeld nicht! Das Wichtigste ist, daß

sich hier immer mehr Personen finden, mit welchen ein Verständnis möglich ist und die ein solches Verständnis wollen, Männer, die in Stellungen stehen, die ihnen einen allgemeinen Überblick gewähren. So wurde ich heute morgen mit Rev. Cook zusammengeführt, der die gouvernementale Aufsicht über das englische Schulwesen übt und mich wieder weiter an die höchsten Regierungsstellen im Ministerium des Lord Landsdown gebracht hat, um mir von dort aus den vollen Überblick über dieses Gebiet im öffentlichen Leben des Volkes zu verschaffen, das keineswegs so schlecht bestellt ist, als es zunächst von außen her erscheint. Sir Culling Eardly macht mir eben das Anerbieten, eine Rundreise durch einige größere englische Städte zu machen, um dort mit den angesehensten Männern behufs gegenseitiger Annäherung auf dem Gebiet freier christlicher Liebesthätigkeit in England und Deutschland weitere persönliche Verbindungen anzuknüpfen.

Soeben verläßt mich Architekt Henry Roberts, um mich noch weiter über das Wesen der lodging houses, deren Begründer er ist, zu orientieren. Vor allen wäre mir wichtig gewesen, Prinz Albert, den Gemahl der Königin, dessen Einfluß durch die Industrie-Ausstellung von Tag zu Tag steigt (er ist der Schöpfer derselben), zu sprechen — doch er ist diesen Augenblick abwesend. — Heute morgen habe ich die Sekretäre der hiesigen Traktatgesellschaft und Bibelgesellschaft besucht. Von der Traktatgesellschaft hoffe ich, Clichés ihrer vielen Bilder, die teilweise gut sind, für unsere Agentur zu erhalten, von der Bibelgesellschaft wohlfeile Bibeln für unsern „Verein für innere Mission" und zur Verteilung an die Auswanderer in Hamburg. — Endlich habe ich heute auch den Sekretär der sogenannten Metropolitangesellschaft für Verbesserung der Arbeiterwohnungen aufgesucht und gesprochen. Der Besuch war mir von größtem Interesse. Ich habe in die Einrichtung der Gesellschaft einen gründlichen Einblick thun dürfen. — Es besteht, wie erwähnt, die Absicht, einige einflußreiche englische Männer zu bewegen, Schritte zu thun, um eine Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Nationen, namentlich England und Deutschland, zu stande zu bringen. So weit ist alles vorbereitet, daß Lord Shaftesbury, der nicht zur Evangelical Alliance gehört, veranlaßt werden soll, nach Elberfeld zu kommen, und wenn irgend möglich will ihn Sir Harry begleiten, vielleicht noch jemand, den ich hier nicht nennen kann. Ich habe diese Besprechungen im Namen des Centralausschusses geführt, da Herr von Bethmann-Hollweg schon hat zurückkehren müssen. Eine freie Verbindung gleichgesinnter, innerlich freier Männer zum Austausch selbständig erworbener Erfahrungen und zur Handreichung des Geistes, um die eigentümlichen Gaben zu verwerten, die Gott in die einzelnen

Nationen gelegt hat, ist bei einzelnen wenigen auch hier seit lange als Bedürfnis empfunden worden.

Als ich gestern um zehn Uhr zu Bunsens zurückkehrte, fand ich hier bis gegen zwölf Uhr nachts einen großen Kreis von Deutschen, Franzosen, Spaniern, Italienern beisammen, um italienische Musik, vorgetragen von einer Römerin, zu hören.

Mein Herz ist bei Euch, Ihr Lieben, zu Hause. Wie gern wäre ich bald wieder im lieben Rauhen Hause! Aber ich glaube, ich darf jetzt nicht und muß die mir so reichlich gebotene Gelegenheit zu lernen und zu nehmen treu benutzen.

London, den 7. September 1851.

Während Bunsens auf die Terrasse des Hauses gegangen sind, von wo aus man auf St. James's Park hinabschaut, habe ich es vorgezogen, im Geiste bei Dir und unsern Kinder zu weilen. Es ist mir heute am Sonntag zum voraus eine besondere Freude, einmal wieder in einen deutschen Gottesdienst zu gehen, nachdem ich dreimal dem englisch-bischöflichen beigewohnt habe. Das Durcheinander der Liturgie, in welcher schlechthin keine logische Folge zu entdecken ist — ganz natürlich, weil in ihr verschiedene Liturgieen, deren jede für sich allein sehr schön sein kann, durcheinander geworfen sind —, zusammen mit dem ewigen Aufstehen und Knieen ist schwer zu ertragen. Dazu kommt der Gesang, der eigentlich gar kein kirchlicher Gesang genannt zu werden verdient. In Frankreich soll der Gesang dem kirchlichen Charakter noch mehr entsprechen. Wie groß steht dagegen der deutsche Choral da, und vollends der rhythmische Choral! Ich mußte nach England kommen, um auch in dieser Beziehung die Gaben, die Gott unserm Volke gegeben, um so viel höher schätzen und lieben zu lernen. — Der gestrige Tag war von früh bis neun Uhr abends ganz ausgefüllt, am Morgen durch einen dreistündigen Aufenthalt auf dem Sekretariat der „Gesellschaft zum Schutz des jüngeren weiblichen Geschlechts“. Der Sekretär der Gesellschaft, Mr. Talbot, hat sich jetzt zwanzig Jahr lang ausschließlich mit den dahin gehörenden Gegenständen beschäftigt und besitzt darüber die ausgebreitetsten Kenntnisse speziell in Beziehung auf England. Er ist eine Autorität auf diesem Gebiet wie sonst in England keine existiert. Außer seinen unschätzbaren, namentlich auch konfidentiellen Mitteilungen hat er sich zu jeder weiteren Auskunft erboten und mich in den Besitz von einer großen Menge wertvoller Schriften, die zum Teil nur noch in wenigen Exemplaren existieren, und in den von Abschriften vieler ungedruckter Memoiren gesetzt. Jene drei Stunden haben mir ein Thor der Nacht in London und England

erschlossen, deren Anbruch Gott der Herr uns noch lange, wenn es möglich wäre, — für immer fern halten wolle! London steht auf einem furchtbaren Vulkan, wovon derjenige sich überzeugt, der tiefer hineinzusehen Gelegenheit gefunden hat.

Die zweite Hälfte des Vormittags konnte ich dann endlich unsern Deutschen, d. h. den armen Deutschen in Whitechapel widmen. An dem für sie angestellten Missionar Ostermoor, der drei Monate bei uns im Rauhen Hause gewesen, habe ich mich sehr gefreut. Die Deutschen liegen ihm sehr an; er besucht jetzt regelmäßig an zweihundertundsechzig Familien. Ich bin durch eine große Reihe von Häusern und Wohnungen gegangen, in denen deutsche Familien wohnen, und habe mit Augen die Greuel gesehen, in die unser armes Volk hier verfällt, ohne daß sich ihrer ein Mensch im Vaterlande erbarmte. Sie sitzen hier mit den verworfenen Engländern eng zusammen. Armut, Liederlichkeit, Schmutz, Verzweiflung geben dem Ganzen ein bejammernswertes und für einen Deutschen tief demütigendes Gepräge. Viele der Väter sind Besenverfertiger, die Mütter zusammen mit den Kindern Besenverkäuferinnen, oder diese gehen mit sogenannten „Pianos", d. h. Drehorgeln oder Tambourins aus und machen Bettelmusik oder betteln gradezu. Die etwas weiter kommen, machen Pantoffeln, d. h. Morgenschuhe, sechs bis zehn Paar an einem Tage. Und nun die armen Fellbereiter! Eine menschenentwürdigendere Beschäftigung kann es schwerlich geben. Früher hat man mir in Deutschland und dann auch in England bestritten, daß Felle in dieser Art bereitet würden; jetzt habe ich jene Fabriken mit Augen gesehen, in denen die armen Menschen, wie Gott sie geschaffen hat, in großen Tonnen bis an die Brust stehen. Hier müssen sie mit ihren Füßen die harten Kaninchenfelle gerben und zwar durch Treten, damit der Menschenschweiß zusammen mit der sehr feinen Lohe das harte Fell erweichen und zu Handschuhen zubereiten kann. Pausieren dürfen sie dabei nicht; es ist ein ewiges Stampfen und Stöhnen, das einen an solchem Orte umgiebt. Nur Deutsche und Irländer thun diese Arbeit in der Not der Verzweiflung. Ostermoor hat bis jetzt nur einen Engländer unter diesen Arbeitern gefunden.

Später: Nach einer soeben gehörten hohlen und bombastischen deutschen Predigt des Lic. R. will ich Dir von gestern weiter erzählen. Nachmittags war auf Veranlassung meines Hierseins eine Komiteesitzung der „Evangelischen Mission unter den Deutschen" angesetzt. Es ist die Gesellschaft, welche unsern Ostermoor als Stadtmissionar unter den Deutschen unterhält. Die Anwesenheit der beiden Brüder Karpe und Jacobi hierselbst erschien mir als eine gute Gelegenheit, Hand ans Werk zu legen, um die Anstellung noch mehrerer Stadtmissionare

aus dem Rauhen Hause zu beantragen. Das Komitee war in zwei Hälften geteilt. Die einen hatten Mut, die andern keinen; einige waren Vermittler. Die letzteren siegten.

Betreffs des Philanthropic zu Newgate, der dortigen Rettungs-Anstalt mit jetzt etwa dreiundachtzig Kindern, wollte ich noch die interessante Thatsache hinzufügen, daß die betreffende Gesellschaft ihre Arbeit bereits 1788 begonnen hat. Damals war es ausgesprochener Grundsatz, die Kinder nur in kleinen Gruppen („Familien", so nannte man sie) zu sammeln. Je nur etwa zwölf Kinder wurden mit einem Handwerker in einem besonderen Hause in London untergebracht, bis man eine ganze Reihe von Häusern nebeneinander zu diesem Zwecke gemietet hatte. Nach Jahr und Tag zeigte sich die Schwierigkeit, die rechten Leute zur Führung der „Familien" zu finden. Deshalb wurde die Masse der Kinder etwa 1846 oder 1847 wieder in einem großen Hause gesammelt. Da zeigte sich aber der Schaden dieser Einrichtung der Kasernierung so sehr, daß Rev. Turner den Vorschlag machte, die Anstalt aufzulösen. Wie ein Hoffnungsstrahl wirkte plötzlich die Kunde von Mettray. Die Oberflächlichkeit des weiteren Vorgehens zeigte sich jetzt aber darin, daß man die Hilfe nicht in der Gliederung und in der Fundation dieser Gliederung mit lebendigen christlichen Personen sondern in der Feldarbeit im Gegensatz zum Handwerk gesehen hat. So ist es zu dieser Farmschool gekommen, bei welcher freilich — auf dem Papier und der äußeren Anlage nach — die Einteilung in „Familien" als eine der wichtigsten Einrichtungen genannt wird. Ich habe davon aber so gut wie gar nichts gesehen und später als Grund erfahren, daß zur Leitung der „Familien" durchaus keine Männer zu finden waren. Die Anstalt hat in sich selbst einen sonderbaren Kreislauf durchgemacht. Sie bildete schon 1788 im wesentlichen das vor, was man nicht hatte erreichen können, während sich unabhängig davon in Deutschland und zwar im Rauhen Hause verwirklicht hat, was man hier angestrebt hatte. Gott segne das Rauhe Haus!

Belvedere, den 9. September 1851.

Um mich her ist noch alles still, obwohl es gegen acht Uhr morgens ist. Ich höre nur die Schritte der Diener, welche den Gästen des Sir Culling im Speisesaale aufwarten. Mein Herz ist bei Dir und den lieben Kindern und der Mama und dem ganzen Hause; ich bin getrost und gewiß, der uns so nahe Herr des Lebens wird mein Gebet für Euch erhören und Euch alles das Gute, um was ich Ihn auch diesen Morgen für Euch alle gebeten habe, reichlich geben und es auch mir an nichts fehlen lassen.

In meinem oktogonen Zimmer auf dem einen Flügel des Schlosses öffnet sich mir durch vier große Fenster eine wunderliebliche Aussicht; als ich heute morgen das Rouleau aufzog, fiel der Blick auf einen weiten, schönen Rasen des Parks, den im Hintergrunde prächtige Baumgruppen umgeben, während unweit des Fensters eine herrliche Ceder prangt. Quer vorüber aber fließt in großem Bogen durch niedrige, breite Wiesen und Felder die Themse, während sich jenseits der Themse reichlich mit Wald bedeckte Hügel erheben. Es ist wie ein Gottessegen nach all der Unruhe in der wunderbaren Weltstadt, in der das Leben im verdoppelten Sinn eine Kunst wird, eine solche Stille in der Natur genießen zu dürfen. Könnte ich, nötigte mich nicht so viel anderes, bliebe ich gern acht Tage hier bei Sir Culling; aber es geht nicht länger als bis morgen früh, und selbst heute werde ich mit meinem Wirt auf einige Stunden zu einer Konferenz nach London zurückkehren. Sir Culling opfert von seinem großen Vermögen Bedeutendes für christliche Zwecke. Namentlich ist er durch mein Promemoria über die innere Mission in Deutschland[1]) (dasselbe ist hier in englischer Sprache weit verbreitet, ich bin aber nicht im stande gewesen, auch nur noch ein einziges Exemplar zu erhalten) mit tiefem Interesse für unsere deutsche Angelegenheit erfüllt, und es kam ihm aus dem innersten Herzen, als er gestern abend in seinem Abendgebet in der Hausandacht auch unseres lieben Vaterlandes vor dem Herrn gedachte. Die Abendandacht wurde um zehn Uhr im Wohnzimmer gehalten. Dasselbe ist wahrhaft glänzend ausgestattet, und auf den mit Sammettapeten und Golddekoration aufs brillanteste verzierten Wänden befindet sich eine kleine, aber durch ihre Schönheit imponierende Sammlung der kostbarsten Gemälde von lauter Meistern, wie Rubens u. a. Namentlich überstrahlt alle anderen Gemälde eine himmelfahrende Madonna von Murillo. Zur erwähnten Abendandacht kam zu den übrigen Hausgenossen, die vorher miteinander gespeist hatten, die Dienerschaft des Hauses, nicht weniger als einundzwanzig Personen, Diener und Dienerinnen in allen Abstufungen; die Mägde sind hier wie Damen gekleidet. Sir Culling las einen Abschnitt der Heiligen Schrift, die er mit einigen einleitenden Worten und dann mit einer förmlichen Erklärung begleitete, worauf knieend gebetet wurde und, nachdem die Dienstboten sich entfernt hatten, jeder sein Licht erhielt.

Meine Zeit in London war gestern bis drei Uhr in sehr interessanter Weise ausgefüllt. Zuerst machte ich einen längeren Besuch auf dem Sekretariat der Ragged School Union, zu der wohl an

---

[1]) Promemoria über innere Mission und Deutschland s. Seite 178.

hundertfünfzig Schulen gehören, von denen einige bereits in glänzende Gebäude eingezogen sind. Der Engländer thut es einmal nicht anders, und wo es irgend möglich ist, baut er zuerst eine schöne Kirche und dann die Anstalt daneben, wie im Philanthropic, beim Blindeninstitut u. s. w. Darnach habe ich eine hiesige Buchhandlung besucht und glaube, endlich den rechten Weg gefunden zu haben, um litterarische Zusendungen von hier zu erhalten, wenn sie auch, um nach Hamburg zu gelangen, ihren Weg über Harburg nach Leipzig und dann von da wieder nach Hamburg zurücknehmen müssen, weil, wie Herr Williams klagte, die Speditionskosten in Hamburg so groß sind, daß jener unerhörte Umweg sich doch wohlfeiler stelle. Mehrere Stunden habe ich mich dann unter Führung meines treuen Helfers George Bunsen im Britischen Museum aufgehalten. Am Eingange zu den ägyptischen Monumenten ist jene wichtige Tafel mit hieroglyphischer Schrift aufgestellt, welche zur Lösung des Rätsels der Hieroglyphen geführt hat. Bei den etrurischen Vasen fehlte mir leider Professor Gerhardt, der sich ja vorzugsweise mit diesen beschäftigt hat. Dem großen Publikum verschlossen ist jener Saal, in dessen Mitte jene berühmte Vase steht, die ein Irländer sah und zerschlug und dann deren Wiederherstellung durch einen Beamten des Museums veranlaßte.

Fortsetzung: Ich habe eben mit Sir Culling einer Komiteesitzung der englischen Freunde beigewohnt, in der definitiv beschlossen worden ist, eine Deputation von sechs Männern nach Elberfeld zu senden.

London, den 11. September 1851.

Vergebens würde ich mich bemühen, Dich in alle die Straßen, Häuser, Anstalten, Gesellschaften und unter alle die Menschen zu führen, die ich seit vorgestern aufs neue kennen gelernt habe. Herrlichkeit und Schande, Reichtum und Elend, Tag und Nacht kreuzen sich hier in jeder Minute, und während das Laster hier schleicht und frevelt, sich am offenen Markt, wie wohl in keiner Stadt der Welt, brüstet und in den verborgenen Höhlen heidnischer Versumpfung brütet, sinnt in dem edleren und christlichen Teil der Nation die Liebe auf Wege der Hilfe und Rettung im Glauben, ohne daß die Hunderttausende, die der Strom der Geschäfte oder des Müßigganges vorüberschwemmt, eine Ahnung weder von dem einen noch dem andern zu haben scheinen. Mitten innen stehen mächtige nationale Sitten wie feste Fundamente, auf denen dies in eins verknüpfte Pfingsten und Babel ruht; durch das Leben dieses Volkes leuchten einfache Grundgedanken des socialen Lebens als Sterne oder bleiben als Quellen

geöffnet, aus denen die Macht des Volkes sich stets erneuert, in dem das Oben und Unten einander lebenweckend und erhellend durchdringen. Wir waren am Donnerstag schon früh auf, da Lord Shaftesbury nach London gekommen war. So konnte ich denn endlich mit ihm zusammentreffen und ihm die Hand reichen. Er gilt für einen der bedeutendsten englischen Pairs, der wie keiner die Stellung der hohen englischen Lords in ihren Beziehungen zum Volk und zu dessen Bedürfnissen begriffen und dies Verständnis bereits durch eine große Reihe von Thaten bekundet hat. Er ist das Haupt der meisten hiesigen großen Unternehmungen, z. B. der City Mission, der ragged schools, der lodging-houses u. s. w. Er ist ein schöner, nobler, vielleicht etwas stolzer Mann, ein solcher, den ebenso das Bewußtsein englischer Würde als das der brüderlichen Gemeinschaft erfüllt. Nachmittags fuhren wir zwei Stunden weit, um ein Magdalenen-Institut für Mädchen bis zum fünfzehnten Lebensjahr kennen zu lernen.

Unter einem der Oberinspektoren der Geheimen Polizei und mehreren anderen Offizianten, mitunter ihrer zehn, habe ich gemeinschaftlich mit George Bunsen in der folgenden Nacht eine Wanderung durch die verborgenen Höhlen des Lasters und der Sünde Londons gemacht und hier gesehen und gehört, was nur wenige gesehen haben — eine ganze Welt der Finsternis mit ihren Abgründen; Ratcastle, das Rattenkastell, bildet offenbar den Gipfel des Ganzen.

Fortsetzung: Jene nächtliche Wanderung hat mir den Schlüssel zum Verständnis des meisten andern, was ich bis dahin kennen gelernt, gegeben. Was die Stadtmission, was die ragged schools, was die Magdalenenstifte, die neuen Logierhäuser und all die andern Bemühungen des Staats, der Kirche und der freien Gesellschaft wollen, sollen und bedeuten, ist erst einigermaßen verständlich, wenn einem der Schleier, der seine Abgründe bedeckt hält, hinweggenommen ist, und wird noch verständlicher, je mehr man sich in den Zusammenhang dieser nächtlichen Gestalten der Sünde vertieft. Erwarte von all dem hier keine Beschreibung. Ratcastle ist ein Quartier mit etwa 1500 bis 2000 Dieben, Schurken, nichtswürdigen Weibern, Bettlern, Mördern und Räubern — unmittelbar hinter der von Lichtglanz strahlenden Oxford Street. Es bietet ein unaustilgbares Bild des namenlosen Jammers und der furchtbaren Gefahr, an welcher die Bevölkerung größerer Städte laboriert. Betrunkene Weiber auf der von keinem Licht erleuchteten Gasse singend, kreischend — Hunderte von zerlumpten Kerlen und Kindern, durch den Kot und Pfuhl der engen Straßen wie Meereswellen wogend, greuliche Pesthöhlen von

vielleicht zwölf Fuß Quadrat, worin zwanzig Personen schlafen, meist alle nackend, namentlich die vielen Kinder; dann der tiefe, furchtbare Keller, in den wir mit großer Mühe hinabstiegen, um unten die Gesellschaft von wohl zwanzig der gefährlichsten Diebe, in ihrem Unrat liegend, aufzusuchen, denen gleich darauf mit Geschrei wohl fünfzig bis sechzig andere und noch viel mehr nachdrängten — dazu die Erinnerung an die Totenfeier eines mit Blumen bekränzten Mädchenleichnams, der von lauter zechenden Menschen umgeben war, während die Mutter in voller Betrunkenheit sich an dem weißbekränzten Bette wälzte — dann das Toben um uns her, ein Kreischen, das die Luft erfüllte, bis wir die gierige Wolfsherde durch Darreichung von vielerlei Geld beschwichtigten, die sofort jauchzend durch die Nacht dahinstürzte, offenbar in die nahe gelegenen gin-palaces von Oxford Street, wo Lichtglanz die Augen blendet — mit dem allen deute ich nur an, was wir in jener Nacht gesehen. Im „Rattenkastell" hatten wir zehn Mann geheime und uniformierte Polizei zur Begleitung; sie führte uns mit Laternen auf den dunkeln Wegen, stets unter Oberleitung Mr. Fields, jenes Polizei-Inspektors, der von all dieser Bande in bewunderungswürdiger Weise respektiert wird. Er ging in vortrefflicher Weise mit all diesen Horden um, sie kannten ihn auch alle. — London hat an dreizehn solcher Quartiere. Mehrere haben wir besucht, u. a. in der Umgegend der Docks, wo wir tragische Scenen erlebten, u. a. auf einigen Tanzböden der Matrosen. Unvergeßlich wird mir die Scene in jener Kneipe bleiben, wo uns beim Eintritt aus einem grausigen Chorus von wohl dreißig Weibern bei Harfen- und Geigenspiel ein "Rule Britannia" und "God save the Queen" empfing. Zum Schluß sang einer der nichtswürdigen Kerle das von ganz England einst bewunderte Lied, für dessen Verfasser Lord Byron gilt, auf General Wolfe und dessen Tod in Spanien, während der ganze Chor applaudierte. Auch die Quartiere der deutschen politischen Flüchtlinge besuchten wir, wo diese und Polen mit deutschen Dirnen tanzten. Hier war uns auf strengste angeraten, in nichts kundzugeben, daß wir Deutsche seien, weil man uns unfehlbar für Spione halten würde und daraus große Gefahr hätte entstehen müssen, die auch von den heimlich getragenen Schießwaffen der uns begleitenden Polizei nicht hätte abgewendet werden können. — Genug davon! Ich habe Dir absichtlich nicht vor diesem Umzug geschrieben; nun es aber geschehen ist (und unterbleiben konnte es nicht, wenn ich London oben und unten wollte kennen lernen), darfst Du es wissen. Tags darauf haben wir noch mit Mr. Talbot einige Wanderungen der Art am Tage angestellt.

London, zum 12. September 1851.

Meine lieben, teuren Hausgenossen alle!

Wie herzlich habe ich mich bis in die Mitte des Jahres gefreut, daß ich dieses Jahr den Stiftungstag unseres Hauses mitten unter Euch feiern sollte! Nun muß ich aber doch wieder ferne sein und hoffe — so Gott es will — auf das nächste Jahr. Aber dies Zeichen meiner Liebe, das allen sagen soll, wie mein Herz bei Euch ist, das soll nicht fehlen, ich weiß ja oder hoffe doch, daß an dem Tage mich alle gern unter sich sehen. Es sind heute achtzehn Jahre, abends sieben Uhr, als ich zum erstenmal in Gottes Namen unter viele Freunde trat und von den Hoffnungen sprach, die sich jetzt um uns her verwirklicht haben. Aber ich weiß es, und wir alle wissen es, es haben nicht Freunde, auch nicht Jahre gemacht, sondern unser treuer Gott und Vater im Himmel hat's gethan, den wir anbeten und dem zu dienen das ewige Leben ist. Wir wollen es uns immer wiederholen, und ich kann es dieses Mal über das Meer hinüber mit dankbarem Herzen Euch verkündigen, daß auch ich es weiß, daß Gott uns das alles gegeben, damit wir Seinen lieben Sohn als unsern einzigen Heiland erkennen und lieben und Ihm unser ganzes Herz geben sollen. Dazu hat uns bis heute unser Haus dienen sollen und hat es hoffentlich vielen gedient. Wir wollen einander herzlich lieb haben und helfen, daß wir es immer mehr und aufrichtiger erkennen. O, wie gern möchte ich heute in Eurer Mitte, in unserm Betsaal und in den schönen Gärten sein und mich mit allen freuen und am Abend allen die Hand geben und mich mit allen erinnern des Guten, das Gott mir am zwölften September gegeben. Es sind so viele und lauter köstliche Gaben, und ich bitte Gott, Er wolle es mich durch Seinen heiligen Geist nur recht empfinden und erkennen lassen, daß ich dessen nicht wert war, bin und werde. Nur wer vor dem Herrn wahrhaftig im Staube liegt, kann Seine Herrlichkeit sehen. Wenn Ihr heute mit Euren Liedern und Gebeten vor Gottes Thron erscheint, bin ich mit Euch da und freue mich und danke mit, daß ich ein Rauhhäusler bin. Ihr wißt wohl, daß ich gerade heute einen Geburtstag feiere, und könnt in mein Haus einen Gruß tragen, der mir an dem Tage doppelt lebendig zurückgesandt wird; ihr wißt aber auch, daß wir nicht gern von uns selbst viel unter Euch reden, deswegen davon genug!

Wie es allen geht, davon habe ich gehört und hoffe zu Gott, daß Herr Rhiem mir auch ferner Gutes berichten kann. Haltet Euch alle in Wahrheit zu Gottes Wort und seid mit Andacht im

Gebete gegenwärtig; dann wird der Segen Gottes nicht ausbleiben. Er hat es ja verheißen, daß Er die alle hören will, die Ihn mit Ernst anrufen.

Wie es mir geht, das läßt sich von London aus schwerlich erzählen. Mit London ist es gar zu arg, das ist eine Stadt wie eine Welt, und eine Welt, die zu einer Stadt geworden ist. Ganze Straßen strahlen in Licht, Gold und Silber; unzählige, man sagt, gegen fünftausend Omnibusse rollen unaufhörlich durch die Straßen. Tausende rennen neben- und durcheinander, das Lärmen nimmt bei Tag und Nacht kein Ende; durch die geöffneten Schleusen braust der Strom des Weltlebens hier unaufhörlich weiter; Sinn und Besinnung kommt in dies Getriebe der 2½ Millionen Menschen namentlich nur durch zweierlei — einmal, indem am Sonntag so ziemlich alles, was irgend kann, ruht (es ruhen aber auch viele am Sonntag nicht), und sodann dadurch, daß jeder Engländer sein eigen Haus hat, worauf er sehr viel hält. Darin macht er es sich heimlich und gemütlich — das nennt er „Komfort.“ Dies komfortable Haus ist sein Heiligtum. Das mag wohl wahr sein, daß in diesen Häusern viele, sehr viele wohnen, die Gottes Wort darin lesen und miteinander in der Furcht Gottes wandeln; aber im ganzen ist es übertrieben, wenn man meint, es wäre in London darin viel anders als bei uns. — Wenn Ihr, lieben Kinder, hier einen Tag in London wäret, ich glaube, Ihr sähet Euch blind an all den Herrlichkeiten. Die meisten würden am liebsten wohl die Industrieausstellung im Hyde Park besuchen, die Prinz Albert erfunden hat und wohin bis jetzt täglich an 70 000 Menschen strömen sollen, ein Haus, so groß wie der Jungfernstieg, ganz von Glas und Eisen. In diesem Glaspalast haben alle Völker der Welt das Beste von dem, was sie mit ihren Händen haben machen können, ausgestellt. Ihr solltet nur einmal die goldenen Kleider und Throne sehen, die die Indier aus Asien geschickt und der Königin Viktoria geschenkt haben. Die Königin Viktoria, die dieses große Reich regiert, hat unter anderm auch den köstlichen Edelstein zur Schau gestellt, den die Ostindische Kompagnie einem der indischen Könige abgenommen und dann der Königin geschenkt hat. Der Edelstein ist so groß wie ein großes Taubenei und so viel wert, daß er mit keinem Königreich bezahlt werden kann. Die Leute stehen alle mit offenem Munde davor, aber was hilft einem das? Die Russen haben viele Sachen aus Malachit, u. a. einen mächtigen grünen Edelstein und eine große Flügelthür geschickt, die sich ein reicher Engländer für £ 20 000, d. h. 340 000 Mark Hamb. Court. gekauft hat. Die Königin Viktoria hätte ich gern einmal gesehen, aber sie ist nicht hier sondern in

Schottland. Sie soll eine ganz kleine Frau sein und ist wirklich kleiner als die andern Frauen, weswegen es jetzt in England Mode ist, daß die Frauen alle recht klein zu sein wünschen. Dazu hat sie ihre Kinder so herzlich lieb und erzieht sie sorgfältig. Da habe ich denn gedacht, Du brauchst ja gar nicht erst nach Schottland zu gehen, um diese Königin zu sehen; ich dachte an eine andere kleine Frau im Rauhen Hause, meine Königin Viktoria und ihre vielen Kinder, die sie so lieb hat. Prinz Albert ist der Gemahl der Königin, er ist auch nicht hier, aber sein Name lebt in aller Mund; er ist sehr klug, sagt man, und sehr schön und hat ein Herz voll Liebe, namentlich auch für die Armen und Elenden, deren es hier Hunderttausende giebt. Prinz Albert ist ein deutscher Mann, aus dem Hause Koburg. — Wenn ich aber vom Deutschen spreche, da bin ich wieder zu Hause bei Euch Lieben allen. Weil das Porto so teuer ist, muß jetzt der Brief zu Ende sein. Ich reiche hiermit allen die Hand und bitte den Herrn, daß Er uns nahe bleibe und reichlich segne zum ewigen Leben und so das Rauhe Haus inwendig wachsen lasse, daß Er Ehre davon habe und wir selig werden. In treuer Liebe und Hoffnung sehr baldigen Wiedersehens Euer Wichern.

Berlin, den 15. November 1851.

Heute früh um 9 Uhr ging ich in die Centralausschußsitzung, die uns in zwei Absätzen fast sieben Stunden beschäftigte. Zum Centralausschuß waren außer Dr. Abendroth und mir noch Senfft, von Pilsach, von Bethmann-Hollweg, Graf von Schlippenbach, von Mühler und Stiehl zugegen; die anderen Berliner fehlten. Wir sind aber zu recht reellen Beschlüssen gekommen, erstens zur Einrichtung eines offiziellen Sekretariats, zu dem sich jemand unentgeltlich erboten hat. Läßt Gott das gelingen, so haben wir einen großen Schritt vorwärts gemacht. Sodann geht die Sache mit den „fünfzig Arbeitern“, die der Centralausschuß aufstellen will, jetzt vorwärts. Der Centralausschuß gebraucht dazu 15000 Thaler, von denen er durch das Geschenk eines einzigen erst 1000 Thaler hat. Aber es soll in Gottes Namen dennoch angefangen werden, und haben wir außer der Brüderanstalt des Rauhen Hauses noch die Brüderanstalten in Duisburg, Stettin, Neinstedt und Puckenhof als solche bestimmt, welche für die Ausbildung in Betracht kommen. — Das Rauhe Haus wird wohl die Stellung von zehn unter den fünfzig Arbeitern für jährlich etwa 1200 Thaler Gegenleistung übernehmen. Die Verhandlung war so schwierig wie interessant; da man die Annahme der fünfzig Arbeiter

und ihre Sondierung mir allein übertragen wollte, habe ich solchen Auftrag nur unter der Voraussetzung übernommen, daß Geheimrat Stiehl mit mir zusammen beauftragt würde. Das ist nun geschehen und mir sehr lieb. — Auch mit der Warschowitzer Anstalt kommen wir ins reine. Das Geschenk von zweitausend Thalern, das uns die Ministerien angeboten, nehmen wir samt den Pensionen von vierzig und fünfzig Thalern je für die verschiedenen Altersstufen der aufzunehmenden Kinder gern an. Was noch uneben ist, wird durch Mitwirkung Stiehls geebnet werden. Als ökonomischer Beirat für die Anstalt ist mir Baron v. Senfft zugestellt. — Was für uns wichtig ist, ist die vorläufige Notiz, daß auf meinen neulichen Antrag an die Ministerien nachträglich noch ein Anlauf genommen ist, die Zahl der Pensionate im Rauhen Hause von 24 auf das Doppelte, also auf 48 zu vermehren, und zwar für die nächsten sechs Jahre, um in den Gefängnissen in ausgiebiger Weise Hilfe schaffen zu können. Das würde uns dann eine große jährliche Einnahme sichern. Ich hatte nur auf „Vermehrung" angetragen, nun hat man die Vermehrung auf das Doppelte zu bringen gesucht. Die Sache ist aber noch nicht fest.

Wie liebenswürdig unser Senfft war, kannst Du Dir wohl vorstellen, da Du ihn kennst. Er erzählte mir vieles von der Hochzeit seiner Tochter. Er baut jetzt wirklich an seiner geplanten Runkelrüben-Zuckerfabrik, und besprach mit mir eingehend seine Pläne hinsichtlich der geistlichen Versorgung seiner Fabrikarbeiter. Im Fabrikgebäude selbst wird ein Betsaal mitgebaut werden, in dem täglich Morgenandacht gehalten und eine Kleinkinderschule für die kleinen Kinder der Fabrikarbeiter angelegt werden soll. Zur Besorgung dieser Schule, zur Haltung der Morgenandachten, zum Besuch der Kranken und zur sonstigen Handreichung bei den geistlichen Bedürfnissen der Fabrikarbeiter wird einer unserer Brüder angestellt werden, Du kannst Dir schon denken, welcher es sein wird. Daß mit von Bethmann-Hollweg namentlich politische Dinge besprochen wurden, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Die Herausgabe einer politischen Wochenschrift wird nun doch zu stande kommen. Der Redakteur ist so gut wie engagiert. Ich habe auch einiges über die politischen Freunde unseres Hollweg erfahren. Am Rhein bilden sich die Leute ein, mit Hollweg einiger zu sein, als sie es wirklich sind; völlig übereinstimmend mit ihm ist unter den hervorragenden Männern nur Clemens Perthes. Zu meiner großen Freude höre ich von dem guten Einvernehmen zwischen v. Bethmann-Hollweg und seinen hiesigen Freunden, namentlich Stahl, der im Grunde ganz mit v. Bethmann-Hollweg stimmt und

den Wiedereintritt Hollwegs in die Kammer gerade deswegen gewünscht hat, um an ihm doch einen Gleichgesinnten zu haben; doch will er mit der Partei nicht brechen. Auch von Gerlach, dem eigentlich der Kampf gilt, will das Freundesband nicht zerrissen wissen. Daß sich der Bruch, soweit er politischer Natur ist, wieder wird heilen lassen, bezweifle ich; der Riß wurzelt im Gewissen gewissenhafter Männer. Was in v. Bethmann-Hollweg reagiert, ist die Wahrheit und der Ernst, die Unwahrheit der herrschenden Partei zu brechen. Der Kampf, der jetzt öffentlich gekämpft wird, existierte schon immer vor 1848, pausierte dann aber, als es vor 1848 galt, den einen gemeinsamen Feind, die Revolution zu brechen, und ist nun wieder in ganz anderer Bedeutung aufgestanden, um, wie es scheint, auf dem großen öffentlichen Lebensgebiete ausgefochten zu werden. von Bethmann-Hollweg sieht ihn an als einen Kampf des Rechts und Gewissens im christlichen Sinne gegen den, wie er sich ausdrückt, liberalen Sadducäismus und konservativen Pharisäismus. — Er und seine vielen, aber mehr nur heimlichen Freunde, also die vielen politischen Nikodemusse, sehen Preußens Untergang dann kommen, wenn sich die Regierung auf diesem Wege immer mehr verrennen werde. Doch Du sollst nun genug davon haben.

1852.

Berlin, den 25. April 1852.

Der Mann mit der goldenen Brille und dem großen Siegelring, mit dem Du mich auf der Eisenbahn in einem Waggon hast abfahren sehen, war mir erst recht ärgerlich, weil er mich mit gehaltlosen Phrasen zum Gespräch zu nötigen suchte, während ich doch lesen mußte, um auf manches in Berlin Vorkommende vorbereitet zu sein. Als er sah, daß ich den stenographischen Bericht der ersten Kammer las, hakte er bei einer Lesepause mit einigen Bemerkungen über den Abgeordneten Klee ein, als ob es sich von selbst verstände, daß man sich über ihn lustig machen könne. Da ich Klee kenne, ohne ihn grade zu lieben, ließ ich es nicht so hingehen, zumal die Anzapfung offenbar dem von Klee freilich nicht in exemplarischer Weise vertretenen christlichen Prinzip galt; ich hatte aber meinen Reisegefährten so in die Lage gebracht, daß wir auf sehr ernste Dinge eingehen konnten. Ein besseres Exemplar Berliner Aufklärung kann es nicht geben. Er hatte Ronge persönlich kennen gelernt, hatte David Strauß seiner Zeit aufgesucht und erging sich in den so aufgefangenen Redensarten. Ein

zusammenhängendes Gespräch über seine Behauptungen und Einwendungen war unmöglich und wurde immer mehr unmöglich, weil er unfähig und nicht willig war, dem Gedankengang zu folgen, der ihn auf Sätze brachte, gegen die sich sein Gewissen sträubte. Er hielt aber streng daran fest, daß Jesus Gottes Sohn sei, wie er denn auch von sich glaube, daß er ein Sohn Gottes sei; er halte es nicht für wahrscheinlich, daß jemand Jesus übertreffen werde, indes nicht für unmöglich u. s. w. Das Merkwürdigste war zu hören, wie er sich die Lehre der Orthodoxen dachte; dieselben sagten, Gott habe von Ewigkeit her einen leiblichen Sohn bei sich gehabt, den Er nachher mit Seinem menschlichen Leibe vom Himmel herab in die Welt geschickt habe u. s. w. So kamen wir dahin, daß ich ihm in vollem Zusammenhang nach und nach die Grundwahrheiten des Evangeliums darlegen konnte, worauf er ganz Ohr und bewegt wurde, vieles fragend, um recht zu verstehen, was das sei und wie alles zusammenhänge, denn in seinem Leben habe er das nicht gehört. Er hielt das Gesagte für eine ganz neue „individuelle Anschauung", die man sonst nicht kenne und von der man sonst nichts wisse! Die Versicherung, daß das die Lehre der Schrift und die der ganzen christlichen Kirche sei, setzte ihn in Erstaunen; ihre Richtigkeit erlaubte er sich aber doch schließlich zu bezweifeln. So steht es mitten in unserer Christenheit!

In Meinhards Hotel, wo kein Platz war, fand ich einen Brief von Fräulein L. vor, die mich wegen zweier junger Leute, die der Familie Sorge bereiten, zu sprechen wünschte. Das führte mich noch denselben Abend in das Labyrinth der großen Gänge des Königlichen Schlosses, wo die Dame bei ihrer Mutter, der Generalin L., wohnt. Ganze Scharen von Kindern der Art gäbe es in den höheren Ständen, versicherte mir die treffliche Dame. Der eine der Empfohlenen, ihr Vetter, war schon sehr herangewachsen, aber dem Geiste nach ein Kind. Wir werden ihn doch wohl etwa auf ein Jahr nehmen können, um der sorgenvollen Familie nach Kräften zu dienen; in sittlicher Beziehung wird er keine große Not machen.

Gestern (Sonnabend) bin ich um neun Uhr früh ausgegangen und abends elf Uhr wieder nach Hause gekommen; ich habe den ganzen Tag in der Sitzung des Central-Ausschusses zugebracht. Für den Kongreß sind die Themata festgestellt: die Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen und die der entlassenen Sträflinge (Wichern), über Jünglingsvereine (Geh. Rat Stiehl). Den Referenten über das Auswanderungswesen werden die Bremer selbst stellen. In der Sitzung kam sehr viel Interessantes und Thatsächliches vor. Wir werden in kurzem durch alle evangelischen Pfarrhäuser Deutschlands die Kapffsche Schrift:

„Die innere Mission unter den Geistlichen"[1]) verbreitet haben. Unter den preußischen Konsistorien hat sich nur das pommersche geweigert, hierzu die Hand zu bieten. Als neuen Eisenbahnprediger berufen wir unsern Pfeiffer. Auch unser Kandidaten-Konvikt ist wieder so geordnet, wie ich es wünschte.

Du weißt, daß ich dieses Mal mit Besorgnis nach Berlin gereist bin. von Bethmann-Hollwegs politische Stellung schien seine Stellung zum Präsidium des Kirchentages wankend zu machen. Unter uns privatim ist darüber Klarheit geworden. Die Schwierigkeiten sind beseitigt und zwar nicht durch diplomatische Künste sondern durch den Geist des Herrn, der sich abermals zu unserm Werk bekannt hat. Ich fand übrigens alle Freunde, Snethlage, Mühler, Stiehl, in dem, was ich mir darüber schon in Hamburg als richtig gedacht, einig. Was heute noch kommen wird, wissen wir zwar noch nicht, da wir um sechs Uhr noch eine gemeinsame Sitzung mit dem Kirchenbunds-Ausschuß haben. Aber ich schreibe Dir dies vorläufig, damit Du wissest, daß Gott bis so weit geholfen, und weil Dir bekannt ist, wie ich mich gesorgt habe.

Morgen, Montag abend werde ich in einer interessanten Gesellschaft bei Stiehl sein, wo namentlich viele Kammermitglieder, auch solche sein werden, die ich bis dahin nicht persönlich getroffen und die unsern Bestrebungen ferner stehen, z. B. Simson.

Von Stiehl habe ich viel Lehrreiches über das Schulwesen gehört und vieles von dem, was ich beabsichtigte, habe ich ebenso bei ihm gefunden. Nächste Woche haben wir seinen Besuch zu erwarten, wonach Du Dich richten kannst.

Berlin, den 27. April 1852.

Von hier giebt es mancherlei zu erzählen. Das politische Zerwürfnis, das sich an von Bethmann-Hollwegs Person schließt, ist das Schmerzlichste, was man hier erfahren kann, aber es offenbart die Geister und wie tief noch der Stand christlicher Freiheit ist, deren sich die märkischen und pommerschen Freunde sonst ziemlich laut rühmen. Noch habe ich überdies keinen von denen, die über von Hollwegs Votum in der Dissidentensache ungünstig, zum Teil mit Abscheu urteilen, gefunden, der nicht hinzufügen mußte, gelesen habe er es nicht. Aber es steht einmal fest: Der ist ein Abgefallener, und damit ist die Sache erledigt; die Kreuzzeitung als politische Bibel hat es gesagt, und somit ist Zweifel Sünde. Wir werden noch Ärgeres erleben. Unsere große

[1]) Kapffs Vortrag: „Die innere Mission unter den Geistlichen", gehalten auf dem Elberfelder Kirchentag 1851, erschien gleich darauf in der Agentur des Rauhen Hauses.



Konferenz am Sonntag abend, in der der Central-Ausschuß mit dem Kirchenbunds-Ausschuß zusammen tagte, ging ebenfalls in Frieden ab, nachdem wir vorher eine Stunde lang im engeren Kreise mit von Bethmann-Hollweg verhandelt und uns einig geworden waren, er solle die Angelegenheit nicht zur Sprache bringen, was er erst wollte. Unter denen, welche der Überzeugung sind, daß die politische Stellung von Bethmann-Hollwegs dem Kirchentags-Präsidium desselben keinen Eintrag bringen dürfe, ist namentlich auch Hengstenberg. Wenn von Bethmann-Hollweg und Stahl Präsidenten des Kirchentags bleiben, so ist damit seitens der großen deutschen evangelischen Kirche das Zeugnis gegeben, daß sie das Politische vom Kirchlichen zu unterscheiden weiß und die Unabhängigkeit des letzteren vom ersteren will und damit anfängt, der Gefahr zu entrinnen, die Kirchlichkeit nach einer politischen Parteiansicht zu messen.

Gestern habe ich einen bunten Tag verlebt: außer der Baronin von Höfel, mit der ich die erste Tagesstunde nach sieben Uhr zubringen mußte, um ihr für allerlei in ihrem pommerschen Kreise zu raten, kam zunächst Graf von Arnim-Blumberg, mit dem es mancherlei Auseinandersetzungen gab; später war ich eine Stunde bei Peter von Cornelius in dessen Atelier, wo derselbe mir die großen Cartons zum Campo santo,[1]) die er in Arbeit hat, eingehend erörterte; darauf drei Stunden beim Polizeipräsidenten von Hinkeldey, der mich mit dem Organismus der hiesigen Polizei bekannt machte. Zu Tische speiste ich bei General von Thun und abends bei Stichl, wo ich mehrere interessante Männer traf, z. B. Schulrat Bornemann, Pastor Bachmann, Landferman, Direktor Ranke u. s. w., so daß ich erst nach zwölf Uhr nach Hause kam.

Berlin, den 30. April 1852.

Am Ende des Tages will ich Dir ein kurzes Bild von dem zeichnen, was ich heute erlebt habe. Am Morgen um neun Uhr ging ich zum Ober-Präsidenten von Kleist-Retzow, der bei seinem

[1]) Zum Gedächtnis Wicherns und seiner Lebensarbeit stiftete der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz II. nach Wicherns Tode gemeinsam mit Herrn Arnold Otto Meyer in Hamburg einen von Hans Speckter, Sohn Otto Speckters, in Öl ausgeführten Fries in die Aula des Schulhauses im Rauhen Hause: „Die Werke der Barmherzigkeit", nach P. von Cornelius. Die Fortsetzung des Frieses auf der westlichen Wand der Aula wurde der Anstalt später von Freunden des Rauhen Hauses zum Geschenk gemacht. Die Erwerbung dieser Reproduktion vorerwähnter Predellen war jahrzehntelang ein brennender Wunsch Wicherns gewesen. Die Originalentwürfe befinden sich jetzt bekanntlich in der Nationalgallerie in Berlin.

Schwiegervater, dem Minister Stolberg, wohnt — nicht ohne eine schmerzliche Empfindung darüber, daß die Gemeinschaft des trefflichen, teuren Mannes und vieler seinesgleichen mit von Bethmann-Hollweg und dessen Freunden, wie es scheinen will, aufs empfindlichste gestört ist. Ich freue mich, ohne politische Verpflichtungen unter den verschiedenen Freunden verkehren zu können. Mit von Kleist hatte ich viel über die Rheinlande und namentlich über die dort zu gründende Staatsanstalt für jugendliche Verurteilte zu sprechen, für die wahrscheinlich, wenn nur der Finanzminister will, ein früheres Kloster bei Boppard disponibel gemacht wird und für die von uns die Gestellung von Aufsichtskräften verlangt werden wird. Dann wünschte mich Minister von Stolberg zu sprechen. Es handelte sich um das Kopfsche Institut, das sich in innerer Auflösung befindet und für das man an Kopfs Stelle einen neuen Vorsteher von uns erwartet. Die ganze Verwaltung liegt aber in solchen Händen, die mit uns lieber in keine Berührung kämen. Die Pensionierung des schwach und lahm gewordenen Kopf wird wohl das nächste sein. Dann ging's zum Grafen Arnim-Blumberg, mit dem ich wegen des Diakonus an der Dreifaltigkeitskirche zu verhandeln hatte. Auf elf Uhr hatte ich Abeken versprochen, mit ihm im Neuen Museum zusammenzutreffen, um unter seiner persönlichen Führung das Ägyptische Museum kennen zu lernen. Das ist so schön von statten gegangen, daß ich drei volle Stunden in einer vor 4 bis 6000 Jahren blühenden und lange zu Grabe gegangenen wunderbaren Welt geweilt habe. Gern hätte ich auch Dich und die älteren Kinder dabei zur Seite gehabt. Abeken hat mit Lepsius fast drei Jahre in Ägypten zugebracht, um die hier befindlichen Schätze des Nillandes zu sammeln. Wir wollen einmal die Reise von Lepsius gemeinschaftlich lesen.

Die letzten Abendstunden brachte ich gestern bei von Bethmann-Hollweg zu, von dem ich erst gegen Mitternacht Abschied nahm, nachdem wir zuvor die letzte Konferenz wegen des Kirchentages gehalten. Unsre Beratung hat die Frucht gebracht, daß ich den engeren Ausschuß (Stahl, Nitzsch, Hengstenberg, Krummacher u. a.) habe bewegen können, für den Kirchentag statt der beabsichtigten kleinlichen Themata ein großes allgemein kirchliches Thema auf das Programm zu bringen; schon vor sechs Wochen habe ich dasselbe schriftlich empfohlen, ohne daß es Aufnahme gefunden hätte, es lautet: „Das Verhalten der evangelischen Kirche gegen die Sektiererei, besonders den Baptismus". Vor allem sollen die positiven Gegenmittel, Befriedigung des Gemeinschaftsbedürfnisses und die Disziplin in der Kirche zur Sprache kommen. Den Tag vorher hatte ich einige Stunden bei Hoffmann zugebracht,

dessen Ernennung zum Generalsuperintendenten der Kurmark und über Berlin gerade an dem Tage offiziell angezeigt worden war. Wie ich höre, spricht man in Berlin nicht gern davon, denn Hoffmann ist ja weder Preuße noch Konfessionsmann und politisch liberal. Frau von Thun, Graf von Arnim (in dessen Hause ich gestern die Abendandacht gehalten), Snethlages, Tippelskirch und einige andere haben mir den Aufenthalt in Berlin diesmal besonders lieb und lehrreich gemacht.

Düsseldorf, den 10. Juli 1852.

Nach einer unerträglich heißen Fahrt sind wir (Viol und ich) heute abend hier angelangt. Von Herrn Viol werde ich Dir keine Beschreibung machen, wir werden aber schon miteinander fertig werden. Ich freue mich, daß der dritte Kommissar seines Amtes entbunden ist, weil wir sonst wahrscheinlich noch langsamer vorwärts kommen würden. Viol ist Strafanstaltsgeistlicher zu Lichtenburg bei Prettin unweit Torgau, wo er seit neun Jahren steht und mit großer Liebe in seinem Beruf thätig ist, für den er sich aber alle Anschauungen lediglich aus der Strafanstalt Lichtenburg gebildet hat. In kirchlicher Beziehung gehört er denen an, die der sogenannten Union besonders freundlich sind. Unterwegs gab es nichts Erhebliches außer einem Bericht Viols über einen Erfurter Demagogen. Dieser saß unter Viols Pflege eine viermonatliche Strafe auf Lichtenburg ab und wurde im Mai 1848 begnadigt, wollte aber die ihm vom Justizminister angekündigte Amnestie nicht annehmen, zumal die Strafe gerade tags darauf abgelaufen war. Andererseits getraute sich der statt des Direktors fungierende Inspektor nicht, den Protest anzunehmen. Er wollte den Mann nicht behalten, während dieser nicht gehen wollte. Es muß eine ergötzliche Scene gewesen sein. Der Gefangene war in monströser Weise verurteilt worden; dadurch ward er zum Demagogen der äußersten Linken. Durch ein anderes Verfahren hätte die Regierung sich vielleicht einen Freund und Fürsprecher erziehen können. So ist es aber mit manchem ergangen.

Düsseldorf, den 12. Juli 1852.

Gestern morgen haben wir denn in Gottes Namen unsere eigentliche Arbeit begonnen. Wir begaben uns in das hiesige Gefängnis, das vierhundertundsiebzig Insassen hat, und wohnten dem Gottesdienst bei. Der katholische Gottesdienst ging dem evangelischen voran; den letzteren hielt, weil Bögehold, der Gefängnisgeistliche, abwesend war, Pfarrer Kraft. Nach dem Gottesdienst sprach ich noch einige Worte zu den evangelischen Gefangenen. Unsere Beobachtungen gehören in

den offiziellen Bericht. Des Elends und der Verkehrtheiten haben wir genug gesehen. Bei Hüttemann fanden sich abends viele Freunde zusammen, u. a. war Landgerichtsrat Hoffmann anwesend, der zugleich Präsident des hier residierenden Vorstandes des großen Rheinisch-Westfälischen Vereins für entlassene Sträflinge ist. Dieser Verein ist mit großen Rechten begabt, ohne daß er seine Pflichten erfüllen kann. Pfarrer Kraft ist trotz seiner reformierten Schroffheit ein interessanter, liebenswürdiger Mann. Er hat keine Frau, dafür aber eine charmante Sammlung alter Gemälde, u. a. ein Schlachtenbild aus der Zeit gleich nach Gustav Adolfs Tode, das dessen Tod meisterlich darstellt, ferner einige schöne Dürer, einen Melanchthon-Kopf mit einem zarten, lieblichen Ausdruck, den ich bis dahin nie an einem Bilde Melanchthons wahrgenommen habe.

Nach Düsselthal geleitete mich ein geistvoller junger Mann von christlicher Gesinnung, ein Maler aus hiesiger Schule; im Gespräch mit ihm wurde der heiße Weg erquicklich. Mein neulich stattgehabter Besuch bei P. von Cornelius und dessen Cartons zum Campo santo, die Cornelius mir mehr noch mit dem Wort als mit dem Pinsel in die Seele gemalt hat, sowie des jungen Mannes Besuch bei Overbeck in Rom wurde der Ausgangspunkt teils zur Orientierung über die beiden Meister teils zur Veranschaulichung der in der römisch-katholischen Kirche noch lange nicht überwundenen Gegensätze unter ihren Gläubigen.

Düsseldorf, den 12. Juli 1852.

Heute morgen um acht Uhr kam der treffliche Pastor Bögehold, und nur mit kurzer Unterbrechung mittags haben wir bis heute abend acht Uhr gemeinschaftlich in Sachen des hiesigen Gefängnisses gearbeitet. Die erste Stunde des Tages war er bei mir allein, teils um mir über seine persönlichen Verhältnisse (im Amt) Mitteilung zu machen, teils benutzte ich die Gelegenheit, mir einmal ausführliche Auskunft über Kinkel zu verschaffen. Bögeholds Frau ist Kinkels Schwester, und Bögeholds Schwester sollte Kinkels Frau werden; er hat sie aber fahren lassen um der bekannten Bonner Frau willen, die sehr viel mit dazu beigetragen hat, ihn zu dem zu machen, was er geworden ist. Kinkels Eltern wohnten unweit Bonn. Der Vater war ein orthodoxer Reformierter in den steifsten Utrechter Stiefeln, seine Mutter eine erleuchtete, tief gegründete Christin, aber fast rigoristisch streng gegen ihre Kinder, namentlich gegen diesen Sohn, der schon immer einen Geist bezeugte, der dagegen ausschlug. Die Ehrwürdigkeit der Mutter und deren durch wahrhafte Liebe und Güte gemilderte Strenge hielt ihn während seiner Studienzeit noch im

Zaum, bis er nach Berlin kam, wo er sich als Student in künstlerische Interessen vertiefte und die strenge Lehre des elterlichen Hauses mit der Losung von sich abwarf: die Welt nicht zu verachten sondern zu verbrauchen. Er hielt sich aber noch an einem seidenen Faden bis zu seiner Rückkehr nach Bonn. Da starb die Mutter und mit ihr die Hand, die ihn gewaltig geleitet. Der letzte Klang des Christlichen ist noch in den Liedern am Grabe seiner Mutter zu vernehmen, in denen er z. B. sang: „Ein Augustinus bin ich nicht, du aber bist die Monica.“ Jetzt stürzte er sich in die Wissenschaften mit der Absicht, die älteste christliche Kunst zu studieren und eine Darstellung des Heidentums zur Zeit des Eintritts des Christentums in die Welt zu schreiben. Mit dieser Absicht reiste er nach Italien ꝛc. Bei seiner Rückkehr huldigte ihm alles, auch auf der Universität, und seine ungeheure Eitelkeit wurde noch mehr gereizt, als sie es ohnehin schon war. Allein bald trat materieller Mangel ein; es fing an, ihm an Existenzmitteln zu fehlen. Sein elterliches Erbe hatte er zur Reise bereits größtenteils verbraucht; jetzt zehrte er als Privatdozent vom Vermögen seiner Schwester, die ihm haushielt. Als letztere bald darauf Bögehold heiratete, geriet Kinkel in Verlegenheit und in Bitterkeit über die Stellung der Privatdozenten. Er war nicht im stande, äußerlich eine Stellung einzunehmen, wie er solche nach dem Ansehen, das man ihm einräumte, glaubte in Anspruch nehmen zu müssen. Er legte sich dann auf Schreiben in Blättern; auch das half ihm wenig, da er immer mehr ausgab als einnahm und durchaus nicht wirtschaften konnte und wollte. Um Politik hatte er sich bis dahin nicht gekümmert; er rühmte sich sogar, nie eine Zeitung zu lesen. Da wurde ihm angetragen, bei der Augsburgischen Zeitung als dritter Redakteur einzutreten; er lachte darüber, weil er, wie gesagt, von der Politik nichts verstand. Kurz vorher hatte er Eichhorn in Bonn durch bittere Worte, wie sie ihm hätten zur Strafe gerechnet werden können, persönlich schwer beleidigt. Eichhorn, der Minister, den man in der Größe, in der ich ihn oft gesehen und gehört, ganz wiedererkennen kann, ließ den jungen Mann nach Berlin kommen; statt ihn zu schelten, war er mehr als freundlich gegen ihn und riet ihm dringend von einer Beschäftigung mit der Politik ab, die ihn nach seinem Charakter zu Grunde richten werde. Er machte ihn zum außerordentlichen Professor mit 500 Thalern Gehalt. Kinkel aber fiel von da an immer tiefer. Die nächste Veranlassung dazu war jene intriguante und geistreiche Frau, die ihn in ihre Netze zu verstricken wußte. Sie, bereits verheiratet, eine Katholikin, zog ihn in ihre Klubs und geistreichen Gesellschaften, ließ sich des Abends von ihm nach Hause begleiten und klagte ihm die

Zerrissenheit ihres Herzens, er solle sie trösten und heilen. Kinkel ging in die Falle und wurde ihr Seelsorger. Das Verhältnis führte zu den anstößigsten Ärgernissen. Eines Tages fuhr sie mit einem Kahn an ein Dampfboot, dem Kinkel, der darauf war, entgegen; als der Kahn an das Dampfschiff anlegen wollte, schlug er um, und die Verderberin der Seele des armen Kinkel stürzte in den Rhein; da springt Kinkel, ein vortrefflicher Schwimmer, in den Fluß und rettet sie. Der Entschluß beider wird im Wasser reif. Wenige Tage darnach kommt Kinkel zu Bögehold und verlangt von ihm, er solle das bräutliche Verhältnis zwischen ihm und seiner Schwester lösen. Bögehold, über die Untreue entrüstet, löst natürlich das Band, und nun folgen die Greuel. Jene Person läßt sich, nachdem sie zuvor Protestantin geworden, von ihrem katholischen Manne scheiden und Kinkel heiratet sie! Zugleich führt die neue Frau ihn in die Gesellschaft der Kölner Politiker ein. Da nun aber Kinkel von Politik nichts versteht, so läßt ihn dieser Kreis anfänglich ganz gleichgültig, ebenso achtet man ihn gering, bis die ihn umgarnenden Netze jenes Weibes ihn bald tiefer in den Kreis der eigentlichen Revolutionäre ziehen, mit denen er in Verleugnung alles ernst Kirchlichen bereits völlig übereinstimmte. Man erkennt hier seine außerordentliche Rednergabe und agitiert dafür, ihn 1848 in die Nationalversammlung zu bringen. Auf diese Weise ist Kinkel mitten in die politische Agitation gekommen, in der er untergegangen ist. Von der Gemeinschaft mit seinen christlichen Verwandten hat er sich so entschieden losgesagt, daß leider keine Verbindung irgend welcher Art mehr übrig geblieben ist. Es ist empörend, wie er Bögehold, der zu ihm eilte, als er, Kinkel, zum Tode mit Pulver und Blei verurteilt worden war, behandelt hat. Als Kinkel dann später von Naugard aus noch einmal nach Köln geführt wurde, um dort Zeuge zu sein, hat er Bögehold und dessen Schwester gar nicht zu sich gelassen. Ersterer, so sagte er, dränge sich zu ihm in der Hoffnung, bei dem zu erwartenden Umschwung der Dinge durch ihn, Kinkel, auch seinesteils zu gewinnen. Es ist bekannt, wie Kinkel nachher aus Spandau entfloh und nach Amerika entwichen ist. Das Ende erinnert an Hecker in Baden, der lange unter der Einwirkung seiner christlich gesinnten Schwester blieb, bis er gleichfalls nach Amerika entfloh. Das Merkwürdigste in der Entwicklung Kinkels liegt in dem Verhältnis der Mutter zu ihm. Nicht alle Söhne christlicher Eltern sind Kinkels, aber nicht wenige Eltern machen es mit dem Christentum gegen ihre Söhne oder Töchter ebenso wie jene beklagenswerten Eltern; sie wissen in der Erziehung die evangelische Freiheit nicht vom Gesetz zu unterscheiden und bauen in bester Meinung bei den Kindern

aufs Fleisch, und das Ende davon ist dann nicht der Geist, der sich im Glauben mächtig erweist, sondern das Fleisch unter dem Gesetz, aus welchem Feinde des Kreuzes geboren werden. Der Herr wolle mir die Augen erleuchten und unsere Kinder bewahren!

Werden im Bergischen, den 14. Juli 1852.

Ich blieb bis heute morgen in Düsseldorf. Die Bibelstunde bei den armen gefangenen Weibern, welche Bögehold hielt, war eine rechte Gefangenenpredigt. Die Klage der armen Weiber über den Direktor, der sie nach und infolge unseres Besuches alle insgesamt in Bausch und Bogen wegen ihres lauten Wesens gestraft hat, offenbar um im Glanz guter Disziplin zu erscheinen, war wenig erquicklich. In diesen Gegensätzen bewegt sich das Leben der im ganzen verlassenen Züchtlinge. Dem Kaplan G. geschah mit unsern Besuch eine Ehre. Dafür brachte er in der Weise der meisten katholischen Geistlichen, die ich auf solche Veranlassung besucht, eine Flasche guten Weines; die Gefangenen waren nicht recht zum Thema der Unterhaltung zu machen, doch war manches aus der römischen Praxis zu lernen. Ich ließ mir von ihm ein römisches Gesang- und Gebetbuch schenken; in den dazu gehörenden Liedern fand ich sogleich Paul Gerhardts: „O Haupt voll Blut und Wunden", Text und Noten! Es giebt mehr der Bindefäden dieser Art zwischen den beiden Kirchen, als viele zu glauben geneigt sind. — Die Bilderausstellung der dortigen Künstler konnten wir nur flüchtig sehen, namentlich bewunderte ich einige hübsche Landschaften. — Der Regierungspräsident war verreist. Den Dezernenten, welcher derzeit die Gefängnisse des Kreises unter seinem Regiment hat (der fünfte seit drei Jahren!), konnten wir nirgends ermitteln; keiner der Geistlichen kannte seinen Namen, was Dir einen Begriff davon geben kann, wie die Verwaltung dieser Angelegenheit behandelt wird. Abends waren wir zum Professor Schirmer geladen, der mir sehr teuer geworden; außer mehreren Malern, Predigern und Lehrern war der gelehrte Missionar Isenberg aus Ostindien da, früher in Abessynien und Gobats Mitarbeiter.

Leider entwickelte sich in einem der anwesenden jungen Prediger der ganze antikatholische Grimm vieler hiesiger Geistlichen, vor dem ich mich immer entsetzen muß. Was sie an der römischen Kirche so stark züchtigen, ihre Verdammungssucht, üben sie selbst in härtester Weise. Es gab einige ernste Augenblicke, wo es darauf ankam, die Christlichkeit auch der römischen Kirche und das gemeinsam Christliche mit ihr — die Wahrheit selbst in ihren Irrtümern — in warmer Weise zu betonen, teils aus Überzeugung, teils um anwesender Katholiken willen. Ich

würde dieses unter vielen hiesigen Geistlichen herrschende Wesen nie ertragen und fand meine Gemeinschaft mehr unter den Künstlern und edlen Frauen, die anwesend waren.

Köln, den 18. Juli 1852.

Hier sitze ich drei Treppen hoch in einem schönen Eckzimmer mit Fenstern nach Osten und Norden, und unter meinen Fenstern rauscht der grüne Rhein, — auf demselben Dampfschiffe mit ihrem Geläute und Gebrause, das schon in frühester Morgenstunde (wenig sonntäglich) begann, dazu Musikchöre, die den Lustfahrenden das Geleite geben. Ein größeres Durcheinander von Leichtsinn, der des Heiligen vergißt, und von allesüberbietendem Kirchentum, wie es mir heute morgen begegnete, ist schwerlich möglich; über all dem Treiben auf dem Rhein, auf den Straßen und Plätzen der Stadt tönte nämlich das aus allen Winden sich vereinigende Glockengeläute der christlichen Kirchen mit einem heiligen Ernste in wunderbar schönen Klängen, wie nur eine kirchliche Metropole dergleichen in sich vernehmen mag.

Wir, Viol und ich, wollten heute in den Dom, um dort am Gottesdienst teilzunehmen. Die ganze Domkirche war mit Menschen gefüllt. Die Predigt war schon vorüber, das Hochamt sollte beginnen. Wir suchten den Zutritt auf den Chor und fanden ihn leicht unter Weisung der roten Portiers, deren Du Dich wohl noch entsinnst. Zuvor begleiteten wir teilweise die Prozession, deren Schluß ein in grüner Seide gekleideter Domdechant bildete, indem er die andächtige und neugierige Gemeinde mit dem Weihwasser besprengte. Es würde absichtliche Blindheit bei dem verraten, der die Andacht verkennen wollte, in der so viele die Gaben, die hier geboten wurden, in tiefer Beugung oder auf den Knieen empfingen. — Während der Sonnenglanz die Farbenpracht der himmelanstrebenden Fenster des Chors im Licht verklärte, begann, nachdem der rezitative Gesang der in Weiß gekleideten Kirchenmänner, welche die Gestühle des Chors einnahmen, verstummt war, das Hochamt. Zunächst setzte der obere Chor der Sänger mit voller Instrumentalmusik ein — ein neuer Akt des ergreifenden Gottesdienstes. Wie zerrinnt dagegen in wesenlose Schatten, was wir als Kirchenmusik in Kirchenkonzerten und in Konzertsälen zu hören gewöhnt sind! Es war, als verwandelte sich der steinerne Wald von Säulenbündeln mit üppigen Blumenkronen in eine von Geist und Lobechören erfüllte Gottesharfe, als entströmte den ineinander verschlungenen Hallen des Tempels das Opfer des Dankes und das Flehen der Erlösten! Die Heiligen des Alten und Neuen Bundes in dem wunderbar verklärten Lichte der Sonne

hauchten in diesen Tönen den Geist, der sie zu des Herrn Ehre erfüllte, als Ströme der Anbetung aus und entzogen das Herz dieser armen Welt, um es mit den Reichtümern der Gnade zu sättigen. Als gliedlicher Bestandteil der heiligen Musik fügte sich harmonisch der Dienst am Altar ein, und ohne Unterbrechung trugen der obere und untere Chor auf den Wellen der Töne, die in dem heiligen Bau auf- und niederstiegen, die Opfer der Kirche zum Herrn empor, bis das Ganze in der Wandelung (es ist erschreckend, daß sie ein tausendjähriger Irrtum ist) seine Höhe erreichte. Der Priester am Altar erhebt seine Arme mit betendem Flehen — die Gemeinde kennt die aufeinander folgenden Zeichen —, und nun tritt eine Stille ein — nicht die des Todes sondern des Lebens. Alles ist niedergestreckt auf die Kniee — da erschallt im Vollklang aller Töne und Chöre mit Orgel und Posaunen ein Halleluja und Hosiannah, bei welchem sich die ganze Gemeinde wieder erhebt. Der Wechsel dieses großartigen Heiligtums bannte mich, bis unter dem lateinischen Gesang der Chorherren die Tausende sich zerstreuten und auch wir den Dom verließen.

Neben uns im Chor stand ein ganz junger Priester in schwarzem Kleid; er war ersichtlich ein Fremder wie wir. Wir fragten ihn etwas über die Bedeutung des augenblicklich Vorkommenden; er sah uns an und verstand uns nicht: er war Franzose. Wer weiß, ob nicht ebenso ein Spanier oder Italiener zugegen war; ihnen allen ist bei diesem Gottesdienst die Heimat gleich nahe, denn der Gottesdienst ist aller Orten und unter allen Nationen der eine und gleiche. Liegt darin ein Zeugnis der Wahrheit? Der Blick auf „das Volk“, wie sie es nennen, überzeugt ebenso, daß das Ganze für den Haufen der Versammelten ein „Zungenreden“ ist, wie es der Apostel 1. Kor. 14 nennt. Warum ist die Deutung und das „Weissagen“ daneben nicht möglich? Oder ist es notwendig, daß mit dem Irrtümlichen an der Messe diese ganze Art des Gottesdienstes falle und zergehe? So gewiß wir den Irrtum zu verwerfen und zu bekämpfen haben, so gewiß glaube ich, daß in all diesem für die irdische Kirche Baustücke der Wahrheit liegen, die bei einer Reformation der römisch-katholischen Kirche, an die ich glaube, erhalten bleiben und dann auch uns zu gute kommen müssen. Ich höre den Schall des Widerspruchs gegen solche Behauptung, will mich aber heute nicht zanken, sondern mich auch dieser Gabe Gottes freuen, je schmerzlicher es mir beim Blick auf die Unfähigkeit unserer Kirche ist, daß wir keine lebensvollere Gestaltung ihrer Gottesdienste gewinnen können. Je mehr wir aber an dem in Gottes Wort begründeten Glauben an die alleinige Wahrheit des geschriebenen Gotteswortes im Gegensatz zur römischen Kirche — die

nicht die „katholische" ist — festhalten, einen desto größeren Anspruch haben wir auf die Gerechtigkeit unserer kirchlichen Gegner.

Wir verließen die Kirche, um zum Regierungspräsidenten von Möller zu gehen, sahen uns aber bald in unserer Wanderung aufgehalten. Ganze Straßen, in die wir traten, waren mit mächtigen Fahnen geschmückt, wir hörten Gesänge — und bald eröffnete sich ein unabsehbarer Zug von festlich geschmückten Leuten. Die ganze Straße war mit grünem, duftendem Laube bedeckt; vor den Häusern waren lange Reihen blühender Oleander aufgestellt, Lichter zwischen denselben; viele Fenster waren weit geöffnet, in den Zimmern standen Kruzifixe zwischen blühenden Bäumen und Guirlanden. Das Menschengedränge wurde immer dichter — da stand plötzlich zwischen zwei prächtigen Standarten ein hoher silberner Kruzifixus vor uns — Hunderte von armen Kindern dahinter, dazwischen die Lehrer; hinter diesen wieder andere Kinder aus den Bürgerschulen, erst Knaben dann Mädchen — immer neue Fahnen, immer neue Musikchöre, Hunderte von Frauen, armen und reichen in schönem Schmuck. Hie und da betet eine Frau vor „um Erbarmen und Gnade bei Gott, um des blutigen Leidens und Todes des Herrn Jesu, Seines geliebten Sohnes willen", und der ganze Chor fällt ein. Den Schluß des Zuges bildet eine Reihe reichgekleideter Priester und hinter diesen unter einem Baldachin der Kaplan der Kirche mit einer kostbaren Monstranz, vor der sich alles beugt. Kundige errieten, daß es ein Kirmeßfest war, das eine der kölnischen Gemeinden feierte. Ich habe mir für unsere Gemeinde keine Monstranz gewünscht, aber wo sind unsere kirchlichen Volksfeste? und könnte nicht auch bei uns jede Kirche ihr Kirchweihfest feiern?

Der vorerwähnte Dezernent in Gefängnissachen hier nahm uns als ziemlich lästige Visite auf; weshalb, wurde uns am Nachmittage klar, als wir von dem wackern Direktor erfuhren, daß der Herr Departementschef die hiesigen Gefängnisse seit neun Jahren nicht betreten habe. Das ist die Aufsicht, die der papierne Staat über seine Anstalten ausübt!

Köln, den 19. Juli 1852.

Dir und Euch allen sollen noch einige Augenblicke gehören. Nachher geht der Weg wieder ins Gefängnis, das uns wohl auch morgen noch beschäftigen wird. In Köln werden in einem neuen Gebäude nach dem sogenannten „strahlenförmigen Plan", ferner in einem zwanzig Minuten davon entlegenen alten Hause und überdies in zwei Türmen tausend Gefangene aller Art, Männer und Weiber, Kriminalverbrecher, sogenannte Korrektions- und Untersuchungsgefangene auf-

bewahrt, alle aus dem Bezirk Köln. Es war hier nicht schwer, an allen Enden die großen Gebrechen in Verteilung der Gefangenen bei Tage und bei Nacht wahrzunehmen, Zustände, deren Besserung dem Direktor so unmöglich bleiben müssen, als sie notwendig aus der ihm von der Regierung übergebenen lokalen Einrichtung hervorgehen. Es ist der vollständig rohe Unverstand des von allem Leben und Lieben gleich weit entfernten Bureaukratismus, der par ordre de mufti in Berlin ohne alle Rücksicht auf Gutes und Böses dekretiert und darum auch mit dem auf alle diese Einrichtungen zurückwirkenden Fluch belastet ist. Und nun wundert man sich noch über die Mehrung der Verbrecherzahl wie hier im Kölner Bezirk, wo man bisher und je länger um so systematischer jeden eingesperrten Verbrecher zum Schöpfer neuer Verbrechen erzogen hat. Wenn nun dazu noch der Betrug und die Verwilderung der Beamten kommt wie hier, wo 1849 der bisherige Direktor von B. nach achtzehnjähriger Verwaltung in seiner allmächtigen fast unkontrollierbaren Direktorialhöhe plötzlich als erster Verbrecher ertappt wurde! Er hatte nach und nach im stillen angeblich 70 000 Thaler, in Wirklichkeit aber wohl mehr als 100 000 Thaler veruntreut. Als man ihn aber fassen wollte, ist er auf einem Dampfschiff nach Amerika entschlüpft. Der neueintretende Direktor mußte 27 Aufseher und Beamte als nichtsnutzige, betrügerische Menschen auf einmal entfernen! Er macht den Eindruck eines ernsten, geschickten, aufrichtigen Mannes. Vornehmlich aber hat mir der katholische Anstaltsgeistliche gefallen, ein tüchtiger Mann, entschieden christlichen Sinnes, der in voller Liebe seinem Beruf lebt, aber auch unter der Unmöglichkeit, seinem Seelsorgerberuf leben zu können, seufzt. Das Weiberhaus ist fast ganz ohne Seelsorge, wird aber mit dem nächsten Januar einen Seelsorger erhalten; jetzt teilen sich zwei Kölner Geistliche, die freilich wenig genug ausrichten, in die Aufgabe.

Namentlich klagte der katholische Anstaltsgeistliche über die Unmöglichkeit, für die Entlassenen zu sorgen, und erzählte ergreifende Beispiele des Elends, in das diese armen Unglücklichen geraten sind. Meine Meinung, daß sich in der katholischen Kirche durch die Vincenz- und ähnlichen Vereine etwas werde erreichen lassen, erwies sich als irrig. Die Vincenzvereine bestehen meistens aus jungen „Dämchen“, die sich vor solcher Aufgabe fürchten, wie der katholische Priester sich äußerte. Wir haben bei letzterem gestern wohl zwei Stunden zugebracht, die ich benutzt habe, sonst noch allerlei Nachrichten aus der römischen Kirche zu erhalten, namentlich auch in Beziehung auf das freie Vereinswesen und die neueren Klöster und deren Verband mit der Kirche. Der Verband wird immer nur durch die Bischöfe, nicht aber durch die einzelnen

Pfarrer der Gemeinde vermittelt, ganz wie ich mir immer gedacht, daß es in der evangelischen Kirche auch sein müßte, was aber einmal wegen der Schlaffheit derjenigen Behörden, die das Bistum bei uns vertreten, sodann wegen der Eifersucht der einzelnen Pastoren, die sich einbilden, die Bischöfe zu sein, unausführbar erscheint. Ich werde heute noch einige neuere Klöster, die sich namentlich der Erziehung von armen Mädchen widmen, sehen.

Köln, den 20. Juli 1852.

Ihr lieben, teuren Hausgenossen!

Es ist heute schon der zwölfte Tag, daß ich von Euch gereist bin; aber jeden der Tage war ich bei Euch allen und mit Euch allen in meinem Gebet zum Herrn, daß Er bei Euch und bei mir sein wolle, uns zu schirmen und zu segnen an Leib und Seele. Mich drängen meine Arbeiten fast hart, aber ich habe mir diese Viertelstunde für Euch alle gesucht und hoffe, Euch mit diesem Wort am Donnerstag im Betsaal zu finden. Vor meinen Augen rauscht der herrliche Rhein dahin, belebt von Schiffen und Geschäften aller Art, fröhliche Musik tönt herüber, und das Gewimmel will kein Ende nehmen. Mich stört aber das alles; außer wenigen andern Menschen habe ich hier seit Sonntag nach und nach über 1000 Gefangene, Männer und Weiber gesehen. Morgen gehe ich nach dem alten Benediktinerkloster Brauweiler, wo ebenfalls über 1000 unglückliche Menschen aufbewahrt werden, und besuche übermorgen Aachen, die alte Kaiserstadt, daselbst ein gleiches Elend zu sehen. Wenn ich Euch hinzufüge, daß mich in derselben Weise in Düsseldorf 500, in Werden 950, in Elberfeld über 100 Verurteilte oder vor Gericht Gestellte beschäftigt haben, so begreift Ihr wohl, wie schwer einem dabei ums Herz werden muß, immer wieder zu sehen, wie die Sünde der Leute Verderben ist und wie so wenige das glauben. — Erzählen könnte ich Euch freilich noch vieles andere, namentlich aus Köln. Wer kann, der reise einmal hierher, den schönen Dom zu sehen und das tausendfach bunte Leben, das hier durch die Straßen strömt wie der Rhein in seinen Ufern. Freilich ist hier alles katholisch, und das macht für uns manches sonderbar. Aber Gott wird auch das noch einmal bessern. Heute habe ich hier auch die evangelische Kirche aufgesucht. Als Napoleon noch Gewalt hatte und was verschenken konnte, da schenkte er die Kirche an die Evangelischen in Köln und dazu viele Häuser ringsum. Darin wohnen nun ihre beiden Prediger, liebe Männer; in anderen Häusern sind die evangelischen Schulen untergebracht; wohl an 600 Kinder sah ich dort um zwölf Uhr spielen. Daneben liegt ein evangelisches Waisenhaus, das ein reicher

Herr gestiftet hat, in welchem die Mädchen stricken und sehr schön nähen, die Knaben aber unter andern Beschäftigungen an mehreren Hobelbänken Spielzeug verfertigen, das zu Weihnachten verkauft wird.

Die Katholischen haben hier einige neue Klöster gegründet, die ich gesehen habe, eines ist vom „Orden des armen Kindes Jesu". Die freundliche Oberin trug eine knappe weiße Mütze und darüber eine große rabenschwarze Kappe. Ferner trug sie ein langes schwarzes Kleid, das mit einer Art Strick, der aber hübsch zierlich ist, zusammengehalten wird. Vom Hals herab hing an einer kleinen Kette ein Medaillon mit einem Christuskopf. Sechs solcher Nonnen haben hier etwa vierzig arme Mädchen gesammelt, die sie erziehen; außerdem unterrichten sie Armenschülerinnen. Die freundlichen Leute wären einem noch lieber ohne diese sonderbare Montur. Noch sonderbarer sehen die Lazaristinnen aus, die hier seit drei Wochen ein anderes Kloster leiten, in welchem sie gleichfalls arme Mädchen erziehen und solche Dienstboten aufnehmen, welche gerade keinen Dienst haben. Die Lazaristinnen besuchen auch arme Kranke in den Gemeinden. Ihr weißes steifes Kopftuch ist ungeheuer groß, wohl so groß wie ein Tischtuch! Solcher Nonnen giebt es jetzt über 11 000. Sie alle haben in Paris ihr Mutterhaus, von wo aus sie in alle Welt ausgehen.

In Elberfeld habe ich noch etwas sehr Spaßhaftes gesehen. Wir kamen am großen Rathause vorbei, vor dem zwei riesenmäßige Löwen liegen. Grade in dem Augenblick standen wohl 3—400 meist kleine, aber auch große Jungen vor dem Rathause und schrieen und tobten, als wollten sie das Rathaus stürmen. Sie disputierten mit einer Frau in der Rathausthür, als plötzlich ein Mann mit einem Schnurrbart in buntem Rock, wie ihn die von der Polizei hier tragen, heraustrat; der sah sich um, als wolle er es mit allen den Jungen aufnehmen, und als die nun gegen ihn anschrieen, was sie konnten, griff er nach einem großen Stock hinter der Thür und fuhr wie ein brüllender Löwe die breite Treppe herunter zwischen den lärmenden Haufen. Da hättet Ihr sehen sollen, was die Elberfelder Jungens laufen können, besser als Ihr; es war, wie wenn man mit der Faust in einen Berg gelber Erbsen schlägt, so rollten sie alle Kopf über Kopf unter davon. Als sie aber bis an die Ecke der Straße gelangt waren, da standen sie alle wieder still und guckten zurück nach dem wütend scheltenden Polizisten. Endlich kriegten wir's heraus, was da eigentlich los war: einer der Jungen hatte den andern weiß gemacht: heute, wo es so heiß sei, solle jeder Junge einen neuen Strohhut im Rathause geschenkt erhalten. Leider aber verstand der mit dem roten

Rock keinen Spaß. Das Lachen hat man umsonst, und darum hab' ich tüchtig mitgelacht und habe mir vorgenommen, Euch die Geschichte zu erzählen.

Ich hätte Euch übrigens noch viel andres zu erzählen. Ein andermal das! Wie freue ich mich, wenn ich erst wieder zu Hause bin! Mein Herz ist bei Euch, und mit meinem Gebete wohne ich unter Euch. Jeden Morgen und Abend nenne ich Euch, groß und klein, vor dem Ohr des Herrn, daß Er Euch behüte vor Sünde und Not. O, wie wollte ich mich bei meiner Rückkehr freuen, wenn ich hörte, daß alle auf Gottes Wegen geblieben. Von manchen weiß ich schon durch Herrn Rhiem und durch Herrn Oldenberg, daß sie abgewichen sind. Aber ich bitte Euch, die es angeht, Ihr wollet Euch besinnen, wie ich Euch, die Ihr uns Freude macht, bitte: seid demütig, daß Ihr ferner Gnade habt. Und nun seien alle innigst gegrüßt, alle lieben Oberhelfer, alle Brüder, Schwestern, Knaben und Mädchen in allen Häusern, auch alle, die sonst unter uns wohnen und arbeiten ohne Ausnahme. Der Herr wolle mit allen sein und uns tragen mit Seiner allmächtigen Gnadenhand. Gedenket auch meiner und meines Wortes der Ermahnung und Bitte in Liebe und Treue!

Euer Hausvater

Wichern.

Aachen, den 22. Juli 1852.

Brauweiler, auf dem Wege von Köln nach Aachen liegend, ist ein altes Benediktinerkloster. Das Merkwürdigste ist die alte Kirche aus dem Jahre 1024, wenigstens ist in diesem Jahre der Grundstein gelegt worden. Der übrige Teil des Klosters ist im vorigen Jahrhundert neu erbaut, hat als Bauwerk keinen Wert, ist aber außerordentlich groß; drei mächtige Höfe werden von palastartigen Flügeln umschlossen. Als in Frankreich die Revolution ausbrach, suchte sie auch diese Gegend heim, sodaß die Benediktiner um 1796 fliehen und alles im Stiche lassen mußten. Ungeheure Schätze sollen hier aufgehäuft gewesen sein. Der prächtige Neubau war grade fertig, als jene Flucht geschah. Der Abt hat über das Portal schreiben lassen, was noch da zu lesen stehet: non sibi sed aliis, d. h. das Haus sei nicht für sie, die Benediktiner, sondern für andere gebaut, als hätte er Prophet sein sollen; denn in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts, nachdem die Räume so lange leer gestanden, ward das Kloster für den jetzigen Zweck bestimmt. Es ist Provinzial-Landarmen- und Arbeitshaus; — alle Bettler der ganzen Provinz mit Ausnahme derer im Regierungsbezirk Trier werden hier gesammelt. Wir sahen gestern hier über tausend Bettler und Vagabunden mit

Einschluß mehrerer hundert dahin gehöriger Kinder, Knaben und Mädchen, die gebessert werden sollen. Der Direktor, welcher mit einem verhältnismäßig geringen Personal an Ober= und Unterbeamten dies Reich der Gottlosigkeit verwaltet, ist gewiß einer der beklagenswertesten Männer. Ich bin überzeugt, daß die ganze Arbeit so gut wie gar nichts nutzt. An Besserung, vollends Umwandlung, ist unmöglich zu denken, wohl aber an gegenseitige zuletzt unüberwindliche Verpestung. Ich habe unter den tausend Menschen kaum ein Angesicht gesehen, das noch eine Spur von Gottes Ebenbild an sich trug, und wo ein solches zum Vorschein kam und ich mich erkundigte, da war das Angesicht nur das Feigenblatt schamlosester Frechheit und Sünde, ärger als bei den andern. Es bleibt das größte Geheimnis, was aus diesem jährlich zunehmenden Geschlecht werden soll. Die Bewohner der eigentlichen Strafanstalten sind dagegen größtenteils Noblessen. Jener Geistliche hatte recht, wenn er die hundert Verbrecher, die aus einem Zuchthaus in diese Anstalt versetzt worden sind, noch als einen heilsamen „Sauerteig" pries, der der Anstalt zu teil geworden! Und nun vollends die fast dreihundert Kinder! Diesen Angesichtern gegenüber mußte ich fast verzweifeln, daß es möglich sei, ihnen noch zu helfen. Ihr Weg ist vorgezeichnet; sie enden in den Zuchthäusern zu Werden und Köln!

Der evangelische Geistliche in Brauweiler ist ein schwacher, diesem Amt durchaus nicht gewachsener Mann, der katholische Geistliche dagegen frisch, wohlgemut und wohlgenährt. Er hat mich in seiner Gestalt an Luther erinnert, der einst so muß ausgesehen haben.

Doch auch ein liebliches Bild habe ich von dort mitgenommen. Als wir daselbst im Gasthof eingekehrt waren und am andern Morgen erwachten, zogen auf der Straße sieben hintereinandergehende Frauen mit Tüchern über den Kopf heran und knieten an einem Kruzifix nieder. Wir erfuhren, es sei eine Bittfahrt für einen schwer kranken Nachbar. In jener Gegend besteht nämlich der Brauch, daß, wenn einer schwer erkrankt ist, sich sieben Nachbarinnen, unbescholtene Mädchen, zur Fürbitte für den Kranken vereinigen und, wie eben beschrieben, an die sieben Leidensstationen der Kreuzigung Christi gehen, die sich bei der Kirche finden und unmittelbar vor der Kirche enden. Sie thun an diesen sieben Stellen je sieben Fußfälle vor dem Herrn für den kranken Nachbar; zuletzt aber gehen sie in das Haus des Kranken und treten auch hier für denselben fürbittend vor den Herrn. Wieviel Leben in dieser Sitte, weiß ich nicht, aber wie erquickend ist es doch, dergleichen aus dem Glauben geborene Sitten noch zu finden. Ebenso ist es mit dem Abendgebet und dem Hausgottesdienst in dieser Gegend. Abends um sieben Uhr schlägt der Küster an die Glocke der Kirche und

in allen Häusern einigen sich dann die Hausväter mit den Ihrigen zum Abendgebet. Wenn es meistens auch nur bei dem Rosenkranzbeten bleibt, welch einen Schatz hat doch in diesen Dingen das christliche Volk! Ich weiß, Reste von alledem sind auch heute noch unter den Evangelischen im Posenschen und im Sächsischen zu finden, aber sie werden immer seltener — und im Sächsischen, so sagte mir Direktor Brandt, sei dergleichen immer nur noch bei den ältesten Leuten zu finden. Ich erhoffe doch noch eine Wiederkehr dieser Sitten aus der Zeit der Väter, aber eine Wiederkehr aus der Macht des Glaubens!

Aachen, den 24. Juli 1852.

Die Abscheulichkeiten in der Lage der hiesigen Gefangenen sind abschreckend und wegtreibend! Man sollte es doch nicht für möglich halten, daß im preußischen Staat Gefängnisse existieren, in denen um nur eines zu nennen, in einem Raum von neun und fünfzehn Fuß Umfang — sechs Räume derart liegen nebeneinander — je acht Menschen schlafen müssen und zwar in dunkeln Löchern — und das für Untersuchungsgefangene, die vielleicht unschuldig sind! Auch hier wie in Köln war der vorige Gefängnisdirektor ein schändlicher Betrüger, der, als er merkte, daß man nach vielen, vielen Jahren (denn Aufsicht existierte so gut wie gar nicht) auf seine Betrügereien kam, wie jener in Köln davonlief, ohne daß man die Sache weiter untersuchte. Jetzt versucht der brave Direktor Falkenberg, eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen. Es kann ihm aber unter diesen Umständen nur weniges gelingen. Auch hier wie in Köln fand ich große Tafeln an den Wänden der Gefangenenstuben, die mit Bibelsprüchen beschrieben waren, — bekanntlich eine alte Sitte der Trappisten-Mönche, die sich ja selbst ein ewig Schweigen auferlegt haben; — freilich sehr umgekehrt hier, wo den Gefangenen das Schweigen anbefohlen ist, ein Gebot, das sie natürlich nicht halten. Das Bedeutungsvollste in diesen Räumen der Sünde und des Lasters ist mir gewesen, daß die weiblichen Gefangenen ganz unter der Aufsicht von Klosterfrauen, Franziskanerinnen stehen. Die erste derselben sah ich, als wir in den Speisesaal der Frauen eintraten. Während alle ihr Thränenbrot aßen, las von einem Lesestuhl herab die schlichte Nonne mit ihrem freundlichen Angesicht und mit klangreicher Stimme, allen Ansprüchen einer guten Vorleserin genügend, die Geschichte der Maria Magdalena vor — es war gerade Magdalenentag. Als die Gefangenen mit dem Essen fertig waren und mehr Ruhe einkehrte, waren alle aufmerksamen Ohres mit Ausnahme einiger jungen Dirnen, deren Wesen man wohl erkennen konnte. Ob es immer so ist, dafür wage ich freilich nicht einzustehen.

Doch noch ein Blick in die Männerabteilung! In einer Isolierzelle begegnen wir einem sechsundzwanzigjährigen Bergmann, der vor acht Tagen des Mordes an einem fünfundvierzigjährigen Frauenzimmer bezichtigt wurde, noch aber hartnäckig leugnet. Er legte gerade die noch blutbefleckten Kleider in Gegenwart zweier Soldaten, die mit scharf geladenen Flinten bewaffnet waren, an, um vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden. — In einem andern Raum treten wir einem zweiten Mörder mit wildem fliehenden Blick und Wesen entgegen; er ist bereits zum Tode verurteilt und erwartet sein Ende. — Unter den Schuldgefangenen spaziert in stolzer Haltung ein französischer Graf, der hier in der Spielbank alles durchgebracht hat und nicht wieder wegkommen kann, weil sein Vater ihn im Schuldturm für am besten aufbewahrt hält. — Ich denke, liebe Amanda, es ist Dir recht, wenn wir die Thür des Gefängnisses jetzt hinter uns schließen lassen. Der Direktor führte uns in seine daran stoßende Wohnung, die nach einer andern Straße sieht; da ist Trommel- und Pfeifenklang, Bajazzos schreien und scherzen mit allen Narrenspossen, andere locken mit Trompeten und mündlicher Beredsamkeit die Scharen der Schaulustigen ein, in die Bretterbude zum Ansehen einer Volkskomödie einzutreten; es ist nämlich Jahrmarkt, der alle Zügel löst und die Menge toll jubeln läßt. Inzwischen trat der katholische Gefängnisgeistliche ein (unter den Hunderten von Gefangenen sind deren nur sechs bis acht evangelische); er will uns am nächsten Tage, um was wir ihn ersucht, mit mehreren hiesigen Klöstern, in welchen von Klosterfrauen praktische Zwecke verfolgt werden, bekannt machen. In Köln schon hatten wir „Schwestern vom armen Kinde Jesu“ gesehen, welche hier ihr Stamm- und Mutterhaus haben, das wir gestern unter Leitung der Schwester Klara, der „Mutter aller Schwestern“, besucht haben. Die Vorstellung, welche man sich von solchen Klöstern macht, ist eine vollkommen irrige. Gebe Gott, daß wir in evangelischer Freiheit dergleichen Korporationen haben könnten! Wir klopfen an die Thür eines einfachen Hauses, das bis vor wenigen Jahren ein Fabrikgebäude gewesen. Eine Aspirantin, d. h. ein junges Frauenzimmer ohne alle Unterscheidung in ihrer Kleidung, die sich die Arbeit des Klosters vorläufig ansieht und nach einigen Monaten, wenn es ihr nicht gefällt, vielleicht wieder ausscheidet, öffnet die Thür; — der Blick fällt auf einen malerischen Kreuzgang, in den das Grün eines Gartens hereinlugt. Auf einem langen, stillen Korridor führt uns die Unbekannte in ein einfaches Zimmerchen, und wir müssen ziemlich lange warten, bis die Thür sich wieder aufthut. Da tritt eine schöne Klosterfrau edelsten Angesichtes, wohl etwa vierzig Jahre alt, herein, in ihrer

Haltung freundlich, aber gegen uns, die Fremden, noch etwas zurückhaltend, bis der Kaplan uns vorstellt. Wir stehen vor Schwester Klara, einer der Stifterinnen des erst seit vier Jahren bestehenden Ordens. Schon vor zwölf Jahren lebten hier am Ort mehrere gottesfürchtige Jungfrauen aus den höheren Ständen. Diese besuchten in christlicher Barmherzigkeit die armen Leute, um sie zu trösten und zu speisen, auch unterrichteten sie arme Kinder umsonst; außerdem kamen sie zum Gebet zusammen, lebten aber im übrigen wie alle anderen. In ihren Herzen reifte bald der Entschluß, ihr ganzes Leben in diesem Dienste zuzubringen und unter dem Schutze und Segen der Kirche sich ganz solchem Werke zu weihen. Nachdem der Verein schon etwa sieben Jahre bestanden und die eine der Jungfrauen durch den Tod ihres Vaters in den Besitz eines Vermögens gekommen war, erbat sie sich vom Bischof die Bestätigung der Ordensregel der „Schwestern vom armen Kinde Jesu" und erhielt sie. Sie schenkte dem neuen Orden achtzigtausend Thaler zum Ankauf dieses alten Klosters. Vor wenigen Wochen ist die Tochter eines Kaufmanns aus Köln eingetreten, die für denselben Zweck sechzigtausend Thaler mitgebracht hat. Zum Eintritt bedarf es übrigens keines Geldes sondern nur des Kapitals christlicher Gesinnung. Gegenwärtig zählt dies Mutterhaus in Aachen vierzig Schwestern, während dreißig außerhalb desselben in sechs verschiedenen Anstalten (Klöstern) und zwar in Düsseldorf, Köln, Bonn, Trier u. s. w. stationiert sind. Es wächst der Umfang ihrer Wirksamkeit immer mehr. Die Oberin ist mit den entsandten Schwestern teils durch brieflichen teils durch persönlichen Verkehr verbunden, zu welchem Zwecke sie viel reist. Nach allem, was man hört, ist die Sache ähnlich wie bei uns, nur daß bei uns die Kirche uns verläßt, stiefmütterlich behandelt oder gar bekämpft. Dies Übel würde auch in der katholischen Kirche hervortreten, wie mir alle Geistlichen, die ich gesprochen, versichert haben, wenn die Anerkennung der Arbeit jedesmal von den Ortsgeistlichen ausgehen sollte und nicht vielmehr von den Bischöfen ausginge, wodurch die Freiheit und Selbstständigkeit dieses ganzen Werkes begründet wird, was wieder vollständig mit meinen bis dahin immer vertretenen Ansichten und Überzeugungen in Beziehung auf das, was uns in der evangelischen Kirche not thut, übereinstimmt. Was aber helfen uns unsere Überzeugungen?! Wo ist bei uns ein Kirchenregiment?! Es würde Dir viele Freude gemacht haben, unter der Leitung der Schwester Klara die ganze Anstalt, die etwas über achtzig Kinder zählt, zu durchwandern. Es sind arme, verwahrloste Mädchen, die in allerlei Weise beschäftigt werden, sowohl mit dem Stricken grober Wolle wie mit dem Sticken der schönsten Kirchengewänder in Sammet, Gold und Seide. Außer diesen achtzig

Kindern unterrichten und erziehen die Schwestern täglich mehrere hundert Kinder der Stadt, für die sie eine eigne Schule im Kloster eröffnet haben. Ferner besorgen sie mehrere Armenschulen der Stadt, für die man sie engagiert hat. In betreff der entlassenen Mädchen ist hervorzuheben, daß die Anstalt den Lohn der Mädchen selbst einzieht, um das Geld für sie zu verwalten. Ich traue übrigens dem günstigen Bericht über diesen Punkt nicht ganz. Der Wunsch, nichts Ungünstiges, wenigstens nicht zu viel desselben laut werden zu lassen, schien nicht zu fehlen; es ist damit gerade wie in so vielen protestantischen Häusern.

Fast noch besser gefiel mir, was wir gestern morgen in dem großen Waisen- und Armenhause der Stadt Aachen sahen, das mit seinen vierhundert Personen, (wozu fünfundsiebzig Knaben und sechzig Mädchen gehören, von zwölf Schwestern des „St. Charles de Nancy" (die s. Zt. Brentano so glänzend in seinem trefflich geschriebenen Buch desselben Titels geschildert hat) geleitet wird. Der Hauskaplan erschien zuerst etwas übermütig römisch. Als mein Begleiter nach Art mancher protestantischer Glaubensgenossen infolge vollständiger Unwissenheit über das, was in dieser Beziehung die eigne evangelische Kirche besitzt (der gute Viol weiß bis heute Kaiserswerth und Düsselthal nicht zu unterscheiden) sich bewundernd über die römische Kirche und ihre Anstalten und bedauernd, ja sogar tadelnd und geringschätzig über unsere evang. Kirche, u. a. über Bethanien in Berlin, das er nie gesehen, geäußert, da schoß der päpstliche Ritter auf und wagte das Wort: „In Bethanien wird es nicht eher besser werden, als bis man dort den Rosenkranz betet." Dafür aber hat er seinen Lohn bekommen, und ich habe ihm nichts geschenkt. Als er sich dann auf den berühmten Schönlein berief, mußte er sich nicht nur die Gratulation zu solcher Kirchenautorität sondern auch die dicta echt katholischer Männer, namentlich die des Medizinalrats Schmidt und dann (was ihn besonders peinlich berührte) die des Erzbischofs und Kardinals von Diepenbrock vorhalten lassen. Der römische Pfaff, der keine Ahnung von der Herrlichkeit hat, die der Herr auch über uns hat aufgehen lassen, mußte das Schwert eines freien evangelischen Mannes fühlen. Von da an waren wir gute Freunde und blieben es auch bis zum Glas Wein, das sich hier zur Mittagsstunde keiner versagt. Die Anstalt war in mancher Beziehung musterhaft. Ich wünschte, ich hätte Dich durch all die Räume mitführen können; Du würdest auch keinen Verdruß gehabt haben an dem Schein der Reinlichkeit an Betten und in Stuben, den wir beide zusammen oft in protestantischen Anstalten gesehen! So wie Du es neuerdings im Rauhen Hause mit den Betten angeordnet hast, so war es auch hier.

Eine vortreffliche Einrichtung habe ich dort hinsichtlich der entlassenen Knaben gefunden. Sie treten mit dreizehn und vierzehn Jahren bei Meistern in die Lehre, aber wohnen, essen, trinken und schlafen wochentags und sonntags ganz in der Anstalt, nicht beim Meister, verlassen auch die Anstalt erst, wenn sie Gesellen werden. Dagegen zahlen die Meister etwas für die Arbeit der Burschen. Wenn das auch bei uns möglich wäre! Hier wird es namentlich dadurch ausführbar, daß die Anstalt mitten in der Stadt liegt. Die Mädchen behält man dort möglichst bis zum achtzehnten Jahr, erlebt aber wenig Freude an ihnen, namentlich je älter sie werden.

Köln, Rheinischer Bahnhof, den 24. Juli 1852.

Auf den Rhein freue ich mich sehr, nicht zuerst um des Rheines willen, sondern weil ich hoffen darf, hier einmal wieder mit Menschen zusammenzutreffen, die durch ihren Geist und ihr Leben meinem armen Geist etwas von dem frischen Wasser zeigen und geben können, das Erquickung bringt. — In Aachen fehlte mir das unter dem vielen anderen, das mich freilich interessierte und beschäftigte, sehr. Ein abgearbeiteter Beamter ist wie ein mageres Holz, das nur dumpfe Töne giebt und das man nicht viel biegen darf, wenn es nicht brechen und für das, wozu es noch nütze ist, unbrauchbar werden soll. Die Katholischen wie jener in meinem letzten Brief erwähnte Kaplan und die Nonnen sind schon sehens- und hörenswert, aber bei Licht besehen, sind sie gegen uns Evangelische — vorläufig wenigstens — entweder zugeknöpft (der lange Rock der Priester ist insofern ganz charakteristisch für sie) oder wie die Nonnen unpersönlich, unter eine Regel gebracht, die in ihnen das Beste verschließt, wozu es für uns schwerlich eine Brücke giebt. Sonst habe ich schon geschrieben, was ich von ihren Arbeiten halte, und könnte noch vieles andere zur Bestätigung hinzufügen. Die Franziskaner haben unter den schon früher erwähnten Beschränkungen nicht minder meinen Beifall. Ihrer arbeiten in Aachen bis jetzt achtundzwanzig, davon vier im Gefängnis, dann immer je zwei in den acht einzelnen Stadtkirchspielen unter Leitung des betreffenden katholischen Priesters, ohne daß darum ihre Verbindung mit dem Kloster gelockert würde; die übrigen acht wohnen im Kloster selbst, besuchen Arme und Kranke, wie sie selbst auch arm sind, obgleich sie sehr anständig aussehen. Vornehmlich nehmen sie sich der jungen Dienstboten an, welche gerade ohne Dienstherrschaft sind, um sie in dieser Zeit der Verlassenheit in ihrem Kloster zu schützen. Auch dieser Orden ist wie der der Schwestern „Vom armen Kinde Jesu“ entstanden, von welchem ich im vorhergehenden Briefe gesprochen. — Als ich gestern

mit Viol beim Strafanstaltsdirektor den Kaffee trank, kamen zwei Franziskanerinnen des Kirchspiels, um zu „betteln“. Die eine war die Tochter eines der angesehensten Kaufmannshäuser Aachens, die schließlich mit Zustimmung der Eltern in den Orden eingetreten ist, in welchen jede Schwester höchstens fünfundzwanzig Thaler mitbringen darf, nicht mehr. Das Betteln der liebenswürdigen Frauen ist übrigens nichts anderes als ein sehr fruchtbares Kollektieren, das jeden nötigt, mindestens einen Thaler oder ein Goldstück zu geben. Die Armen aber geben ebenso gerne ihre Pfennige. Die Schwestern sammelten für die Suppenanstalt „ihrer Armen“ im Kirchspiel und suchen zugleich Hausfrauen auf, die ihnen wöchentlich ein- oder mehreremal Armen- oder Krankenspeise aus ihrer Küche geben; bei der Frau Direktor eroberten sie auf diese Weise sogleich zwei Mahlzeiten für jede Woche.

Fortsetzung. Bonn, den 26. Juli 1852.

Das Kloster „Vom guten Hirten“ habe ich leider nicht gesehen, weil es zu spät wurde; ich hätte es gern mit dem in München verglichen, das mir 1849 mit besonders dazu vom Bischof eingeholter Erlaubnis gezeigt wurde; es ist auch recht, daß man diese Klöster verschließt. Sie sind bekanntlich nur für reuige Magdalenen. Auch alle diese Klöster hängen untereinander zusammen; ihr Mutterhaus ist in Angers, über das ich schon in meiner „Denkschrift“ einiges gesagt habe, was aber die evangelische Kirche nicht beachtet hat. Von Angers sind bereits über dreißig Anstalten der Art ausgegangen. Die unglücklichsten unter allen Weibern finden hier eine menschliche Rettung wie nirgendwo sonst. Die Anstalten nehmen nur solche auf, die freiwillig kommen; die Jüngeren werden nach gehöriger Zeit wieder entlassen, aber gewöhnlich so, daß eine Magdalene aus Aachen z. B. in Belgien, eine französische dagegen in Aachen oder sonst wo untergebracht wird, wo sich ein Kloster „Vom guten Hirten“ findet. Die alten Sünderinnen, die, freiwillig gekommen, bleiben wollen, vereinigt man in dem Orden der Magdalitinnen und macht sie so zu Ordensfrauen, die unter der Pflege der sogenannten Chor- und Laienschwestern eine kirchliche Selbständigkeit und Ehre haben, aber durch die Kirche für immer gehalten werden. In Angers allein sollen jetzt über dreihundert Magdalitinnen sein, die den großen Acker und Feldgarten des Klosters bebauen und ihrem Herrn, der sie zu Gnaden angenommen, in Buße und Arbeit dienen. In Aachen standen fünfzig Magdalenen unter sechs bis sieben Schwestern. Alle diese Anstalten werden von freiwilligen Gaben erhalten; in Aachen hatten sie gerade eine schöne Kirche neben dem Kloster fertig gebaut, die in den nächsten Wochen

eingeweiht werden soll. Ist das nicht einzig? Die Rettung der Magdalenen ist nur auf diesem Wege möglich. Unsere Kirche muß sich dem gegenüber für ohnmächtig erkennen. Mich beschäftigen diese Fragen, die mich schon so oft bestürmt, unabläßig aufs neue. Es ist ein entsetzlicher Verlust, daß die Reformation die Orden über Bord geworfen, statt sie im evangelischen Geist zu reformieren, was sie gekonnt hätte, wenn sie eine Ahnung gehabt hätte von dem Wert dessen, was so zertrümmert wurde. Die Orden sind nicht ein Institut der römischen Kirche sondern der wahren katholischen Kirche; soweit unsre evangelische Kirche dieser katholischen Kirche angehört, muß sie dieselben wieder aus sich erzeugen können. Es fehlt unter uns der Gehorsam, aber mehr noch als der Gehorsam: das Regiment der Kirche und der Mut in demselben; es fehlt die schöpferische Kraft und der schöpferische Beruf!

Aachen hat auch sonst des Kostbaren, an dem ich nichtgleich gültig vorbeigehen konnte, so viel. Der Spaziergang auf den Luisberg mit seiner prachtvollen Aussicht über Stadt und Land prägt unvergleichliche Bilder in die Seele und welche Erinnerungen der Geschichte! Zunächst dem hohen Luisberg auf einem abgezweigten Hügel die von Kaiser Ludwig dem Frommen erbaute Kirche, in der jetzt noch Gottesdienst gehalten wird; sie ist freilich eine Kindesarbeit gegen die Reste jenes herrlichen Bauwerks, das stolz ganz Aachen überragt, — ich meine das von Kaiser Karl dem Großen erbaute Münster, das jetzt ein sonderbar architektonisches Durcheinander ist, sich im Innern aber zu einem schönen Ganzen auflöst. Das große herrliche Oktogon, das Thor des ursprünglichen Münsters, ist majestätisch und eine merkwürdige Tempelhalle für die Gruft des großen Kaisers, die einfach mit Carolo Magno bezeichnet ist. Prachtvoll ist auch der Kaisersaal, auf welchem sechsunddreißig deutsche Kaiser ihre Krönungsfeierlichkeit begangen haben. Der 1748 zerstörte Saal wird gegenwärtig wiederhergestellt. Ein Kaiser kann darin tausend Gäste an seiner Tafel bewirten. Er umfaßt das ganze obere Rathaus, das aus dem kaiserlichen Palast Karls des Großen entstanden ist. Von den großen Fresken Räthels (sehr matt gehalten) sind erst drei fertig: der Sturz der Irmensäule durch Karl den Großen, die siegreiche Schlacht des Kaisers bei Cordova und sein stolzer Einzug in Pavia.

Gott habe die alten Kaiser selig und schenke der deutschen Nation bald einen neuen Kaiser! Ich stellte meine Jungen gern unter sein Banner. Aber wir dürfen nicht träumen, wenn wir im wachen Zustand sehen, wieviel Unkaiserliches uns umgiebt!!

— — Einen wunderbaren Kontrast mit Aachen gewährt doch in jeder Beziehung dieses schöne, frische Bonn am hellen Rhein. Als ich Sonnabend an mein Fenster trat und des Abends das Siebengebirge im Sonnenglanz vor mir lag, so still, so groß, so golden, und am Fuß der Rhein, ein smaragdner Strom, — da war das Ganze mir wie ein Becher goldenen Weins, den ich trank als aus Gottes Hand gegeben, auch Dir zum Willkommen; denn es war mir so heimisch hier, da wir uns daran voriges Jahr gemeinsam ergötzt. Dazu ist meine Hoffnung auf Menschen, von der ich zu Anfang sprach, hier so reichlich erfüllt, daß ich es nicht erzählen kann. Es ist eine Kette von Geistern geschlungen, der man sich nur schwer wieder entziehen kann. Gleich Sonnabend traf ich mit dem alten Brandis und seiner Frau in ihrer „Rheinlaube" zusammen, wohin mich Professor Bleek, den ich traf, führte. Brandis, Geheimer Rat und Professor, ist samt seiner Familie vor Jahren mit König Otto von Griechenland nach Griechenland gezogen und hat dort jahrelang gewohnt und gearbeitet. Er ist ein tief ernster, christlicher Philosoph, der mit voller Liebe unserer Arbeit zugethan und persönlich ein sehr thätiges und wirksames Mitglied im hiesigen Verein für innere Mission ist; seine Frau ist eine liebenswürdige, fein gebildete Dame in voller Wärme der Liebe Christi. Ich fand in ihnen längst Vertraute und konnte mich erst nach anderthalb Stunden wieder trennen. Der Sohn, Professor der Naturgeschichte, hatte mich schon seit mehreren Wochen erwartet. Er ist Vorsteher des hiesigen Gesellenvereins, für den er leibt und lebt; er hat soeben ein Referat über Gesellenvereine in Bremen übernommen. Ich werde ihn auf dem Hunsrück wieder treffen. Den Abend war ich mit Rehoff bei Dorner. Dorner hat als Konsistorialrat das Konsistorium in Koblenz veranlaßt, uns dort sogleich die Akten zu öffnen und zu einer Zusammenkunft mit uns zusammenzutreten. Am gestrigen Morgen holten mich Dorner und Rehoff zur Kirche ab; zu meiner nicht geringen Freude hielt Rothe als Universitätsprediger die Predigt über: „Himmel und Erde werden vergehen, aber Meine Worte werden nicht vergehen." — Hernach war ich zwei Stunden bei Clemens Perthes. Er ist unter den Jüngeren hier der Mann für mich.

Rheineck, den 27. Juli 1852.

Du siehst, ich bin hier auf den Bergen, wo man etwas von dem Gott erfährt, der auf den Höhen wohnt und in ihnen sich einen Sitz Seiner Herrlichkeit erwählt hat. Wir werden bis morgen bleiben, und es liegt genug zur Besprechung und zur Beschlußfassung vor. Aus Bonn bin ich heute mit dankbarem Herzen geschieden. Die Stadt

ist in ihrer evangelischen Gemeinde (sie ist sehr klein gegen die römische) mit Männern und Frauen voll Geist und Liebe reich gesegnet. Ich habe diesmal recht viel von Perthes gehabt, dem ich bis dahin zu wenig persönlich nahe gekommen war; in allgemein kirchlichen Dingen steht Perthes so frei und unbefangen wie in politischen. Man darf in beiden Beziehungen nicht allerorten was man weiß, fürchtet und hofft, so laut sagen, wie es hier von Mund zu Mund geht. Am Sonntag nachmittag war ich mit Perthes eine Stunde jenseits des Rheins, um eine Anstalt zu sehen, in der zwischen fünfzig und hundert garstige Dirnen auf Staatskosten aufbewahrt werden. Der Hin- und Herweg mit Perthes — wir waren allein — war hinreichend, um die Geister einander vertraulich nahezubringen. Ich weiß, auch Du hast den trefflichen Freund lieb, der in jenem Buche das Leben seines Vaters so meisterhaft beschrieben hat. Außerdem habe ich diesmal in den Häusern von Brandis und Dorner verkehrt sowie bei Bleek und E. M. Arndt, bei denen größere Kreise von Freunden geladen waren. Außer den schon Genannten nenne ich noch Professor Sell (Jurist) aus Gießen, Geheimrat Blume, mit dem ich früher schon öfter zusammengetroffen war, Professor Löbell, den Historiker, den geistig so fein gestalteten Rothe, die Prediger Wichelhaus und Plitt und jüngere Männer wie Kraft, Diestel und andre, die der Universität angehören. Auch Graham (Du kennst den derben Engländer) wurde manchmal in diesen Reihen sichtbar. Leider fehlte von Bethmann-Hollweg, der eigentlich die Seele dieses ganzen Freundeskreises ist.

Gestern abend um diese Zeit saß ich mit den meisten der vorgenannten Freunde bei Dorners um eine gastliche Tafel. Es mag wenig Orte geben wie Bonn, wo der Rhein und sein goldiger Wein so viele herzenseinige Männer im lebendigen Austausch der Geistesgaben vereinigt sieht. Erst nach Mitternacht schloß das lebendige Gespräch, in welchem Geist und Herz so reiche Nahrung gefunden. Am gestrigen Tage vereinigte sich überhaupt so mancherlei. Vor dem Abendessen war ich eine Stunde im dortigen Jünglingsverein unter wohl dreißig jungen Handwerksgesellen, deren Einladung, bei ihnen einzukehren, nicht abgeschlagen werden durfte. Professoren der Geschichte, der Naturwissenschaften, der Theologie zusammen mit tüchtigen Studenten erteilen den jungen Leuten wöchentlich anregenden Unterricht und sind die Freunde der jungen Handwerker; zwei Drittel aller evangelischen Gesellen hier gehören dem Verein an. Nachmittags war ich mit Perthes und seiner Frau auf dem prächtigen Drachenfels. Ein Gewitter stand im Norden, während Nonnenwörth, die köstliche Insel unter dem Auge

von Rolandseck wie eine Perle, umleuchtet vom Sonnenlicht, zu uns heraufglänzte. Vordem hatte ich bei Perthes gegessen, den ganzen Morgen aber in dem Bonner Arresthause mit hundertzwanzig Gefangenen zugebracht. Die Husarenfrau als Oberaufseherin mit der Peitsche, unter deren Zucht sie die gefangenen Weiber zusammenhält, war das letzte Stück des Bildes, das ich von diesem Hause des Elends mit herausnahm. Von da führte mich der Weg zunächst zum Fürsten und zur Fürstin von Wied, die mich zu sprechen gewünscht. Als wir in den Garten eintraten, war der regierende Fürst von Waldeck, die personifizierte Ehrlichkeit, damit beschäftigt, sich auf einem großen Wippbrett mit dem Thronerben von Nassau, dem Bruder der Fürstin, und deren Sohn, dem etwa siebenjährigen Prinzen von Wied, zu schaukeln. Das Bemühen, das Spiel um der Eintretenden willen rasch zu Ende zu bringen — was unter Lachen versucht wurde —, hatte zur Folge, daß die beiden letztgenannten Prinzen von oben herabfielen und zwar so, daß sich der kleine Knabe blutig verletzte, doch ohne weiter Schaden genommen zu haben. Die junge, schöne fürstliche Mutter wußte sich neben ihrem Gemahl bald zu fassen. Die Fürstin hatte uns in Hamburg im vorigen Jahr besuchen wollen, hatte aber die Zeit bei dem eintägigen Aufenthalt nicht finden können; dann hatte sie mich drei Wochen lang in St. Leonards in England erwartet, weil sie gehört, daß ich dort, wie es ja die Absicht war, das Bad auf einige Tage hatte besuchen wollen. Die Unterhaltung bezog sich meist auf den Zweck meiner Reise und beruhte auf allgemeinen Gedanken, die Anlaß zu mancher gegenseitigen Förderung gaben. Tröstlich bleibt es doch, wie sich in diesen Ständen eine ernstere Gesinnung namentlich unter den Frauen Bahn gebrochen hat. Als Resultat der Einkehr in diese Kreise blieb mir übrigens der Gedanke, wie glücklich doch die Stellung eines solchen kleinen Fürsten etwa in Waldeck mit seinen 60000 Einwohnern sein könne, wenn er sich nämlich die Aufgabe stellt, innerhalb seines kleinen Ländchens das Ideal eines glücklichen Verhältnisses zwischen Fürst und Volk möglichst zu verwirklichen, das in großen Staaten so viel schwerer zu erreichen ist. Aber wo sind die Fürsten, die das vermögen? Immerhin bleibt schon die Möglichkeit der Verwirklichung jenes Ideals ein besonderer Schatz in unserm Volk, und ich wünsche und hoffe darum, daß ihm in seinen vielen kleinen Fürsten diese Möglichkeit nicht genommen werde.

Wie schön es hier auf Rheineck ist, weißt Du ja, und die lieben Menschen kennst Du auch. Außer dem Hausherrn ist diesen Augenblick nur die Frau mit der einen unverheirateten Tochter hier. Viel habe ich heute von Pastor Rendtorff gehabt, dem vertriebenen Schleswiger,

den Herr von Bethmann-Hollweg hier zu sich genommen und der als Reiseagent des Rheinischen Provinzial-Ausschusses eine sehr genaue Kenntnis der evangelischen Kirche Rheinlands erlangt hat. In scharfen Linien zeichnete er das Bild des mehr verwahrlosten rheinisch-preußischen Oberlandes (von Rolandseck bis Bingen incl. Hunsrück). Doch ist es wohl erfreulich zu hören, wie mitten in dieser stockkatholischen Bevölkerung in neuester Zeit nach und nach an zwanzig neue evangelische Kirchen mit Pfarreien entstanden sind. Interessant waren auch die aus den Gesprächen mit noch mehreren Geistlichen und anderen Männern der Gegend, die geladen waren, sich herausstellenden Bilder aus dem sogenannten Unterland und dem bergischen Land, die spezifische, nicht gar erquickliche Art des mehr engherzigen Elberfeld, und wie sich von da aus im Bergischen nach Nord und Süd eine immer freiere Richtung Bahn bricht, während Bonn mit seinem gesunden Gemeindeleben den hellen Markstein der Scheidung bildet. Und doch prätendieren die Elberfelder, hinsichtlich der Frömmigkeit in allen Stücken als normal zu gelten; eine Probe hiervon wirst Du in Bremen vernehmen, wo die Sache der Jünglingsvereine zur Sprache kommen wird.

Was ich durch von Hollweg über das Neueste auf politischem und kirchlichem Gebiet erfahren habe, kann ich hier nicht wohl erzählen. Eine Reihe von Rätseln aus der allerneusten Zeit sind mir dadurch gelöst. Es werden sich freilich bald neue Rätsel ergeben, deren Auflösung dann um so schwieriger werden muß. Es ist schon gut, etwas davon zu wissen, wie Staat und Kirche regiert werden. Meine Summa, die ich immer mehr verstehen lerne, bleibt, daß Gott die Welt regiert. Es scheint das ein sehr einfaches Wort, es gehört aber einige Einsicht in den gewöhnlich verborgenen Gang und die Behandlung der Dinge dazu, um dies Wort verstehen zu können.

Koblenz, den 29. Juli 1852.

Da bin ich schon wieder. Es ist nicht die Lust am Briefschreiben, die sich in diesen Sendungen verwirklicht; was mich mit einer innern Notwendigkeit treibt, immer wieder so bei Dir einzukehren, ist einmal das Gefühl, daß ich das, was ich empfange und habe, nicht ohne die Gemeinschaft mit Dir haben kann und darf, weil Du von vorne herein ein Eigentumsrecht daran hast, und dann die Gewißheit, daß es Dir und allen unsren Lieben Freude macht, wenn wir so gemeinschaftlich weiterleben; ich möchte doch Dir und allen, die an diesem Ergehen teilnehmen, gerne sein, was ich ihnen und Dir in dieser unvollkommenen Weise sein kann, so wenig es auch ist. Zusammengewachsen mit Euch kehrt das Herz in allem und bei allem zu dieser Gemeinschaft zurück,

um in ihr aus dem einen Quell der Liebe und des Lebens zu trinken. Diesen Nachmittag stand ich eine halbe Stunde vor der Mündung der Mosel in den Rhein an den Ufern der ersteren im Angesicht des prachtvollen Kranzes von farbreichen Bergen und Höhen, auf deren nächstem Vorsprung der stolze, unüberwindliche Ehrenbreitstein steht, im Thal das alte Koblenz, im Rücken das sich heimlich schließende Moselthal, an beiden Ufern unter lachenden Weingärten stattliche Dorfschaften. Ich befand mich in den Räumen eines seit Oktober vorigen Jahres neubegründeten Knabenwaisenhauses mit fünfzig Kindern unter Leitung von sogenannten Schulbrüdern aus Namur, deren Stammhaus in Paris ist. Diese Schulbrüder sind die ersten in den Rheinlanden; eine andere Abteilung derselben hat vier Schulen in Koblenz selbst. Es lag mir daran, auch diesen neuen Zweig kirchlicher Wirksamkeit der römischen Kirche in unserm Vaterlande etwas genauer kennen zu lernen. Der Oberpräsident war mit mir hinausgefahren. Wir widmeten die erste Stunde dem Schulunterricht, der das Eigentümliche dieses Ordens ist. Der sogenannte Direktor empfing uns in schwarzem Ordenskleid. Man hatte Nachricht erhalten, daß wir kommen würden; deshalb stellten sich auch einige Koblenzer Geistliche ein, um den etwas unbeholfenen Brüdern Beistand zu leisten. Die Waisenschule ist in zwei Klassen geteilt; der Unterricht erstreckt sich nicht über das Elementarische hinaus: Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, biblische Geschichte, das Notdürftigste aus der Geographie, anderes kommt nicht vor. Eigentümliches oder besonders Gutes in der Methode existiert nicht, wiewohl ich es erwartet hatte. Auffallen wird jedem die besondere Art der Unterrichtsdisziplin. Es ist nämlich Grundsatz, daß der Lehrer so wenig wie möglich spricht. Er redet möglichst durch Zeichen. Zu dem Zwecke hat er ein Stäbchen in der Hand, an welchem ein kleiner Abschnitt Fischbein so angebracht ist, daß er ihn mit dem Daumen aufschnellen kann. Je wie der Bruder einmal oder zweimal oder dreimal anschlägt oder mit dem Stäbchen auf sein Lehrpult klopft, bedeutet das entweder den Aufruf, daß alle den Lehrer ansehen sollen, oder dergl. Zur Vervollständigung des Systems gehört noch (was man aber noch nicht eingerichtet hat), daß eine Reihe weiser Sätze an der Wand hängen, die Ermahnungen für solche enthalten, die sich ein Schulvergehen haben zu Schulden kommen lassen. Pecciert nun ein Schüler etwas, so wird mit dem Fischbein geschnalzt, der Junge sieht den Schulbruder an, der Schulbruder zeigt ihm den betreffenden Spruch, und der Junge muß denselben laut vorlesen u. s. w. Diese etwas sonderbare Einrichtung charakterisiert übrigens das ganze übrige Schulverfahren und paßt wieder als Beleg dazu, wie sehr in dem

Ordenswesen das Persönliche zurücktritt. Es entsteht dadurch eine Art Dressur, die durch alles hindurchgeht. Es wurden uns auch Beispiele der biblischen Geschichtskenntnis gegeben. Ein Schüler tritt vor die Klasse; nach französischer Weise schlingt er die Arme ineinander wie ein trotziger Kommandeur und wartet seines Geschickes. Der Schulbruder schnalzt. Alle sehen ihn an, und Peter bekommt die Weisung, den vorgetretenen Johann zu fragen: „Welches ist die Geschichte des Kain?" Nun erzählt der Johann die Geschichte. Peter oder ein anderer fragt weiter: „Erzähle den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten." Johann antwortet abermals, indem er die auswendig gelernte Geschichte hersagt. So werden in vollständigem Durcheinander Geschichten aus dem Alten und dem Neuen Testament abgefragt. Ebenso machen es die Lehrer mit dem Katechismus. Anzuerkennen ist allein die Übung des Gedächtnisses. Der Schulbruder erzählt nur in der untersten Klasse, nicht aber in den oberen. Da schnalzt er nur und giebt die Geschichte an, die gelesen und gelernt werden muß. Von Geist, von einem Zusammenhang, von einem organischen Aufbau innerhalb eines Unterrichtfaches ist nichts zu erkennen. Auch ist keine Spur eines Zusammenhanges der Unterrichtsfächer, Lesen, Schreiben, biblische Geschichte u. s. w. untereinander erkennbar, sie stehen so nebeneinander. Als ich den dirigierenden Geistlichen und den Direktor der Schulbrüder nach dem innern Zusammenhang der Unterrichtsfächer fragte, verstanden sie mich gar nicht. Als ich sie hierauf fragte, ob sie nicht von der Anweisung eines Kellner Gebrauch machten, schienen sie darin etwas von protestantischer Ketzerei zu wittern und setzten mir auseinander, daß all diese neueren Methoden nichts seien und sie am alten, das sich bewährt habe, festhalten wollten. Ich machte ihnen bemerklich, daß der genannte Kellner ein vortrefflicher katholischer Schulrat sei. Sie aber hatten den Namen noch nie gehört. Mein Wahn von besonderer Methode und tüchtiger Schulmeisterei dieses Ordens ist damit gründlich zerstört. Es wird also so schwer nicht sein, in der evangelischen Kirche etwas Tüchtigeres zu leisten. Die Anstalt hat übrigens schöne Räumlichkeiten und wird offenbar mit Liebe gepflegt. Sonderbar ist nur, daß im ganzen Hause nicht eine weibliche Person anwesend ist und mitwirkt. „Auch nicht in der Küche?" fragst Du. Auch die Küche wird von einem dienenden Bruder besorgt, der dort alles kocht und unter dessen Aufsicht alles bereitet wird, wie die Knaben auch unter seiner Leitung Kartoffeln schälen, Gemüse bereiten und unter einem andern Bruder das Haus reinigen. Sonderbar genug nimmt sich der Koch im Priesterrock mit großen Bäffchen in blauleinener Schürze aus. Wir sahen das Vesperbrot (Brot und eine Schale Wasser,

— des Morgens giebt es Kaffee) bereiten und verzehren. Beim Speisen liest ein Knabe vor, so auch in manchen Gefängnissen, die wir in der Provinz gesehen. Auf dem Spielplatz tummelten sich die Jungen hernach lustig; einer der dienenden Brüder ging dazwischen wie ein Perpendikel auf und ab und führte die Aufsicht, — mitspielen thun diese Brüder nicht; ebensowenig würden sie im Handwerk und im Landbau mit arbeiten, wenn dergleichen getrieben würde, was aber nicht der Fall ist. Da lob' ich mir denn doch unsere Rauhhäusler Brüder mit ihrem frischen Mut, ihrem fröhlichen Spiel, und statt des priesterlichen Rocks, der keine Bewegung möglich macht, in leichter Bluse — dabei geschickt zu schulmeistern, zu erziehen und mitzuarbeiten. Wenn wir auch kein Orden sind wie jene, ich glaube doch, daß wir eine bessere Regel haben, die sich bewähren wird. Das alles wird etwas für unsere Brüder sein, und ich wünsche, daß denselben, etwa in der Freitagmorgenstunde, dieser Teil des Briefes vorgelesen wird.

Vom hiesigen Gefängnis habe ich Dir noch nichts erzählt und will es auch lieber lassen; denn es ist trotz aller Reinlichkeit und Ordnung überall dasselbe: jedes Gefängnis eine Wiege neuer Verbrechen, solange nicht Aufsicht und Räumlichkeiten andere geworden sind. Besser würde es Dir unter den anderen Menschen gefallen, mit denen ich hier verkehre, namentlich in der Familie des Oberpräsidenten. Es sind liebe Leute, die ich hier öfter sehe, wie Du schon aus dem Bisherigen abgenommen haben wirst. Du würdest davon noch mehr überzeugt sein, wenn wir im vorigen Jahr, als wir am Rhein waren, der Einladung, bei ihnen zu wohnen, nachgekommen wären. Das Schloß am Rhein, in welchem von Kleist-Retzow mit seiner lieben Frau (Tochter des früheren Ministers von Stolberg) wohnt, ist nicht bloß im Innern prächtig — alle Zimmer sind zweiundzwanzig Fuß hoch — sondern hat auch die köstlichste Lage am Rhein hin. Wir waren dort heute zu Tisch mit mehreren andern Freunden, u. a. auch dem wackeren Regierungsrat von Landferman, einem biederen deutschen Manne, wie es wenige giebt, und Thielen; ferner traf ich dort unverhofft den Regierungsrat von Wolzogen, mit dem wir im vorigen Jahr die Reise auf dem Rhein zusammen gemacht haben, als er aus Belgien nach Erfurt zurückkehrte. Besonders wertvoll war mir die Berührung mit einem katholischen Geistlichen und einem katholischen Regierungsrat. Namentlich der letztere entwickelte einen großen Ernst ohne irgend welche Beimischung seiner Sonderkirche und vertiefte sich in erhebender Weise in die Aufgaben der Christenheit für die Gefangenenwelt, wozu er durch meine Sendung angeregt worden war. Den Schluß machte die Abendandacht, an der mit den katholischen Gästen auch die Haus-

leute teilnahmen. Der Oberpräsident las im Hinblick auf die geführten Gespräche einen Abschnitt aus Matth. 25, dem sich ein stilles Gebet anschloß. Solche Katholiken lasse ich mir gefallen. Mit ihrem Bilde will ich aus Koblenz scheiden; — ein ganz anderes war mir beim Eintritt entgegengetreten, in dem ich, eine Zeitung fordernd, die deutsche „Volkshalle" erhielt, die außer wütenden Angriffen auf die Protestanten auf der ersten Seite gleich meinen Namen aufwies; ich war da mit Ausführlichkeit als der „Führer des Jesuitenlagers" in Hamburg dargestellt!

Köln, den 7. August 1852.

Dermaßen bin ich in den letzten Tagen aus aller Zeitordnung gekommen, daß ich, nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte zu ermitteln, ob heute Donnerstag oder Freitag sei, den Kellner zur Hilfe rufen mußte, der mich vergewisserte, daß wir bereits bis an den Sonnabend gelangt seien. Daß es einem so gehen kann, würde Dich nicht wundern, wenn Du sähest, wie ich reise und wie buchstäblich keine Stunde zu finden ist, auch auf den Zwischenreisen nicht, in der sich nicht von verschiedenen Orten Menschen zusammenfänden, um mit mir das Verschiedenste zu überlegen und zu besprechen. So bin ich seit Mittwoch von Trier unterwegs. Trotz allen Widerstrebens meinerseits mußte ich doch dareinwilligen, im Kreise der noch jungen, erst aufwachsenden evangelischen Gemeinde daselbst ein Wort zur Weckung des christlich-kirchlichen Lebens zu reden. Konsistorialrat Spieß, Divisionsprediger Höpfner und Pfarrer Beyschlag, Verfasser des Schriftchens gegen Radowitz, mit einigen Ältesten der Gemeinde überwanden zuletzt alle entgegenstehenden Gründe und Bedenken, und so wurde eine Versammlung des Kerns der Gemeinde auf dem neuen Kirchensaal der Evangelischen — der zugleich mit diesen Worten eingeweiht wurde — improvisiert. Leider war keine Zeit mehr vorhanden, manche treffliche Männer und Frauen, die anwesend waren, genauer kennen zu lernen; es waren übrigens sehr gemischte Elemente beisammen, außer schlichten evangelischen Bürgern der Kommandeur der dortigen Garnison, Oberstleutnant von Gayl, und der Hüttenbesitzer eines großen Eisenwerkes in der Nähe von Trier. Letzterer hat für seine Leute aus eignen Mitteln eine evangelische Kapelle bauen lassen, die von Trier aus versorgt wird. In Trier bei den Evangelischen ist noch alles im Anfang; die ganze Gemeinde zählt wenig über elfhundert Seelen inmitten des fanatischsten Romanismus unter dem alten, gutmütigen, schwachen Bischof Arnoldi, der sich durch die Ausstellung des Rockes Christi so bekannt gemacht hat. An demselben Nachmittag hatte man mich auch in die Basilika geführt und mir darin das einzelne erklärt.

Der König läßt sie für die evangelische Gemeinde restaurieren. Es ist ein ungeheurer Bau. Die beiden Seitenmauern mit den Fundamenten darunter sind noch römischen Ursprungs. Das Gebäude macht mit einem Schlage anschaulich, wie solche Räume zu Versammlungen des Volkes dienen konnten und wie man darauf kommen konnte, nach obrigkeitlicher Einführung des Christentums, nachdem das römische Volk sich angeblich in das Gottesvolk verwandelt hatte, diese königlichen Häuser in Versammlungshäuser des ewigen Königs, in Kirchen zu verwandeln. Da es ein frommer Wunsch bleiben wird, daß der König das Weitere thun werde, um die Basilika mit Fenstern und Wandmalereien zu schmücken, was doch notwendig dazu gehört, so ist man nicht ohne Sorge im Blick auf die Zukunft. Wie viel wird die Unterhaltung kosten, wie werden sich die wenigen Kirchgänger in dem ungeheuren Raume verlieren! Die Katholischen sollen schon jetzt in der Hoffnung des künftigen Besitzes leben. Der Abschied von Trier wurde mir schwer. Ich hatte dort viel Liebe und Entgegenkommen gefunden; anderseits waren die Gefängnisse in einem äußerlich zwar ordentlichen, im Innern aber wahrhaft greulichen Zustande, vor allem das entsetzliche Untersuchungsgefängnis mit vielen hundert Gefangenen, die alle in Gruppen von sechzehn bis zwanzig ohne alle Beschäftigung, ja selbst ohne alle Lektüre wochen-, ja monatelang eingesperrt dahinsitzen; dazwischen eine Herde junger Knaben! In den verschiedenen Partieen des Gefängnisses zerstreut fand sich auch eine seit geraumer Zeit eingelieferte Scherenschleiferfamilie, Vater, Mutter, Töchter, Söhne; die Töchter, ich glaube ihrer drei oder vier, mit kleinen Kindern, Säuglingen, alle unehelich, — das Ganze eine Diebsbande, eine Art Zigeunerherde unter dem Haupt, das sich als sogenannter „Vater" vorangestellt. Nachher traf ich in einer Stube ein Rudel Jungen von dreizehn bis achtzehn Jahren, die hier wegen Diebstahl, Landstreicherei und Freveleien aller Art sonst inhaftiert sind und zum größten Teil schon monatelang ihr Urteil erwarten. Der Raum für die fast zwanzig Jungen war etwa so groß wie eines der Wohnzimmer unsrer Mädchen im „Schwalbennest". Kein Junge hatte Unterricht, keiner eine Beschäftigung, ein Buch oder gar Aufsicht! Als ich nach der Aufsicht fragte, erhielt ich als Antwort den Hinweis auf jenen Vater Scherenschleifer, den zu wiederholtenmalen eingesperrten Gauner. So hatte es der Inspektor Baron von L. in seiner Weisheit angeordnet. Er hofft, durch seine Verdienste auf dem Gebiete des Gefängniswesens, die sich an dieser Stelle konzentrieren, eine sichere Anwartschaft auf eine baldige Direktorstelle zu haben, und ich zweifle nicht daran, daß sie ihm bald werden wird. — Doch ich hatte mir eigentlich vorgesetzt,

Gefängnissachen gar nicht mehr in diese Briefe zu bringen, ich müßte Dir sonst Foliobände schicken. Du wirst ohnehin noch genug davon hören. Der Vollständigkeit wegen nur noch dies: in Trier besteht außer den zwei großen Häusern, dem Strafgefängnis und Untersuchungsgefängnis, noch ein drittes, das sogenannte Landarmenhaus mit gegen siebenhundert Bewohnern. Unter diesen gingen uns zunächst nur zweihundertfünfzig Kinder und die hundert sogenannten Korrigenden etwas an. Letztere sind ausnahmslos Bettler und Vagabonden, leichtere Diebe, eine wahre Schurkengesellschaft; diese sind hier, um nach ausgestandener Strafe schließlich noch gebessert zu werden. Über das Resultat muß der Regierung je nach einem halben oder ganzen Jahre und oft von Vierteljahr zu Vierteljahr berichtet werden. Der betreffende Dezernent — gewöhnlich ein Assessor oder ein angehender Rat — entscheidet dann an seinem Tisch bei seiner Pfeife Tabak oder seiner Cigarre auf dem Papier, wie lange der und der noch sitzen soll, bis seine Korrektion geschehen. Wie diese Verbesserung aber geschieht, wird Dir einleuchten, wenn Du mit mir jetzt nach rechts gehst, um für einen Augenblick in den Verbesserungssaal hineinzusehen. Da wohnen etwa dreißig Knaben, die sich im Speisesaal aus hochgefüllten hölzernen Näpfen grade vollgefressen hatten. Ich sah sie in Gruppen stehen; einige lagen auf der Bank und hielten Mittagsschlaf, andere über den Tisch gebeugt, die schon bärtigen Angesichter in die verschlungenen Arme gebettet; andere lachten und neckten sich, noch zwei oder drei balgten sich unter dem Tisch und maßen ihre Kräfte in voller Entfaltung derselben gegeneinander zum Jokus der Zuschauer, die mit den Händen in den Taschen dem Faustkampf zusahen. Zur Vervollständigung des Amüsements ist mit diesem Korrektionshause in Trier noch ein großes Narrenhaus verbunden, ganz neu erbaut; es bildet einen Teil der Gesamtanstalt, die „Landarmenhaus" heißt, — ein Haus, das das Land noch arm und bankerott machen wird. Die tobenden Narren lassen ihre Tollheit bis in diese Räume hinüberschallen, doch war einem um so viel wohler unter diesen Verrückten als unter jenen Verderbten.

Ich habe in Trier nicht allein viele Trümmer aus der Heidenwelt in malerischer Gruppierung sondern noch viel ergreifendere Trümmer der Christenwelt in schaudererregender Gestaltung gesehen. Jedenfalls waren es ganz andere Gefühle und Zukunftserwartungen, mit denen **wir** Trier verließen, als es seiner Zeit der preußische König gekonnt, den sie dort neulich mit ihren Huldigungen, Blumen und Kränzen bis zu Thränen gerührt haben. Ich wünschte innig, es wäre möglich, den Fürsten und ihren Räten nur einmal vier Wochen die Wirklichkeit zu zeigen, um eine Bürgschaft für die Verwirklichung des Notwendigsten

zu erhalten. Wer wird uns glauben, da es so schwer nicht ist, von den Bureaus aus das Schwarze weiß zu machen! Man möchte sich zu dem Eremiten wünschen, der auf einer der herrlichsten Klippen oberhalb des alten Trier seine Klause aufgeschlagen hatte, um seiner Andacht zu pflegen und sein Gärtchen zu bebauen, ein Leben, um das ihn sonst wenige beneiden, — aber es ist doch besser, in der Wüste einer der Prediger zu sein, die Buße predigen und Trost und Hoffnung inmitten der Nacht ankündigen!

Die beiden Dampfschiffe, das eine nach Metz, das andre nach Koblenz zu, rauschten um fünf Uhr auseinander. Ich beschloß, die ganze Aussicht aufs Moselufer zu opfern, um mich in der Kajüte mit meinen Gefangenen zu beschäftigen, für die ich so viel noch zu arbeiten habe. Gegen ein Uhr aber trat als Reisegefährte Generalsuperintendent Schmidtborn ein, dem sich bald noch einige andere zugesellten, so daß ich die zweite Hälfte der Mosel dennoch gesehen habe. Die Mosel ist wegen der mannigfaltigen Gruppierung der Berge, dünkt mich, interessanter — wenigstens an vielen Stellen — als der Rhein. Dazu ist das Ufer so reich an Spuren der alten und ältesten deutschen Geschichte. Es ist aber nicht möglich, ein solch lebendiges Panorama, in das sich die lebendige Geschichte webt, wiederzugeben.

Die beiden Konfessionen stehen im Rheinland auf vollkommenem Kriegsfuße gegeneinander und kämpfen um jeden Zoll breit Landes und für jede einzelne Seele, die ihnen angehört oder entzogen werden soll. Es ist ein Leben, von dem wir keine Ahnung haben. Die evangelische Kirche gedeiht darin sichtlich und hat viel edle Kräfte. Liebe, Weisheit und Treue wohnten in ihrem Regiment, nämlich dem Konsistorium, das ich in allen seinen Gliedern kennen gelernt habe. In der Stellung der rheinischen evangelischen Kirche zum obersten Kirchenregiment in Preußen liegt ebenfalls viel Kampfbereites. Der neueste Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats über die Stellung des lutherischen und reformierten Bekenntnisses mit vollständiger Übergehung der unierten Kirche, die durch das Kirchenregiment selbst und durch die theologische Wissenschaft fünfunddreißig Jahre hindurch angebahnt und auf alle Weise befördert ist, hat hier eine gefährliche Stimmung hervorgebracht, die nicht durch Maßregeln zu beschwichtigen ist, um so weniger, da man es hier durchweg mit gläubigen Elementen zu thun hat und mit Gemeinden voll kirchlichen Sinnes in einer Fülle, wie wir dergleichen im Osten kaum kennen. So hat sich das Kirchenregiment hier den gefährlichsten Feind grade in seinen bisherigen innigst verbundenen Freunden geweckt. Das Ende dieser Händel scheint unabsehbar, und diese Händel hätten durch einfache Gerechtigkeit leicht und vollständig vermieden werden können.

Es waltet über uns und unserer Kirche ein schweres Verhängnis. Seien wir täglich gerüstet, den Wolkenbruch und die Entladung des Unwetters über uns ergehen zu lassen!

Nachdem ich den Mittwoch abend im Kreise Koblenzer Freunde bei Schmidtborn zugebracht, ging ich gestern von Koblenz über Neuwied hierher. In Neuwied sollte ein Gefängnis besehen werden. Auch dort ist alles eine Kloake, ein wahrhaft grausiger Zustand unter fünfzig bis achtzig eingesperrten Verurteilten. Erlaß mir das Malen der Bilder, die ich gesehen! Nur eins: es war grade der frühere grönländische und hottentottische Missionar, der alte de Vrys, im Gefängnis, der alle Freitag durch alle zehn bis zwölf Räume geht und darin in der Art eines Brudermissionars das Evangelium predigt. Er stand, als ich ihn traf, in einem dunkeln Kerker voll schlechter Luft am Bett eines Weibes, das an Krämpfen leidet, und hielt ihr Sünde und Gnade in einfacher Weise vor; hinter dem Bett zwei vierzehnjährige Mädchen, Glieder einer großen, dort eingefangenen Diebesbande. Er schloß, und in demselben Augenblick fiel das arme Weib in die tobendsten Krämpfe, so daß mehrere Männer sie nicht bewältigen konnten. Die beiden Mädchen, die schon vier Wochen hier eingesperrt sind — seit drei Wochen zusammen mit dieser in Krämpfen Tobenden — weinten und schrieen vor Angst; aber es giebt für sie keinen anderen Raum als dies Loch und keine andre Gesellschaft als die Kranke. Das Gefängnis ist vom Fürsten zu Wied für zwölf Gefangene gebaut und dient jetzt regelmäßig für fünfzig bis achtzig! An Beschäftigung und Bücher ist nicht zu denken.

Nach Verabredung gesellte sich zu mir nnd jenem trefflichen, ehrwürdigen Missionar, der mich versichert hat, Grönland und seine Bewohner seien ihm das Paradies auf Erden, später noch der Naturforscher Dr. Brandis aus Bonn und George Bunsen, welch letzterer, von London kommend, noch denselben Tag an mich nach Trier geschrieben hatte, wo wir uns treffen würden, was nun im stillen in Neuwied geschah. Bunsen wird wohl einen Teil der Gefängnisreise mitmachen. Du kannst denken, wie lebhaft die Erinnerung an London wurde. Viel Bekannte habe ich in Neuwied getroffen. Als ich beim Bürgermeister eintrat, sah er mich an und nannte mich bei Namen; er erkannte mich an dem Bilde von Speckter, das also sehr ähnlich sein muß.[1]) Wir besahen die

[1]) Otto Speckter fertigte vier Bilder von Wichern an, die lithographiert erschienen sind. Wie alle Zeitgenossen Wicherns behaupten, ist das am besten gelungene Bild jenes aus dem Jahre 1851, Wichern auf der Kanzel des Waisenhauses in Hamburg, die Schrift auslegend. Sämtliche von Wichern existierende Bilder befinden sich in der sogenannten „Wichernstube" des „Alten Hauses" im Rauhen Hause.



dortige Herrnhuter Kolonie. Die Vorsteherin des Schwesternhauses war eine alte Bekannte, wenigstens ihrerseits, so auch die meisten Bewohnerinnen der Anstalt. Das Schwestern- und Bruderhaus hat mich sehr interessiert; das sind unsere protestantischen Klöster! Wir besahen mit dem Superintendent auch das schlechte Armenhaus am Ort, das unter der Leitung eines Bruders aus Beuggen steht; es ist derselbe, welcher einst jene unglückliche Zigeuner-Rettungsanstalt leitete, aus der eines schönen Morgens alle aufgenommenen Zigeuner verschwunden waren, so daß das Institut zu existieren aufhören mußte. Wie dort die Zigeuner, so konnte er hier die alten Armen nicht hüten, die trotz aller anbefohlenen Hut Branntwein trinken und dergleichen Unfug machen. Sehr lieb war mir die mit dem Seminardirektor Bühring gemachte Bekanntschaft. Er gilt für einen der allertüchtigsten Seminardirektoren in Preußen. Ich benutzte also die Gelegenheit zu mancherlei eingehenden Schulfragen, die auch Herrn Rhiem und Herrn Oldenberg interessiert haben würden. Ferner sahen wir die Anfänge eines kleinen Privatkrankenhauses unter Leitung von Kaiserswerther Diakonissen, die hierher entsandt wurden, nachdem sie erst auf wenige Wochen in Kaiserswerth gewesen. Der Tag war sehr bewegt, sehr reich, wenn auch in andrer Weise als die früheren. Auf der Rheinfahrt hat mich der treffliche Brandis in das Leben und die Geschichte der Steinmassen, zwischen denen wir dahinfuhren, eingeführt, und wir sind einig geworden, daß ich bei einer nächstkünftigen Anwesenheit am Rhein unter seiner Führung das Innere der Berggegend kennen lernen soll, worauf ich mich noch mehr freuen würde, wenn ich die Erfüllung näher glauben könnte.

Münster, den 8. August 1852.

Als wir gestern hier am Bahnhof ausstiegen, empfing uns unser neuer Reisegefährte George Bunsen, durch dessen Begleitung mir eine Zugabe zur Reise zu teil wird, wie ich sie bis dahin sehr empfindlich entbehrt habe. Ich weiß, daß Du Dich dessen mit freust, um so mehr, als ich hinzufügen kann, daß derselbe Freund mit mir nach Hamburg kommen wird, um mit dem Rauhen Hause bekannt zu werden. Auf dem Wege hierher war ich so glücklich, Wieses vortrefflichen Briefe über englische Erziehung zu Ende lesen zu können. Du kennst mit den älteren Töchtern die erste Hälfte; ich lese gern mit Euch die zweite Hälfte noch einmal, wenn ich zurück bin. Ebenso habe ich Gelzers Briefe über Italien mit dem Wunsche zum Abschluß gebracht, es möchte das Sentimentale darin keinen Platz gefunden haben. Interessant war mir aber diese Reflexion über ein erzkatholisches Land um so mehr,

als ich im Rheinland etwas länger und tiefer in das Wesen der römischen Kirche hatte hineinblicken gelernt. Sehr wahr ist, was Gelzer sagt, indem er den pomphaften Gottesdienst in der Peterskirche mit dem einfachen evangelischen Kultus auf dem Kapitol vergleicht; er sagt, daß in diesem Gegensatz das Große der Reformation erst recht zum Bewußtsein komme. Man muß von diesem Gegensatz selbst etwas mit Augen gesehen und mit Ohren gehört haben, um das Kleinod ganz oder doch mehr noch zu würdigen, welches uns dadurch geworden, daß wir einen Gottesdienst und eine Anbetung haben, die sich ganz und lediglich auf Gottes Wort gründet, was ich freilich nie ohne das tiefe Bedauern darüber sagen kann, daß wir so viel an echt christlicher nationaler Sitte mit dem Ausscheiden aus der römischen Kirche verloren haben. Daran wird man in römisch-katholischen Ländern gar oft erinnert! Wie tröstlich ist es zum Beispiel, daß in römisch-katholischen Ländern morgens früh die Schuljugend sich erst — und zwar jeden Morgen — in der Kirche versammelt, ehe die Schule begonnen wird. Hunderte von Kindern zogen gestern morgen von ihren Lehrern und Lehrerinnen geleitet aus der Kirche bei meinen Fenstern vorüber. Heute abend traten wir hier in eine offene Kirche und fanden die Andächtigen still ein- und ausgehend, ihre Abendandacht in feierlicher Stille verrichtend. Ebenso wurde hier heute eine Prozession auf offener Straße gehalten, an der sich die ganze betreffende Pfarrgemeinde, jung und alt, vornehm und gering ohne Ausnahme beteiligte. Aus allen Fenstern wehten die Kirchenfahnen, alle Straßen waren mit grünem Laub bestreut, nichts Frivoles, Lärmendes war dabei sondern wahre, stille Andacht und Ehrfurcht auch bei allen denen, die unmittelbar nicht dabei beteiligt waren. Ich verkenne nicht, was der römischen Kirche fehlt, nämlich das Beste, das Gott uns wiedergegeben, die lautere Quelle des Wortes. Aber merkwürdig bleibt, wie sehr sich die Römischen das Gute der Reformation zu nutze gemacht haben und fortwährend zu nutze machen. Dazu zähle ich auch die Umbildung ihres Gottesdienstes. Ich habe heute zwei Gottesdiensten in katholischen Kirchen beigewohnt. In beiden deutsche Predigt, die sich auf Gottes Wort, das verlesen ward, gründete; sodann deutscher Kirchengesang. Wie genau ist die Bibelübersetzung der lutherischen nachgebildet. Die Predigt war wenigstens ins Leben mit sittlichem Ernst eingreifend, ohne alle katholische Färbung, doch fehlte es hie und da an Tiefe und an einigen Stellen konnte sich die römische Oberflächlichkeit in der Auffassung des menschlichen Herzens nicht verbergen — aber das Ganze war doch aufs tiefste erfaßt und beruhte auf dem Geist, der von der evangelischen Kirche ausgegangen ist. Warum lernen wir nicht

ebenso von der römischen Kirche und eignen uns mit entsprechendem Abstoßen des Römischen das echt Katholische an, von dem wir namentlich in betreff der Gestaltung des Gottesdienstes so sehr viel eingebüßt haben! Münster ist reich an geschichtlichen Erinnerungen, politischen wie kirchlichen, und dabei so westfälisch gemütlich, daß es eine Freude ist, in der Stadt einen oder zwei Tage zu verbringen.

Münster, den 10. August 1852.

Du siehst, wir sind heute noch hier geblieben, und das ist gut, um wieder etwas Atem zu gewinnen. Außer dem, daß wir gestern den ganzen Tag in den hiesigen Gefängnisräumen mit ca. fünfhundert (nur katholischen) Gefangenen zugebracht haben, sind die persönlichen Berührungen namentlich mit den Mitgliedern des Konsistoriums so mannigfache geworden, daß der Tag zugelegt werden mußte. Eben geht ein Pfarrer aus Brackwede bei Bielefeld aus der Thür, der sich schon auf sechs Uhr früh, als ich noch schlief, bei mir angemeldet hatte, dessen Besuch mir aber von großem Interesse war, da er inmitten derjenigen Spinnerbevölkerung bei Bielefeld lebt und seit langem wirkt, die durch die Maschinenspinnerei in das größte äußere Elend geraten ist, und bei der alle Versuche, ihr wieder aufzuhelfen, nicht anschlagen wollen und können. Hätte ich irgend Zeit, so würde ich von Bielefeld aus einen Besuch in jener Gegend machen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen und namentlich auch einige der trefflichen Familien kennen zu lernen, die sich unter diesen armen Menschen für verpflichtet ansehen, in jeder Weise zu dienen und zu helfen. Ich denke besonders dabei an einen Herrn Müller, auf den ich durch ein Promemoria aufmerksam geworden bin, das er als Mitglied der zweiten Kammer dem Oberkirchenrat wegen des sogenannten Sparenbergs, eines großen Gefängnisses bei Bielefeld, übergeben hat. Aber ich werde es alles lassen müssen. Wie viel gäbe es sonst noch in Münster zu hören und zu sehen, wo sich auf den Trümmern der Reformation die römische Kirche so mächtig wieder erhoben hat und zugleich eine gewisse Lauterkeit bewahrt haben soll, wie man dergleichen in den Rheinlanden nicht rühmt. Vielleicht werden die Dinge sich auch hier bald ändern. An zwei Stellen haben sich bereits direkt vor der Stadt Jesuiten angekauft und niedergelassen, um ein Seminar zu errichten. Ob man es ihnen gestatten wird? Eines der zuletzt angekauften Besitztümer gehörte seiner Zeit der Fürstin Galizin, die in ihrem dortigen Garten die sterbliche Hülle des großen nordischen Propheten, unseres Hamann, der der evangelischen Kirche angehörte, beisetzen ließ, weil die römische Kirche, die ihn nicht den ihren nennt, Schwierigkeiten wegen des

Begräbnisses gemacht haben würde. Die Herren Jesuiten haben den Besitz nicht für einen Schatz geachtet; sie haben die Gräber jetzt ausgegraben und auf den evangelischen Kirchhof gebracht. Dafür wird Hamann einst nicht aus ihrem Garten zur ewigen Herrlichkeit auferstehen. Du erinnerst Dich vielleicht, öfter von mir über diesen bedeutungsreichen Zeitgenossen am Schlusse des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts gehört zu haben. In ihm hatte sich der Kern des christlichen Lebens der Kirche geflüchtet ohne Unterschied der Konfession, bis Stolberg mit dem Übertritt zur römischen Kirche die Losung zum Hader gab. Die Besten und Christo Nächsten unter diesen wenigen damaligen Edlen unseres Volkes sammelten sich mit in Münster oder hatten doch einen mächtigen Zug hierher, wo eine Fürstin Galizin, Fürst von Fürstenberg, von Stolberg, Droste und andere mitten in der Nacht leuchteten. Der andere Pol war Wandsbek und die ihm in weiteren oder engeren Kreise angehörenden Freunde des „Boten" mit dem Stab des Evangeliums. Manches vom Geiste jener Kreise soll sich hier in der römischen Kirche bis auf diesen Tag erhalten haben. Derjenige, durch den ich mit einzelnen Familien dieser Richtung bekannt zu werden hoffte, ist leider nicht anwesend, Graf von Gröben, und so muß ich darauf verzichten. Das Palais des Grafen Droste, das an den Beginn des neuesten Kampfes zwischen den beiden Kirchen mahnt, ist eine Stätte, an welcher sich allwinterlich der ganze umwohnende katholische Adel, der nicht nach Berlin geht, sammelt. Dem lebendigen Zeugnis des frommen christlichen Ernstes, der in dem seines Amtes entsetzten Erzbischof Droste zu Vischering[1]) lebte, bin ich bis dahin nur im Gefängnis begegnet, wo drei der von ihm begründeten Genossenschaften der Barmherzigen Schwestern die Pflege der Kranken und die Küche übernommen haben und zwar zur größten Zufriedenheit des Direktors, der sonst keine große Teilnahme für die katholische Kirche bezeugt, wiewohl er selbst katholisch ist. Wir trafen in der Gefängnisküche unter einem Haufen alter Verbrecher eine der stillwaltenden Schwestern, ein neuer Beweis dafür, wie viel der Geist aufrichtig gläubiger Liebe vermag. — Ein grausiges Gegenbild dieses Geistes hat ebenfalls hier sein Denkmal gefunden. Es ist wie eine Barbarei, daß man die drei Käfige, in denen man die drei Führer der Wiedertäufer aufgehängt hat, nachdem man sie mit glühenden Zangen gezwickt, bis dahin noch am hohen Kirchturm hier prangen läßt. Ich will aber damit nicht sagen, daß es geschieht, um den Geist des Hasses gegen die evangelische Kirche wach zu erhalten. Indem ich aus meinem

---

[1]) S. Band I, Seite 295.

Gasthause trete, sehen diese eisernen Käfige wie Satanshöllengeräte auf den Markt herab, auf dem die wahnwitzigen Schwärmer, die damaligen Kommunisten unter dem Schneiderkönig, ihre Gerichte und Feste hielten.

Im Rathause haben wir den sogenannten Friedenssaal besucht, in welchem 1648 der westfälische Friede geschlossen wurde, jener Waffenstillstand, der bis heute reicht, wer weiß wie lange noch. Die dort aufgehängten Portraits der damaligen zur Friedensverhandlung anwesenden Gesandten und Fürsten bieten zum Teil sehr rohe Physiognomieen und nur wenig geistvolle Angesichter. Doch es würde des Erzählens kein Ende sein, wenn ich mit all diesem fortfahren wollte. Wenn aber später von Euch jemand hierherkommt, den will ich noch besonders auf den Dom aufmerksam machen, in welchem wieder das sonderbare Gemisch des römischen mit dem germanischen oder sogenannten gotischen Stil harmonischer als an anderen Stellen hervortritt.

Das hiesige Gefängnis ist wieder eine Greuelstätte, fast ärger als irgend eine der bisher gesehenen. Man hat zwar ein neues sogenanntes pennsylvanisches Gebäude mit vier Flügeln für etwa dreihundertfünfzig Verbrecher in Einzelzellen gebaut; aber statt nun das alte Haus zu leeren, bleibt dieses alte Gebäude voll, und das neue wird in seinen einzelnen Zellen nicht mit je einem Verbrecher sondern mit je zwei und drei Verurteilten belegt werden und wird das Übel schlimmer werden, als es war. Nachdem wir im Rheinland an jeder Stelle die Forderung gehört, die Gefangenen sollten doch nach den verschiedenen Bekenntnissen, dem evangelischen und römischen, in verschiedenen Gefängnissen getrennt werden, finden wir diesen Wunsch für Westfalen erfüllt. Münster birgt die katholischen, Herford die evangelischen Diebe Westfalens. In Münster aber wird die Einrichtung leider höchst gleichgültig gehandhabt, indem der Direktor, der in dieser Beziehung ganz indifferent ist, sich die Hälfte seiner Aufseher aus den Evangelischen gewählt hat, so daß der Sinn, der in der Trennung liegen kann, sich in Unsinn verkehrt. Der Grund liegt darin, daß die Kirche die Gefangenen nicht als solche ansieht, die kirchlich versorgt werden müssen. — Ein ergreifendes Gespräch hatten wir gestern mit einem zum Tode verurteilten Mörder, der, etwa dreißig Jahre alt, Vater und Mutter erschlug und gar nicht einsehen kann, daß er ein großes Verbrechen begangen hat, — ein stumpfer Bauernknecht, bei dem die Mahnung an das ewige Gericht und das Blut Christi, das ihn allein rein waschen und ihm Frieden geben kann, hoffentlich nicht ganz verloren ist. Er sitzt in dem sog. „Zwinger“, dessen unterirdische Höhlen an die äußerste Finsternis erinnern, von der der Mund der Wahrheit spricht. Ich kann alledem gegenüber nur immer wieder sagen: Gott sei uns armen Sündern

gnädig und schaffe in Seiner Christenheit ein barmherziges Herz gegen die armen gefangenen Brüder und Schwestern. Ich ging gestern auch durch den Frauensaal, der fast nur Kindesmörderinnen in sich bewahrte.

Paderborn, den 12. August 1852.

Du siehst, ich bin noch einmal seitwärts verschlagen. Da wir von Münster nach Benninghausen mußten, wo sich ein größeres sogenanntes Landarmen- und Korrektionshaus, d. h. eine gründliche Verderbungsanstalt befindet, lag es nahe, den kurzen Weg hierher nicht zu scheuen, um einmal das Untersuchungsgefängnis Westfalens zu sehen und dabei zugleich einen Blick in die römische Metropole dieser Provinz zu thun, wenn das alles auch nur flüchtig geschehen konnte. Von Münster hast Du schon mehreres, aber doch noch nicht alles bis zum letzten Tag erfahren. Die Bekanntschaft mit dem Oberbürgermeister von Olfers war mir wertvoll und lehrreich; er ist ein Bruder des bekannten feinen Hofmannes in Berlin, hinsichtlich seiner Milde in konfessioneller Hinsicht dem letzteren nicht unähnlich; letzterer hat mich einmal an der königlichen Tafel, an der wir Nachbarn waren, sehr lebhaft von den Arbeiten der Barmherzigkeit in der römischen Kirche unterhalten, die Ähnlichkeit beider Kirchen in dieser Beziehung anerkennend. Mir wurde so der Weg, katholische Institute in Münster zu sehen, um so leichter gewiesen. Im ganzen hält es aber schwer, einen genaueren Einblick in die Liebesarbeit der anderen Kirche zu erhalten. Namentlich ist es mir nirgends gelungen, etwas Genaueres über die Erfolge und die Gliederung der sogenannten Vincenz-Vereine zu erfahren. Ich glaube, es wird damit stehen wie mit unsern Vereinen für innere Mission, deren Stand an den verschiedenen Stellen sehr verschieden ist, je wie sich die rechten Persönlichkeiten finden oder nicht; so auch in Münster und im Münsterlande, wo Armenpflege und Kinderpflege vielfach von diesen Stellen ausgeübt wird. Der Münstersche Vincenz-Verein hat allein an achtzig Kinder untergebracht, und man geht sogar damit um, allmählich alle katholischen Kinder von Benninghausen wegzuziehen, um sie in Familien zu geben. Was mich in Münster am meisten interessierte, war zunächst das neu begründete Kloster „Vom guten Hirten" für Magdalenen. In Münster steht dies Kloster unter Überwachung Fräulein von Rumps, die u. a. schon in Kairo eine solche Arbeit geleitet hat; sie soll in den besten Jahren und eine Frau von seltener Aufopferung sein. Darnach wurde mir eine ausführliche Besichtigung des Kloster der „Barmherzigen Schwestern", das zugleich städtisches Krankenhaus ist, zu teil. Der Oberbürgermeister selbst führte mich ein. Seit achtzehn Jahren hatte ich gewünscht, diese

Stätte zu sehen, nachdem ich die bei der Stiftung des Ordens herausgegebene Schrift des damaligen Bischofs von Münster, des später so bekannt gewordenen Erzbischofs von Köln, Droste-Vischering, gelesen hatte. Genannte Schrift war mir eines der schönsten und wertesten Zeugnisse evangelischen Geistes in der römischen Kirche. Das Eigentümliche an diesen Münsterschen „Barmherzigen Schwestern" ist, daß sie kein bindendes Gelübde ablegen, sondern ohne allen Zwang — wie die, welche mich führte, sich ausdrückte — lediglich „freiwillig" im Verbande der Schwestern verbleiben; es ist dies gewiß merkwürdig. Der Wiederaustritt aus dem Orden kommt freilich — und gewiß zum Nutzen des Ordens — niemals vor. Die Schwester, die mich umherführte und mich über alle Verhältnisse des Ordens, soviel ich dieselben erfragte, unterrichtete, war eine liebenswürdige, gewandte und glückliche Vertreterin desselben. Sie hielt mich selbst wohl für einen Katholiken — bis zum Eintritt in die Kirche, wo sich in der Nichtverehrung des höchsten Gutes der Ketzer verriet. Das Kloster, im vorigen Jahrhundert vom Kurfürsten Clemens August gestiftet, hatte früher „Barmherzigen Brüdern" angehört. In dem ersten Zimmer, das wir sahen, waren alle Betten sogenannte „Stiftsbetten", d. h. von einzelnen Wohlthätern gestiftete. Jedes Bett, mit einem altertümlichen Vorhang versehen, trug vorne das große in Holzverzierung gearbeitete Wappen des jedesmaligen Stifters. Die übrige Einrichtung hatte nichts Eigentümliches; ich war aber Zeuge der stillen Liebe und Sorgfalt, mit der die fünfundzwanzig im Hause wohnenden Schwestern den Dienst der Barmherzigkeit an den Kranken thun. Außer diesen dient noch eine Zahl anderer unter Armen und Kranken in der Stadt. Beim Weggehen schleppte sich eine der Schwestern mit einem großen Beutel Brot fort, das sie den in den Häusern hin und her zu verpflegenden Armen bringen wollte. Bis jetzt gehören der Mutteranstalt fünfundzwanzig Töchteranstalten an, die von den Schwestern kontraktmäßig übernommen werden. Die Kontrakte lauten auf sechs oder acht Jahre. Selbst das große städtische Hospital ist von den Schwestern nur kontraktmäßig übernommen, und man kann beiderseitig alle halben Jahre kündigen. Hinsichtlich des Kostenpunktes sind die Verhältnisse ähnlich wie zwischen unserer Kinder- und Brüderanstalt geordnet. Das Hospital als solches hat von vornherein eine Reihe Schwesterstellen übernommen; für solche Stellen, die über diese Zahl hinaus von Schwestern besetzt werden, muß Kostgeld bezahlt werden.

Bielefeld, den 15. August 1852.

Aus Münster bin ich mit der Überzeugung geschieden, wie stark und lebensfähig sich dort in ihrem Kreise die römische Kirche weiß,

während sich das evangelische Konsistorium gesteht, daß seine Macht durch die Presbyterialverfassung gebrochen und daß es unfähig ist, sich der andern Kirche gegenüber seines Amtes würdig zu beweisen. Das Geständnis wird ziemlich offenherzig ausgesprochen. Dazu kommt die wirklich maßlose Verlegenheit des Konsistoriums, welche durch die neueste Kirchenordre aus Berlin in betreff der Union hervorgerufen ist. Die Schwierigkeiten, die ihm in der Verwaltung der Gemeinden entgegengetreten, sind eingestandenermaßen nie größer gewesen als jetzt. Was bis dahin auf Veranlassung des evangelischen Oberkirchenrats im Wege der Union veranlaßt und gefördert worden ist, wird jetzt als nicht vorhanden angesehen und für nicht mehr berechtigt erklärt. Diese Widersprüche mit sich selbst in der obersten Kirchenbehörde teilen sich natürlich allen Provinzen mit und müssen die Gewissen in Verwaltung der heiligsten Güter der Gemeinden stumpf machen. Ebenso steht es in der Rheinprovinz, aber mit dem Unterschiede, daß in Westfalen die Gefügigkeit größer ist. Summa: Unsere evangelische Kirche wird einem schweren, vielleicht dem schwersten Kampf seit 1817 entgegengehen und in inneren Kämpfen erlahmen, während die römische Kirche nach innen und nach außen wachsen wird. Das Ende weiß Gott allein. Es ist eine Gnade, außerhalb Preußens zu wohnen und diesen trostlosen Kämpfen persönlich fern bleiben zu dürfen. Auch im Bewußtsein, ein Glied des Ganzen zu sein, liegt kein Trost. Ich habe unter diesen Umständen keine besondere Lust empfunden, länger in Münster zu verweilen. Dieselbe Halbheit und eine noch größere Verwahrlosung fand ich überdies in der Verwaltung des Gefängniswesens, indem der Verwaltung das Verbrechen bereits über den Kopf gewachsen ist und noch täglich wächst. Unter dem Geleite des Gottes, unter dessen Ratschluß an jener Stelle die Reformation nicht zu Grabe getragen ward, der Seine Sonne köstlich über uns leuchten ließ, fuhren wir vorgestern morgen von Münster ab und gelangten bald nach Benninghausen, später nach Paderborn (vergl. d. Brief vom 12. d. M.).

In Benninghausen, zweite Eisenbahnstation hinter Hamm, ist seit mehreren Jahrzehnten ein sogenanntes Landarmenhaus von den Provinziallandständen errichtet worden, das jetzt unter dem Oberinspektor de N. steht, dem zur Seite ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher arbeiten. Es charakterisiert den Stand der beiden Konfessionen, daß beide Geistliche sich im ganzen Jahre kaum zweimal in ihrer Häuslichkeit aufsuchen. In dem früheren Nonnenkloster sind über dreihundert Landstreicher und Bettler in Verwahrsam gebracht, Männer und Weiber, das garstige Bild einer Anstalt, die notwendig durch sich selbst verwahrlosen muß. Als das Kloster an den Staat kam, war

es nicht minder ein Sammelplatz der Verwilderung. Einer der letzten Geistlichen, die in stetem Krieg mit den Nonnen und deren Äbtissinnen lagen, hatte in seinem Testament sechstausend Thaler für die nachfolgenden Pfarrer lediglich mit der Bestimmung vermacht, mit den Zinsen jenes Kapitals im Interesse des Pfarrers die Kosten aller Prozesse zu bestreiten, welche zwischen den künftigen Pfarrern und den Äbtissinnen geführt werden würden. Jetzt hat man von den Zinsen ein neues Pfarrhaus für die dortige katholische Gemeinde erbaut. Kurz darauf trafen wir in Paderborn ein, wo ein Gefängnis mit etwa hundert Personen besteht; alles auch hier in großer Verwahrlosung! Paderborn hatte ich mir im übrigen viel interessanter gedacht; es ist bekanntlich einer der Hauptsitze der römischen Hierarchie in Westfalen. Klöster, Jesuitenkirchen, barfüßige Franziskaner in ihren groben Kutten erinnern sehr bald daran. Das Gefängnis und der Dom waren das einzige, was uns dort beschäftigte, so daß wir heute schon wieder abreisen konnten, um abends in Bielefeld einzutreffen. Noch in derselben Stunde begaben wir uns auf den Sparenberg. Es galt die dort oben befindliche Gefangenenanstalt mit etwa hundertfünfzig Gefangenen zu besichtigen und zwar wesentlich auf Veranlassung des Oberkirchenrats, der von uns ein Gutachten nebst Vorschlägen wegen Behandlung der kirchlichen Bedürfnisse der dort Detinierten haben will. Auch hier ein scheußliches Gesindel von Menschen, das sich seit 1848 von fünfzig auf weit über hundert Köpfe vermehrt hat — alles ohne geistliche Pflege und Hilfe. In dem einen Zimmer, das von zwanzig Kerlen besetzt war, hielten sich neunzehn für unschuldig verurteilt und nur einer für schuldig. So ist es aber gewöhnlich allerorten. Seit drei Jahren ist auch hier der Regierungsbeamte, der die Aufsicht zu führen hat, nicht erschienen. Diese Gefängnisse sind die größte Ironie, die der Staat gegen sich selbst aufgerichtet hat; er verhöhnt sich selbst in ihnen. Der Sparenberg ist eine alte Burg, die hoch über Bielefeld hervorragt mit einer wunderschönen Aussicht über eine große Strecke des westfälischen Landes. Die jetzigen Herren vom Sparenberg genießen stündlich die in ihrer Art einzige Aussicht, die das reiche Bielefeld mit seiner zum Teil blutarmen Umgebung beherrscht. Ich erinnere Dich an das, was ich Dir schon über Brackwede schrieb.

Magdeburg, den 16. August 1852.

Von Bielefeld brachte uns die Eisenbahn in einer Viertelstunde nach dem öden Herford, wo ich auf der Post Briefe fand. Das Gefängnis mit seinen mehr als fünfhundert Gefangenen war ein deutliches Abbild des stumpfen, fast achtzigjährigen Direktors und des rationalistischen

Pastors, der das Amt am Strafhause neben einem Gemeindeamt verwaltet. Einige Gefängnisbilder mußten sich der Seele tief einprägen. In einem der Zimmer wurden acht schwer Gekettete nachts noch besonders am Boden befestigt; so gefährlich waren diese Räuber und Mörder; man wußte sich vor ihren Unthaten nicht anders zu schützen, zumal es an sogenannten Einzelzellen fehlte. Auch den berüchtigten B. sah ich, der noch im Untersuchungsarrest in Ketten liegend mit infernaler Begeisterung seine Unschuld beteuerte und an das Gewissen der Richter appellierte, ihm, dem gichtischen Mann die Ketten abzunehmen. Er wird wahrscheinlich lebenslänglich verurteilt werden. Ein Dritter lag in einem unterirdischen Gelaß halb nackt auf seinem Strohsack und ist seit lange nicht mehr zu bewegen aufzustehen und sich anzukleiden. Ein bejammernswertes Bild war auch die mit Brosche und schönen Kleidern allein sitzende Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Minden, ein blühendes Angesicht mit einem Herzen, das sich nicht gefürchtet hat, ihr kaum gebornes Kind zu morden. Sie war eine Quäkerin und schon insofern eine einzigartige Erscheinung in diesem und vielleicht den meisten Zuchthäusern. Ich sagte ihr von einer Glaubensgenossin, der Elisabeth Fry, und was diese in den Gefängnissen verkündigt habe und auch ihr noch heute verkündige. Da beugte sich doch der freche und schamlose Sinn für einen Augenblick. Nachdem wir noch den Nachmittag mehrere Stunden ohne besondere Ausbeute mit dem Gefängnisgeistlichen zugebracht und vergeblich versucht hatten, auch den andern Anstaltsgeistlichen zu treffen, fuhren wir mit Extrapost landeinwärts bis Preuß. Oldendorf. Wir kamen dort um Mitternacht an. Alles lag im tiefsten Schlaf. Der Apotheker, zugleich Gastwirt, nahm uns auf und bettete uns in der That über alles Erwarten gut, was ich dadurch aufklärte, daß er den einen von uns für einen Prinzen, den andern für einen Präsidenten und den dritten für einen Pastor gehalten, was ebenso ergötzlich war wie am andern Morgen mein Rencontre mit dem Dorfbarbier, der mich in Angst versetzte, eine Scene erleben zu sollen wie die, welche ich vom alten Kottwitz über Matthias Claudius gehört, der sich in Mölln buchstäblich hatte über den Löffel barbieren lassen sollen. Alsbald hatte sich das Gerücht unserer Ankunft am Ort, der neunhundert Einwohner zählt, verbreitet, und schon um sieben Uhr morgens kam Pastor Rothert, dann immer mehr und mehr Leute — nach einer Stunde war es ein großer Haufe Menschen geworden, die im Rathause zu Pollertshof zusammengekommen waren. Da ich unserm Bruder Temming geschrieben hatte, daß ich eintreffen würde, waren bald auch mehrere Lehrer der Umgegend signalisiert, denen sich nachher Bauern aus der Nachbarschaft und aus

dem nahen Hannöverschen angeschlossen hatten, alles liebe, fromme Leute, unter denen einem herzlich wohl ward. Der Pollertshof liegt gar schön und ist eine einfache westfälische Bauernwirtschaft mit jetzt elf Kindern. Gern wäre ich noch den Sonntag geblieben, aber es ging nicht. An diesem Tage sollte im Rathause eine Versammlung des sogenannten Jünglingsvereins, aus lauter Bauernknechten der ganzen Umgegend bestehend, stattfinden, natürlich mit Posaunenchören, woran es bei dergleichen Festen in Westfalen nicht fehlen darf. Wir mußten aber weiter, und unter einer großen, immer noch wachsenden Schar von Freunden verließen wir um elf Uhr den lieben heimischen Ort, den einzigen, der einen rechten Einblick in westfälische Verhältnisse hatte thun lassen, da er von der Eisenbahn entfernt liegt und naturwüchsige Menschen in sich birgt. Viel zur Charakteristik der dortigen geselligen Verhältnisse teilte uns noch der Arzt mit, der uns eine Stunde Wegs begleitete.

Im Vorbeigehen wurde noch das Gefängnis in Lübbecke besehen. Dort hörten wir viel über die kirchlichen Nöte. Die durch den letzten Erlaß des Oberkirchenrats veranlaßte Gegenbewegung stört alle Gläubigen im Lande und droht, besorgniserregende Kämpfe gegen die oberste Kirchenbehörde hervorzurufen; die Bewegung geht durch die ganze Provinz. Mittags trafen wir in Minden ein. Von dort ging's über Hannover nach Braunschweig.

Ein bleibendes Bild westfälischen Wesens habe ich besonders an zwei Stellen in mich aufgenommen, in Münster und in Preußisch Oldendorf, dort das städtische Leben mit stark ausgeprägtem römischen Charakter im Kampf mit dem evangelischen Kirchenwesen, welch letzteres nur schüchtern auftreten darf, hier das ländliche Leben in rein evangelischer Bevölkerung im Kampf mit dem von Hannover herüberdringenden Afterluthertum und zugleich hineingezogen in jene ratlose Verlegenheit, welche das eigene oberste Kirchenregiment durch seine neuesten Verfügungen angerichtet hat, ohne auf das gewordene Glaubensleben in den dortigen Gemeinden Rücksicht zu nehmen. Dabei aber herrscht hier eine große Innigkeit und Einfachheit, die sich innerhalb der Gemeinden in kleinen Gemeinschaften verkörpert und dem Ganzen den Charakter einer wirklich christlichen Bevölkerung aufdrückt. Namentlich vereinigen sich in dem Teil Westfalens viele christliche Lehrer mit der Arbeit des Predigers, die vielfach in einem patriarchalischen Verhältnis zu ihren Gemeinden zu stehen scheinen. Über das ganze Land hin sind die vielen nicht geschlossenen Dörfer eine Eigentümlichkeit. Da die auseinandergestreuten Häuser, soweit ich sie gesehen, nur klein sind, dazu mit roten Ziegeln statt mit Stroh bedeckt, auch ohne große Baum-

umpflanzungen und ohne Tagelöhnerwohnungen ringsum, so machte das Ganze nicht gerade die Vorstellung von Wohlhabenheit, die dennoch thatsächlich dort herrschen soll. Wie ganz anders präsentiert sich da das Land der Friesen im Lande Hadeln und Wursten mit seinen stattlichen bäuerlichen Edelhöfen, wo der aristokratische Bauernpalast mit Stroh gedeckt unter weitschattenden Lindenkronen inmitten der weiten Feldfluren und Wiesen, die von reichen Herden erfüllt sind, die Wohnungen der Heuerlinge um sich vereinigt!

Am Sonntag vorher hatte ich in Münster zum großen Ärger der Protestanten eine Predigt in der sogenannten Jesuitenkirche gehört und einem in seiner Art protestantischen Gottesdienst beigewohnt. Es ist merkwürdig, wie viel jetzt die Römischen zu predigen anfangen und wie sehr sich die Bevölkerung zur Predigt drängt. Die Kirche in Münster war an jenem Morgen so gedrängt voll, daß die Menschen buchstäblich bis vor der Kirchthür standen. Die Rede des jungen Priesters war eben eine „Rede" und nur halbwegs eine Predigt über den verlesenen Text. Ein Vers des Textes aus dem Gleichnis vom ungerechten Haushalter veranlaßte ihn zu dem Thema, daß Gott zu dienen das notwendigste aber auch das nützlichste Geschäft sei (!). Die schlecht memorierte Rede war mit hundert Anekdoten erfüllt (ich sage absichtlich Anekdoten), deren Übertreibungen und Lächerlichkeiten die Aufmerksamkeit der Andächtigen reizen sollten. Als Beweggrund zum „Gottdienen" kannte er nichts anderes als die Allmacht Gottes. Von der dankbaren Liebe gegen den Gott, der uns Seinen Sohn gegeben und in Ihm das Heil bereitet, keine Andeutung! Dagegen ein hohler Pathos priesterlicher Autorität, die droht und Gericht hält, ohne irgend eine Bitte der Liebe an den Sünder, der der Erbarmung bedarf. Vor und nach dieser Predigt deutscher Gesang, aber wie dürftig! Im Gesangbuch fand ich auch hier wieder eine ganze Reihe evangelischer Kirchenlieder, „Jesus meine Zuversicht" und ähnliche.

Das Gefängnis in Halberstadt mit seinen mehr als hundert Übelthätern hat uns den ganzen Sonntagnachmittag beschäftigt. Der Kreisgerichtsdirektor Förster führte uns selbst. Auch in Halberstadt sind die Zustände bitter schlecht. Das ganze Personal wird hier in der nächsten Woche weggeschickt werden. Bis vor fünf Monaten waren alle Gefangenen hier vollständig unbeschäftigt. Neben dem Gefängnis liegt eine Kirche, die der Magistrat der unter Wislicenus stehenden Freien Gemeinde eingeräumt hatte. Da hat aber der Direktor die Freie Gemeinde, der ohnehin der Prozeß gemacht ist, zum Tempel hinausgejagt und die Kirche in einen großen Spinnsaal für Gefangene verwandelt. Oben auf dem Chor sitzen die Weiber, unten die Männer.

Sonntags sitzen die hundert Männer müßig, und es konnte wenig Freude machen, als wir beim Vorübergehen an einem der Kerker, die wir vor einer Viertelstunde besucht hatten, ein lustig Freiheitslied hörten, das die Gefangenen miteinander angestimmt. Als die Thür geöffnet und vom Direktor dazwischen gefahren wurde, gaben die armen Sünder als Entschuldigungsgrund an, sie hätten gemeint, wir seien schon längst wieder zum Gefängnis hinaus. Prügeleien in diesen Räumen sind nichts Seltenes. In einem dunkeln Zimmer fanden wir einen Jungen zusammen mit einem verlumpten Baron von St., der tags zuvor als Vagabund eingebracht und ein im ganzen Lande bekannter Landstreicher war.

Magdeburg, den 18. August 1852.

Nachdem wir gestern von Herodes zu Pilatus und umgekehrt gewandert waren — alles war verreist —, gingen wir endlich direkt ins Gefängnis mit seinen anderthalbhundert Detinierten, worunter sich etwa fünfzig Untersuchungsgefangene befanden. Es war eine denkwürdige Stunde, namentlich durch meine Gespräche mit vier Mördern, von denen zwei Giftmischer waren, deren einer schon sechs Jahre davon geschwärmt hat, auf dem Schaffot zu sterben, um ein berühmter Mann zu werden. Der Entsetzlichste war ein hiesiger Kaufmann, der wohl zehnmal Menschen ums Leben gebracht hat, — der Gefährlichste aber ein gewisser B., der noch wegen eines in Hamburg begangenen Mordes gerichtet werden soll. Der letzte, den wir besuchten, war der einundzwanzigjährige Schneider W., der einzige Geständige! Ich sagte ihm ein Wort des Trostes aus der Heiligen Schrift. Als wir die Zelle schon einige Zeit verlassen hatten, bat er dringend um meine Rückkehr, und ich blieb längere Zeit bei ihm. Er sah, daß ich ihn lieb hatte, und bat mich, ihn öfter zu besuchen und ihn zu trösten, er suche nichts als diesen Trost bei Gott; seine schreckliche Sünde könne er nicht sühnen. Ich habe ihm versprochen, seiner namentlich in meinem Gebet zu gedenken und ihn dem Geistlichen zu empfehlen, was bereits geschehen ist. Der Abgrund der Sünde ist in Magdeburg sichtbar und findet seinen tiefsten Bodensatz in diesem Gefängnis, wo haarsträubende Dinge geschehen. Den Abend brachte ich beim Generalsuperintendenten Möller zu, der Dich mit seiner Familie grüßen läßt.

Heute nachmittag geht es nach Großsalza zur Besichtigung des dortigen Zwangsarbeitshauses mit seinen etwa fünfhundert Insassen, worunter hundert Kinder.

Berlin, den 21. August 1852.

Die frühe Morgenstunde vor meiner Abreise benutze ich dazu, noch einiges über den Schluß dieser Reise zu notieren, auf der mir in den

sechs Wochen, die darauf hingegangen sind, von Gott und Menschen so viel Gutes zu teil geworden ist.

Früh in Magdeburg konnte ich noch Frau Konsistorialrat S. sprechen, die ich schon bei ihrem Vater in der Nähe von Bonn hatte aufsuchen wollen; sie ist eine Enkelin des alten Matthias Claudius. Läge es an mir, ich machte die Frau zum Konsistorialrat und den Mann zu seiner Frau. — Donnerstag mittag kam ich nach Brandenburg. Daselbst habe ich nach einander fünf verschiedene Gefängnisse gesehen. In dem großen Zuchthause mit über fünfhundert Gefangenen sind gute Elemente, die aber nicht zusammenpassen, sich vielmehr untereinander beißen und fressen. Der Direktor hat in seinem Amt das Ziel aller seiner menschlichen Wünsche erreicht, es ist die höchstmögliche Stufe, die er ersteigen kann. Der ihm nächste Inspektor glaubt mit einem derben Fluch mehr zu wirken als es ein Pastor mit hundert Predigten kann, und sieht mit seinem geknickten Demokratenhut nach dem Himmelreich eines Strafanstaltsdirektoriats, während Pastor G. sich in Leidenschaft gegen die christliche Oberaufseherin, Fräulein P., ein wackeres, tüchtiges Mädchen, verzehrt, die wiederum ihrerseits gegen diesen Herrn außer sich ist. Sie bezweifeln gegenseitig ihre Christlichkeit. Die Aufseher und Aufseherinnen — bis auf einige — betrügen, trinken u. s. w. Die Züchtlinge sind der Auswurf Berlins, namentlich die Weiber. Du kannst Dir denken, wie erquicklich und hoffnungsreich das alles ist. Und doch leuchtet dahinein — ein wahres Sonnenlicht, die Seele unseres Bruders Kramp, der inmitten dieses Unfriedens in Frieden und Ergebenheit den armen Gefangenen dient und mit dem ich einige schöne Abend- und Morgenstunden auf meinem Zimmer verlebt habe. Das ist ein Mann, wie er sein muß.

In dem auf dem Domhof befindlichen Gefängnis fand ich unter lauter Protestanten einige Katholische. Von den armen Gefangenen, die ich (ohne alle Beschäftigung und bereits monatelang eingesperrt) siebzehn Stufen unter dem Rathaus in einem Keller gefunden, erzähle ich nicht weiter. — Ein Gang in den alten Dom bot den Schluß all der architektonischen Herrlichkeiten, die ich auf meiner Reise gesehen. Das Chor der Kirche ist herrlich, die alte Krypta durch ihr hohes Alter merkwürdig. Wir befanden uns auf der Dominsel, an der Stelle, von der die Macht des Hauses Brandenburg ausgegangen, auf die jetzt das evangelische Deutschland zu sehen hat. Gott segne den König!

Unseren Jungen würden die alten Reliquien des Domes viel Spaß gemacht haben, namentlich Simsons Geldbeutel, ein Rest der

Schildkröte, von der auf der Hochzeit zu Kana die Suppe gekocht sein soll und dergleichen Tollheiten mehr, die der Pfaffentrug sich ersonnen hat.

Im September d. J. fand der Bremer Kirchentag statt, auf dessen Kongreß Wichern einen Vortrag „Über die Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen und der entlassenen Sträflinge" hielt. Vergl. die Verhandlungen des fünften deutschen Kirchentages zu Bremen, Berlin 1852, und den das Gefängniswesen behandelnden Band des vorliegenden Werkes.

Berlin, den 19. Oktober 1852.

Du hast gestern wohl in dem Coupé, in welchem ich fuhr, eine Dame bemerkt, die vorläufig nicht weiter Notiz von uns nahm. Auf der dritten Station hatte meine Lektüre in Macaulays Geschichte von England bereits ein Ende, weil sich mit der Unbekannten ein Gespräch entspann, das sie nicht schien vermeiden zu wollen. Es war die Tochter des General von Wolf, jetzt Witwe, die, ich weiß nicht woraus, richtig auf meinen Namen geschlossen hatte. Ihr Vater war kommandierender General in Königsberg, zuletzt Direktor im Kriegsministerium in Berlin gewesen. In ihr reflektierte, zumal ihre Söhne Offiziere sind, die tiefe Mißstimmung des preußischen Militärs über die auswärtige preußische Politik, wie ich davon schon oft Zeuge gewesen bin. So verging die Reise nach Berlin ohne Lektüre, die ich ungern entbehrte, ziemlich rasch. Ich bin bei Geheimrat Kühne abgestiegen. Der Unruhe des Geheimen Rats hält die stille Liebenswürdigkeit meiner Wirtin vollkommen das Gleichgewicht. Aus meinem Zimmer trete ich auf einen Balkon, von dem aus ich einen großen Überblick in das schöne grüne Laubgewölbe des Tiergartens habe. Es war prächtig, als heute morgen die Sonne aufging und mit ihrem frischen goldenen Lichte das mannigfaltige Grün überstrahlte. Die bräutliche Tochter — sie wird einen Forstmann heiraten — spielt trefflich Beethovensche Musik; sie hat mich heute durch die Sonate cis Dur hoch erfreut. Das Schlußpresto ist voll Beethovenscher Wildheit, die so schön ist. Die andere, schon verheiratete Tochter sah ich gestern mit ihrem liebenswürdigen Mann, dem jüngeren Stobwasser, früher Künstler in Düsseldorf, nach dem Tode des Vaters Besitzer der großen Stobwasserschen Fabrik.

Viel Erfrischendes erfuhr ich gestern von unserm von Mühler, zunächst über die beiden Märtyrer[1]) des evangelischen Glaubens in Florenz,

---

[1]) Näheres über das Ehepaar Madiai s. in Hases Kirchengeschichte III, S. 683, P. Gelzers Protest. Monatsschrift Heft III, Evangel. Kirchenzeitung Jahrgang 1852, S. 102 ff., Fliegende Blätter Jahrgang 1853 S. 38 ff. Vergl. auch den Brief Wicherns vom 1. März 1853.



die sich zum Protestantismus bekannten und für die sich am letzten Kirchentag die Teilnahme so lebhaft geäußert hatte. Die Zeitungen haben schon berichtet, daß sich infolge der durch ganz England ins Werk gesetzten Agitation drei englische Deputierte nach Florenz begeben haben, denen sich aus Frankreich, Holland, Deutschland angesehene Männer, Vertreter großer Gesellschaften, angeschlossen haben. Von hier aus hat sich der engere Ausschuß des Kirchenrats beteiligt. Der König hat von Bethmann-Hollweg aufgefordert, in seinem, des Königs Namen mitzugehen. Da der König aber gebeten wurde, um der Politik willen üblen Schein zu vermeiden, ist an von Bethmann-Hollwegs Stelle Graf von Arnim-Blumenberg getreten. Wahrscheinlich schließt sich auch noch Graf Pourtalès an. Die vereinten Deputationen aller großen protestantischen Völker Europas wollen sich im Namen der protestantischen Kirchen und ihrer Fürsten an den Großherzog wenden. Sie werden für diese Märtyrer ihres und unsers Glaubens ein Wort einlegen und denselben jedenfalls den Trost der Gemeinschaft ihrer Kirche bringen. Ich weiß, das freut Euch auch. Ihr entsinnt Euch der tiefen Bewegung auf dem Kirchentag, als von Bethmann-Hollweg das Leiden dieser Geschwister vorlegte und zur Fürbitte aufforderte.

Bei Mühlers war es gestern abend gar lieblich; wir sind darüber einig geworden, daß beide uns nächsten Frühling auf einige Tage besuchen, wozu ich sie auch in Deinem Namen einladen konnte, nicht wahr? Sie grüßen Dich herzinnigst. Die antike Schönheit der Frau neben dem teuren, edlen Freund, der die ganze Last und Arbeit der preußischen Kirche trägt, wird unserm Hause einen schönen Frühlingstag bringen.

Heute war's nun recht bunt, aber doch so, daß alles in schöner Einheit zusammenstand. Ich habe die Aufgabe, nach und nach die Spitzen der Regierung für die Gedanken, die ich wegen der Zukunft der Gefängnisse hege, zu gewinnen. Außer dem Minister der Justiz und der Finanzen, denen beiden ich noch nicht näherkommen konnte, lag mir namentlich daran, dem Oberkirchenrat, dem Minister des Innern und dem des Kultus meine Gedanken nahezubringen und zu versuchen, wie weit auf deren Mitwirkung für die Zukunft zu rechnen ist, damit ich nicht ins Ungewisse arbeite. Im Oberkirchenrat habe ich bereits die Zusage der Mitwirkung von drei sehr einflußreichen Mitgliedern erhalten; auch erhielt ich heute noch die des Präsidenten von Uechtritz. Die beiden Minister von Raumer und Westphalen habe ich heut sehr ausführlich sprechen dürfen, und Gott hat es gegeben, daß auch sie rascher, als ich es zu wagen hoffte, auf meine Wünsche eingegangen sind. Wenn der Herr die Bildung neuer kirchlicher Korporationen

unter solcher Mitwirkung gelingen läßt, wächst mir die Hoffnung, nicht vergeblich zu arbeiten. Von den verschiedensten Seiten, auch vom König aus, der sich gegen die Minister sehr ernst schriftlich ausgesprochen hat, drängt alles auf diesen einen Punkt hin. Es soll Ihm, dem Herrn, befohlen sein.

Berlin, den 20. Oktober 1852.

Ich wollte, ich hätte Zeit, Dir so ausführlich, als ich es gehört, von der Kirchenvisitation zu erzählen, die im Kreise Nimptsch stattgefunden hat. Sie hat nur eine Superintendentur umfaßt, muß aber für die Gemeinden von reichem Segen gewesen sein. Von Mühler hat mir eingehend davon erzählt. Die vier Prediger, namentlich ihrer drei, haben mit Geist und Feuer in den Kirchen aller Dörfer gepredigt. Die Kirchen haben die Menschen nicht fassen können; von einer Kirche sind immer Hunderte in die zweite und dritte gegangen. Die Ansprachen der eigentlichen Visitatoren an die Gemeinden sollen ergreifend gewesen sein. Einer der Punkte, die immer wieder in den Vordergrund gestellt und ans Herz gelegt wurde, betraf die Hausandachten. Aus den höchsten Ständen der dortigen Patrone und Gutsbesitzer sind die Zeugnisse des Segens eben so laut geworden wie aus denen der Hüttenbewohner und Schulen, auf die man ein ganz besonderes Augenmerk gehabt hat. Auch das betreffende Gefängnis wurde besucht und der betreffende Ortsgeistliche beauftragt, sogleich Bibeln anzuschaffen. Die Visitatoren haben wie Brüder zusammengehalten. Sie haben stets zusammen gewohnt und haben sich als eine Familie betrachtet, haben täglich ihr Morgen- und Abendgebet gemeinschaftlich gehalten und Gott um Segen für ihren Dienst an den Gemeinden angerufen. Merkwürdig war teilweise die Stellungnahme der Katholiken zur Visitation. Die katholischen Gemeinden haben die Visitatoren als ihre erwünschten und gefeierten Gäste betrachtet, wohl ein Zeichen davon, wie wenig man gewußt, um was es sich handelte; ja, es ist geschehen, daß die katholischen Gemeinderäte die Visitatoren feierlich begrüßt und daß die Katholiken in den Gemeinden teilweise am eifrigsten die evangelischen Kirchen mit ausgeschmückt haben! Ich vermute, dem wird die Klerisei, und mit einem gewissen Recht, bald Einhalt thun; hatte doch schon zur Zeit der Visitation der katholische Erzpriester der Diözese die Priester derselben zu einer Konferenz zusammengerufen, wie es scheint, aus Schrecken über das, was er gesehen hat. Die Visitation fand nämlich in derselben Gegend statt, wo die Katholischen vordem ihre Missionen gehalten, von denen so viel Redens war; jetzt zeigt sich in der dortigen evangelischen Kirche die gleiche Bewegung, indes wird sie

wegen ihres größern innern Gehalts eine noch tiefer gehende gewesen sein. Was wird daraus werden? Den Schluß der Visitation bildete eine große Abendmahlsfeier in der Hauptkirche der Superintendentur. Außer den Visitatoren haben daran alle Patrone, alle Gutsbesitzer mit ihren Familien, die Kirchenvorsteher aller Kirchen der Diözese und Hunderte von Familiengliedern teilgenommen. Es ist wohl bemerkenswert, daß die Zeitungen von diesen Dingen absolut gar keine Notiz genommen haben. Es erklärt sich das aus der innern Teilnahmlosigkeit an unserer Kirche, während jeder Anlaß, um ihr wehe zu thun, wahrgenommen wird.

Mit unserm neuen Oberpräsidenten von Senfft-Pilsach, den ich hier ganz unerwartet getroffen, habe ich gestern einige Stunden zugebracht. Er läßt Dich aufs herzlichste grüßen und lebt wie immer mit uns fort. Wenn irgend möglich, so wollen wir uns bei meiner Rückkunft aus Westpreußen in Hinterpommern treffen, falls sich das zugleich mit seinen Oberpräsidialgeschäften vereinigen läßt, so daß wir dann die Reise wenigstens teilweise zusammen machen werden. Jedenfalls gehe ich nach Cramenz, zumal ich rund um Cramenz vier unserer Brüder zu besuchen habe.

Der Fürst von Pleß ist wirklich am fünfzehnten nach Hamburg gereist, um mich zu sprechen, hat aber schon in der Stadt, ohne nach dem Rauhen Hause gegangen zu sein, erfahren, daß ich hier sei. Ich habe mit ihm die Warschowitzer Angelegenheit — wenigstens soweit er damit zu thun hat — erledigen können. Mit den oberschlesischen katholischen Typhus-Waisenanstalten steht es traurig! Die Geschichte ist lehrreicher als irgend eine. Sie läßt erkennen, wie unfähig die Bureaukratie ist und wie viel sie auf ihrem Gewissen hat. Darüber ist hier Lamento bei allen.

Berlin, den 21. Oktober 1852.

Du siehst, ich bin noch immer hier; erst heute abend gehe ich nach Stettin und von da morgen früh nach Bromberg. Drei Stunden davon liegt Koronowo, wo ich ein größeres Zuchthaus besehen muß. Ich denke Montag nach Königsberg weiterzugehen. Die letzte Woche des November will ich dann wieder in Berlin zubringen. Es haben sich hier so viele Thüren aufgethan, daß es mir leid thut, nicht noch weiter hineingehen zu können. Je mehr mir klar geworden ist, auf welchem positiven Wege das kolossale Werk der Neubildung der Gefängnisse mit Erfolg angefaßt werden kann, desto wichtiger ist es, die entscheidenden Stellen zu gewinnen, deren Zustimmung und Mitwirkung gefunden werden muß, ohne die all meine Wünsche in der Luft schweben. Mit das Wichtigste ist mir die Anerkennung, daß das

ganze Prinzip, nach welchem bisher das Personal gewonnen wurde, nämlich das der Civilversorgung für Militärpersonen, falsch und ungenügend ist, und daß an dessen Stelle ein Neues geschaffen werden muß, wofür es keinen andern Namen giebt als „Kirchliche Korporation für das Gefängnis". Das ist eine Losung, auf die Staat und Kirche hören müssen, zugleich aber eine Losung zum Kriege, in welchem es die Verbindung der Besten unter dem Schutz der Mächtigen gilt. Ließe Gott dergleichen gelingen, so wäre dies der Anfang für vieles andere Neue im Umfang der Kirche. Zu meinem Erstaunen finde ich die Herzen und Gedanken aller, denen ich meinen Plan vorgelegt, offen, auch wo sonst das Verständnis für dergleichen fehlte. Der Bankerott mit dem bisherigen System ist so groß, die Zukunft so leer und dunkel, die Fähigkeit, Neues zu schaffen, so fern und der Mut zum Anfassen so matt, daß dies Wort, wohin es gekommen, auf dem dunklen Hintergrund der Wirklichkeit wie ein Blitz geleuchtet hat. Es gilt die Aufstellung einer organisierten christlich-kirchlichen Armee zum Angriff gegen die Schlupfwinkel und Festungen des Bösen und der Sünde. Es gilt den thatsächlichen Beweis, daß unsere teure evangelische Kirche sich nicht ausgelebt hat, sondern erst recht zu leben anfängt. Heute habe ich den Finanzminister v. Bodelschwingh kennen gelernt und auch ihn, was von großer Wichtigkeit ist, willig gefunden, auf solche Gedanken einzugehen. Der Hauptkampf wird später mit dem Kriegsminister zu kämpfen sein. Es ist bereits festgestellt, daß nach meiner Rückkehr eine Sitzung der betreffenden Minister, nämlich der des Innern, des Kultus, der Finanzen und der Justiz stattfinden soll, in der ich diese Dinge mündlich vortragen werde. Nur muß sich noch der Oberkirchenrat beteiligen.

Unser Freund von Senfft-Pilsach geht mit schwerem Herzen in seine Oberpräsidentur. Gott segne ihn. Er wird ein Oberpräsident werden wie wenige. Selten finden sich Klugheit und Einfalt in dem Maße wie hier vereinigt.

Stettin, den 23. Oktober 1852.

Donnerstag abend hätte ich unser Linchen neben mir gewünscht. Mühlers hatten einige Freunde gebeten und die Auswahl derselben besonders auf Veranlassung einer Unterhaltung, die wir über Musik gehabt, getroffen. So war die Familie des seligen Winterfeld da, dem die Kirche so viel, namentlich die Wiederauffindung des rhythmischen Choralgesangs dankt, dann Dr. Wettin und der Geh. Rat Schede mit seiner Frau, lauter Freunde und Praktiker in alter klassischer Musik. Dr. Wettin hatte sein prächtiges Äolodikon bringen lassen,

dessen hauchende Töne aus silbernen Zungen vermittelst einer Klaviatur entlockt werden; er selbst hat das Instrument wesentlich vervollkommt; es existieren deren nur drei, und in dieser Vollkommenheit nur dieses eine. Auf diesem Zauberinstrument, dessen Töne jeder Schwellung fähig sind und auf einem demselben sich anschließenden Flügel wurden die schönsten Bachschen Fugen und andere alte, ernste Musik gespielt. Es war Mitternacht geworden, ehe wir es ahnten. Überhaupt hat mir Berlin diesmal so viel Liebe und Einblicke in glückliches Familienleben geboten, daß ich mehr als je mit der sonst so eisigen Stadt ausgesöhnt bin. Es ist auch recht, daß sich die Familien gegenüber dem öffentlichen, politischen und kirchlichen Hader mehr in sich abschließen. Berlin bleibt dann um so sicherer der Herd des geistigen Lebens in unserm protestantischen Vaterlande.

Da kommt mein Pastor Viol; die Stunde der Abreise ist da. Schicke alle Briefe nach Königsberg.

Bromberg, den 25. Oktober 1852.

Eben geht Stadtrat Franke weg, auf dessen Gut unser Bruder Diedrichsen eine kleine Waisenanstalt leitet. Als Magistratsmitglied, hat er mich eine Stunde lang über die hiesigen städtischen Verhältnisse unterhalten, in denen sich ebenso viele Schwierigkeiten finden wie in großen Städten. Bemerkenswert ist hier das deutsche Element, das zugleich das evangelische ist. Beide kommen immer mehr zum Übergewicht. Die Evangelischen haben aber kein Bewußtsein der Verantwortlichkeit und Verpflichtung, weil der rechte Geist, der eigentlich die Evangelischen zu Evangelischen macht, fehlt. Im Jahre 1772 kamen die ersten Evangelischen aus Veranlassung des Kanalbaues nach Bromberg. Jetzt zählen sie in Bromberg und Umgebung zwanzigtausend. Diese zwanzigtausend Evangelischen bilden eine Gemeinde, für die nur ein Geistlicher, Konsistorialrat Romberg, existiert; dabei wird der Zuwachs täglich größer. Der Magistrat besteht ohne Ausnahme aus Evangelischen; trotzdem ist er Patron der katholischen Kirchen und Gemeinden! Für die evangelische Kirche hat er keine Verpflichtung, diese liegt bei der Regierung, die wieder aus lauter oft durchgehenden Beamten besteht, die sich natürlich um nichts kümmern. Trotz der Jugend der evangelischen Bevölkerung ist dieselbe — und vielleicht grade deswegen — in materieller Beziehung oben auf. Die Evangelischen sind hier wie in ganz Deutschland die Wohlhabenden, die Katholischen die Ärmeren.

Hier in Bromberg lernte ich die Spitzen der Schulverwaltung, der Justiz, der Verwaltungsbehörde u. s. w. kennen, Männer, die als ebenso viele geöffnete Fenster angesehen werden können, durch welche

sich ein Einblick in die Verhältnisse des ganzen, sehr bedeutsamen Regierungsbezirks gewinnen läßt. Die materielle Entwicklung und das Gedeihen desselben sonst ist zukunftsreich. Güter, die noch vor wenig Jahren für 10000 Rthlr. gekauft wurden, werden mit 400000 Rthlr. wieder verkauft. Die bäuerlichen Verhältnisse gehen denselben günstigen Weg, und das alles trotz der Sperre der russischen Grenze, die freilich von Tausenden von Überläufern überschritten wird, die Preußen gern behält, wie die Russen nach deutschen Gutsbesitzern verlangen, die durch den Cordon der Grenzkosaken gemächlich ihren Einzug halten können. Dabei verdrängt das deutsche, d. h. zugleich das evangelische Element das polnische oder katholische, wenigstens in Städten wie Bromberg. Die äußere Kultur schreitet langsam, aber sicher fort. Dagegen bleiben die Schul- und kirchlichen Angelegenheiten liegen; an eine Pflege derselben ist kaum zu denken. Hunderte von Schullehrern haben keine Einnahme über 50 und 60 Rthlr. Tausende von Kindern besuchen überhaupt keine Schule, und lebendige Predigt des Evangeliums — wo ist sie zu finden?! Vertrauen zum Kirchenregiment fehlt, die Evangelischen beklagen sich über Bevorzugung der katholischen Kirche. Politisch finde ich hier viel Mißstimmung gegen die Politik Preußens nach außen. Man höre die Stimme der Offiziere und selbst die der obersten Beamten! Zu den Wahlen (ich war grade am Tage der Wahlen in Bromberg) waren alle Beamte der Justiz, des Militärs und der Verwaltung befohlen worden, sonst waren wenige Wähler da.

Von unserm Bruder Diedrichsen habe ich mir auf der Herfahrt die Stellen bezeichnen lassen, wo er selbst so segensreich kolportiert, die Heilige Schrift verkauft und Tausenden von Arbeitern — auf einem Kirchhofe, unter einigen Linden, in einer Kasematte oder einem Birkenwäldchen — das Evangelium gepredigt hat. Der Herr hat unsern Centralausschuß da zu einer Gnadenarbeit gebraucht, auf die die Welt und die, welche nicht von der Welt sind, bis dahin nicht geachtet haben. Vor dem Auge des Herrn aber wird die Arbeit nicht verloren sein. Es ist ein Volk von Nomaden, das sich hier zu Tausenden aufgehalten hat. Vor allem ist es ergreifend, an Ort und Stelle zu vernehmen, wie dankbar die armen Menschen das Wort der Gnade aufgenommen haben.

In der hiesigen Strafanstalt, dem Korrektionshause und dem Kreisgefängnis habe ich mich unter mehr als fünfzehnhundert Gefangenen umzusehen und damit viel zu thun. Doch ist alles so eingerichtet, daß ich auf der Reise nach Königsberg noch sehr vieles andere kennen lernen werde. Diedrichsen hilft mir dazu. Ich habe ihn für heute vorausgeschickt, um mich in der Weichselniederung auf einigen Höfen

der Mennonitenkolonieen anzumelden, in denen ich morgen nacht zu herbergen gedenke, um dann, so Gott will, endlich am Freitag in Königsberg anzukommen.

Ähnliche Verhältnisse wie in Bromberg habe ich auf einem Abstecher nach Polnisch-Krone gesehen, wo vor noch wenigen Jahren erst fünf evangelische Hausbesitzer existierten; jetzt sind's deren hundert und mehr; die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder überhaupt beträgt dort viertausend. Auf meiner Fahrt nach Polnisch-Krone, wo ich gern den Sonntag im Gefängnis zubringen wollte, war nichts anderes zu sehen als Wälder und öde Gegenden. Die Kultur steht hier erst im Beginn. Hölzerne Häuser mit Strohdächern stehen ohne weiteres auf den kahlen Feldern; daneben kein Baum, kein Strauch, auch kein Stall, denn die Leute haben die Schweine bei sich im Wohnzimmer. Ich kehrte abends auf der Rückfahrt hierher im Kruge eines solchen Dorfes ein. Es wurde nur polnisch gesprochen. Einige Bauern, meist stämmige Kerle mit Pelzkappen und großen Schnurrbärten, saßen um ein nieder gebranntes Talglicht beisammen. Preußen sind diese Polen durch und durch und entschiedene Feinde der Nationalpolen. „Wir sind selbst Herren", sagen sie, „und danken das den Königen Preußens". Bauern, wie die dort anwesenden, besitzen fünfhundert, neunhundert, auch wohl fünfzehnhundert Morgen Acker. Es hat etwas Erfrischendes, so den Anbruch der Kultur zu sehen. Wenn alles noch mehr in den Gang gekommen sein wird, ist hier noch Platz für eine ungeheure Menge Menschen. Unser Begleiter im Postwagen, ein früherer Forstmann, jetzt Holzhändler, der die ganze Gegend kannte, war als Cicerone sehr interessant, sonst war er ein — Esel. In den Dörfern sahen wir eine Menge Holzhäuser, deren Thüren an der Front mit weißen Kalkflecken in der Größe eines Tellers bedeckt waren. Der Sinn ist ein origineller. Diese Flecken an den Häusern bedeuten, daß in denselben eine Tochter zu verheiraten ist; sie sind buchstäblich Aushängeschilder für Heiratslustige. Die ausgelöschten Flecken bedeuten, daß die Unterbringung geglückt ist. An dergleichen Sonderbarkeiten und volkstümlichen Sitten fehlt es hier nicht. Man bekommt's nur schwer zu sehen und zu hören, namentlich wenn man kein Polnisch versteht.

Das kleine Polnisch-Krone liegt in überraschend schöner Landschaft. Es war also ganz in der Ordnung, daß sich die Mönche hier ein Kloster bauten. Nach der Säkularisierung hat man aber mit dem Kloster nichts Besseres zu thun gewußt, als es in ein Zuchthaus für über fünfhundert, meist katholische Gefangene umzuwandeln. Die Gefangenen waren meist sehr stupide. Alles war überfüllt, dennoch sollen in den überfüllten Räumen noch über hundert Sträflinge mehr aufgenommen werden.

Königsberg, den 30. Oktober 1852.

Endlich habe ich das erste Hauptziel meiner Reise erreicht. Der Weg hieher ist doch weiter, als ich geglaubt hatte. Dazu ist es hier Winter. Als wir in die Nähe von Braunsberg kamen, fanden wir alle Felder mit Schnee bedeckt, ebenso sehe ich jetzt auf weiße Dächer, und in den Straßenwegen ist alles hart gefroren; aber mit meinem Herzen bin ich Euch nicht fern, und da giebt es auch kein Eis, und was an Eis sich findet, weiß die Sonne des Lebens bald wieder zu schmelzen. Es war mir in mancher Beziehung schon lieb, gestern so viel in der Stille bleiben zu können — in den Ecken des Eisenbahnwagens und der Postkutschen. Für meine Umgebung bin ich dann wie nicht da; sie mögen meinen, ich sei im Schlafe, während ich so erst recht aus dem Geiste schöpfen und mich sammeln kann. Gestern bin ich in dieser Weise den allergrößten Teil des Tages ganz zu Hause und namentlich im Gespräch mit Dir gewesen und habe so unsern siebzehnten Hochzeitstag begangen. Ich hoffe, Du hast meinen Brief erhalten. Zum Schluß habe ich gestern abend spät noch mit einem Glase Wein auf Dein Wohl angestoßen, nachdem ich den viel kostbareren Wein, den der ewige Hochzeitsgast uns siebzehn Jahre lang geschenkt, reichlich getrunken habe. Er wolle all unser Gebet erhören und wird uns ferner mit Segen nahe bleiben. —

Den achtundzwanzigsten dieses Monats wurde mir eine rechte Freude zu teil. Ich konnte ohne viel Umstände und ohne wesentlichen Zeitverlust die Mennoniten in der Weichselniederung besuchen. Der Landkreis, in dem sie wohnen, gehört teilweise mit zur Gemeinde Graudenz. Den Nachmittag und die Nacht, die ich unter diesen lieben Menschen verlebt, wünsche ich allen, die nach einem Umgang mit einfältigen Christenmenschen verlangen, um unter den Thorheiten dieser Welt hier neue Kräfte für alle Arbeit zu finden. Um ein Uhr mittags verließen wir unter Begleitung einiger Prediger und einiger anderer Freunde die alte Weichselstadt, in der außer dem großen Getreidehandel nicht viel Gescheites zu finden sein mag. Übrigens liegt die Stadt schön; die sandigen Ufer erheben sich zu nicht unbedeutender Höhe, die für den, der es nicht gar zu genau nimmt, an Uferbilder viel schönerer Flüsse erinnern. Unweit der Stadt liegt die Festung, die einstige Burg der Deutschen Ritter, die hier das Christentum und seine Kultur nach ihrer Weise mit dem Schwert eingeführt haben. Die Zerstörung der Burg war das Werk der Bureaukratie, welche bekanntlich vor allem anderen mehr Respekt hat als vor der Geschichte. Um das Geld für das Baumaterial zu sparen, hat man dies geschichtliche Monument abreißen lassen, um so Steine zum Bau des neuen,

sehr schlechten Gefängnisses zu gewinnen. Einigen Sinn hätte es noch gehabt, wenn man das Schloß selbst zum Gefängnis hergerichtet hätte. Als Fortsetzung dieses würdigen Verfahrens ist anzusehen, daß man jetzt in Deutsch-Eylau das Filial dieses Gefängnisses in einem Reitstall aufzurichten gedenkt. Der herzlosen Justiz widerstanden mehrere Bogengänge, die noch eine Vorstellung von der Festigkeit des früheren Baues geben, namentlich ein ungeheuer Thurm von wohl hundert Fuß Höhe, der noch lange Zeit Zeugnis geben wird vom Glauben der Alten, daß das Heil der Völker nur in Christi Reich zu finden ist.

In der eigentlichen Weichselniederung haben die geistlichen Söhne Mennos Deiche gebaut und Gräben gezogen und so ihren Nachkommen eine Zukunft bereitet, in der dieselben auch die leibliche Not der Väter gänzlich vergessen mußten. Bruder Diedrichsen, den ich aus Bromberg mitgenommen, hatte alles vortrefflich eingerichtet. Der alte Vater Dirks wartete bereits mit seinen großen springenden Pferden, während ein zweiter für das Gepäck bestimmter Wagen von seinem Stiefsohn geführt wurde. Der Weg führte teilweise über die Deiche der Weichsel. Nach einer Stunde waren wir in der Wohnung des alten Dirks. Dirks ist Bauer, eine schöne, ja edle Gestalt mit blauem Auge. Die ganze Erscheinung im Äußern zeugt von Wohlhäbigkeit. Die Liebe und Brüderlichkeit des halbgreisen Landmannes gründen tief im Christentum. Er ist auch Prediger, oder wie sie hier sagen „Vermahner" der Gemeinde. Sein Stiefsohn, Peter Bartel, ist ebenfalls Prediger. Bald hielten wir vor Dirks Haus, worin jetzt sein Schwiegersohn wirtschaftet, gleichfalls Bauer und Vorsänger der Gemeinde. Er stand vor dem langen, reinlichen Gebäude, sehr festlich, d. h. in Hemdsärmeln; daneben seine Frau mit dem neunmonatlichen Mariechen auf dem Arm. Die junge liebliche Frau ist ein Bild bäuerlicher Einfalt und christlicher Unschuld. Sie küßte dem bekannten Unbekannten die Hand und führte ihn ins Haus. Es ging zunächst durch große Wohnzimmer, wo eine Menge Zinngeschirr an der Wand stand, dann durchs Schlafzimmer mit zwei Betten, hoch aufgemacht mit kleiner Überdecke, um das weiße Betttuch, wie es scheint, noch mehr hervorzuheben. In der Mitte der Überdecke sah man in roter Seide die Anfangsbuchstaben der Namen der Eheleute eingewirkt. Die Frau freute sich sehr, daß mir dies gefiel. Endlich kamen wir in die „Endestube", die sich hier in jedem größeren Bauernhause befindet, einen kleinen Ausbau. In dieser Stube wird „gasteriert", d. h. geherbergt; sie ist für Fremde und Freunde bestimmt. Hier war der Tisch gedeckt und die Wirtin erschien, uns zu bedienen. Die Männer mit Ausnahme des Wirtes setzten sich um den Tisch herum und begannen lebhafte Gespräche, die

sich auf die Kirche und das Reich Gottes bezogen und die ich möglichst auf ihre Gemeinde hinlenkte. Ich habe nachher noch alle ihre Vermahner kennen gelernt, an der Spitze den rüstigen Kopper, der „Haupt und Ältester der Gemeinde" heißt; er ist Führer des Ganzen und Verteiler der Sakramente. Sie alle machten mir einen unvergeßlichen Eindruck. Der Ernst, die Liebe und Weisheit, die Bildung, die lediglich Frucht des Evangelii ist, das alles verbunden mit größter Anspruchslosigkeit, hat mich tief beschämt. Wenn Du mich im Winter, Sonntag abends, erinnern willst, so will ich Euch mehr davon erzählen; jetzt geht es nicht. — Nach einer Stunde fuhren wir noch weiter in die Weichselniederung hinein. Das Land ist fruchtbar und nach Vierländer[1]) Weise ausgebeutet. Furchtbar leiden jene Gegenden durch Überschwemmungen der Weichsel, das Wasser steigt vier, fünf, ja sieben Fuß in die Häuser. Alles zieht dann auf die Böden, wohin selbst das Vieh, die Kühe, Pferde und Schweine gebracht werden. Ich habe einige dieser Häuser näher besehen. Eigentümlich ist, daß der Bauer, der noch Häuser nach dem alten Stil hat, alles unter einem Dach beisammen hat, was in der Thät sehr bequem ist. Ohne einen Fuß aus dem Hause zu setzen, kann die Hausfrau oder der Hausherr im Winter oder bei schlechtem Wetter überall hingelangen. Sievert, bei dem ich die folgende Nacht zubrachte, ist nur ein kleiner Bauer mit etwa hundertvierzig Morgen Landes. Als wir bei ihm auf den Hof fuhren, fanden wir es wie bei Dirks: Sievert in Hemdsärmeln, die alte ehrwürdige Frau zum Empfang in der Hausthür und das Wohnzimmer mit vielem Messinggerät geschmückt. Alle Lehrer der Umgegend waren mit ihren Frauen und teilweise auch Töchtern erschienen, im ganzen wohl an vierzig gläubige Menschen, unter denen man bald ganz zu Hause war. Sie alle hatten seit langem an unsern Arbeiten Anteil genommen, so daß unter uns keiner dem andern fremd war, wiewohl ich bis dahin kaum von ihrer Existenz gehört hatte. Auch hier gab es wieder Kaffee in Menge. Auch war der lange Tisch mit Kuchen aller Art, dem eigenen Gebäck der Bauern, besetzt. Dann kam der Älteste, der prächtige Kopper, und brachte mir eine Quartbibel mit schwerem Messingbeschlag und ein Gesangbuch. Man verlangte die Auslegung eines Gottesworts. Ich wählte die Geschichte vom Gichtbrüchigen, an die sich vieles grade für diesen Kreis knüpfen ließ. Der Herr war bei uns und ließ es uns aufs neue erfahren, was Er ist n Seiner Gemeinde der Heiligen, die wir glauben und doch haben.

[1]) Die „Vierlande", vier von Deichen eingeschlossene Niederlandschaften in der Nähe Hamburgs, sind berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit.

Das Gebet wurde knieend gethan. Mit ergreifendem Pathos der Andacht sagte Kopper die Liederverse vor. Nachdem auch noch Viol geredet, sprach Kopper ein einfaches Schlußgebet, dann folgte die Mahlzeit. Wir saßen an langen Tischen außer dem Wirt, der Wirtin und der nächsten Verwandtschaft. Die Mahlzeit begann mit Brot und Käse. Fleisch und anderes folgte. Der Wirt aß nicht sondern bediente selbst mit großer Emsigkeit wie ein Diener und ordnete alles unter den Mägden, die auf einer Ecke des Zimmers die Speisen zurichteten. Mitten in der Stube aber thronte auf einem großen Stuhl die alte Mama Sievert, in gemächlicher Ruhe, um besser überschauen zu können, ob der Mann oder die Mägde nichts versäumten. Ebenso standen die nächsten Verwandten hinter den Gästen und hörten zu oder pflegten die Unterhaltung. Es war mir eine unvergeßliche Mahlzeit, bei der Leib und Seele zugleich gesättigt wurden.

Als wir am andern Morgen abreisen wollten, kniete der alte Sievert noch einmal mit den Seinen, um uns dem Herrn und Seiner Gnade zu befehlen. Wir schieden mit dankerfüllten Herzen gegen Gott und die Brüder. Der Weg ging mit Sieverts Fuhrwerk aus der Weichselniederung auf die Höhe, wo uns die Eisenbahn empfing. Wir mußten durch eines der polnischen Dörfer, welche sich an dieser Höhe hin erstrecken. Sie sind alle katholisch und polnisch, arm und voller Diebe und Faulenzer. Man sah nur jämmerlich zerfallene Hütten, wie ich sie bis dahin nur etwa unter den Wasserpolacken in Oberschlesien gesehen. An den Bergen haben sie sich auch in Sandberge eingewühlt und wohnen hier buchstäblich als Troglodyten. Man sollte kaum glauben, daß solche Zustände noch in der zivilisierten Christenheit möglich wären. Welch ein Gegensatz zwischen jenen Mennoniten und diesen Polen! Alles ist in Sprache, Konfession Gesinnung, Sitte, Armut und Reichtum voneinander geschieden. Übrigens will ich nicht den Irrtum veranlassen, als ob die Mennoniten alle wären wie die beschriebenen. Die, bei denen ich einkehrte, bilden nur eine Auswahl, die lebhaft über den inneren Zerfall bei den Ihrigen klagt, doch halten sie auf strenge Sittenzucht. Kartenspieler, Tänzer, Säufer werden aus der Gemeinde ausgeschlossen. Arme haben sie nur wenige unter sich. Zur Erhaltung ihres Grundbesitzes gehen sie keine gemischten Ehen ein, wer eine andre als mennonitische Glaubensgenossin heiratet, wird ausgeschlossen, sonst würde ihr Landbesitz in fremde Hände kommen, was vermieden werden muß, zumal sie keine neue Äcker hinzukaufen können, ohne das Recht der Militärfreiheit zu verlieren. Darum wandern die überschüssigen Glieder aus, besonders nach Rußland, wo ihnen das russische Gouvernement am

Schwarzen Meer kürzlich Landbesitz für hundert Familien, zwischen denen kein anderer Glaubensgenosse Land haben darf, abgetreten hat. In der Elbinger Niederung sind die Mennoniten, wie mir der Oberpräsident sagte, in dem Maße wohlhabend, daß bei den Wahlen der von den Höchstbesteuerten zu wählenden Kammermitglieder die Mennoniten den Ausschlag geben.

Trostlos ist der Stand der Evangelischen, nicht bloß in der Niederung sondern auch jenseits der Weichsel. Gemeinden von fünf, acht auch zehn Quadratmeilen sind durchaus nichts Seltenes. Große Strecken werden kirchlich gar nicht mehr versorgt, die Leute verwildern wie die Heiden oder gehen ganz unvermerkt in die katholischen Gemeinden über, denen es ebenfalls an kirchlichem Eifer fehlt. Charakteristisch für die Katholischen der Gegend bleibt, daß bis heute über der großen Kirche in Graudenz der Doppelspruch steht: „Hier ist Gottes Haus, des Himmels Pforte!" Und auf der andern Seite: „Wir glauben all an einen Gott, und die Liebe vereinigt uns untereinander!" Die Inschrift stammt von dem seit nicht langer Zeit verstorbenen, sehr geachteten Domherrn in Graudenz. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß es in Westpreußen Dörfer mit gemischter Bevölkerung giebt, in denen die Schullehrerstellen abwechselnd mit einem katholischen — und dann wieder mit einem evangelischen Schullehrer besetzt werden; unter letzteren müssen die katholischen Kinder Luthers Katechismus lernen und unter ersteren die evangelischen Kinder das „Ave Maria"! Zu Zeiten haben Dörfer jahrelang gar keinen Schullehrer. Solcher Dörfer sahen wir allein bei Graudenz drei. Das eine derselben hatte drei Jahre lang keinen Lehrer gehabt. Von Kirchenbesuch ist vollends keine Rede, was bleibt dann noch vom Christentum?! In der Tucheler Heide, so behauptete neulich ein Reisegenosse, der dort in Geschäften jahraus jahrein verkehrt, giebt es zur Zeit förmliche Wilde, die nicht bloß nie konfirmiert sondern bis heute auch nicht getauft sind. Nimm dazu die materielle Vernachlässigung des Landes, den Mangel an Wegen und chaussierten Straßen, so daß es im Winter und Frühjahr völlig unmöglich ist durchzukommen, — so hast Du ein teilweises Bild des Landes, in welchem es zwar auch an besseren Elementen keineswegs fehlt, in dem sich aber aus dem Vorgesagten, um auf meine Arbeit zurückzukommen, zur Genüge erklärt, daß es in den Gefängnissen so greulich aussieht, wie ich es mit Augen im Graudenzer Kreisgefängnis gesehen, wo die eingesperrten Diebe und Räuber mit zwei und drei Ketten und sogenannten eisernen Hörnern, die dem Gefangenen wie Stierhörner um den Hals genietet sind, einen unauslöschlichen Eindruck in mir

hinterlassen haben. Und in andern Landesgefängnissen soll es, wie mir der Präsident des Ober-Appellationsgerichts hierselbst sagte, noch schlimmer aussehen. Dazu die Zunahme der Verbrechen! In Graudenz wurden 1823 355 Verbrecher aufbewahrt, 1833: 440, 1843: 698, 1850: 1163, 1852 am Tage unsers Besuchs: 1420; 230 sitzen noch im Kreisgefängnis, da für sie in Graudenz kein Platz ist, so daß die Zahl 1420 auf 1650 zu erhöhen wäre! — Wie soll das enden?! Da ist freilich das schlechte Rettungshaus in Graudenz mit seinen elf Knaben eine große Wohlthat, trotz des sonderlichen Hausvaters, der mit seinem langen Barte dieselbe Schrulle hat, wie einst unser Herr Heller, den selbst das Mäusenest in seinem Barte nicht irre machte.

Hier in Königsberg sind wir gestern abend spät angekommen. Oberpräsident Eichmann hat mich sehr in Beschlag genommen; überhaupt thun die Freunde hier alles, was sie können, mich mit denen, die mir lieb sein müssen, zusammenzuführen, so daß das Besuchen möglichst abgekürzt wird. Bei der großen Ausdehnung der Stadt ist das sehr viel wert und verpflichtet zu doppeltem Dank. — Heut bei Tisch hat mich der Oberpräsident einen weitern Blick in die Provinz thun lassen, die fünfmal so groß ist als das ganze Königreich Sachsen.

Königsberg, den 1. November 1852.

Die große weite Königsstadt mit den vielen und zwar ganz überraschend vielen Freunden, die ich hier finde, macht mich zu einem „Zeitlosen", wie Du Dich in Deinem letzten Briefe die „zeitlose Amanda" nennst. Heute wird mir so wenig wie morgen und übermorgen die gewünschte Muße werden. Ich benutze eine frühe Morgenstunde am heutigen Tage, der uns an den Anfang unserer Arbeit vor neunzehn Jahren erinnert. Als ich gestern vor neunzehn Jahren ins alte Rauhe Haus mit Mama einzog, wie war da doch alle Zukunft noch so verschlossen! — —

Fortsetzung: den 2. November. Als ich gestern so weit geschrieben hatte, kam Schulrat Giesebrecht, und von da an bis zwölf Uhr nachts ist der Verkehr ohne Unterbrechung fortgegangen. Wir speisten gestern mittag in einem kleinen Kreise bei Generalsuperintendent Sartorius, mit dem ich mich von jeher so gut verstanden habe; außer der Familie des Wirtes waren nur noch die Spitzen der hiesigen Provinz anwesend, der Oberpräsident, der kommandierende General, der alte ritterliche Graf von Dohna mit den Seinen und noch einige geistesverwandte Freunde. Das Tischgespräch bewegte sich in denjenigen geistigen Regionen, welche von diesen verschiedenen Persönlichkeiten getragen werden. Die lebhafte Beteiligung mehrerer Frauen bewahrte

das Ganze vor den theoretischen Ausschweifungen, die in Männergesprächen so leicht möglich sind. Aus Anlaß des 1. November, dessen Bedeutung für unser Haus man kannte, haben wir dann auch darauf angestoßen. Wir hatten bei Tisch namentlich auch über die Aufgabe der Kirche in Bezug auf neue Gestaltungen, in denen sich deren Dienst am großen Volksleben zu beweisen haben werde, gesprochen, wobei ich, weil sich es so anließ, mit Überzeugung zum Ausdruck brachte, was in dieser Beziehung die Reformation zerstört habe, damit wir es wieder aufnehmen und als echtkatholisch der evangelischen Kirche vindizieren, statt in stupider Bewunderung der römischen den Ruhm zu lassen. Ehe ich es erwartete, wurde aus dem Solo ein Duo, in das Sartorius immer lebhafter einstimmte, bis zuletzt alle mitwirkten. Als wir nach Tisch allein waren, überreichte mir Sartorius den neuesten eben erst erschienenen Band seines so vortrefflichen Werks „Die heilige Liebe",[1]) zugleich, um mir auf Seite 90 u. s. w. alle diejenigen Stellen zu zeigen, in denen er sich in demselben Geist und Sinn wie ich in Beziehung auf die innere Mission ausgesprochen habe.

Den Reichtum Königsbergs an lieben trefflichen Menschen kann ich Dir hier nicht beschreiben. Es ist freilich eine sehr unverdiente Bevorzugung, daß ich deren so viele in so kurzer Zeit kennen lerne. Der Oberpräsident thut namentlich dazu. Sonntag abend traf ich bei ihm einen Kreis von wohl dreißig Männern, größtenteils aus der hiesigen Regierung und Justiz, auch Militärs; besonders trat ich dem alten ehrwürdigen Kanzler von Wegenern nahe, von dem Dir Herr Oldenburg erzählen kann. Er ist hier neben dem ritterlichen General von Dohna, den ich ebenfalls am Sonntag in seiner Wohnung zuerst gesehen habe, offenbar die ehrwürdigste Erscheinung geistiger, von innen geadelter Hoheit und Liebe. Ich wünschte, daß der König von Preußen unter seinen Excellenzen viele solcher wahrhaftigen „Excellenzen" hätte. Jetzt begreife ich ganz, wie dieser Mann mit seiner unbeweglichen Ruhe, einer unüberwindlichen Festung gleichend, das Schwert in der Hand den dämonischen Mächten 1848 Schweigen gebieten konnte. — Gestern abend war ein großer Kreis von Theologen, auch hiesigen Professoren, beim Professor Cosack zusammen. Es ist hier wieder so erquicklich zu gewahren, wie in größeren Staats- und Kirchenverhältnissen die Geister so ganz anders angeregt und geistig diszipliniert sind als in dem kleinen Leben einer Handelsstadt, in der alle höheren geistigen Interessen keine Heimat und Pflege finden

[1]) „Die Lehre von der heiligen Liebe oder Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie" erschien 1840—1844 in Stuttgart.

können und sich die salzlose Mittelmäßigkeit mit der übermütigen Geld- und Handelsaristokratie breit machen darf, ohne daß ihr von irgend einem „Oben“ her eine Autorität gegeben ist.

Was ich hier sonst gesehen und gehört, hörst Du gelegentlich. Die Gefängnisse sind sehr schlecht. Die Stadt ist voller Herbstschmutz, die Wege sind sehr weit, der Gesichtskreis der Bevölkerung ist durch die Verflechtung mit lithauischen, masurischen, polnischen, katholischen Elementen für uns zum Teil ganz neu, die Klage über bisherige Versäumnisse in der Kultur nach allen Seiten sehr laut, der Ernst, bessern zu wollen, aufrichtig, die Unfähigkeit helfen zu können wie es scheint mehr als drückend, besonders bei den Männern der Verwaltung, der Justiz, der Kirche, der Schule, denen all diese Arbeitskreise in oberster Instanz anvertraut sind. Sie alle stimmen in diesen Beziehungen überein. Über das, was ich hier höre und sehe, könnte ich Bücher schreiben. Ich bewahre es mir auf zum Verständnis dieses Teils der preußischen Monarchie, als des größten Gliedes am deutschen protestantischen Leibe.

Nachdem ich gestern das Haus der Barmherzigkeit gesehen — ein Privat-Krankenhaus [mit Diakonissenausbildung, das mir viel Freude gemacht hat —, will ich heute das Waisenhaus besuchen, das mit einem Lehrerseminar unter Dembowsky verbunden ist. Zu Mittag bin ich beim kommandierenden General, zu Abend wieder beim Oberpräsidenten geladen, wo ich einen dem Männerkreis vom Sonntag entsprechenden Kreis von Damen sehen werde, wodurch ich aller besondern Besuche überhoben bin. Den Reiseplan nach Insterburg und Wartenburg hat der Oberpräsident selbst entworfen und alles durch Briefe anordnen lassen. Nach Insterburg sind aus Gumbinnen Präsident von Byern, Schulrat Bock und andere, die ich zu sehen wünsche, vom Oberpräsidenten zu kommen aufgefordert worden.

Königsberg, den 5. November 1852.

Heute abend war ich beim Oberpräsidenten in einem sehr traulichen Kreise von Damen und Herren. Der Katholizismus und die evangelische Kirche beschäftigte die Anwesenden lebhaft und mußte man sich der freien evangelischen Auffassung dieser Verhältnisse freuen. Mittwoch, den 3., morgens, ging es von hier mit der Post nach Insterburg. In Tapiau wurde Halt gemacht. Es ist ein schmutziges Nest. Betteljungen drängen sich dort in Masse heran. Wir besahen das dortige Landarmenhaus mit fünf- bis sechshundert Insassen, unter denen einige hundert schwere Sträflinge waren. Der alte, entkräftete Direktor samt dem Anstaltspastor wurden aus dem Wahlkollegium

geholt und erschienen alsobald. Von der Anstalt ist nichts zu sagen, das Dich interessieren könnte. Die Sträflinge derselben gehen nach verbüßter Strafzeit ab, um alsobald in die Korrigendenabteilung als Vagabunden oder Bettler zurückzukehren. Damit wird freilich ihr Spitzbubenhochmut gebrochen, denn bis dahin machten sich die Sträflinge damit breit, daß sie nicht zu den „Prachern", d. h. den Korrigenden gehören. Es ist ein Jammer um solche Wirtschaft, die dem Lande das Geld und den Menschen zuletzt die Seligkeit kosten wird.

Von Tapiau fuhr ich mit Extrapost nach Wehlau, einer Stadt von etwa 3000 Einwohnern. Wehlau ist als lithauischer Pferdemarkt berühmt. Die halbe Welt wird von hier mit Pferden bevölkert. Der Lithauer und sein Pferd ist eins. Ein Sprichwort sagt: Der Lithauer kommt mit dem Zaum in der Hand zur Welt. Dazu spielt er mit Leidenschaft Hazard. Die Stadt liegt hübsch. Die Aller läuft zwischen hohen Ufern, im Winter aber führt sie schweren Eisgang mit sich, worauf die Eisbrecher hinweisen, die wie eine Festung vor der Brücke aufgebaut sind. Die reichen Mühlenwerke ersetzen freilich reichlich den durch den Eisgang angerichteten Schaden. Unser Weg führte über Wehlau nach dem eine Viertelmeile weiter entlegenen Allenberg. Hier ist eine neue Irrenanstalt für Ostpreußen errichtet. Die Stunden in Allenberg waren mir durch die Gespräche mit dem wackern Direktor sehr lehrreich. Ich glaube, Du wärst den Weg durch die Räume der Kranken nicht gern gegangen. Der eine derselben erzählte uns ganz ernsthaft, er sei zweimal totgeschlagen; auf der Frauenstation traf ich eine durch Romanlektüre verrückt gewordene Person aus Königsberg. Bei nicht wenigen ist Trunk und mancherlei Sünde die Ursache dieser schweren Leiden. Doch meint Direktor Bernhardt, daß die Trunksucht im Lande bereits abgenommen habe, was viel sagen will, wenn man hört, wie viel Unheil sie noch heute anrichtet. Im echtlithauischen Gebiet bei Tilsit und dessen Umgegend sollen sich selbst die Frauenzimmer im Übermaß betrinken. Unter solchen Verhältnissen bekommt der Eifer für Mäßigkeitsgesellschaften einen ernsteren Sinn. Direktor Bernhardt ist überzeugt, daß dieselben viel zur Minderung des Unheils beigetragen, namentlich in den gebildeten Ständen, wo der Branntwein bis dahin auch seine Rolle gespielt hat.

Abends kehrten wir nach Wehlau zurück und besahen das dortige Kreisgefängnis. Es ist eins der greulichsten, die mir vorgekommen. Zweiundvierzig Menschen waren in vier Räumen ohne Beschäftigung eingesperrt und um sechs Uhr bereits alle auf den Pritschen, d. h. im Bett. Wir ließen die Thüren öffnen. Mann war an Mann gepfercht. Durch das eine Männerlokal hindurch führt der Weg zu den Weibern,

worunter mehrere Brandstifterinnen und Kindesmörderinnen. Eine entsetzlichere Luft habe ich nie geatmet. Die Pestluft war wie ein Körper, ein dicker Qualm, der einen fast zu Boden warf — und doch war es erst sechs Uhr abends. Wie mag diese Luft am andern Morgen beschaffen sein. Einige dieser Löcher haben auch am Tage nur Dämmerlicht. Ein Mann hatte bereits neun Monate darin gesessen und sah aus wie eine Leiche. Und das ist ein Untersuchungsgefängnis, d. h. ein Gefängnis für solche, von denen doch manche als unschuldig wieder entlassen werden müssen. Die Provinz hat an fünfzig Kreis- oder Untersuchungsgefängnisse. Wer denkt an das Elend, in welchem Tausende hier schmachten?!

Um Mitternacht kamen wir endlich nach Insterburg. Der Burgname schon weist wie so viele (Rastenburg, Allenburg, Wartenburg u. s. w.) auf den früheren Sitz der Deutschen Ritter hin, die einst dies Land mit dem Schwert in der Hand der Kirche unterjochten und hin und her ihre Burgen bauten, um vor den Überfällen der widerspenstigen Heiden sicher zu bleiben. Curd von Schlözer hat in seinen beiden letzten Werken diese Zeit so meisterhaft beschrieben. Die alte Insterburg liegt schön an einem See, den die Inster bildet; der Turm derselben ist jetzt Kreisgefängnis, das Schloß Appellationsgericht. Ich sah das alles erst am nächsten Morgen, als wir das große Gefängnis mit 1200 Verbrechern aufsuchten. In demselben habe ich gestern den ganzen Tag bis zum Abend zugebracht und habe namentlich von dem trefflichen Anstaltsprediger viel gelernt.

Königsberg, den 6. November 1852.

Nachdem ich heute abend in einer der hiesigen Kirchen vor einer großen Zuhörerschaft gesprochen, dann noch eine Reihe Briefe geschrieben habe, gehört Dir und Euch Lieben allen diese letzte Stunde. Ich habe in Insterburg kaum jemanden gesehen, der mich interessiert hätte, wenn nicht der treffliche Regierungsrat Bock aus Gumbinnen mit dem Konsistorialrat Albrecht von ebendaselbst gekommen wäre, um mich namens der Regierung in Gumbinnen zu begrüßen. Bock war der Mann, den ich gewünscht, er ist fein gebildet mit politisch und kirchlich weitersehendem Blick. Wir waren bald mitten im Thema über die Zukunft unserer Institutionen, das wir im Betsaal der Insterburger Strafanstalt verhandelten, während eine Sängerabteilung der Sträflinge liturgische Gesänge vortrug. Ich habe Bock versprochen, ihn wenn irgend möglich später zu besuchen, und bin gesonnen, das Versprechen zu halten, um das merkwürdige Land noch besser kennen zu lernen. Es liegt hier ein Stück der Zukunft der vaterländischen

Kirche. Die in der That merkwürdigen Gottesdienste, über die ich neulich eine wohl wenig beachtete Mitteilung aus Bocks Briefen in den Fliegenden Blättern gemacht, gehören zu dem was mich sehr angezogen hat: es sind Sonntagsgottesdienste, die von Schullehrern gehalten werden, welche zugleich das Recht haben, in Ermangelung des Geistlichen die Sakramente zu verwalten, desgleichen die sogenannten kirchlichen „Verhöre" und Katechisationen vorzunehmen, an denen auch Erwachsene gern teilnehmen. Die Geistlichkeit ist im allgemeinen lau und schlecht. Ich hörte darüber viel auch im hiesigen Konsistorium. Durch den politischen Liberalismus der Adeligen, welcher mir bei dem großen Güterbesitz hier als Unsinn erscheint, sowie durch die kirchliche Theologie ist das Land verwüstet worden. Es wird schwer sein hier wieder aufzubauen. Überdies soll hier, wie aus einem Gespräch mit dem Oberpräsidenten hervorging, die Beschränktheit des Provinzialismus, der nichts oder wenig jenseits seiner geographischen Grenzen kennt und anerkennt, ein weites Reich haben. Bei alledem kommt mir das Ganze vor wie ein fruchtbares Brachfeld, das erst nach und nach vom Pfluge christlicher Kultur umgebrochen werden wird. Das Land ist eine ungeheure Strecke fruchtbarer Felder. Man sieht ohne Aufhören große Güter mit stattlichen Scheunen und Wirtschaftsgebäuden, während Wasserstraßen das weite Land durchfurchen. Auf dem hier durchfließenden Pregel fahren Schiffe hin und her. Brücken mit mächtigen Eisbrechern erinnern daran, wie ganz anders die Physiognomie dieser Gegend im Winter sein muß, wenn in den Niederungen weite Strecken unter Wasser stehen. Die Bildung scheint in der lithauischen Bevölkerung wenig fortgeschritten. „Der Lithauer steht an Ochsen Statt, nur daß er keine Hörner hat", sagt ein Sprichwort. Zwischen den Lithauern haben sich durch Einwanderung unter Friedrich Wilhelm I. ums Jahr 1732, nachdem 1710 bis 1711 die Pest im Lande furchtbar geherrscht hatte, die Salzburger Emigranten festgesetzt. Diese und französische Refugiés finden sich in Städten und auf dem Lande, auf letzterem namentlich als Krugbesitzer. Sie gehören zu den wohlhabenden und mehr kultivierten Elementen. In Gumbinnen existiert noch eine „Salzburger Anstalt", worin achtzig Kinder, Nachkommen der Salzburger, erzogen werden. Die lithauische Sprache wird durch die deutschredenden Salzburger immer mehr verdrängt. Einen ganz anderen Bestandteil der Bevölkerung bilden die polnischen Masuren; sind jene reich oder doch wohlhabend, so sind diese arm in einem armen Lande. Ein weiteres Element bilden die Edelleute; sie wohnen auf großen Landgütern mit zum Teil fürstlichen Schlössern, die nicht einmal immer ausgebaut sind. Der Bau solcher Schlösser ist zu Zeiten eine Manie gewesen. Auf meiner nächsten Reise

werde ich solche zu sehen bekommen. Auf dem Weg von Insterburg hierher fielen namentlich die außerordentlich großen Besitzungen des Herzogs von Dessau auf. Sie wurden ursprünglich dem Leopold von Dessau vom preußischen Könige zum Geschenk gemacht. Gleich der erste Anblick verrät das fürstliche Eigentum. — Furchtbar sieht es an den Grenzen aus! Der Schmuggelhandel muß alle Sittlichkeit zerstören. Der dreifache russische Grenzkordon reizt nur zur Durchführung dieses demoralisierenden Wesens. Man hört darüber fabelhafte Geschichten. Zu fünfzig bis sechzig Mann, bis an die Zähne bewaffnet, ziehen die Lithauer zu Pferde an die russische Grenze und liefern hier förmliche Schlachten gegen die Grenzsoldaten. Die Schmuggeletablissements, welche die Waren aufkaufen, übertreffen alles an Keckheit. Während die russischen Revisoren die Bücher der Kaufleute nachsehen, zahlen diese so lange, bis der Revisor die Übereinstimmung der Bücher herausfindet, namentlich da, wo sie nicht stimmen. Russische Rubel spielen dabei eine große Rolle. Die zu Fuß operierenden Schmuggler schicken die erste Kolonne mit Heusäcken vorauf, deren Inhalt zollfrei ist; dann folgen die andern, mit Thee und anderen Waaren belastet, nach. Die preußische Regierung thut dem Wesen wohl aus merkantilen Interessen keinen Einhalt außer da, wo offenbare Räubereien zu Tage treten. Die Thaten der Räuber- und Schmugglerbande eines gewissen Kodonow sind fabelhaft. Kodonow, der als Wohlthäter der Gegend galt, ist zuletzt über die russische Grenze gekommen, und man weiß nicht, ob er in Sibirien oder in den Wäldern Rußlands lebt. Den Rest der Bande habe ich im Graudenzer Gefängnis gesehen, wo Gefangene dieser Art meist mit zwei und drei Ketten, oft auch noch mit großen angeschmiedeten eisernen Hörnern gezähmt werden.

Schloß Dönhoffstädt, den 8. November 1852.

Mit Mühe suche ich die Minuten, mich mit Dir noch heute, wenn auch nur eine kurze Weile zu unterhalten. Die Tage gestern und heute gehören zu den schönsten, die ich auf dieser Reise verlebt habe. Meine Hoffnung, gestern noch zum Gottesdienst nach Schönbruch zu kommen, blieb wegen der schlechten Wege unerfüllt. Die vier schönen Pferde des Baron von Korff brachten uns oft nur mit Mühe durch den Schnee. Um Mittag kamen wir nach Uderwangen, wo der Kutscher zu futtern hatte. Wir suchten eine Erquickung im Gastzimmer des Postmeisters, der zugleich Apotheker ist. Der Mann, der uns nicht kannte, schüttete uns sein Herz aus über die kirchliche Not in jener Gegend, und wie es den christlich gesinnten Familien in ihrer

völligen Einsamkeit schwer werde, etwas zu hören, was ihnen Kunde vom Reiche Gottes gebe. Seine Frau habe tags zuvor nach Königsberg gewollt, um Herrn Wicherns Vortrag zu hören, was ihr leider nicht gelungen u. s. w. Da war es denn Veranlassung, mich ihm zu erkennen zu geben; ich fand an dem Mann und der Frau liebe, wackre Christenmenschen. Er liest unsere Fliegenden Blätter und wirkt namentlich durch Verbreitung unserer Beiblätter. Erst neulich sind durch dieselben einige Leute zur Erkenntnis der Wahrheit gebracht worden, die sich darauf Hofackers Predigten angeschafft haben. Die Zeche durften wir nicht bezahlen; der Abschied war gar brüderlich und erbaulich. Gegen fünf Uhr kamen wir an den Zielpunkt unserer Reise, Schönbruch, einen Ort, wo die göttliche Gnade durch den trefflichen Prediger Thale weite Kreise gewonnen hat. Baron von Korff empfing uns aufs herzlichste; die Frau ist eine Gräfin Eulenburg aus hiesiger Gegend. Von Korffs gehören wie viele der Edelleute hier zu denjenigen Rittern, die einst mit den Deutschen Rittern ins Preußenland oder eigentlich mit den Schwertrittern zunächst nach Kurland gezogen waren. Es war nach eingenommener Mahlzeit noch Zeit, in den Abendgottesdienst zu gehen, welchen Pastor Thale hier seit acht Jahren zweimal wöchentlich hält. Die Kirche war fast gefüllt. Bei gutem Wetter kommen auch im Winter ganze Züge zu Fuß, zu Wagen und zu Schlitten aus den benachbarten Gemeinden. Schönbruch gehört zu den erweckten Gemeinden, steht dabei aber in völliger kirchlicher Gesundheit, in der alles Excessive, das z. B. den Hermannsburgern anklebt, fehlt. Der Pastor erklärte einen Vers aus dem Jesaias kurz und bündig; die Gemeinde war stets liturgisch beschäftigt; namentlich wurde auch viel im Chor gesprochen und gebetet wie bei uns im Betsaal. Alles war wahrhaft erbaulich, der Gesang sehr schön. Am Abend konnte ich aus Thales eigenem Munde noch ein Näheres über die Gemeinde hören. Sie war vor achtzehn Jahren, als der vorige Pfarrer, der den gemeinsten Rationalismus gepredigt hatte, starb, völlig tot. Durch Thales Predigten ist sie aufgelebt, und Hunderte von lebendigen Christen wohnen in ihr, während andere Hunderte von Gliedern aus den umliegenden Gemeinden, die ebenfalls durch dies Feuer entzündet sind, sich mit zu dieser Kirche halten, die sonntäglich Kopf an Kopf gefüllt ist. Es ist anbetungswürdig, wie der Herr in solcher Gemeinde Seine Gaben erweckt. Pfarrer Thale hat ein schönes Talent, die Gemeinde zu gestalten. Zur Gemeinde gehören an dreißig Ortschaften. Um diesen in kirchlichem Sinne gerecht zu werden, hat er zweiundzwanzig Diakonen aufgestellt, Bauern aus der Gemeinde, welche die verschiedenen Ortschaften seelsorgerisch besuchen, den Traurigen,

Zweifelnden und Irrenden nachgehen, in den verschiedenen Ortschaften Erbauungsstunden halten, frei, oder indem sie Predigten vorlesen, je wie sie Gabe haben. Freiwillige, die zu kleinen Vereinen verbunden sind, besorgen die Krankenpflege. Nach einem entfernten Nebengut, wo ein elender Kranker liegt, um den sich weder der Gutsherr noch sonst jemand dort bekümmert, gehen des Nachts jetzt zwei Gemeindeglieder aus Schönbruch und besorgen den Kranken. Die Gemeinde hat überdies vier Kolporteure aufgestellt, einige derselben, einen Maurer und einen Arbeitsmann, habe ich kennen gelernt; es ist eine wunderbare Einfalt in den lieben Menschen! Ebenso existiert in der Gemeinde ein Rettungshaus für Mädchen, zu welchem Zweck ein ganz neues Haus erbaut ist, in welchem alles gar lieblich zugeht. Heute morgen besuchten wir dasselbe; das Bild unseres Rauhen Hauses hing im Wohnzimmer; wir waren dort wohl bekannt. Um zehn Uhr läuteten die Kirchenglocken, und trotz des schlechten Novemberwetters und trotzdem es Montag, also Arbeitstag war, füllte sich die Kirche mit Hunderten. Von den fernen Gemeinden kamen sie zu Pferde heran; die Boten waren noch in der Nacht ausgesandt worden. Die Absicht war, daß ich zu der Gemeinde reden sollte. Ich ging von dem „neuen Gebot“ Joh. 13 aus, daß wir uns einander lieben sollen, daß wir aber, je mehr wir in solcher Gnade stehen, die Liebe und Erbarmung auch denen zuzuwenden haben, die den Herrn noch nicht kennen. So konnte ich über die Verpflichtung der Gemeinde zur inneren Mission reden; namentlich legte ich auch der Gemeinde die Fürbitte für die Gefangenen ans Herz und las zum Schluß das Wort des Herrn an die Gemeinde zu Philadelphia, Offenbarung 3, ein Abschnitt, auf den ich mehrfach hingewiesen habe und der auf die Gemeinde hier vortrefflich paßte. Wir schlossen mit Gebet und Gesang und schieden als innig verbunden.

Um zwölf Uhr machten wir uns mit Baron von Korff und Pastor Thale hierher auf, wo wir erst um sechs Uhr abends eintrafen. Dönhoffstädt ist ein prächtiges fürstliches Schloß, in welchem die alte würdige Gräfin längst unser harrte. Sie hatte mich von Königsberg her eingeladen, und ich konnte der Einladung nicht ausweichen, da sie im letzten Frühling, nur um uns zu besuchen, von Berlin nach Hamburg gekommen war. Herr Oldenberg, dessen man auch hier in großer Liebe gedenkt, kann Euch erzählen, wie prächtig es hier ist. Das Schönste ist freilich der liebliche Glaube, der hier heimatlich wohnt. Wir trafen noch etwa sechs benachbarte liebe Geistliche, den Graf von Egloffstein aus Arklitten, eine Gräfin Schwerin und manche andere, die alle herausgekommen waren, um hier heute einige Stunden mit uns zu verleben. Nachdem ich vor den Versammelten und wohl

sechzig Gliedern der Gemeinde in den Zimmern der Gräfin eine etwas längere Abendandacht gehalten, sind wir den Abend unter geist-anregenden Gesprächen kirchlichen und politischen Inhalts zusammen-geblieben. Morgen werden wir noch so viel als möglich von den hiesigen Einrichtungen besehen: die Schloßkirche, das Schloß und die Parkanlagen, um dann nach Wartenburg zu eilen, wo wir am Abend eintreffen werden.

Bischofsburg, den 9. November 1852.

Da bin ich denn buchstäblich festgefahren, und zwar sitze ich in einem Nest des katholischen Ermelands, dessen Name mir bis dahin kaum bekannt geworden. Nachdem es dem tapfern Viergespann der Gräfin Dohna gelungen war, uns bis hierher auf zum Teil unergründ-lichen Wegen zu schleppen, hieß es hier plötzlich: Halt! Wir waren um so mehr genötigt, die Fahrt einzustellen als der mit den Relais-pferden voraufgegangene Kutscher den Weg nach Wartenburg nicht kennt. Die Nacht ist schwarz wie einst in Ägypten, der Sturm heult, die Wege sind nicht mehr zu finden; morgen in der Frühe aber läßt sich alles Versäumte nachholen, und so finden sich ganz unerwartet noch einige Augenblicke zur brieflichen Unterhaltung. Wie flüchtig dieselbe bei der Eile der Reise ausfällt, haben Dir namentlich die letzten Briefe gezeigt; aber ich mußte Dir antworten, und Du mußtest Dir am Ungenügenden genügen lassen. Einer wesentlichen Ergänzung bedarf noch mein vorletzter Brief, in welchem ich, wenn ich nicht irre, einiges über die hiesige lithauische Bevölkerung geschrieben und leicht den Schein habe veranlassen können, als ob dieselbe durchweg ein verkommenes Geschlecht sei. So vernachlässigt die Lithauischen an manchen Stellen hier sein mögen und so vielfach sie an vielen Orten hinter der allgemeinen auch sittlichen Durchbildung zurückgeblieben zu sein scheinen, ebenso oft hört man von Kundigen, wie fest in manchen Kreisen derselben namentlich nach Memel und Tilsit hin der kirchliche und auch christliche Sinn gewurzelt ist. Ich hörte noch in den letzten Tagen wieder von lithauischen Gemeinden, deren Kirchen nicht bloß sonntäglich überfüllt sind, sondern in denen sonntäglich auch Hunderte von Kommunikanten gefunden werden. An nicht wenigen Punkten soll sehr warmes, lebendiges Christentum herrschen mit Festhalten von Sitten, die man aus der altrömischen Kirche in die evangelische mit herübergenommen hat.

Wenn ich in Königsberg die höhern Beamtenkreise der Provinz, in Insterburg und Graudenz das Bild des Zerfalls in der Verbrecher-welt und der wenig emporgekommenen Geistlichkeit, in der Weichsel-

niederung die Segnungen einiger frommer Sektenleute, in Schönbruch die Blüte einer christlichen Gemeinde gesehen, so fehlte zur Ergänzung noch ein Blick in die Welt des höchsten Adels. Dönhoffstädt kann davon wohl das Bild des Besten, was der Art im hiesigen Lande zu finden ist, geben. Das Wesen der alten Gräfin wirst Du am deutlichsten aus dem Bilde von ihr erkennen, das ich aus ihrer Hand erhalten, weil sich eine glückliche Veranlassung fand, sie darum zu bitten. Es waltet in ihr ein Geist der Liebe, Demut und Hoheit mit all der Anmut höherer weltlicher Bildung, wie er in solcher Vereinigung nur selten gefunden wird. Die schönen, feinen Formen des Zusammenlebens haben, wenn sie getragen sind vom Geiste Christi, der doch von allem Schönen die rechte Wurzel ist, einen so wohlthuenden Einfluß auf das Gemüt und unsere Sitten, daß ich mich gern recht oft ihren Anforderungen ausgesetzt sehe, so wenig dazu gehört zu wissen, daß auch ohne sie das Leben sich als unendlich reich und befriedigend erweisen kann. Einen gleichen Eindruck in dieser Beziehung haben auf mich die frommen Bauern in Schönbruch und in der Weichselniederung gemacht. Auch bei ihnen hat derselbe Geist mit dem Adel der Gesinnung eine Einfalt und Lieblichkeit der Sitte und des Benehmens erzeugt, vor der jeder Aufmerksame als vor einem Wahrzeichen stehen bleiben muß. Was würde aus der Menschheit werden, wenn überall in ihr das Evangelium und sein Geist zu seinem vollen Rechte käme! — Unvergeßlich bleibt mir jener Abend auf Dönhoffstädt. Hier war ein Kreis versammelt, in welchem große Fragen zur Sprache kamen, wobei Graf Egloffstein und einer der Geistlichen oft in glücklichster Weise nicht übereinstimmten, indem sie so Anlaß gaben zu immer neuen Erörterungen. Ein solcher Garten blühenden Geisteslebens ist wohl eine schöne Gottespflanzung, zumal hier im fernen, sonst abgeschlossenen Osten.

Erst heute morgen konnte ich einen Blick in die örtliche Umgebung unserer gütigen Wirtin thun. Baron von Korff war früh genug auf, um uns zunächst einiges von den Räumlichkeiten des Schlosses zu zeigen. Das Schloß präsentiert sich wie ein Fürstensitz; eine hohe Auffahrt führt durch eine Säulenreihe in das Innere; der Treppenraum ist mit schönen Decken belegt und weist nach allen Seiten in große Zimmer. Die ganze obere Etage und ein Teil der untern enthält Gastzimmer für vierzig bis fünfzig Gäste. Wir sahen unter diesen Zimmern auch dasjenige, in welchem die Gräfin vor einigen Jahren den jetzigen König beherbergt hatte. „Aber warum alles so schön?" hatte der König zur Gräfin gesagt, „ich bin es ja so schön gar nicht gewohnt!" Im Ahnensaal machte uns der Haushofmeister besonders auf das Bild des

alten Grafen Dönhoff aufmerksam, der hundertunddreißig Jahre alt geworden, der dann noch über einen Tisch hatte springen wollen, dabei aber eins seiner Augen verlor. Die untere Reihe der nach Süden gelegenen Zimmer ist entschieden die schönste. Am äußersten Ende derselben liegt das prächtige Schlafzimmer der Gräfin, die mir hier ein sehr schönes Bild zeigte: die Heilung eines Blinden durch den Herrn, das ihr ihre Schwester nach ihrer Genesung aus der Blindheit geschenkt. Das Bild bedeckt die Vorderseite eines kostbaren Schrankes, in welchem die Geheilte alle Briefe aufbewahrt, die ihre Freunde während ihrer Blindheit geschrieben. In einer Reihe anderer großer Säle befindet sich eine Gallerie sehr schöner Bilder, welche die Aufmerksamkeit fesseln; historische Bilder wechseln mit sehr schönen großen Landschaften, meist italienischen, welche sich die Gräfin in Italien als Erinnerung an ihren dortigen wiederholten Aufenthalt hatte anfertigen lassen. An diese Saalreihe schließt sich die stattliche Bibliothek, ein reiches Naturalienkabinett u. s. w.; den Abschluß aller dieser Räume bildet ein blühender Wintergarten mit Fontainen und Bassins für Goldfische u. dgl.; er bildet zugleich den Durchgang in die geschmackvolle wenn auch einfache Schloßkirche mit Orgel und Altar. Die Gräfin hält einen eigenen Schloßgeistlichen, den Pastor von Bähr, zu dessen Seelsorge lediglich das Schloß mit seinen Bewohnern und Beamten, etwas über hundert Personen gehört. Nach dem Morgengebet, an welchem die ganze Dienerschaft mit dem stattlichen Koch in weißer Amtstracht teilnahm (so ist es jeden Morgen), machten wir mit Baron von Korff in einem russischen Gespann eine Fahrt durch den Park. Im Wildgarten hätte ich das ganze Rauhe Haus hinzugewünscht. Viele Rudel von Hirschen mit hohem Geweih und zahlreicher Hirschjugend spielten im Holz. Der Wildwärter nahm seinen Stand hinten auf unserem Wagen mit dem steten Ruf: „Komm Hirsch! Komm Hirsch! Komm! Komm!“ und alsbald waren wir von großen Hirschfamilien umlagert; bis in den Wagen drängten sie sich herein, um die Kastanien aus unserer Hand zu fressen, mit denen uns der Wildwärter reichlich versorgt hatte. Der Marstall mit etwa hundert Pferden von zum Teil außerordentlichem Wert würde unsere vier Söhne nicht minder ergötzt haben. Wir besuchten dann die beiden lieben Prediger in ihren schönen Pfarrhäusern und zuletzt die Kleinkinderschule, welche die Gräfin seit Juli d. J. für die Dorfschaft eingerichtet hat. Die Schule steht unter Leitung einer Kaiserswerther Diakonissin und empfahl sich durch alles, was an ihr zu sehen ist.

Die alte gute Gräfin, von der wir nach einem Gabelfrühstück, zu dem alle Gäste noch einmal geladen waren, Abschied nahmen, sagte mir, daß sie bereits beschlossen habe, noch einmal um des

Rauhen Hauses willen nach Hamburg zu kommen, zumal bei ihrem ersten Besuch so schlechtes Wetter und dazu Sonnabend gewesen sei, vor allem aber um sich im Rauhen Hause länger als damals aufhalten zu können. Da könnt Ihr Euch alle dann selbst überzeugen, daß ich recht gethan, Euch zum voraus noch mehr mit ihr bekannt zu machen.

Danzig, den 13. November 1852.

Nach vielen Fahrten — zusammen fünfzig Meilen, von denen nur wenige mit der Bahn zurückgelegt wurden — bin ich endlich heute abend hier angekommen und freue mich dessen nicht wenig, zumal ich hier auf der Post alle von Hamburg und von Königsberg nachgesandten Briefe richtig vorgefunden habe. Gott sei Dank für die vielen guten Nachrichten! Ich danke auch Dir und den Kindern tausendmal für alle die erquicklichen Briefe. Herzlich freue ich mich auf die Heimkehr, wiewohl bis dahin noch manches nicht ohne Beschwerden zu erledigen sein wird.

Wie bisher will ich auch heute meine Tageschronik, soweit möglich, fortsetzen. Aus dem trübseligen Bischofsburg schleppten die frischen Dohnaschen Pferde uns glücklich durch alle Moräste, die in Ostpreußen „Wege" heißen, und so kamen wir früh neun Uhr in Wartenburg an. So hübsch diese sogenannte Stadt liegt, so unaussprechlich erbärmlich ist sie mit ihren kaum 2000 Menschen im Innern. Direktor Wilken eilte uns schon aus der Strafanstalt entgegen. Hatte er uns doch schon tagelang vergeblich erwartet. Auf seinem Zimmer angekommen, war die erste Nachricht die ich erhielt die, daß unseres Bruder Antons zweite Frau zwei Tage zuvor und gerade am Begräbnistage der ersten Frau gestorben sei und nachmittags begraben werden solle. Denke Dir meinen Schrecken und den Jammer des armen Bruders! Bald darauf sah ich Bruder Anton, vom Schmerz gewaltig getroffen, aber dennoch gläubig stark. Wenige Stunden nachher waren wir im Trauerhause um die Leiche versammelt. Die arme Frau war an der Cholera gestorben, gerade als der Bruder Schulz Hochzeit feierte! Die junge Frau Schulz war mit bei der ergreifenden Feier. Wir begleiteten die Leiche bis auf den evangelischen Kirchhof; viele aufrichtige Teilnehmer zogen mit. Wie hatte ich mir das Zusammentreffen mit den sechs Brüdern so ganz anders gedacht! Doch haben wir uns ausgesprochen. Ich habe mit ihnen eine „Konvikt=versammlung" wie im Rauhen Hause gehalten, habe ihnen mit Beziehung auf die eigentümlichen Verhältnisse hier einen Schriftabschnitt erklärt; dann haben wir miteinander gebetet und besprochen, was zu besprechen war. Der Besuch in Wartenburg wird nicht ohne Frucht

sein. Das Erquicklichste war mir die vollste Zufriedenheit des Direktors mit unsern Brüdern. Bruder Biedermann hat alle Weiber, mehrere Hunderte, unter sich; ihm zur Hand sind die angestellten Aufseherinnen, die übrigens alle nichts taugen; Bruder Finke überwacht alle Weber, die Spinn- und Spularbeiter, und hat somit einen sehr großen Betrieb unter Händen; Bruder Schulz hat die großen Werkstätten der Schuster, Schneider, Pantoffelmacher, deren Arbeit erst durch unsere Brüder hier eingeführt worden ist. Bruder Scheer beaufsichtigt die Tischler, Schmiede, Zinngießer u. dgl.; Bruder Lübbecke das Lazarett, in dem in letzter Zeit oft sechzig Mann gelegen haben; auch wird ihm noch der Singunterricht übergeben werden. Bruder Anton endlich führt die Oberaufsicht über alle angestellten Unterbeamten, also auch die andern Brüder, und zwar halten diese es im Dienst so, daß keiner den andern anders als amtlich kennt, um so die Hausdisziplin nicht zu verletzen. Da nun aber der Polizeiinspektor nichts taugt, so ist unser Bruder Anton eigentlich Polizeiinspektor, während Finke in derselben Weise den Betriebsinspektor vertritt. Bruder Anton, der jetzt Oberaufseher ist, wird wahrscheinlich in allernächster Zeit Polizeiinspektor zu Wartenburg werden. Der Direktor hat ihn dem Ministerium bereits dazu vorgeschlagen; dann soll Biedermann Oberaufseher über das Weibergefängnis werden; auch die andern sollen so nach und nach avancieren. Der Direktor sagte mir, er habe so treue, tüchtige, fähige Leute nie sonst gesehen, und bewundert ihren Scharfblick und ihre Gabe, womit sie den Charakter eines jeden Gefangenen, der ihnen anvertraut ist, kennen und richtig zu nehmen wissen. Er verlangt nur noch mehr Brüder. Du kannst Dir vorstellen, wie dankbar das mein Herz gegen den Herrn macht. Ich meine denn doch, das sei endlich ein beredter Beweis dafür, daß unsere Einrichtungen geeignet sind, Gefangenenpfleger zu ziehen.

Übrigens ist die neue Strafanstalt zu Wartenburg darin merkwürdig, daß sie in diesem Augenblick von den männlichen Gefangenen, die sich in lauter interimistischen Lokalen befinden, selbst gebaut wird. Auf einem sehr großen Terrain wird ein ganzes Städtchen aufgeführt werden, Wohnungen für zusammen tausend Menschen. Alle Arbeiten werden von den Gefangenen gemacht. Sie tragen auch selbst die Höhen ab, um den rechten Baugrund zu gewinnen u. s. w. Es ist durchaus ein glücklicher Gedanke des Direktors, die Leute so zu verwenden; er hat den Bau auf 50 000 Thlr. veranschlagt. Die Baubehörde habe ihn bis auf 150 000 Thlr. hinaufgetrieben. An einer anderen Stelle der Provinz soll sogar ein Gefängnis für 700 000 Thlr. gebaut werden. So achtet man die Hunderttausende nicht, wo es auf Stein und Kalk abgesehen ist. Wenn aber ein armer Aufseher mit Frau und Kind

hungert und friert, fällt keinem ein, den erbärmlichen Gehalt aufzubessern. Leider konnten wir keinen Sonntag in Wartenburg sein, um den freien katechetischen Besprechungen beizuwohnen, welche unsern Brüdern vom Direktor in fünf Abteilungen übertragen worden sind. Die Brüder nehmen jetzt mit den Gefangenen die biblischen Geschichten durch und finden eine maßlose Unwissenheit bei allen.

Danzig, den 14. November 1852.

Bis dahin ist der erste Tag in Danzig unter vielen Menschen verstrichen. Es bleibt nur eine halbe Stunde zum Antworten und Erzählen. Nachträglich noch einige Mitteilungen über Wartenburg!

Von dem Wartenburger sogenannten „Haus der Barmherzigkeit“ ist kaum mehr zu sagen, als daß es eine bettelhafte Bettlerherberge für eine Handvoll armer Jungen und Mädchen ist. Es ist daran auch fast alles verkehrt, namentlich das Haupt, der Pastor Z., mit dem nichts anzufangen ist. Von den Honoratioren der Stadt erschienen abends beim Direktor ein Gerichtsrat mit einem vogelverscheuchenden Lippenwerk, ein nichtssagender Leutnant und einige Fragmente der Kultur; alles übrige in Wartenburg zitterte vor der Cholera, die da arg haust, so daß Menschen wie vom Blitz getroffen dahinsterben. Wie erquicklich war dagegen der Kreis unserer Brüder in dieser Wüste und wie allein stehen sie! Ein junger Strafanstaltspastor predigt orthodox, ist auch nicht ohne Wärme, ahnt aber dennoch nichts von dem Gottesschatz, der ihm in den freilich äußerlich wenig geehrten Gefäßen so nahe stehen sollte, als er ihm ferne steht.

Am Sonnabend fuhren wir, die aufgehende Sonne im Rücken, aus der alten Heimat der Deutschen Ritter, von deren Geist und Wesen dort nichts mehr zu finden war. Wunderbar, früher wuchs Wein in all diesen Landen, der selbst auf den Festen der Hochmeister kredenzt wurde. Mit dem Wein des Rebstocks scheint auch der Wein des Geistes versiegt zu sein. Sie bauen statt dessen jetzt Tabak im Lande. Ich war in Wartenburg trotz meiner Gesellschaft allein. Da mußte es auf der Fahrt am Nachmittage wenigstens frei aus dem Innern; ich griff in meine Harfe so gut sie klingen wollte und habe mit eigenem Chor aus vollem Herzen schöne Lieder gesungen von dem schönen „Was hör' ich draußen vor dem Thor“ an — bis zu dem großen Himmelspsalm: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt!“ Was ich an Menschen gesehen hatte, war alles so matt und außerhalb Jerusalem! Große Haufen wanderten zu Fuß und zu Pferd zum Jahrmarkt nach Gutstadt, das wohl zum Spott so heißt. Es war nicht ohne Interesse, die ganze Stadt voll ermeländischer Bevölkerung zu sehen, in der katzenartige

Pferde und ziegenartige Kühe verkauft und verhandelt wurden. Die Speisen im Gasthause waren zum Ekel; ich benutzte daher die Zeit, um den großen Dom zu sehen, eine der Kirchen aus der Ritterzeit, die Kathedrale des Bischofs von Ermeland. Die Kirchen sind hier wie alle Bauwerke der Deutschen Ritter in einem eigentümlich gemischten Stil gebaut. In mehreren Städten wie Gutstadt, Marienburg u. s. w. ist mir aufgefallen, wie ihre Marktplätze mit stattlichen Hallen umgeben sind, die sie hier zu Lande wie in Mittelschlesien „Lauben" nennen; auch in Westfalen, z. B. in Münster, fand ich dergleichen. Selbst bei den hölzernen Bauernhäusern auf dem Lande sieht man diese nützlichen Vorbauten sehr viel. Noch ist mir aufgefallen, wie glücklich man in den Städten das Holz als Baumaterial zur Verschönerung des Bauwerkes verwendet hat. Das Ständerwerk ist oft in überraschend schöner Weise zusammengesetzt, und ich habe Häuser gefunden, die in den ihnen auf diese Weise verliehenen einfachen Zieraten Muster sein könnten. So war eins am Markt in Wormditt, das ich mir ganz abgezeichnet habe und in meiner Brieftasche mitbringe.

Fortsetzung: den 15. Tief hat sich meiner Seele das Bild des Elends eingeprägt, das im Volke sorgfältig durch den Katholizismus konserviert wird. Nirgends hört oder sieht man etwas von einer Spur christlichen Lebens. Wie kann auch ein Volksleben gedeihen, wo demselben die Heilige Schrift prinzipiell entzogen und verboten ist, dem damit die Bäche des Lebens abgegraben und alle Sicherungen, nicht Menschensünden zu verfallen, von vornherein geraubt sind. In solchen Provinzen wohnt in der römischen Kirche zwar „Toleranz", aber wie es nach allen Berichten scheint, dennoch der leibhaftige Tod. Die Geistlichkeit soll geistig und geistlich herunter sein, desgleichen die Schulwelt trotz des anregenden katholischen Schulrats Kettner in Marienwerder, den ich leider nicht kennen gelernt. Vielleicht, daß der vielgelobte katholische Schulrat, mit dem die Regierung — freilich ohne es zu beabsichtigen — den konfessionellen Fanatismus hierher geleitet hat, einiges Leben wecken wird. Dillenburg ist es, der die Patres vom Orden Jesu u. a. in hiesige Gegenden gerufen hat. Doch spürt davon die Bevölkerung im Innern nichts. Ein Lichtbild bietet jenes große Stationshaus einige Meilen von Wormditt, das größer als irgend eines, das ich je gesehen, von Grund aus neu gebaut ist. Unter einem großen Kruzifix, mit welchem das Haus geschmückt ist, lautet die Unterschrift: „In Christo Jesu haben wir die Erlösung durch Sein Blut. Eph. 1, 7." Ohne die evangelische Kirche hätte die römische solche Zeugnisse nicht. Das wird mir aber immer

gewisser, daß die letztere der ersteren weichen und daß die evangelische Kirche neu erstehen muß, wenn unserem Volke geholfen werden soll. An der evangelischen Kirche in Ermeland fehlt viel. Ich lernte vier der Geistlichen persönlich kennen. Der erste wurde in Bischofsburg sichtbar, wo er im Gasthofe, der uns die Nacht beherbergte, zwischen drei Gläsern Grog sein Seidel Bier trank und kannegießerte; der zweite war der Pfarrer in Wartenburg, der sich mit aller Welt verfeindet, der dritte der Anstaltsgeistliche daselbst, mit dem ich kein Wort über kirchliche Dinge habe zu stande bringen können, der vierte ein Pastor in Gutstadt, den ich aufsuchte, weil noch eine halbe Stunde Zeit war, in dessen Wohnzimmer namentlich Uhlichs Bild prangte und eine mir unbekannte Figur mit breitkrämpigem Hut. Auf Befragen, wer das sei, lautete die Antwort: „Ein ungeschliffener Edelstein in rauher Schale — Vater Dinter.“[1])

Einen reichen Ersatz für vieles andere habe ich aber in Marienburg gehabt, wo ich den Sonnabend morgen zugebracht habe. Was für ein Prachtstück ist das hochmeisterliche Schloß! Man muß vom Keller anfangen, wo den Wölbungen das Geheimnis einer Kunst entwächst, die nur in dem thatenreichen Leben eines geschlossenen Organismus möglich werden konnte. Den Zauber ritterlicher Schönheit in diesem Schloß stellt sich keiner vor, der ihn nicht gesehen. Wie Lilienstengel entwachsen dem Boden die zierlichen Granitpfeiler, aus denen oben die lebendigen Büschel wundervoller Blütenpracht hervorbrechen, unter deren Wölbungen einst die geharnischten Ritter unter der Macht ihrer Hochmeister einhergingen. Es war die Stelle, von der sich einst Evangelium und Gesittung über all diese Lande verbreiteten, wo das große Kirchenbollwerk gegen den barbarischen Osten gebaut wurde und zugleich der christliche Staat in seiner Wiege lag. Es übermannt mich der Schmerz bis zu Thränen über die Ohnmacht unsers Geschlechts, dem eine viel größere Kreuzfahrt zur Aufgabe geworden. An einem unserer Sonntagabende im Kreise unseres engeren Hauses erzähle ich Dir und den acht Kindern, die dazu gehören, nächstens von Marienburg und dem Leben und Wirken der Deutschen Ritter in preußischen Landen und beschreibe Euch die kostbaren Hallen, so gut ich kann. Grundrisse und Ähnliches bringe ich für Euch mit. Noch eins: In der Privatkapelle des Hochmeisters fand ich sechzehn wunderschöne Bilder aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert,

---

[1]) Dinter war ein namhafter Pädagog der rationalistischen Richtung, geb. 1760, gest. 1831. Zuletzt stand D. als Konsistorial- und Schulrat in Königsberg; daneben wirkte er als Professor der Pädagogik und Theologie.

die einst unserm Hamburger Dom zur Zierde dienten, von dort verkauft und von einem Landrat der Marienburg geschenkt wurden. Doch habe ich in demselben schönen Schloß zugleich die schlechtesten Gefängnisse gesehen!

In Danzig bin ich seit Sonnabend abend; Regierungsbeamte, Militärs, Geistliche, allerlei Freunde betäuben mich durch Besuche, die gemacht und gefordert werden. Stunde für Stunde, Tag für Tag bis Mittwoch ein Uhr sind jetzt schon besetzt. — Mit dem Regierungspräsidenten fahre ich im Auftrage des Kultusministers sogleich nach Jenkau. Heute abend sehe ich die ganze Geistlichkeit, morgen von acht Uhr an bis abends die verschiedenen Gefängnisse, Civil- und Militärgefängnisse. Am Abend findet ein öffentlicher Vortrag statt. Man fordert das alles von mir, und ich freue mich, gehorsam sein zu müssen. Gott helfe! Er hilft! Gestern ist auf der Eisenbahn bei Dirschau ein schreckliches Unglück geschehen. Es hing an einem Haar, daß ich auf dem Zuge gewesen wäre. Ich will es Dir mündlich erzählen. Dank mit mir dem Herrn, der unser Gott ist. Gelobt sei Sein Name. Er breite über Euch Seine Flügel in Gnaden!

Danzig, den 16. November 1852, abends spät.

Das ist seit heut morgen der erste ruhige Augenblick. Die Arbeit ist ohne Aufenthalt fortgegangen, so daß ich stark erschöpft bin. Die hiesigen Freunde haben alles so eingerichtet, daß ich einzelne Personen außer denen, zu welchen mich der Auftrag führte, fast gar nicht besucht sondern alle in größeren oder kleineren Kreisen gesprochen habe. Heute, Sonntag morgen hörte ich zunächst eine durchdachte, sehr lebendige, ergreifende, in das Gewissen redende Predigt des Pastors Blech; sie war voller Liebe zum Herrn und voller Trost aus dem Herrn. Pastor Blech ist hier der gesegnetste Prediger, wiewohl die Stadt reich ist an gläubigen Geistlichen. Die große, mächtige Kirche war stark besucht. Beim Weggang aus der Kirche fiel mir auf, daß gerade wie in den katholischen Kirchen ein Teil der Kirchgänger an einem Nebenaltar niederkniete und still ein andächtig Gebet verrichtete. Das soll auch an Werkeltagen oft geschehen, an denen die Kirchen offen stehen. Dann besuchte ich den Regierungspräsidenten von Blumenthal, an welchen mich General Graf von Dohna gewiesen hatte. In der Blumenthalschen Familie fand ich ein christlich Haus. Die Frau ist lebendig in dem Herrn. Beiden, auch dem Manne, bin ich persönlich nahe getreten. Ich mußte mir auch hier wiederholen, wie reich doch Preußen an Menschen in den höheren Ständen ist, denen das christliche Leben Ernst ist. Den Abend war

ich dort mit einigen anderen Freunden, unter denen auch der Auditeur Justizrat Marcard war, Verfasser der in unsrer Agentur erschienenen „Vermischten Schriften“[1]). Herr Marcard ist ein langer Mann mit ziemlich kleinem Gesicht, aus dessen Augen ein greuliches Selbstbewußtsein hervorguckt. Sein Schnurrbart ist mächtig, rötlich und so langzopfig, wie ich noch keinen gesehen, er hängt in langen, ungekräuselten Strähnen von der Nase herab. M. spielt gern den Geistreichen und spricht am liebsten in Hyperbeln. Die ungeheure Suffisance in allem, was er sagte, reizte mich zum Widerspruch, den ich aber in dem schönen geselligen Kreise nicht laut werden ließ, bis wir auf dem Nachhausewege wegen seiner wegwerfenden Äußerungen über mir teure Personen sowie wegen seiner rigoristischen Politik sehr ernst aneinander gerieten, was aber natürlich zuletzt in guter Freundschaft endete. Da er alles sogleich in die Zeitungen bringt, auch wenn es nicht so ganz zur Wahrheit paßt (worüber sich bereits so manche Freunde beklagten), lesen wir von dem Gespräch vielleicht nächstens in einer preußischen Zeitung. Er gehört zu den sogenannten „christlichen Publizisten“, für die ich hier abermals einen Maßstab gewonnen, indem ich ihm nachgewiesen habe, wie wenig er von seinem Danzig-westfälischen Standpunkte aus die Menschen kennt, die er lobt und geißelt. Montag führte mich der Präsident nach Jenkau; das ist die Anstalt, wegen deren ich vom Kultusminister einen besonderen Auftrag hatte. Sie ist durch Legate des Herrn von Conradi gegründet, die wesentlich in liegenden Gründen bestehen und jährlich an 8000 Thlr. Revenuen bringen. Die unglücklichen 8000 Thlr. haben veranlaßt, daß die Anstalt nicht hat leben und sterben können. Eingeklemmt zwischen ein Kuratorium, eine Regierungskommission und eine ganz unverständige Stiftungsurkunde des Erblassers fristet sie ein kümmerlich Leben. Sie erhält mit ihren jährlichen 8000 Thlr. etwa 13 Bauernjungen als Pensionäre, die schlechte Handwerker und schlechte Schullehrer werden. Es gehören an zehn einzelne Gebäude dazu, so groß, daß unser ganzes Rauhes Haus darin Platz hätte. Welch eine Geldvergeudung! aber ein Beispiel dafür, wie wenig Gelddotation eine Geistesdotation ersetzen kann. Es ist mir sehr klar geworden, was für Vorschläge ich dem Minister zu machen haben werde, ohne gegen die ganz nebelhafte Stiftungsurkunde zu verstoßen. Das Beste vom Ganzen ist der liebenswürdige Direktor Neumann mit seiner prächtigen Frau und seinen liebenswürdigen Kindern. Die Neumannsche Familie fand ich ganz und gar

---

[1]) Marcard, H. E. u. M., „Vermischte Schriften, Erzählungen, Schilderungen und Gedichte.“ Neue Ausgabe 1856.

mit dem Rauhen Hause vertraut; Neumann gehört zu den rührigsten Verbreitern unserer Rauhhäusler Schriften. — Gestern abend war ich mit den sämtlichen älteren und jüngeren Geistlichen Danzigs und vielen auswärtigen Geistlichen und Kandidaten — im ganzen waren es vierzig Personen — zusammen. In diesem Kreise war ich unter lebhaftem Austausch über kirchliche Dinge bis nach zwölf Uhr. Einen solchen Kreis nahe bei einander wohnender christlich gesinnter Geistlicher, die allezeit zusammenhalten und miteinander arbeiten, beisammen zu sehen, ist wohl etwas Seltenes. Am andern Morgen ging es in die Gefängnisse, zuvor aber zum Polizeipräsidenten von Haugwitz, der ein solches Interesse am Rauhen Hause hat, daß er schon vor zwei Jahren hier in einem litterarischen Kreise über unsere Einrichtungen einen mehrstündigen Vortrag gehalten hat. Es ist ein trauriges Bild, das er von Danzig entwirft, nur noch übertroffen durch das des Oberpräsidenten, der über den Zustand des weiblichen Geschlechts grauenhafte Sachen erzählte. In seiner Funktion als Richter ist er darüber genau orientiert. Von den Gefängnissen habe ich das Untersuchungsgefängnis, das erste Kriminalgefängnis, das Gefängnis im Rathaus, den „Turm“, die Militärsträflinge auf der „Peinigungskammer“ und die neue Strafkaserne mit fünfhundert Gefangenen besucht. Da der kommandierende General die Besichtigung der beiden letzteren angeordnet, war damit eine ziemlich große militärische Staffage verbunden. Die Baugefangenen waren alle in Ketten; es waren fast lauter Straßenräuber, Mörder, gewaltthätige Diebe u. dergl. Ihr Los ist bejammernswert. Die Militärgefangenen wohnen dagegen in einem gewissen Luxus; sie haben das schönste Gefängnis, das ich in Deutschland gesehen. Nach Sonnenuntergang arbeiten sie für sich zu ihrem eignen Vorteil. Ein solcher Gefangener hat sich mit der Anfertigung von Holzpantoffeln in zwei Jahren sechsundachtzig Thaler verdient. Der Zustand der übrigen hiesigen Kriminalgefängnisse übertrifft alle Vorstellung. Es sind barbarische Greuel, die ich da gesehen. Die Gefangenen liegen zum Teil schon jahrelang zu fünfzehn, zwanzig, dreißig in dunkeln Löchern. Die Löcher sind so dunkel, daß ich in mehreren Kerkern nicht im stande war, die Physiognomieen zu unterscheiden. Dabei herrscht eine pestilenzialische Luft. Die Leute waren ohne alle Beschäftigung, teilweise mit Ungeziefer behaftet. Dazwischen eine Menge Knaben von siebzehn bis neunzehn Jahren, der größte Teil bereits rückfällig, alle verzweifelt über solche Zustände, verbissen, grollend. Ein langes Gespräch hatte ich mit dem dreißigjährigen N., der seit elf Monaten in einem halbdunkeln Loch in schweren Ketten liegt, einem hübschen jungen Manne, schon früher öfter bestraft, auf

den man, da er aus dem Gefängnis entsprungen war, ein halbes Jahr gefahndet hat. Er hatte mit Pistolen bewaffnet im ganzen über fünfzig große Räubereien begangen. Ich traf ihn in einem unserer Schillingsbücher lesend. Er ist seiner Missethat geständig und will sterben, nur nicht auf lebenslänglich verurteilt werden. Auf den braven Inspektor Beyer hat er in solcher Verzweiflung einen Mordanfall gemacht. Wohl hat er die Gnade auf sich wirken lassen, dann aber schlug bei ihm wieder alles in wilde Wut um. Der Schluß unsres Gesprächs war die Bitte um eine Gnade, er wünschte einen — — Hering!

Die Seelsorge an diesem Ort des Schreckens wird von einem Pastor und einem wackern Kandidaten ausgeübt, aber nur freiwillig. Der Magistrat, ungläubig und materiell wie die meisten derartigen Behörden, verzögert die Anstellung eines Geistlichen, wozu er verpflichtet wäre. Wie sollen diese Zustände in Preußen enden, wenn keine Hilfe kommt?!

In gleicher und ähnlicher Verfassung wie die geschilderten befinden sich fast alle Gefängnisse in der Provinz Preußen. Es ist sogar dahin gekommen, daß gar keine Kriminaljustiz mehr ausgeübt werden kann. Die Gerichte verurteilen und müssen die Verbrecher zu Gefängnisstrafen verurteilen — und wenn diese dann die Strafen antreten sollen, so ist es nicht möglich, sie ordnungsmäßig verbüßen zu lassen, weil keine hinreichenden Gefängnisse existieren; man sperrt sie also unverantwortlicherweise in solche Löcher! Ich habe mich deswegen auch nicht gesträubt, heute abend hier in Danzig ein offenes Wort zu sprechen. Um sieben Uhr war der große Saal in der Gewerbehalle Kopf an Kopf gefüllt; viel Militär, der größte Teil der richterlichen Behörden, fast alle Geistlichen, viele Kaufleute, Frauen u. s. w. waren anwesend. Ich sprach über die Bildung von Gefängnisgesellschaften, denen ich, ohne Danziger Zustände zu schildern, die für diese Stadt gebotenen Aufgaben vorzeichnete. Gott gab Gnade und Freudigkeit zu dem Wort. Anstellung von Geistlichen und Helfern, Besuche in den Gefängnissen, Einrichtung von Bibliotheken, Beschaffung von Arbeit für die armen Gefangenen, Sorge für die Entlassenen, Gefangenenpredigt u. s. w., — dahin soll solche Gesellschaft arbeiten und so die Behörden unterstützen. Zuletzt fand ich guten Anlaß auch auf Gründung von Asylen für weibliche Dienstboten und auf die eines Rettungshauses hinzuweisen. Ich ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt, an Johannes Falk, den Danziger Knaben und seine Geschichte mit dem hiesigen Magistrat zu erinnern als an den, von welchem einst die erste That zur Rettung von Knaben ausging, nachdem er zur Erkenntnis Christi

gekommen. — Als ich geschlossen, nahm der hiesige Obergerichtspräsident das Wort und erklärte zu allem seine volle Übereinstimmung und damit die Verpflichtung, in diesem Geiste gemeinschaftlich zu wirken und zwar mit der Aufforderung an mich, nach einem Jahre wiederzukommen, um das Werk der Gesellschaft zu sehen. Es wurde einmütig beschlossen, über acht Tage an derselben Stelle wieder zusammenzutreten um festzustellen, wie im einzelnen vorzugehen sei. Die Sache wird Fortgang haben, alle waren vertrauensvollen Muts. Der Herr helfe! So verlasse ich in Danzig einen großen Kreis von Freunden und mit ihnen die hiesige Provinz. Von den Herrlichkeiten Danzigs mündlich. Es ist alles, alles prächtig und dazu angethan, sich der einstigen Hansa und des Handels zu freuen, der noch heute hier alles belebt, wenn auch ohne den Geist der Hansa. Der Geist der Städter wird von Leuten, die sich darüber wohl nicht irren und Augen haben zu unterscheiden, was gut ist, als übermäßig materiell geschildert.

Naugard, den 20. November 1852.

An Danzig haften schöne Erinnerungen; so viele Menschen, die mir lieb und teuer bleiben werden, habe ich dort gesehen und dazu die schöne Stadt, die sich Nürnberg und Lübeck an die Seite stellen kann. Ich übersah sie vom Turm meines Gasthofes aus. Zu einem Ausfluge in die Umgegend war leider nicht Zeit gewesen. Das Haus selbst hat einen gewissen kulturhistorischen Wert. Es war früher das Eigentum englischer Kaufherren, die hier logierten und ihre Waren niederlegten. Nicht weit davon zeigen sich Häuser der Holländer und anderer Völker, die sich hier solche Mittelpunkte ihrer Geschäfte gebildet hatten. Die von zwei kleinen Flüssen umgebene Stadt breitet sich gar stattlich aus und zeigt die Wohlhäbigkeit und Größe, welche Danzig einst als Handelsstadt besessen hat und teils noch besitzt. In der Bevölkerung lebt das Bewußtsein der freien Hansastadt noch so stark, daß der echte Danziger noch heute, wenn der König kommt, angeblich nicht von „unserem König“ spricht, er sagt: „Der König von Preußen kommt.“ Und nun solltest Du das prächtige Rathaus mit seinem reich vergoldeten, die Stadt überragenden Turm sehen, die schönen, großartigen Kirchen, vor allem den Artushof, der später zur Börse herabgesunken ist! Es sind das alles Bauwerke aus der besten deutschen Ritterzeit, aus der Zeit, da die Ritter von der Marienburg aus das Land weit und breit als Wächter zwischen Preußen und dem Pommerland beherrschten. Und nun vollends die von der Natur so wunderschön ausgestattete Umgebung! Meilenweit nordwestwärts und bis zur See fesseln ansehnliche waldbewachsene Hügel mit daran

gelagerten Villen und Dörfern den Blick und das Herz. An der schönsten Stelle, etwa eine Meile von der Stadt, liegt das Kloster Oliva. Leider konnte ich die schöne Kirche, die weit berühmt ist, nur im Vorbeifahren sehen.

Einen längeren Besuch hatte ich übrigens noch von einem Major, der die Militärgefängnisse beaufsichtigt und mir beklagenswerte Mitteilungen über den inneren Stand derselben machte. Auch hier die Achtlosigkeit der als Aufseher dienenden Unteroffiziere, die den Sträflingen vorschriftswidrig erlauben Branntwein zu trinken u. s. w. Der Major war des Abends vorher mein Zuhörer gewesen und dadurch bewogen worden, mich weiter in das Haus, das sonst versperrt bleibt, einzuführen, und zwar um, wenn es möglich wäre, auch hier zu bessern und zu helfen. Auch war ich noch gebeten worden, das protestantische Hospital zu besichtigen, in welchem der Vorsteher, ein Kaufmann G., den selbstgefälligen Führer machte. Ausgezeichnet ist der dortige erste Arzt, der geachtetste Arzt der Stadt. Sein Wunsch war gewesen, das städtische Lazarett mit Diakonissen zu besetzen. Der Magistrat aber, Pietismus fürchtend, weigert sich beharrlich. Was ist mit dem Geschlecht, aus welchem sich die Magistrate der großen Städte bilden, anzufangen? Unter dem Vorrecht der Magistrate, Patronate über Kirchen und Schulen zu üben, seufzt die Bevölkerung der Städte jämmerlich; sie seufzt unter dem Druck der Tyrannei der Oberflächlichkeit und der schlechtesten Liberalität. Man mag gegen Staatsbeamte und ihren Zubehör sagen, was man will, darin liegt doch ein großer Segen, daß durch sie in der höheren Verwaltung und Justiz sowie in den gelehrten Schulen und in den höheren Kirchenämtern immer wieder frische Kräfte von außen hinzugeführt werden, wodurch das stehende Wasser vor völliger Fäulnis bewahrt wird. Eine von christlich-sittlicher Kraft ganz ausgeleerte Stadt mit schlechten Predigern, die der Magistrat bestellt, bekommt in ihrem Regierungspräsidenten, in der oberen kirchlichen Behörde, in den Regierungsbeamten, Gymnasial- und Seminardirektoren mit einem Male wieder Leben, wie mir das in Danzig und anderen Städten so lebhaft entgegengetreten ist. In Danzig gehört zum Lazarett noch eine Kommunalanstalt, die Bettelkinder und verwahrloste Kinder der Stadt aufnimmt. Der erwähnte Vorsteher verwaltet auch diese Partie. Um mich zu überzeugen, daß er es mache wie ich — „ganz wie Sie", sagte er — holte er aus einem Haufen alter Weiber die einzelnen Jungens hervor. Ein Verzeichnis der Namen aller Kinder an der Hand, mußte Peter Meyer vortreten: „Sehen Sie, erst zehn Jahre alt, ein großer Dieb, hat sechsmal gestohlen"; nun kam Heinrich

Fischer daran: „Sehen Sie, ein Vagabund", dann Michael Brunner: „Hier haben Sie einen Brandstifter, aber er ist ein guter Mensch, er hat alles eingestanden" u. s. w. Dann mußten sich die Jungen wieder setzen: „Sehen Sie, die Jungen kennen mich alle, ich bin unter ihnen wie ein Vater: Du, Peter Meyer, komm einmal her!" Peter Meyer kommt: „Dies ist nun auch ein großer Dieb von dreizehn Jahren, Peter Meyer, wer bin ich?" „Sie sind der Herr Vorsteher", sagt der vortreffliche Junge, und überglücklich sagt Herr G.: „Sie sehen, wie ich unter den Kindern stehe." Du kannst Dir meine Freude an diesem reichen Danziger Bürger denken, den ich am liebsten auf ein Jahr mit ins Rauhe Haus genommen hätte, damit ihm dort geholfen werden könne. Dabei wird er als einer der besten Leute in Danzig gepriesen. Wie gern hätte ich noch mit Pastor Thorwald die Kirche und den Kirchhof zum „heiligen Leichnam" betreten. Unter den schönen Linden desselben predigt er im Sommer im Freien, während die Familien an den Gräbern ihrer Heimgegangenen sitzen.

Noch einmal konnte ich die Türme der Stadt übersehen, deren jeder seinen Volksnamen hat: „die schlanke Elisabeth", „die lütje Katharina", „die grote Marie" u. s. w. Die Besichtigung des schönen Zeughauses wurde leider nicht mehr möglich. Für unsere Kleinen hier der Spruch, der dort auf einer alten eroberten Kanone steht:

Dickbuk (Dickbauch) het ick,
Milen scheet ick,
Wer't mi nich will gloven,
Der kann mir erproben.

Mit dem prächtigen Divisionsprediger Schieve, dem Pastor Dr. Höpfer und Thorwald wurde zum Abschied noch eine Flasche Mosel getrunken. Darauf nahm uns der Postwagen auf, und fort ging's ins Pommernland. Die Reise war zum Teil nicht ohne Interesse. Zuerst die wunderschöne weitere Umgebung Danzigs. Napoleon hat einst Danzig das Genua des Nordens genannt; ich weiß nicht, mit welchem Rechte, aber die Fahrt — rechts die offene See, links die reichbesetzten Hügel — war prächtig. In Klein-Katz mehrte sich die Gesellschaft, u. a. stieg ein Pastor Schumann ein. Er fuhr eine Station mit; so lang ist seine meilenweit unter Katholischen ausgebreitete Gemeinde. Die Evangelischen rühren sich auch hier. In Karschenken hatte er mit Hülfe freier Beiträge eine neue evangelische Kirche erbaut. Für seine zerstreuten Schulkinder sorgt er durch einen Wanderschullehrer. Alle zwei Tage zieht dieser zu einer anderen Station und kommt alle vierzehn Tage wieder an dieselbe Stelle. Hier wohnt er bei Gemeindegliedern und ißt rundum von Haus zu Haus. Ein anderes Gemeinde-

glied giebt das Schullokal her. Sonntäglich liest der Lehrer an einer entfernten Stelle eine Predigt und ersetzt den Pfarrer, indem er die Kirchgenossen in des Pfarrers Auftrag um sich sammelt. Da der Schulmeister ein lebendiger Christenmann ist, ist die Einrichtung zum reichen Segen; die Zerstreuung, die das Leben der Gemeinde zu hemmen schien, hat dasselbe durch diese neu eingelegten Kräfte wesentlich gefördert. Ebenso erfreulich war, was Schumann von der Mitwirkung der Damen auf den zerstreuten Gütern erzählte, wie dieselben sonntäglich die Kinder um sich sammeln und mit ihnen evangelische Lieder lernen, ihnen auch sonst mit Freudigkeit dienen. Der gute Pastor war abends vorher in meinem Vortrag gewesen und erzählte mir, was für einen Eindruck meine Erwähnung des Johannes Falk gemacht, den ich als Ausgangspunkt aller Liebesarbeit seit den Befreiungskriegen hingestellt. Bei jenem Vortrag hatte vor mir ein mir unbekannter alter Herr in gespanntester Aufmerksamkeit zugehört. Es war der alte Geheimrat von Weyckmann aus einer der alten Danziger Patrizierfamilien, die zu jenen Ratsherren gehört haben, die einst dem Falk die Mahnung mit auf den Weg gegeben hatten, seinen Dank gegen eben jene Ratsherren damit zu beweisen, daß er einst anderen armen Kindern helfen solle, wie sie, die Danziger Ratsherren, ihm geholfen. — Es muß hier aber noch eins erwähnt werden; in der Weyckmannschen Familie lag die Ursache, daß Falk Danzig verlassen mußte. Falk war nämlich in Danzig ursprünglich ein armer „Perückenjunge", der die Perücken austrug. Um seiner Talente willen nahm sich jene Familie seiner an. Da Falk aber heranwuchs, verliebte er sich in eine der Töchter der Familie und glaubte, um sie werben zu dürfen. Nun aber erhob sich der Patrizierstolz jener Familie, die keinen früheren „Perückenjungen" an sich angliedern wollte, und sie verlangten die Selbstverbannung des Jünglings, der dann auch ging. Nachdem ist er in Weimar Goethes Freund und Legationsrat und Schöpfer jener großen Kinderrettungsarbeit geworden. Falk ist nie wieder nach Danzig gekommen.

Mittags waren wir in dem so schön gelegenen Köslin. Der Präsident von Senden hatte es so eingerichtet, daß wir bei ihm zu Mittag speisten, bei welcher Gelegenheit ich außer der Familie diejenigen Freunde aus Köslin, die ich noch zu sehen gewünscht, traf, namentlich außer einigen Regierungsräten den Gymnasialdirektor Adler und den Seminardirektor Weymann. Es gab am Tisch sehr lebhafte Debatten über die Möglichkeit der Einrichtung evangelischer Orden u. s. w. Nach Tisch besichtigten wir die Kösliner Staatsgefängnisse. Auch hier scheußliche Zustände! Hernach ging's in einen

Saal, wo die Freunde gar schnell eine Versammlung improvisiert hatten. Der Saal war mit Menschen aus allen Ständen voll gepfropft, nur von den drei Pastoren war nicht einer erschienen. Ich sprach wohl eine Stunde. Den Rest des Abends war ich bis spät bei Adlers, wo sich nochmals alle jene Freunde versammelten. Eine kurze Nacht — und am andern Morgen fünf Uhr saß ich bereits wieder in der Extrapost zu einer weiteren Tagesreise. Zuerst fuhr ich nach Crampe zu Bruder Knigge, den ich samt seiner Frau und seinen Zöglingen in seinem neuen einfachen Häuschen aufsuchte. Der Ortsgeistliche folgte mir auf dem Fuße; er ist Schwiegersohn des Herrn von Versen in Crampe, den ich vor zwei Jahren auf Cramenz kennen gelernt. Alles Sträuben half nichts — ich mußte mit hinaus auf dessen Gut zum Frühstück, was mich drei volle Stunden aufhielt. Die Namen der vielen hier anwesenden Gäste habe ich nicht behalten; aber das Bild der trefflichen Frau von Versen hat sich mir tief eingeprägt. Die Familie gehört zu den Hauptwohlthätern der neuen Anstalt. Herr von Versen hat Grund und Boden und das meiste Baumaterial dazu geschenkt. Um ein Uhr ging's weiter nach Kieckow, dem Gute des Herrn von Kleist-Retzow, wo Bruder Fährmann ein Rettungshaus leitet. Meine Reiselektüre, ein großes Promemoria über das Naugarder Zuchthaus, brachte ich glücklich zu Ende und traf Fährmann eben vor Dunkelwerden. Die Anstalt mit sechzehn Knaben ist ganz charmant eingerichtet. Fährmanns Herz ist voll Liebe und Glauben. In Eile ließ ich mir noch einige Einrichtungen auf Kieckow zeigen (Kleist-Retzow war abwesend), um zu wissen, wie unsere Freunde wohnen, und mit Gutspferden ging es dann im hellen Mondschein durch meilenlange Wälder wieder nach Köslin, von wo aus ich den nächsten Morgen früh sieben Uhr nach Roman, dem Gute Andraes, aufbrach. Auf dieser so eiligen Reise habe ich recht viel aus dem Leben der pommerschen Bauern kennen gelernt, indem ich meine Postillone und Fuhrleute alle bis aufs Mark abkatechisierte. In lauter lebenswahren Farben habe ich mir Hochzeit, Kindtaufe, Leichenbegräbnis, das tägliche und abendliche Leben der Bauern aus dem Munde dieser schlichten Leute erzählen lassen. Ich habe mir darüber vierzehn Seiten Notizen gemacht, die leider brieflich auszuführen jetzt nicht möglich ist.

In Roman konnte ich gestern morgen nur zwei Stunden verweilen, um mit Andrae das Nötige über das Asyl[1]) für entlassene

---

[1]) Die 1852 errichtete Anstalt führte den Namen: „Asyl für Vagabunden und entlassene Sträflinge." Jeder Pflegling hatte eine Schlafzelle für sich. Die Anstalt hat bis in die Mitte der sechziger Jahre bestanden und in großem

Sträflinge, dem unser Bruder Buchwald vorstehen soll, zu besprechen; ich kam dann wieder mit Extrapost hierher zurück. Bald nach mir erschien auch der Oberpräsident, der Regierungspräsident, diverse Räte u. s. w., um das Gefängnis hierselbst mit mir zu besichtigen; so war's verabredet. Auf meinen Vorschlag gingen wir noch gestern abend zehn Uhr in die große Strafanstalt mit ihren 1400 Verbrechern, um die Sträflinge in ihren Schlafräumen aufzusuchen, wo je etwa hundert nebeneinander gelegt sind. Sechzig der allergefährlichsten Verbrecher liegen in einem Keller unter der Kirche abgesperrt. Heute habe ich dem Gottesdienst beigewohnt, habe dann den ganzen Tag bis Abend mit Besuchen bei den Kranken zugebracht, habe namentlich auch viele Leute in den Einzelzellen besucht. Nebenbei gesagt hat hier jeder Aufseher den fünfunddreißigsten Sonntag frei und auch das nur teilweise. Auch das garstige Kreisgefängnis habe ich visitiert. Am Abend habe ich dann noch eine Stunde lang mit dem lutherischen Superintendenten Otto tüchtig über Personal- und Realrecht disputiert. Morgen geht's nach Stettin.

Stettin, den 22. November 1852.

Liebe, teure Hausgenossen alle!

Der Heimgang unsers lieben Herrn Burkhardt hat uns, Euch und mich, den Fernen, plötzlich einander wieder näher gebracht, als wir es dachten. Wenn je, so wird es in solchen Augenblicken fühlbar, wie schmerzlich die Trennung ist. Ich kann nur sagen, der Herr halte uns durch Seine Gnade allezeit bereit, daß wir vor Sein Angesicht treten können, wann und wo Er uns ruft. Denn Er thut es, Er hat auch unsern lieben, uns so teuren Freund zu sich genommen. Der Losungsspruch des Sterbetages klingt mir immerweg im Ohr: „Wisset ihr, was Ich euch gethan habe?" Gebe Gott, daß wir es wissen! Was mich betrübt, ist, daß unser lieber seliger Freund zu wenig unter uns die Liebe erfahren, deren er in vollkommenstem Maße wert war, da er doch mit einem so reichen Herzen voll Liebe gerade gegen unser Haus, d. h. gegen uns, zu uns gekommen ist. Darum wollen wir über seinem Grabe um so dankbarer sein gegen den Herrn, der uns in ihm so viel gegeben hatte und ihn gerade den hat werden lassen, der durch ein seliges Ende gewaltiger als ein anderer in jene Heimat gewiesen hat, die allein wert ist, daß man an sie diese Lebenszeit voll Mühe, Trübsal und Sorgen wendet. Gott, unser

Segen gewirkt. Auf Verfügung König Friedrich Wilhelms IV. wurden dem Asyl solche Sträflinge zugewiesen, die mindestens ihre halbe Strafzeit im Zuchthaus verbüßt hatten. Das Asyl ging infolge mangelnder Geldmittel wieder ein.



Heiland helfe uns allen zum ewigen Leben! Wer weiß, wie nahe Dir und mir das Ende! Aber wenn darnach nur der Anfang der Herrlichkeit folgt und wenn wir uns dessen in Gnaden gewiß werden (das heißt aber viel), dann soll uns all das Leid nicht reuen. Im Geiste stehe ich in Euer aller Mitte, und wir reichen uns die Hände aufs neue, daß wir uns um so herzlicher, treuer lieb haben wollen. Er wolle mit Seiner Liebe unsere Herzen verbinden und uns tränken aus dem Strom Seiner Gnade, auf daß wir stark werden im Glauben, der so schwach ist, und wach im Gebet, das so laß ist.

Es ist sonderbar, am Anfang und am Ende meiner Reise steht ein so ergreifender Todesfall. Ihr werdet es schon gehört haben, was mir in Wartenburg widerfahren. Als ich eintrat, ward mir die Nachricht, daß nach einigen Stunden die Frau unsres lieben Bruders Anton werde begraben werden. Was für ein Jammer war das! Erst wenige Monate waren sie verheiratet, und sie hatten sich so lieb gehabt! Am Sarge stand die alte, ehrwürdige Mutter der Seligen; die alte Frau hatte schon sieben Kinder begraben, und diese Tochter war das letzte. Aber wie offenbarte sich des Herrn Gnadenherrlichkeit an dem lieben Bruder Anton; er war so stark im Glauben und, wiewohl seine Thränen quollen, doch so voller Trostes und Ergebung in den Willen des Herrn, daß wer es sah, nur den Gott des Lebens preisen konnte, der so den Tod überwinden hilft. Bei dem Tode unsers lieben Herrn Burkhardt dürfen wir ihn nicht beklagen — er ist eingegangen zu seines Herrn Freude, aber der arme Vater! Der Herr wolle ihm geben, was wir nicht vermögen: Trost und Frieden und ein seliges Ende, das ihn wieder mit all den Seinen vereinen wird.

Ich benutze diese erste Minute nach meiner Ankunft in Stettin, Euch diese Worte zu schreiben. Gott hat mich über Erwarten gestärkt zu der Arbeit dieser Reise, denn eine Arbeit und zwar eine schwere ist sie gewesen, und sie ist noch nicht zu Ende. Wiewohl mein ganzes Herz sich, und jetzt so viel mehr, zurücksehnt, so habe ich mich doch noch auf einige Tage länger einrichten müssen. Ich bin es den lieben Hausgenossen schuldig zu sagen, weil ich gehofft, wir könnten am ersten Advent das heilige Abendmahl miteinander feiern. Da ich aber dazu doch erst einige Tage wieder ruhig zu Hause gewesen sein möchte, so bitte ich, daß wir die gemeinschaftliche Feier auf den zweiten Advent verlegen. Darauf freue ich mich als auf den rechten Advent und ich bin der getrosten Zuversicht, der Herr wird uns, die wir uns um Seinen Tisch miteinander sammeln werden, stärken mit dem Trost der Vergebung der Sünden und der seligen Kindschaft bei Ihm und der himmlischen Verwandtschaft untereinander.

Heute, wo wir von solchen Dingen reden, kann ich nichts weiter hinzufügen. Ich reiche allen, allen — und ich nenne absichtlich niemanden einzeln — die Hand. Der Friede Gottes sei mit uns! Seine Gnade behüte das ganze Haus und mich mit ihm an Leib und Seele. Meine tägliche Fürbitte ist für Euch alle. Wie freue ich mich auf die Heimkehr; möge dann nichts sein, was uns betrübt!

In allertreuester Liebe grüße ich das ganze Haus.

Wichern.

Berlin, den 24. November 1852.

Heute haben wir zehn Stunden lang — mit Ausnahme der Mittagsstunde — Sitzung des Centralausschusses gehabt. Mancherlei ist geordnet, um die Beschlüsse des letzten Kirchentags betreffend die Gefängnisse, die Enthaltsamkeitssache, das Auswanderungswesen und die Frage der Zwangserziehung zur Ausführung zu bringen. Morgen hoffe ich einige Minister zu treffen. Zum Freitag bin ich zum König und zur Königin befohlen. Abends fahre ich wieder nach Stettin zurück, um den Sitzungen der Regierungs- und Gerichtspräsidenten beizuwohnen.

In Stettin habe ich Montag und Dienstag geweilt. Hier habe ich von allen Gefängnissen die schlechtesten und unverantwortlichsten gesehen. Außerdem sah ich manche Freunde, besonders den Oberpräsident, mit welchem ich manchmal bis spät in die Nacht hinein ganz allein sehr erbauliche Stunden verlebt habe. Die Besichtigung der königlichen Wohnzimmer und Amtsgemächer im Schloß — dort wohnt der Oberpräsident — würde auch Euch Freude gemacht haben. Der großartige Remter ist schön und erinnerte zum letzten Male in hiesiger Gegend an die Bauwerke der preußischen Ritter. Wie im Marienburger Schloß ruht das verzweigte Gewölbe des großen Raums auch hier auf einem einzigen Mittelpfeiler. Das Ganze schließt aber hier nicht so zierlich ab wie dort.

Stettin, den 27. November 1852.

Nachts zwei Uhr bin ich hier müde und kalt — die Nacht war sehr rauh — wieder angekommen. Gleich nach acht Uhr ging ich zum Oberpräsidenten, um jener vom Ministerium in Berlin anberaumten Sitzung der Gerichts- und Regierungspräsidenten in Sachen der pommerschen Gefängnisse beizuwohnen. Es war einmal eine Probe vom „grünen Tisch“, die mich sehr interessiert hat und die, wie ich hoffe, nicht ganz unfruchtbar gewesen ist. In zweierlei Beziehungen habe ich meinem Rat Folge geben sehen, zunächst insofern, als fest-

gestellt wurde, daß die drei neuen Centralgefängnisse der Provinz aufs Land verlegt werden sollen, um ländliche Beschäftigung möglich zu machen. Es war bereits beschlossen gewesen, mitten in Stettins Festungsmauern hochstöckige Räume für fünfhundert Gefangene aufzuführen, wofür freilich anderseits manche Gründe sprechen. Sodann konnte ich definitive Beschlüsse über das Verhältnis der Rettungshaussache zu den freigesprochenen und verurteilten „Jugendlichen“ veranlassen. Das ganze Kollegium ließ sich davon überzeugen, daß die Benutzung der erwähnten Anstalten für letztere nicht statthaft wäre, sofern die Rettungshäuser dadurch Zuchthäuser zu werden drohen, anderseits davon, daß der Staat seine Zwangs- und Strafjustiz, freilich im Gefühl der Bedrängnis und auch der Verpflichtung gegen diese Jugendlichen, Privatinstituten opfern würde. Ich habe den Entschluß zuwege gebracht, für die Jugendlichen eigene und zwar für beide Geschlechter bis zum Alter von zwanzig Jahren getrennte Staatsanstalten zu etablieren, Anstalten, welche aber nicht unter der Pflege von Staatsangestellten sondern auf kirchliche Weise, eventuell durch Brüderanstalten, versorgt werden müßten. Das ist vielleicht der erste Beschluß der Art, den ein hohes Regierungskollegium einmütig gefaßt und dem Ministerium unterbreitet hat. Die letzte Verhandlung war besonders interessant, weil es sich um Wahrung des Strafprinzipes handelte, das ich merkwürdigerweise gegen eine ganze Schar von Juristen und Richtern zu verteidigen hatte. — Gestern, Freitag war ich von früh zehn Uhr bis sechs Uhr nachmittags am Hof. In den königlichen Vorzimmern wurde mir das Warten durch Anwesenheit mancher Bekannten angenehm gemacht. Ich sprach dort Niebuhr, von Gerlach, von Hinkeldey, Graf Keller u. a. Wenn Ihr mich einmal erinnert, erzähle ich Euch die Geschichte von dem preußischen Konsul N. zu Moskau zur Zeit des großen Brandes. Derselbe hat mit großem Edelmut drei seiner russischen Bedienten vom Tode mit Pulver und Blei errettet und zwar in dem Augenblick, wo sie erschossen werden sollten. Als aber die Franzosen sich aus dem Hause entfernt hatten, fielen die drei Russen mit Beilen und Gewehren über den wehrlosen Retter her, und trotz seiner Bitte, ihn zu schonen, mußte er niederknieen, um den Tod von den Händen der Mörder zu erleiden. In diesem Augenblick entwaffnete sie ein furchtbarer Knall. Ein Teil des Kreml war in die Luft geflogen! N. entkam lediglich durch diese Fügung und gelobte sich von da an dem Herrn zu Dienst und ist wirklich, ich glaube zwanzig Jahre lang, ein lebendiger Prediger des Evangeliums gewesen, der in Rußland die zerstreuten Deutschen mit dem Evangelium aufgesucht und zum Glauben ermahnt hat. Graf Keller erzählte mir diese Geschichte in ergreifender Weise. Beim König war

ich wohl zwei Stunden und fand ihn herzlich. Ich teilte ihm im wesentlichen meine Pläne in Sachen der Gefängnisreform mit, namentlich bezüglich des Personals, und das war Wasser auf seine Mühle. Ich hatte so ganz den Sinn des trefflichen Fürsten getroffen, der nach seiner Weise meine Gedanken nach allen Seiten hin ausspann. Nicht immer habe ich den König in dem Maße herzlich und eingehend gefunden. Von seiner Not mit dem und dem und da und da erfährt man denn auch in solcher Stunde mehr, als vielleicht gut ist. Da gilt es aber, Mut machen und zuversichtlich auf den Glauben weisen, der Berge versetzt und die Welt überwindet. Bei der Tafel war es nachher sehr angenehm. Mein Platz war wieder dem König gegenüber, so daß ich mit demselben gut reden konnte, er hatte so manches zu fragen. Sonst waren zur Tafel befohlen; General Graf Groeben, der eben aus Ungarn kam, Graf Stolberg und die mir sehr teure Gräfin von Dohna-Dönhoffstädt; links saßen Humboldt, Rauch, Fürst Schönburg u. s. w. Der liebe Graf Stolberg wird uns nächstens besuchen; er steht uns näher, als Du glaubst. Vom Nachtisch habe ich einige Bonbons für die Kinder glücklich erobert, wie trotz all der Lakaien und Majestäten auch alle anderen Gäste dergleichen für ihre Kinder mitzunehmen pflegen. Ich freue mich sehr auf das Ende der Reise, das der Anfang zu neuer Arbeit sein wird, die mir aber in Eurem Kreise süß sein soll. Hoffentlich treffe ich alle wohl und fröhlich im Herrn!

Berlin, den 25. November 1852.

Ihr lieben Hausgenossen alle!

Es ist mir nicht vergönnt, wie ich schon schrieb, zum lieben 1. Advent in Eurer Mitte zu sein, wenigstens nicht leiblich; daß mich aber aufrichtig darnach verlangt, davon mag Euch dies Wort ein neues Zeugnis sein. Von ganzem Herzen will ich alle gegrüßt und allen bezeugt haben, wie nahe uns der Herr ist, Euch und mir. Laßt uns mit Freuden auf Ihn sehen, der da kommt und unterwegs ist, um aufs neue uns zu helfen und selig zu machen. Das alte Jahr ist dahin. Der Herr hat den Schluß desselben mit dem Siegel des Todes unter uns besiegelt, indem er einen aus Eurer Mitte vorweg genommen hat zum Zeichen, welchen Weg Er uns alle einst führen wird. Unser lieber seliger Herr Burkhardt feiert heute Advent im himmlischen Betsaal und das eine Licht,[1]) das er sieht, ist die Herrlichkeit des Herrn,

[1]) Im Rauhen Hause wird seit alters her bis auf diesen Tag vom 1. Adventssonntage an in den sogenannten „Adventsandachten" täglich ein neues Licht am Kronleuchter des Betsaals angezündet.

dessen Leben allen Tod getötet und uns in unsern Sünden mit unserm Gott versöhnt hat. Ach, könnten wir doch einst alle das eine selige Adventslicht sehen und in seinem Glanze anbeten und hören, was der Geist ohne Worte der selig vollendeten Gemeinde sagt! Das hilf uns, lieber Herr! Aber wenn Er uns jetzt ein neues Adventsfest schenkt, so soll uns das einerseits ein Trost sein; Er will uns auch ferner in Gnaden führen; es soll uns das aber anderseits auch eine Mahnung sein, daß wir ablassen von Menschen und Ihn selbst, den treuen Heiland, unser alleiniges Haupt und unser Lebensbrot sein lassen. Darin darf keiner zurückbleiben. Der Herr ruft uns alle, und wir hören täglich Seine Stimme.

Ihr lieben Kinder, wie herzlich verlangt mich, Euch wieder von Angesicht zu sehen und nicht bloß Euch, sondern ebenso alle lieben Hausgenossen. Wenn Ihr dies Wort hört, bin ich schon wieder auf dem Wege zu Euch und sonst dicht vor der Thür. Und wie köstlich ist es, daß wir gleich die erste Woche uns bereiten, zum Tisch des Herrn zu gehen; laßt uns den heiligen Geist bitten, daß er unsere Herzen bereite, solche Gnade würdig zu empfangen. Namentlich bitte ich Euch Knaben und Mädchen, die Ihr nun zum ersten oder zum zweiten Male den ernsten Schritt zum Altar thut. Mit uns andern hütet Euch mit allem Fleiß vor Sünden, und laßt uns in uns gehen, daß wir unsere Sünde von Herzen bereuen lernen, damit wir den Trost der Vergebung reichlich empfangen. Ich wollte das schon zum voraus gesagt haben, damit ich alle wohlbereitet finde, bis wir Hand in Hand und Herz in Herz das heilige Sakrament des Leibes und Blutes Christi empfangen. Wenn wir dann erfahren, daß Er uns das ewige Leben giebt, wie selig können wir dann Weihnacht feiern; wie können wir dann so fröhlich sein und der Freudentage und Freudenstunden warten, die Er uns auch dieses Jahr, das hoffen wir ja, bereiten will!

Ich höre zu meinem Trost und zu meiner Freude, daß es allen wohl geht, daß auch die Lieben, die krank gewesen, wieder genesen sind; auch mir geht es wohl, obgleich ich doch empfinde, daß die Unruhe und Arbeit der Reise endlich wieder ein Ende nehmen muß. Dazu ist des Leides genug, das ich nicht müßig angesehen sondern in das ich mich hineingelebt habe. Ungefähr 5600 Verbrecher habe ich gesehen, seit ich Euch verlassen. Wie ist die Sünde so schrecklich und wie straft der Herr so gewiß, die Seine Gebote mutwillig übertreten! Heute stand ich in einem großen Gefängnis hier in Berlin, in welchem achthundert Verbrecher wohnen, über hundertzwanzig Mörder, Raubmörder, Totschläger und dergleichen und an siebenhundert Diebe,

Straßenräuber und Betrüger aller Art. Da ging hinter der Mauer eine wohlgekleidete, achtbare Frau, sie sah so einfältig schlicht und ehrbar aus, aber sie weinte. Sie kam uns näher und grüßte den Oberaufseher des Gefängnisses. Als ich ihn fragte, erklärte er mir: Das war die rechtschaffene Mutter eines Jünglings, eine wackere Frau, deren Sohn so oft und viel gestohlen und immer wieder gestohlen hat, daß er immer wieder ins Zuchthaus kam; zuletzt ist er darin gestorben. Die Mutter weint bis heute ihre blutigen Thränen und ging auch heute wieder auf den Kirchhof des Gefängnisses, wo ihr Sohn unter den Missethätern begraben liegt. Die arme Mutter, das unglückselige Kind! Daß der Herr doch jedes Kind bewahre, seine Eltern so zu betrüben, so mußte ich denken und habe es Euch erzählt, damit Ihr es erfahret und mit mir bedenket — auch im Advent. O, wäre der Herr nicht gekommen und käme Er nicht alle Tage und immer wieder, wir wären alle verloren. Aber darum soll Er auch *unser* Herr sein, weil Er uns errettet hat; darum soll Er unsere Freude sein, und wir wollen Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt.

Ich habe in der Zeit meiner Abwesenheit in unserm Bunsen fast ausschließlich Sterbelieder gelesen und immer wieder gelesen und so viel Segen davon gehabt, „zu bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden," daß ich mir vorgenommen habe, wir wollten in unserm Hause diese Lieder öfter miteinander lesen, auf daß alle und ich mit allen immer wieder diesen Segen erfahren. Dann feiert man um so besser Advent, und wenn die Lichter an der Krone des Betsaals angezündet werden, geht auch in den Herzen ein Licht auf, in welchem wir erst den Herrn recht erkennen, der da kommt. Ich grüße alle lieben Hausgenossen, Knaben und Mädchen, Brüder und Schwestern, alle lieben Oberhelfer und Mitarbeiter und die sonst in brüderlicher Liebe helfen von ganzem Herzen. Der Herr sei mit uns — auch bis wir es einander von Mund zu Mund bezeugen: Er ist wahrlich mit uns gewesen!

In treuster Liebe

Euer *Wichern*.

1853.

An Herrn von Bethmann-Hollweg.[1])

Horn, den 21. Januar 1853.

Teuerster Freund!

Mit Ihnen sehe ich dem Kirchentage in Berlin nicht ohne Sorge entgegen und glaube, daß er einer ganz besonderen Vorbereitung bedarf. Doch wird manches gerade für Berlin dadurch erleichtert, daß die Stadt zugleich Sitz des engeren Ausschusses und des Centralausschusses ist.

Im allgemeinen ist wohl zu beachten, daß jedes Thema verfehlt sein würde, das nicht in einem realen, allgemein gefühlten und anerkannten Bedürfnis seine Berechtigung hätte und nicht die Möglichkeit einer zufriedenstellenden Erledigung in sich trüge. Demnach dünkt mich, daß die von Ihnen gestellten Themata wohl geeignet sein möchten, wenn nur eine zweckmäßige Behandlung zu erzielen sein wird, d. h. wenn wir nur die rechten Referenten finden, die mehr absehen wollen von den theoretischen Expositionen, welche für das Gros der Versammlungen meist unfruchtbar sind, auch dann noch, wenn dasselbe meist aus Geistlichen bestände. Ich erinnere mich dabei der sehr unfruchtbaren Verhandlungen über die Taufe, die vor etwa sechs oder sieben Jahren auf einer Predigerkonferenz[2]) unter Leitung des sel. O. v. Gerlach, des alten Heubener u. a. gepflogen wurden, wobei resultierte, daß von zehn bis zwölf Pastoren, die über die Taufe und infolgedessen die Wiedergeburt redeten, nicht zwei einig waren. Gott wolle zur Ehre unserer Kirche helfen, daß diesmal dergleichen nicht vorkomme. Dem würde wohl möglichst vorgebeugt, wenn man sich der Redner zum voraus mehr versichern könnte.

Der große Gewinn Ihrer Vorschläge besteht darin, daß das Ganze der Verhandlungen in einen engeren inneren Zusammenhang gebracht würde, und möchte ich es für sehr wünschenswert halten, wenn solche Durchführung gelänge. Doch bin ich diesen Augenblick noch keineswegs gewiß, ob es nicht noch einen andern Weg gäbe.

---

[1]) Da sich in keinem der an die Gattin gerichteten Briefe Wicherns eine eingehende Äußerung desselben über die Notwendigkeit einer Abänderung der Konfirmationspraxis, dagegen vielfach nur kurze Andeutungen darüber finden, schalten wir diesen an Herrn von Bethmann-Hollweg gerichteten Brief hier ein. Vergl. die eingehende Anmerkung Band I, Seite 282.

[2]) s. Bd. I S. 386.

In betreff der Ansicht über die Konfirmation, welche Sie mit meinem Namen bezeichnen, bemerke ich, daß ich nicht ganz einverstanden damit bin. Freilich bin ich der Überzeugung, daß wir dahin kommen müssen, das bürgerliche Element, das sich an die Konfirmation angehängt hat, von dieser losgelöst zu sehen; aber ich bin ebenso überzeugt, daß es notwendig ist, den Übergang in das bürgerliche Leben und den Eintritt in den Genuß der bürgerlichen Rechte mit einem kirchlichen Akt, meinetwegen ebenso feierlich wie es die jetzige Konfirmationshandlung ist, zu bezeichnen, wie ich auch das Recht der Obrigkeit nicht eingeschränkt wissen will, wonach dieselbe von den ins bürgerliche Leben Eintretenden fordern soll, daß von ihnen die kirchlichen Forderungen, welche in jenem Akt kulminieren, erfüllt seien. Was ich will, ist einerseits die Freistellung des Kirchlichen vom Bürgerlichen, andrerseits wieder die Heiligung des Bürgerlichen durch das Kirchliche. Was uns jetzt plagt und wie ein Alp zu Tode drückt, ist eine eigentümliche Vermischung des römischen Restes mit rationalistischem Sauerteig, eine Vermischung, wie sie eben nur in der Konfirmation vorkommt. Die von mir vertretene Ansicht unterscheidet sich wesentlich von derjenigen der Modernen, die aus donatistischen oder liberalen Motiven heraus Scheidung von Staat und Kirche wollen. Es lag mir sehr daran, nicht zu sehr mißverstanden zu werden; daher diese Auseinandersetzung. Von der hier näher präzisierten Auffassung der Konfirmation aus ergiebt sich von selbst die Bildung einer Abendmahlsgemeinde und einer Missionsgemeinde. Ich meine, in der Durchführung solcher Grundsätze im Leben liegt die Macht, welche allein siegreich gegen die Sekten und den Separatismus kämpfen wird. Es kommt darauf an, die Wahrheit in dem Irrtum, der unsere Kirche in ihren lebendigen Gliedern immer gefährlicher bedroht, zu heben. Die Reformation hat in ihren Anfängen, eben weil sie keine geeigneten Glieder der Kirche vorfand, diese Arbeit nicht beginnen können; nachher hat sie sie nicht wieder aufgenommen, und so stecken wir in der Unwahrheit des kirchlichen Lebens. Es giebt übrigens keine in das Leben und das Verständnis der Laienwelt sowie in die Gewissen der Geistlichkeit tiefer eingreifende Frage als diese.

Was die Gastpredigten betrifft, so ist es gewiß richtig, deren sehr viele in Berlin hin und her halten zu lassen. Aber sollte es nicht richtig sein, sie von vornherein als Missionspredigten zu fassen und zu bezeichnen? Ja, sollten nicht die Themata untereinander in eine Verbindung gebracht werden können? Wäre es nicht der Bedeutung des Kirchentages vollkommen entsprechend, ihn auch hinsichtlich dieser Predigten als einen Missionsakt der Kirche in der größten protestan-

tischen Stadt zu fassen, die große Stadt zu wecken und zu mahnen? Es müssen nur Prediger auf die Kanzeln, welche den Geist einer großen Stadt an sich verstehen und zu behandeln wissen. Das wäre eine größere und eine noch ganz andere Mission, als die römische Kirche je eine aufgestellt. Das Thema von den großen Städten müßte auf den Kanzeln weiter gepredigt werden.

Wäre es nicht gut, wenn Centralausschuß und engerer Ausschuß Ende Februar eine gemeinsame Sitzung halten würden? Auch wäre es nützlich, in Beziehung auf die durch den ersteren zu veranlassenden Verhandlungen die Wünsche und etwaigen Vorschläge des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke zu hören.

Ich kann nun nicht mehr, als Sie von ganzem Herzen grüßen und versichern, daß ich bin und bleibe

Ihr in treuster Liebe ergebener

Wichern.

Berlin, den 25. Februar 1853.

Nachdem ich eben mit von Mühlers die ersten Morgenstunden in traulicher Weise zugebracht, sende ich Dir diese Grüße. Es giebt auch hier wie in jedem Hause Leid und Freud', was sich dem Freunde, der unter einem solchen Dache mehr als ein Gast ist, erst später erschließt; und so freue ich mich, mit den lieben Mühlers manches tragen zu können, was ihnen von dem Herrn wie ein Pfahl ins Fleisch gegeben ist. Den gestrigen Tag habe ich bis sechs Uhr abends im Hause zugebracht; doch fehlte es an Besuch nicht, den ich mir aber möglichst fern hielt, weil ich für den Abend einen Vortrag im Saal des Evangelischen Vereins übernommen hatte. Die stille Vorbereitung bei Durchdenkung des Gegenstandes hatten mich in die rechte Gemütsverfassung gebracht, die nur dadurch etwas gestört wurde, daß man mir beim Eintritt in den großen, mit Menschen aller Art gefüllten Saal um sechs Uhr sagte, er müsse um sieben Uhr geräumt sein, weil dann eine Fraktionsversammlung der Kammer darin würde abgehalten werden. Da legte ich meine Uhr aufs Pult vor die Augen und war wirklich um sieben Uhr durch den Wald hindurch, durch den ich die Zuhörer hatte führen wollen. Da der Vortrag gedruckt werden wird[1]) — er ist, glaube ich, stenographisch nachgeschrieben —, kannst Du ihn s. Zt. lesen. Wir wollen nun sehen, ob der Gedanke, der im aus-

[1]) Der im Evangelischen Vereinshaus zu Berlin am 25. Februar 1853 gehaltene Vortrag behandelte das Thema: „Blicke in die Vergangenheit und Zukunft der Kirche aus Veranlassung der socialen Frage." Leider ist derselbe nicht im Druck erschienen.

gesprochenen Gegensatze gegen die römische Kirche entwickelt wurde — der Gedanke evangelischer Orden —, ohne zu harten Widerspruch durchkommen und eine Wahrheit werden kann. Die Zustimmung von ich weiß nicht wie vielen teuren Männern und Frauen gleich nach der Beendigung meines Vortrages war ein gutes Angeld der Hoffnung. Du glaubst nicht, wie viel Menschen ich dort im Fluge gesehen habe. „Das hat Ihnen der Herr ins Herz gegeben!“ damit kam mir vor vielen anderen der Domprediger Hoffmann entgegen; er, Tippelskirch, der alte Ritter, Wiese, Kramer und viele Geistliche gaben im Fluge ihr volle Zustimmung zu erkennen: es habe keiner bisher gewagt, solche Gedanken laut auszusprechen, aber gerade das, was ich dort entwickelt habe, thue uns not; es bliebe für die wichtigsten zu lösenden Aufgaben keine andere Lösung. Nachher war ich auf kurze Zeit bei Tippelskirch, der sich von Giebichenstein hierher in die Charité hat versetzen lassen; dann weilte ich eine halbe Stunde bei Hoffmann und lernte dessen junge Frau, eine geborene Gräfin von Kanitz, kennen.

Berlin, den 27. Februar 1853.

Unter von Mühlers Dach schenkt mir Gott so viel Gutes! Es ist ein so heiliger, stiller Ernst, der hier in den Herzen wohnt, und ein so inniges Suchen und friedereiches Haben der Wahrheit, das ich hier finde, daß ich aus dem Schatz, der sich mir hier darbietet, recht viel mitnehmen möchte. Wie von Mühler selbst erst später in den Besitz der Wahrheit gekommen, mit der er jetzt so segensreich für die Kirche im großen wuchert, so auch die liebe Frau. Wie es oft der Fall ist, so zeigt sich auch hier, daß das lebendige Evangelium im nächsten Familienkreise sauerteigartig weiterwirkt. So sind es erst wenige Monate her, daß in der Schwester der Frau von Mühler, die in Köthen wohnt, das Evangelium eine Stelle gefunden hat, und darnach auch in dem Bruder, dem Minister in Köthen, dem die Schuppen von den Augen fallen. Jeden Sonntag morgen kommt von dort ein Brief; immer bringt der nachfolgende frohere Botschaft als der frühere, und Du solltest die Freude der hiesigen Schwester daran sehen! In denselben Räumen, wo jetzt Mühlers wohnen, wohnte bis zu seinem Tode der Geheimrat von Winterfeldt,[1]) der in dem Zimmer, in welchem ich jetzt herberge und an Dich schreibe, seine so tiefgreifenden

[1]) Karl von Winterfeldt, geb. 1784, gest. 1852, kam 1832 als Geheimer Obertribunalrat nach Berlin, wo er für Belebung des Geschmackes an klassischer Musik mit unermüdlichem Eifer wirkte. 1847 trat er aus dem Staatsdienste und wählte die Tonkunst zu seiner ausschließlichen Beschäftigung. Als Musikschriftsteller gab er zahlreiche Werke heraus.



musikalischen Studien gemacht, mit denen eine neue Epoche in der Geschichte der Kirchenmusik begonnen hat, deren Frucht u. a. die Entdeckung des rhythmischen Chorales ist. Gestern morgen zum Frühstück wurde mir die junge Witwe des kürzlich verstorbenen Professors und Dichters Kopisch zugeführt. Er hat, wie Du weißt, den Dante übersetzt und erklärt. Die arme Frau ist tief geschlagen und sucht nach Trost, den sie noch nicht finden kann. Ich habe sie in das Evangelium Johannis einzuführen gesucht und ihr vieles daraus vorgelesen. Es waren ernste und trostreiche Stunden, die wir so verlebten.

Mit unseren Beratungen im Centralausschuß sind wir noch nicht am Ende. Als Hauptthemata für den Kongreß sind aufgestellt: 1) „Die kirchlichen Zustände der großen Städte des evangelischen Deutschlands"; 2) „Die evangelischen Deutschen in der europäischen Diaspora". Auf Wunsch der Freunde wird der letztere Gegenstand von mir vertreten werden.[1])

Den gestrigen Abend brachte ich bei General von Thun zu, der mehrere Freunde zusammengebeten hatte, u. a. Graf Harrach, Graf von Schlippenbach, Graf Eberhardt von Stolberg, Graf v. d. Recke, Graf von Arnim-Blumberg u. s. w. Es ist erquicklich zu sehen, wie viele christliche Familien aus der höheren Gesellschaft die Stadt aufzuweisen hat. Ich wurde hier zu einem ausführlichen Vortrag über das Gefängniswesen aufgefordert, dem ich zu genügen suchte. Ein weiterer Gegenstand der Besprechung bezog sich auf den wieder einzurichtenden Johanniterorden und hatte für mich viel Interesse. Graf E. von Stolberg teilte mit, wie sich die Sache auf seinem Betrieb in Schlesien gestalte. Der Orden bezweckt eine sittliche Disziplin im Adel und will zugleich zur Mitarbeit an christlichen Bestrebungen erwecken. Die Aufrichtung eines christlichen Gymnasiums für alle Stände durch Umbildung der Liegnitzer Ritterakademie, ferner die Fundierung und regelmäßige Unterstützung der schlesischen Rettungshäuser waren Aufgaben, welche sich die schlesischen Johanniterritter gestellt hatten, bis am 15. Oktober jene Ordre erfolgte, die das alles auflöste. Ich erfuhr gestern die weitangelegten Pläne, welche bezwecken, daß Aufgaben wie die obengenannten dennoch verwirklicht werden.

Berlin, den 1. März 1853.

Der ganze Tag heute war gefüllt mit Verhandlungen über Gegenstände mannigfachster Art. Ich werde hier nie mit meinen Sachen zu Ende kommen, so viel persönliche und briefliche Anfragen

[1]) Wichern übernahm später auch die Besprechung des ersten Themas. (s. die Anmerkung zum Briefe vom 20. September 1853.)

bekomme ich. U. a. besuchte mich ein Mitglied aus dem Kuratorium der hiesigen Wadzeck-Stiftung. Die Anstalt zählt 300 Kinder. Man ist in größter Verlegenheit, was man mit dem jährlichen Überschuß von 2000 Thalern, wozu nächstens noch die Zinsen von neu vermachten 30000 Thalern kommen, machen soll. Dabei ist die Geschichte im Innern faul und kommt nicht in Gang, weil eben der rechte Geist fehlt. Von allen Seiten will man Menschen aus dem Rauhen Hause als Hausväter, Stadtmissionare u. s. w. Auch Seine fürstbischöfliche Gnaden a. D. Graf Sedlnitzky[1]) erbittet einen Hausvater aus dem Rauhen Hause. Ich war letzten Sonntag bei ihm zu Tisch geladen. Er erzählte mir bei dem Anlaß mit großem Interesse von den Predigten, die er sonntäglich bei Nitzsch höre. Dem Papst kann man es übrigens nicht verdenken, daß er solchen Bischof entlassen hat. Außer ihm ist neulich auch noch der Fürst von Hohenlohe, den man als Nachfolger Diepenbrocks ansieht, in meiner Vorlesung gewesen. Ich bin gespannt zu sehen, was die Papisten noch aus meinem Vortrag machen werden.

Das Thema „kirchliche Korporationen“ ist in vieler Mund jetzt. Der König behandelt dasselbe auf seine Weise; es interessiert ihn minder das Wirkliche als das Ideale und Formelle, so daß es erst der doppelten Übersetzung bedarf. Mit dem Grafen von Arnim-Blumberg, dem Minister von Raumer und dem Minister Grafen von Stolberg habe ich die Sache gestern und heute vielfach hin und her besprochen, so daß der Gegenstand in die Gedanken kommt und dabei manchem noch tiefer ins Gewissen fällt. Die Genannten haben kein theoretisches sondern ein unmittelbar praktisches Interesse daran.

Sonntag abend hätte ich Dich und die Kinder ins Charlottenburger Königsschloß gewünscht! Das Schloß ist am Abend so gemütlich; die großen Kronleuchter in der mit purpurnen Teppichen belegten Rotunde, an den Seiten die prächtigen Gemälde, in den daneben liegenden Räumen dieselbe heimische Stille, da möchte ich, hätten die Kinder sich einmal tummeln oder alles besehen können, während der Papa bei dem lieben König weilte. Letzterer hat wieder

[1]) Leopold Graf von Sedlnitzky, geboren 1787 in Österreichisch-Schlesien, wurde 1835 zum Fürstbischof von Breslau gewählt. Da er in der Mischehenfrage den staatlich-preußischen Standpunkt vertrat, fühlte er sich bewogen, 1840 sein Amt niederzulegen, zog sich nach Berlin zurück und trat als erster Bischof seit der Reformationszeit 1863 zum evangelischen Glauben über. Er starb 1871. Graf von Sedlnitzky ist Gründer des Paulinum in Berlin, eines Alumnats für Schüler, die später voraussichtlich den geistlichen Beruf wählen werden. Seine sehr lesenswerte Selbstbiographie erschien 1872 bei Wilhelm Hertz in Berlin.

einmal sein ganzes Herz mit so manchem Schweren darin aufgeschlossen und mich durch seine Geistesschärfe, mit der er auch die fernliegendsten Dinge erfaßt, in Erstaunen gesetzt. Diesmal interessierte ihn die Zukunft Indiens, so sanguinisch auch die durch Hoffmanns Vortrag bei ihm angeregten Hoffnungen in Bezug auf eine national-indische Kirche sein mögen. In den Resten der alt-indischen Kirche hatte der König merkwürdige Ähnlichkeiten mit manchen alten Einrichtungen entdeckt, die Bunsen in seinem wunderlichen Hippolyt[1]) aus der ältesten römischen Kirche mitgeteilt hat, namentlich hinsichtlich der Verwaltung und Konsekration bei der Sakramentsfeier lediglich durch das Gebet der Gemeinde. — Ich fand den König gerade damit beschäftigt, eine Einschaltung in das allgemeine Kirchengebet der preußischen Landeskirche zu redigieren. Es handelte sich um die des Bekenntnisses wegen Verfolgten. Der ihm vom Oberkirchenrat vorgelegte Entwurf mißfiel ihm; er hatte anheim gegeben, eine Formel aus der Liturgie des Chrysostomus aufzunehmen, die unter anderem bittet, daß der Herr das alleinige Regiment in allen Kirchen (auf den Plural legte der König großen Wert) übernehmen und allen um des Glaubens willen Leidenden helfen wolle. Die in unserem Kirchengebet vorkommende Formel „die um des Evangelii willen verfolgt werden" u. s. w. gefiel dem Könige so gut, daß er sie sogleich an den Rand zeichnete und zur Begutachtung mit andern Ratschlägen empfahl. Die Vorlage veranlaßte den König, über die Madiais[2]) zu sprechen; das Verfahren gegen dieselben sei nur durch Einflüsse von Rom her zu erklären; inzwischen habe sich auch der Kaiser von Österreich, so niederträchtig er auch die Protestanten unter den Ungarn behandelt habe, ins Mittel gelegt und den Großherzog in Florenz angegangen, der Barbarei ein Ende zu machen.

Die Königin war überaus freundlich; ich war allein bei ihr, bis sich nach einer halben Stunde der König, nachdem er von seinem Abendspaziergang zurückgekehrt war, mit Kappe und Stock präsentierte, damit die Königin sähe, was für Wetter draußen sei. Ich hatte die Königin vorher gebeten, beim Könige zu befürworten, daß er die Errichtung einer neuen christlichen Herberge zur Heimat in Bonn, für die Clemens Perthes 2000 Thaler vom König zu haben wünscht, unterstützen möge. Die Königin übernahm noch in meiner Gegenwart das Fürsprecheramt, und ich rate jedem, dem an einer Fürsprache beim König liegt, sich dieses Weges zu bedienen. Der König erklärte sich

[1]) „Hippolytus und seine Zeit" erschien in Leipzig 1853.

[2]) Vergleiche den Brief vom 1. März 1852.

gern bereit, eine darauf gerichtete Petition des Bonner Vereins entgegenzunehmen, und ließ in sehr gnädiger Weise als Motiv seiner Freigebigkeit gelten, daß die österreichische Kaiserin dem katholischen Gesellenverein in Köln 2000 fl. für denselben Zweck gewährt habe. Es ist gar lieblich zu sehen, wie herzlich und häuslich König und Königin miteinander umgehen, sobald sie fern sind von dem Lärm, der sie gewöhnlich umgiebt; ich habe das oft beobachten können. Schließlich, nachdem ich drei Stunden im Schloß zugebracht, mußte ich versprechen, bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin dem Königspaar nicht vorbeizugehen.

Der heutige Besuch bei Rauch stand mir etwas bevor. Du weißt warum.[1]) Doch war gestern Maler Schadow, Sohn des berühmten Bildhauers, bei mir, um mich vorzubereiten. Der alte Meister war gar liebenswürdig und hat sich offen gegen mich ausgesprochen. Er ist doch eine der schönsten Menschengestalten, die ich kenne, selbst ein Kunstwerk wie einst Thorwaldsen. In seinem Atelier, wo die Kolossalstatue eines preußischen Generals in Thon modelliert aufgestellt war, ließ ich mir die Skizze zum Moses zeigen, dem Aaron und Hur während des Gebets die Arme stützen. Der König hat das Bildwerk bestellt, um die Kraft des Gebetes zur Anschauung zu bringen, eine Aufgabe, die schwerlich in glücklicherer Weise gelöst werden könnte. Der mehr kriegerische Hur stützt den Moses, indem er zugleich zu den kriegführenden Genossen hinabschaut, während Aaron, der Priester und Bruder, sich dem Moses mehr anschmiegt. Rauch hat zu anderen geäußert, er fürchte sich vor der Ausführung, weil das Bild am Ende bewirken könnte, daß die Christen immer würden beten wollen, eine Kunst, die Rauch bekanntlich nicht eben sehr hoch stellt. Doch könnten die Thränen des Schmerzes, die er vor mir nicht verbergen konnte und wollte, vielleicht ein Anzeichen dafür sein, daß er auch diese Kunst noch einst wird höher schätzen lernen. Die Wohnzimmer Rauchs gehören zu dem Schönsten, was man sehen kann; zwischen kostbaren Gemälden ist eine Reihe herrlicher Skulpturarbeiten von seiner Meisterhand aufgestellt, alle anderen überragend die Büste seiner nach Halle verheirateten Tochter im bräutlichen Schmuck, ferner ein Relief seines Schülers Rietschel u. s. w. Das ist wohl prächtig, sich der Anschauung solcher Kunstwerke erfreuen zu dürfen!

Von Wichtigkeit war die heute stattgehabte Konferenz mit den Ministern von Westphalen und von Raumer, dem Polizei-

[1]) Rauch hatte Wichern in einer schwierigen Familienangelegenheit um Rat ersucht.

Präsidenten von Hinkeldey und dem Geheimrat Jacobi, dem Gefängnisfürsten in Preußen, dem ich bis dahin ausgewichen war, den ich heut zuerst gesehen und gar friedlich gesprochen habe. Es handelt sich um das pennsylvanische Gefängnis in Moabit, in welchem nach des Königs Befehl die Isolierhaft konsequent zur Durchführung gelangen soll; zugleich handelt es sich um die Möglichkeit, Mittel zu finden, um regelmäßige Besuche bei den Gefangenen in die Wege zu leiten. Bei dem ausführlichen Votum, das von mir gefordert wurde, gelang es mir namentlich, von Hinkeldey und den Minister des Innern zu dem Resultat zu führen, daß alles, was bis dahin vorgeschlagen worden, nicht ausführbar erscheine, weil es an den rechten Leuten fehle, worauf ich dann nur kurz aber verständlich auf die Notwendigkeit kirchlicher Körperschaften für diesen Zweck hinweisen konnte. Schließlich stimmten beide, namentlich auch von Hinkeldey zu. Einige unserer Brüder — so wurde beschlossen — sollten nach Moabit berufen werden, um im Gefängnis zu wohnen und im Verein mit der alten oder einer neu zu bildenden Gefängnisgesellschaft zu wirken. Wie vielerlei könnte ich Dir sonst noch erzählen! Ich will nur noch eins erwähnen, was Du sonst nicht erfahren würdest. Heute hat der König — was bis dahin noch nie vorgekommen ist — den ganzen Oberkirchenrat in Schloß Bellevue versammelt. Hier hat er vor dem Oberkirchenrat in ganz bestimmter Weise seine Überzeugung hinsichtlich der Notwendigkeit einer Reorganisation der preußischen Landeskirche ausgesprochen, Pläne, die ich wohl schon sechs- bis siebenmal aus seinem Munde unter vier Augen gehört habe; er will die Bildung von „Kirchen" je unter einem Bischof, um den sich die apostolischen Ämter sammeln sollen. Berlin würde darnach drei resp. fünf Bistümer umfassen. Bei der Gelegenheit hat der König auch die innere Mission vor dem Oberkirchenrat zur Sprache gebracht. An ihr sei offenbar geworden, wie die evangelische Kirche nun auch in die Aufgabe eingetreten sei, ihre Lebensfülle in den Werken der Liebe zu offenbaren, was ihr bis dahin gefehlt habe. Es sei mit der Kirche wie mit einem Baum im Herbst oder Winter; er stehe wie erstorben da, dann aber trete der Saft in den Baum und treibe Blüten, Blätter und Früchte; so sei der Saft in den Baum der Kirche getreten, die den Winter überstanden habe; jetzt breche aus ihr das Leben hervor. Zu dem großen christlichen Werk der inneren Mission in unserer Kirche wolle er, der König, sich bekennen und die Kirche solle es schützen und pflegen. — Der König hatte noch am letzten Sonntag mit solcher Freude von dem, was ich ihm Neues über den gesegneten Fortgang der inneren Mission hatte erzählen können, Kenntnis genommen. Der

Herr helfe weiter! Müßte nun nicht das Schreiben ein Ende haben, so würdest Du noch viel hören u. a. aus dem reichen, warmen Vortrag, den Nitzsch gestern im Evangelischen Verein über die Bedeutung der Brüdergemeinde in der evangelischen Kirche gehalten hat. Doch ich hoffe, der Vortrag wird gedruckt werden. Es war ergreifend zu hören, wie der große Mann — für mich ist er der größte, tiefste, innigste Theologe der evangelischen Kirche in der Gegenwart — sich demütig vor den „großen Männern“ beugte, die leuchtend wie Sterne und wie Säulen in der Kirche stehen, einem Christian David, Nitschmann u. a., lauter Zimmerleuten und Tischlern, mit denen einst Graf Zinzendorf die Brüdergemeinde begann.

Aber ich muß das lassen und schließe mit dem Gruß der Liebe.

Schwerin, 4. März 1853.

Die mir unerwartet geschenkte Morgenstunde soll auch heute Dir gehören, wie das gewöhnlich auf meinen Reisen der Fall ist. Zu Hause bleibt ja leider gar keine Zeit, von meinen Reisen zu erzählen. Der vorgestrige Tag in Berlin bildete einen schönen Schluß meines diesmaligen mir so erquicklichen Aufenthalts dort. Wir hatten eine sehr lebendige Sitzung des Centralausschusses, zu der freilich nur von Bethmann-Hollweg, von Mühler, Stiehl, Hertz und meine Wenigkeit gegenwärtig waren; aber wir haben uns über vieles orientiert und festere Bahnen gefunden, auch beschlossen, Hofprediger Hoffmann und von Tippelskirch mit in den Centralausschuß zu wählen. Hoffentlich willigen sie ein. Von Bethmann-Hollweg, dieser edle, köstliche Mann hat uns wieder ganz das Herz genommen. Je mehr die politischen Gegner ihn hassen, desto mehr kommt an ihm die Wahrheit zu ihrem Recht. Wäre ich nicht bei von Mühlers abgestiegen, so hätte ich bei ihm gewohnt und so noch mehr von ihm gehabt; es wäre aber vielleicht des Guten zu viel geworden. Am letzten Tage habe ich noch manch andere, wenn auch nur kleinere Frucht meines Berliner Aufenthalts sehen dürfen. Ich traf endlich den Handelsminister von der Heydt. Mir lag daran, daß einem Postsekretär, der sich zum Eintritt in unsere Brüderanstalt gemeldet hatte, die Möglichkeit eines Wiedereintritts in den Postdienst offengehalten werde. Der Minister erwiderte, er würde die Motive dieses Menschen durch seine Beamten prüfen lassen; dergleichen Leute seien gewöhnlich darauf aus, sich möglichst zu verbessern u. s. w. Da war es am Ort, dem Elberfelder Fabrikanten einen Spiegel vorzuhalten. Ich erwiderte ihm, daß ich zwei Tage zuvor leider versäumt hätte, Sr. Majestät

dem Könige Mitteilung von der Absicht jenes Mannes zu machen, der sich würde gefreut haben, da Männer so edler Gesinnung wie jener Aspirant sich leider selten fänden; ich zweifelte nicht, sondern wüßte gewiß, Se. Majestät, die mit der größten Teilnahme und Zustimmung unsere Bestrebungen verfolge, würde bei dem Herrn Minister mein Gesuch unterstützt haben (d. h. Se. Majestät würde, um was ich jetzt bäte, dem Herrn Minister befohlen haben); ich sei ferner überzeugt, Herr von der Heydt würde Sr. Majestät mit Gewährung meines Gesuchs, in welchem ich ja nichts für mich bäte, eine Freude bereiten; da hättest Du die Verwandlung der Scene sehen sollen! Ich erhielt, was ich wünschte.

Auch den Justizminister habe ich noch eine Stunde gesehen und mit ihm viel über die Justizgefängnisse gesprochen; er ist ein schlichter Mann, dem man den Minister nicht anmerkt. Abends waren wir in gar belebender Weise bei von Mühlers zusammen, von Bethmann-Hollweg mit seiner Familie, Wiese, Snethlage und der neue Direktor der Franckeschen Stiftung Kramer, der mich noch tiefer in die dortige Not hat hineinsehen lassen, endlich der junge von Oettingen, der künftige Schwiegersohn C. von Raumers, der uns im April einige Wochen besuchen wird. Du wirst Deine Freude an dem trefflichen jungen Edelmann haben, der in der Liebe zum Herrn den geistlichen Stand erwählt hat. Es ist mir fast schwer geworden, von Mühlers zu scheiden, deren Gast zu sein ich aufgehört hatte, da sie mich zu ihrem „Pflegesohn" angenommen, d. h. wie's einem Pflegesohn zukommt, tief und ganz in ihr Herz und Haus haben sehen, den sie haben mit leben und leiden und sich freuen lassen. Das nächste Mal darf ich nicht allein wiederkommen, sondern soll jemanden von Euch mitbringen.

Schwerin, den 4. März 1853.

Der Weg nach Bützow war vom Schnee versperrt, und er ist es auch heute noch, so daß ich hier in Schwerin bleiben mußte. Da habe ich mich denn durch den Hofmarschall beim Großherzog und der Großherzogin anmelden lassen, die mich gleich darauf zu sich einluden, so daß ich von sieben bis halb zehn Uhr das fürstliche Ehepaar ganz allein sprechen konnte, und ich hoffe, nicht ohne Segen für Künftiges. Du kennst sie ja, und sie kennen Dich. Die Großherzogin hat mir ausdrücklich in lebendiger Erinnerung an die schönen Stunden, die sie vor zwei Jahren bei uns zugebracht habe, an Dich die herzlichsten Grüße mitgegeben. Ich glaube, den beiden liebenswürdigen, trefflichen

Menschen ein ihnen ganz neues Stück Welt aufgeschlossen zu haben, von der man ihnen in Mecklenburg natürlich nichts sagt, oder die man ihnen dort nicht im rechten Lichte zeigt. Da war es denn gut, ihnen die Wahrheit und Wirklichkeit, die dunkle und helle zu zeigen. Da sie mich beauftragt haben, künftig niemals durch Schwerin zu reisen, ohne bei ihnen vorzusprechen, indem sie Beirat für mancherlei wünschen, wird sich das Verhältnis wohl fortsetzen. Über so manche kirchliche Mißstände im eigenen Lande sind sie unwillig und beklagen dieselben tief, ohne sie ändern zu können. Der König von Preußen sagte mir neulich, daß hiesige Edelleute (es wurden Namen genannt) dem Großherzog die Idee beizubringen versuchen, daß er den Beruf habe, sich an die Spitze der wahren lutherischen Kirche zu stellen. Wenn Edelleute wie der mir genannte alte Phantast dergleichen raten, so liegt darin zugleich ein Stück jenes mecklenburgischen politischen Pharisäismus, der in diesem Falle ohne Bewußtsein dessen, was er thut, sich einen kirchlichen, dazu sehr knappen und bald platzenden Rock anzieht. Raten auch Theologen dergleichen, wie nicht zu bezweifeln, so wissen dieselben recht gut, daß der von Charakter treffliche Fürst der Aufgabe innerlich am wenigsten gewachsen wäre und daß er nur ihr Werkzeug sein soll. Daß übrigens von diesen Theologen Verhandlungen zur Aufstellung einer allgemeinen lutherischen Konfessionskirche z. B. mit Schweden geführt worden sind, und daß sächsische und bayrische Theologen, wahrscheinlich auch hannoversche, solche Verhandlungen eingeleitet, aber auch schon wieder aufgegeben haben, ist mir schon von anderswo unter der Hand gesagt worden. Daß dabei zugleich politische Beweggründe, um Preußen aufs neue ein Bein zu stellen, mitwirken, kann ich nach der anderweitigen, schlecht verborgenen Animosität dieser Leute gegen Preußen nicht bezweifeln. Wie dem sei, es war gewiß nicht unpraktisch, mit dem Großherzog auf die gegenwärtige Stellung der kirchlichen Hauptfragen einzugehen und ihm die nach so vielen Seiten lebendig fließenden Strömungen, an denen und aus denen das kirchlich konservative Leben genährt werden soll, aufzuweisen, um ihn und seine hohe Gemahlin mit allem Ernst darüber klagen zu hören, daß diese Lebensbäche an Mecklenburgs Grenzen vorübergehen, oder daß man, wenn sie hie und da einbrechen, um einen wüsten Platz im Gemeinwesen zu wässern, sorgfältig den Ursprung und die Quelle, von der sie abgeleitet sind, verleugnet. Beide erzählten als Beispiel, was sie der Art in Schwerin erlebt, wie sie, das Fürstenpaar, die betreffenden Personen wiederholt darauf hingewiesen hätten, daß die Impulse aus den Bestrebungen der inneren Mission kommen; aber man habe sich argwöhnisch abgewendet und jede Gemeinschaft z. B. mit uns zurückgewiesen. Der Fürst und

die Fürstin hätten sich schon oft bemüht, das Verhältnis anders zu gestalten, um durch die Gemeinschaft der Arbeit eine klarere Einsicht in das zu bekommen, was not thue.

Schloß Lichtenburg, den 5. Juni 1853.

Draußen läuten die Glocken, und über den Fruchtgärten, die sich unter meinem Fenster ausbreiten, ergießt sich ein längst gehoffter Juniusregen. Über mir höre ich seit vielen Stunden das Hin- und Hergehen der Gefangenen, denen heute des Sonntags wegen die Arbeit nicht befohlen ist; im übrigen ist es um und um stille, während ich diesen ersten Brief an Dich schreibe, der Dir zunächst sagen soll, daß es mir wohl geht. Letzten Freitag in Berlin angekommen, nahm ich die Herberge bei Geh. Rat Kühne. Kühne, der körperlich sehr litt, war verstimmt. Ich forderte ihn zu einem Spaziergang durch den Tiergarten auf, um so zu Stiehl zu gelangen, vorher aber noch das Monument des vorigen Königs von Drake an der Luiseninsel zu sehen. „Friedrich Wilhelm III. die dankbaren Bürger Berlins", diese Inschrift brachte den Oberfinanzrat zur Wut, weil die dankbaren Bürger Berlins dem Meister Drake die achtjährige Arbeit buchstäblich nicht honoriert haben, so daß das schöne Kunstwerk zugleich ein Denkmal berlinscher Gemeinheit ist. Desto schöner sind die prächtigen Reliefs am Piedestal; die spielenden Kinder sind überaus köstlich, der Marmor ist unter der Hand des Meisters lebendig geworden.

Die tausend und einige hundert hiesigen Gefangenen unter der Leitung des wackern, vielerfahrenen Hauptmanns von Grabowsky bieten mir eine reiche Ausbeute, um ins Innere der Gefangenenwelt und die Gebrechen der Verwaltung hineinzusehen. Gestern habe ich dem Gottesdienst in der Kirche mit etwa neunhundert Gefangenen und der Sonntagsbeschäftigung der Frauen beigewohnt, abends 10 Uhr dann noch einen Besuch in den Schlafsälen bei etwa siebenhundertfünfzig männlichen Gefangenen gemacht, heute Examina bei etwa dreihundert Gefangenen abhalten lassen und zu etwa hundert versammelten Frauen ein Wort geredet, was ich nicht wieder thun werde, um die Aufregung der armen Herzen zu vermeiden, deren Jammer trotz der Gerechtigkeit ihrer Strafe, oft auch wegen der unglaublichen Härte derselben sehr groß ist. Ich habe mir hier unter anderem eine Übersicht derjenigen leichten Vergehen verschafft, die mit zwei und mehr Jahren Zuchthaus verbüßt werden, meist Vergehen, die geringfügige Gegenstände betreffen, z. B. eine Handvoll Kartoffeln, eine oder zwei Händevoll Gras, einige Früchte, das Stück eines schon auf den Misthaufen geworfenen, verrosteten

Ofenrohrs. Hier sind jetzt etwa fünfzig Fälle der Art konstatiert; es mag deren allein in hiesiger Anstalt einhundertfünfzig bis zweihundert geben. Das ist die Gerechtigkeit der modernen Justiz, die sich unter den Schutz des Schwurgerichts gestellt hat. Zwischen diesen Vergehen steht eine Legion schwerer Verbrechen, die herzumkehrend sind; namentlich beklagenswert ist die gefallene Frauenwelt. Ich saß eben vor einer ganzen Reihe Kindesmörderinnen und jungen Brandstifterinnen. Erschütternd ist mir immer der Gesang aus den Chören dieser Armen, in denen der Herr um Sein Erbarmen angerufen wird. Unsere kirchlichen Gesänge bekommen in diesem Kreise einen andern Sinn oder doch eine Zuthat, die ihnen, ich möchte sagen, eine Plastik geben, wie sie sonst nur im Kreise lauter lebendiger, bußfertiger Christen empfunden werden kann.

Der Ort der Lichtenburg hat übrigens auch ganz abgesehen von der Strafanstalt ein mannigfaches Interesse. Vor der Reformation — ich möchte aus dem Kirchenbau auf das dreizehnte Jahrhundert schließen — war Lichtenburg Sitz der Augustinermönche und wurde zur Zeit Luthers ein Herd der Reformation. Luther ist oft hier gewesen und hat oft in hiesiger Kirche gepredigt und mit Fürsten verhandelt. Später, im siebzehnten Jahrhundert, hielt sich hier die Kurfürstin Hedwig aus dem dänischen Königsstamme auf und hat das Gedächtnis ihres Namens hundertfach teils an Bauten teils an Stiftungen aller Art geknüpft, von denen noch heut die Kirche vielfach Gutes hat. Schulen, Arme, Witwen und Waisen, auch Kirchen ernten noch heute den Segen der frommen Fürstin. Nur ein Beispiel: Alljährlich zu Weihnacht wird hier ein sogenannter „Pastorenmarkt" gehalten. Zu demselben kommen viele Prediger aus der Umgegend in Prettin zusammen und holen von dem Superintendenten je acht bis zehn Thaler ab. Die Stiftung der Hedwig beabsichtigte, daß stets zu Weihnachten eine Anzahl von Geistlichen zu einer Beratung über das Wohl und Wehe ihrer Gemeinden zusammentreten und bei der Gelegenheit jeder dann auch für sich und seine Familie einen Beitrag in Empfang nehmen sollte. Das Geld wird alljährlich abgeholt, an die Konferenz denkt niemand mehr. Die ganze Gegend ist bedeckt mit Erinnerungen an die fromme, treffliche Frau. Auch leben eine Menge von Anekdoten schönster Art über sie im Volk; es ist sehr schade, daß sich noch niemand daran gemacht, das Material zu sammeln und zu einem Ganzen zu verarbeiten.

Als wir gestern abend bei dem hiesigen freundlichen Superintendenten in Gesellschaft waren, legte dieser aus den alten Kirchenprotokollen den ersten Band vor, der das Protokoll der ersten Kirchenvisitation von

1529 enthält, die von Luther in Prettin abgehalten worden ist. Das Protokoll ist von Luther eigenhändig unterzeichnet; sein bekanntes Siegel hat er hinzugefügt. Später, namentlich nach dem Abschied der Hedwig vom Schloß, ist sein Geist von dort gewichen, wiewohl im Landvolk hin und her noch manche Reste kirchlicher Treue, doch ohne eigentliches Leben geblieben sein sollen. Die Aufrichtung der Strafanstalt zu Lichtenburg hat wenig dazu beigetragen, die Lehre von der Strafe als Abschreckungsmittel zu bewahrheiten. Die Lichtenburg mit ihren Türmen und Mauern, die wie eine mächtige Burg die ganze Gegend beherrscht, sieht die kleinen und großen Verbrechen unter ihrem Schatten wuchern und hat zur Tilgung derselben so wenig beigetragen wie ihr Gegenbild, die stolze Westminsterabtei an der Themse, an deren Fuß die scheußlichsten Laster der Armut und Sünde ihre Wiege gefunden, in der sie zu Riesen gewachsen sind. Wie die Lichtenburg einst das Evangelium in sich geherbergt und in fürstlichen Herzen gepflegt und diese Bäche des Heils in das umwohnende Volk entsendet hat, so ist hier in den letzten Jahrzehnten, ich glaube seit 1830, umgekehrt die Strafe für das Verbrechen ausgebildet. Unter der Verwaltung Direktor Kruses wurde bei Behandlung der Verbrecher hier zuerst das Arbeitsprinzip aufgestellt und ausgebildet und hat sich dann über die ganze preußische Monarchie verbreitet. Zugleich hat derselbe Direktor hier bis vor zehn Jahren ein Beispiel unmenschlicher, barbarischer Mißhandlung von Gefangenen gegeben, das in der Geschichte unseres Jahrhunderts hoffentlich das letzte derartige bleiben wird. In dem einen seiner Verwaltungsjahre hat er sechsundvierzigtausend Hiebe an die unglücklichen Menschen austeilen lassen. Viele sind unter seiner Zucht gestorben. Ketten und Quälereien aller Art haben die Räume der Lichtenburg erfüllt. Als Zeichen des Vertrauens hat man ihm die Entwerfung des sogenannten Rawiczer Reglements übertragen, das noch heute in allen preußischen Anstalten als Norm gilt. Später ist er im stillen entlassen worden und hat nach Unternehmung eines Privatgeschäftes, das er mit dem als Zuchthausmeister erworbenen Gelde gegründet hat, einen schrecklichen Tod erlitten; er ward von Würmern aufgefressen!

Der Aufenthalt hier bietet viel Schönes, mehr als ich erwartet. Der alte Hauptmann erschöpft sich in Freundlichkeit und Vertrauen. Gestern zu Tisch waren mehrere interessante Männer eingeladen. Zu einer tief eingehenden Auseinandersetzung führte das musikalische Interesse unserer Gäste aus Merseburg; ich konnte so nicht nur eine Lanze für den rhythmischen Choral einlegen — der hier gleich heute in den Weiberchören exerziert worden ist — sondern kam dadurch auch

einem geistvollen Mann, dem hiesigen Richter, einem früheren Pfortenser, nahe, der mir vorher als ein sehr kenntnisreicher und künstlerisch gebildeter, aber der Kirche ganz abholder Mann geschildert worden war. In einem weiteren Zwiegespräche mit ihm allein, in welchem er mir sein Herz ausschüttete, erfuhr ich, daß ein römischer Priester ihm französische Werke zur Verherrlichung der römischen Kirche hatte zukommen lassen, offenbar um in ihm einen Proselyten zu gewinnen, und ich gestehe, der Priester hat bei ihm schon Erfolge zu verzeichnen, während die hiesigen Pastoren noch nicht im entferntesten entdeckt haben, daß in dem Mann ein Interesse für kirchliche Dinge lebt. Morgen geht's über Torgau nach Halle.

Halle, den 8. Juni 1853.

Wir, Pastor Viol und ich, fuhren gestern nach Torgau. Dort suchten wir den Auditeur Stetter, Kreisgerichtsdirektor Luther, Gymnasiallehrer Lehmann und den Realschullehrer Reinhardt auf, diejenigen Männer, die in Torgau das christlich-kirchliche Leben tragen und als „Verein für innere Mission" wirken. Luther führte uns in das von ihm geleitete Gefängnis mit etwa fünfzig bis sechzig Gefangenen. Hier hatte ich ein Gespräch mit dem Mörder Seyffart, der sich seiner Unschuld tief bewußt zu sein vorgab und auf baldige Befreiung hoffte, nicht ahnend, daß der Direktor die abends vorher eingegangene Bestätigung des Todesurteils schon bei sich trug, um es ihm einige Stunden später von amtswegen zu verkünden. Nach wenigen Wochen wird er unter dem Schwert sterben. Es ist etwas Großes und Heiliges, vor solchen Menschen zu stehen, und ein furchtbarer Gedanke, sie in der Verhärtung zu wissen. Reinhardt wird mir berichten, wie der Seyffart das Urteil aufgenommen und ertragen hat. Gegenüber saß eine ebenfalls zum Tode verurteilte Kindesmörderin. Freund Reinhardt predigt den Gefangenen sonntäglich und besucht sie in der Woche neben seinem Lehrerberuf, während die drei Pastoren der Stadt die Remunerationen beziehen. Sie kommen nie in das Gefängnis, außer daß alle vier Wochen je einer hier eine Predigt hält. Stetter, seit einem halben Jahr Witwer, ist ein rüstiger, soldatischer Christ; in der gleichen Woche, in der ihm seine geliebte Frau starb, starben ihm auch seine beiden einzigen Kinder. Er gehört nun doppelt dem Herrn. Nachdem ich einer Schwurgerichtssitzung beigewohnt, fuhr ich abends hierher nach Halle. —

Heute haben wir das große hiesige Zuchthaus mit achthundert der schwersten Verbrecher aller Art besehen und zwar von früh neun bis abends sechs Uhr. Regierungsrat Gerhard war dazu von Merseburg gekommen.

Halle, den 9. Juni 1853.

Professor J. Müller hatte zu gestern abend viele Freunde eingeladen, um mir die Besuche zu ersparen. Es war zunächst die ganze theologische Fakultät, die mir zu Pfingsten 1851 die theologische Doktorwürde verliehen hat, anwesend; außerdem noch einige andere nähere Freunde, unter andern Direktor Kramer. Wir saßen bis gegen Mitternacht in großer Einmütigkeit des Geistes, wie sie sich unter den Theologen der Gegenwart so selten findet, an gastlicher Tafel beisammen. Es war der Kreis von Männern, welcher eine ernste, milde und freie evangelische Richtung vertritt, erfüllt von lebendiger Frömmigkeit. Doch müssen sie an ihren eigenen Schülern oft erleben, daß schriftgelehrter Eifer nicht immer gottgelehrte Weisheit ist. Es bleibt doch die härteste und herbste Erfahrung, daß so viele Theologen und Geistliche unsrer Tage unfähig werden, trotz der mannigfachen Abweichungen in Bestimmung des einzelnen und Fassung der Erkenntnis in andern gläubigen Standesgenossen die Einheit des Geistes Christi zu erkennen, als ob wir alle des Tags nicht erst noch zu warten hätten, da wir einst werden hinaufkommen zur Einigung des Glaubens und der Erkenntnis. Je inniger mir manche der eifernden Männer befreundet sind, je mehr ich dieselben von Herzen liebe und aufrichtig schätze — in manchen Stücken bin ich mit diesen vielleicht einiger als mit den Hallenser Theologen —, desto tiefer schmerzt mich der Mangel an Pietät gegen den Geist des Herrn. Man sollte vor allem nicht vergessen, was die hiesigen Professoren einst und jetzt für das Reich Gottes gethan wie freudig sie allezeit dem Unglauben das Schwert des Geistes siegreich entgegengestreckt und mitten in der Herrschaft des Unglaubens dem Wort des Glaubens wieder Bahn gebrochen haben.

Halle, den 10. Juni 1853.

Heute morgen fünf Uhr weckte mich ein Choral, der von einem Knaben- und Männerchor unter meinem Fenster gesungen wurde; er klang aus den grünen Bäumen so hell heraus und die Sonne schien so golden durch die klaren Fenster, — um und um war alles so stille, daß ich mich besinnen mußte, ob ich nicht zu Hause sei.

Gestern habe ich den größten Teil des Tages im hiesigen Gerichtsgefängnis zugebracht, das an zweihundert teils zur Untersuchung teils als leicht Verurteilte eingelieferte Gefangene bewahrt. Es ist die beste derartige Anstalt, die ich bis jetzt in Preußen gesehen habe. Das Zusammentreffen mit dem Halloren, der wegen eines begangenen frevelhaften Mordes nächstdem die Bestätigung seines Todesurteils erwartet, war ergreifend. Er betrachtet seine Mordthat als eine

vereinzelte Thatsache, in der er schuldig und des Todes würdig ist; er will auch gern sterben — im übrigen aber anerkannt haben, daß er ein ehrlicher Mann sei und ein gutes Herz habe! Doch aber sieht man ihn oft, wenn er sich unbemerkt glaubt, im Gebete ringen und weinen. Ich gab ihm Psalm 32 zu lesen und zu bedenken, wie ich das oft mache, indem ich den einzelnen Gefangenen in ihren Bibeln die grade für den einzelnen Fall passende Bibelstelle bezeichne. Die Gerichtsstätten bleiben Stätten der Thränen und des Jammers. Später machte ich einen Besuch im Hause des Professors Dalton. Hier begegneten mir an allen Wänden Erinnerungen an seinen Schwiegervater Rauch. Aber ich kann alle diese Herrlichkeit nicht sehen und genießen ohne ein Gefühl davon, daß die Frage nicht beantwortet ist, wie die Kunst zu solchem Grade der Vollendung gedeihen kann, ohne zugleich eine Tochter oder doch Schwester der höheren sittlichen Lebensgestaltungen zu sein, die allein die wahre Weihe verleihen. Die Erinnerung daran, daß hier ein Widerspruch nicht gelöst ist, drängt mir immer wieder eine Disharmonie in die Seele, die mir auch die Freude an solchen Kunstdarstellungen, wie es die Rauchs sind, verleidet, sobald ich mit den lebendigen, dahin gehörigen Personen in so unmittelbare Berührung komme.

— — Mit ganz besonderen Empfindungen bin ich gestern nachmittag auch bei Freund Kramer in den Franckeschen Stiftungen gewesen. Je mehr ich da in die vorliegenden Verhältnisse, deren Verwirrung und innere Verwickelungen hineingesehen, desto klarer ist es mir geworden, bis zu welchem Grade der Unmöglichkeit es gekommen, die Arbeit im Geiste, um nicht zu sagen mit dem Erfolge Franckes wieder anzubahnen. Der Geist des Stifters ist völlig heraus, und so sehr die 3070 Zöglinge unter Zucht und Ordnung stehen und so viel Gutes in Beziehung auf Zucht und Wissen gewirkt wird, — von diesem Geiste, der dies Wunderwerk der protestantischen Kirche ins Leben gerufen hat, findet sich nur hie und da ein schwacher Rest oder Wiederanfang. Das Lehrerpersonal umfaßt nahezu zweihundert Personen. Einen Wandel unter diesen zu schaffen, ist nicht möglich; was ist also zu beginnen? Es ist ein Jammer über solcher Ruine wahrer Glaubensherrlichkeit. Der Unsegen, nicht sterben zu können, wenn man nicht mehr leben kann, kommt dabei grell ans Licht, ebenso der Fluch, der auf dem Behördenwesen liegt, wodurch eine Umbildung unmöglich gemacht ist. Giebt es dagegen eine Sicherung, so wäre es die der Bildung von kirchlichen Korporationen; denn weder Staats- noch Kirchenbehörden werden ein Neues schaffen können. Aber wer hört solcher Predigt oder thut darnach? Der arme Kramer!

Denke Dir, Tholucks Frau hat die Gründung des Diakonissen-krankenhauses in Halle aufgeben müssen, da sich keine zweite Frau neben ihr gefunden hat, die das Werk mit anzufassen Freudigkeit gehabt, wiewohl sie schon etwa tausend Thaler zusammengebracht hat. Wo sind die lebendigen Wasserquellen in unserer Kirche geblieben? Das ist dieselbe Stadt, die einst ein Franckesches Waisenhaus in sich erstehen sah, die zu jenen Zeiten in einem nicht zu großen Zeitraum an sechstausend gläubige Geistliche von ihrer Universität entsandte! Geheimrat Eilers, der einst das höhere Schulwesen in Preußen leitete, weiß nicht genug davon zu sagen, wie groß auch der Schaden in der Jugend der höheren Stände ist. Dasselbe bezeugen die Professoren der Universität. Die Studenten bringen das notdürftigste Wissen mit und bemühen sich höchstens, das notdürftigste Wissen für die Zukunft zu erlangen. Ihre Charakterbildung steht auf möglichst niedriger Stufe. Ausnahmen sind da, aber sehr geringe. Alle Versuche zur Hebung sind teils fehlgeschlagen, teils weiß man auch keine zu machen. Bei Wiederbesetzung einer Professur ist man immer in größter Verlegenheit, einen irgendwie tüchtigen Mann zu finden. So klagt man in allen Fakultäten. Auch sind an manchen Orten die Stellen von Gymnasialdirektoren seit längerer Zeit unbesetzt, eben weil man keine Leute zu finden weiß. Die Zahl der Studierenden ist fortwährend im Abnehmen. Das ist das Resultat einer glaubensleeren nächsten Vergangenheit. Da gilt es, Hoffnung behalten und nicht müde werden!

Weißenfels, den 12. Juni 1853.

Wie hatte ich gehofft, auf der Eisenbahnfahrt von Erfurt bis hierher Ruhe zu finden; aber siehe da, zur Mitfahrt bis Kösen stieg der unruhige Reinthaler ein; als dieser ausstieg, ersetzte ihn ein Landpastor aus der Gegend von Lützen, der mich alsbald erkannte. So komme ich Tag und Nacht nicht aus der Menschen Hand, freue mich aber jetzt der stillen Abendstunde im toten Weißenfels. Ich will dem schon von mir Berichteten noch einiges ergänzend hinzufügen.

Freitag fuhr ich nach Erfurt. Wie schön ist das Thüringer Land! Von Naumburg an wird alles wie ein Idyll. Wie lockt das Thal der Unstrut mit Freiburgs Türmen, links und rechts am Ufer der lachenden Saale lachende Wiesen, Felsen, Wälder, Dörfer und Städte! Am Morgen nach meiner Ankunft ging ich zunächst zum Regierungspräsidenten, der sogleich Anstalten traf, mir alle nur irgend erwünschten Thüren in Erfurt zu öffnen, und mich mit Freundlichkeit überschüttete.

Erfurt ist eine alte hochinteressante Stadt. Die Domkirche bietet vom Markt aus ein pompöses architektonisches Bild. Die Kirche selbst ist aus verschiedenen Zeitaltern; der Chor ist in reinstem gothischen Stil gehalten und muß eine Fülle von Herrlichkeit in sich entfalten, wenn die Morgensonne durch die bunten Fenster bricht, über denen sich die schlanken Palmen der Säulenschäfte in leichter Einigung verschlingen. Das Schönste in der Kirche ist eine Erzarbeit von Peter Vischer, die Krönung der Jungfrau Maria, auf der namentlich der Christus hervorzuheben ist. Unter den Kirchen sonst ist noch die Augustiner-Kirche zu nennen, in der Luther einst zum Priester geweiht worden; sie gehört zum Augustinerkloster, in welchem mich Reinthaler umhergeführt hatte. Das dahin gehörige Martinsstift steht eigentlich nur noch auf dem Papier. Es bildete den Gegenstand vielfacher Besprechungen mit Vertretern der Regierung und Reinthaler selbst; ich weiß noch nicht, wie die letzten Reste der in die Luft gebauten Wirtschaft zu retten sein werden. Längst habe ich geahnt, daß es mit den Anstalten, die als vorhanden immer wieder proklamiert wurden, nichts sei! Und doch ist Reinthaler immerhin ein respektabler Mann. Das Haus, das der König ihm hat bauen lassen, ist sehr schön, ebenso der Betsaal in einem alten Auditorium des Klosters — ein Stück baltischer Baukunst, das mich, sowie ich eintrat, in das Marienburger Schloß und dessen stattlichen Remter zurückzauberte. Von dem dort gestern morgen mitgemachten Reinthalerschen Kindergottesdienst ein anderes Mal.

Zeitz, den 14. Juni 1853.

Meine Reise ist diesmal wieder wie eine reiche Ernte; es ist aber wie auf jenem Hof, wo des Guten zuviel zuwuchs; es fehlt an Arbeitern, die einfahren, und an Scheuern, die es aufnehmen; und so bleibt vieles im Strauchwerk hängen, anderes wird am Weg zerstreut werden, und vieles bleibt vielleicht auf dem Felde stehen. Ich betrachte diese meine Briefe an Dich wie ein Notizenbuch;[1]) es ist das einzige, das ich auf meiner Reise führe. Am meisten interessieren mich immer die Menschen in einer Stadt und vor allem die rechten, die Hauptleute! In Erfurt war ich zunächst an den Regierungspräsidenten gewiesen, den ich ja schon erwähnt habe. Unter den Männern von der Regierung, die er den Abend eingeladen hatte, interessierte mich namentlich der Baurat Salzenberg, mit dem schon ein verständiges Wort leicht zu sprechen war. Vor mehreren Jahren ward er vom König nach Konstantinopel geschickt, um die Sophienkirche zu studieren. Um dies

---

[1]) Vergl. das Vorwort.

sehr schwierige Werk zu ermöglichen, hat er sich dort als Maurergesellen verdungen und mehrere Monate in der Kirche gearbeitet, die er so in allen Einzelheiten genau kennen gelernt hat. Dieser eine Zug charakterisiert den Mann.

Das kirchliche Leben liegt in Erfurt stark darnieder. Der einzige warme Geistliche ist Konsistorialrat Scheibe. Ich hörte ihn Sonntag predigen. Doch hat mir das Abstrakte und wenig ins wirkliche Leben Eingreifende nicht sehr zugesagt. Die Kirche war übrigens mit Menschen gefüllt, meist Bürgersleuten, auch Armen. Das elegante Kirchenpublikum — solchen Eindruck machen unsere Kirchenbesucher doch im ganzen immer — in einer Kirche einmal nicht zu sehen, überrascht mich immer; so sehr sind wir von dem Anblick einer wahren Kirchengemeinde entwöhnt. Im Stadtmagistrat Erfurts soll nur ein Mann sein, dem etwas am Evangelio liegt, was freilich immer noch mehr ist als in vielen hundert andern Städten.

Viel verdanke ich dem Stadtrat Fränzel, den ich in den zwei Tagen meines dortigen Aufenthalts eigentlich ohne Unterbrechung gesehen habe. Er hat mich mit manchen städtischen Einrichtungen genauer bekannt gemacht, namentlich mit den sogenannten „Vereinten evangelischen Stiftungen". Diese bilden einen eignen großen Häuserkomplex unter dem Volksnamen „Spittels". Schon 1390 wurden die milden Stiftungen Erfurts, speziell die Hospitäler, zu einer eigenen Parochie mit einer eigenen Kirche und Pfarrei vereinigt. Später blieb das Ganze zum Glück völlig in den Händen der Evangelischen. Es gehören mehrere Straßen dazu.

Altenburg, den 15. Juni 1853.

Da sitze ich in dem Hause, in welchem einst eine Zeit lang Spalatin wohnte. Jetzt hat in demselben unser Freund, der Generalsuperintendent Braune seine Wohnung aufgeschlagen. Er ist so lange in mich gedrungen, bis ich zu ihm gezogen bin.

Leider ist es ein vergebliches Bemühen, Dich weiter mit mir reisen zu lassen. Du kannst alles nur in flüchtigen Bildern zu sehen bekommen. Nachdem ich am Sonntag früh dem Frühgottesdienst im Erfurter Martinsstift beigewohnt und mich aufs neue habe fragen müssen, wo denn nur das Martinsstift im Martinsstift sein möge, und dann jenen Konsistorialrat haben predigen hören, habe ich mit dem Regierungspräsidenten eine schöne Spazierfahrt durch die prächtige Umgegend Erfurts gemacht, darauf fand bei ihm im Erfurter Schloß das Mittagessen statt. In Weißenfels angekommen, verfehlte ich leider den wackeren Archidiakonus Herbst. Er ist der einzige evangelisch predigende

Geistliche in der sonst toten Stadt. Von den etwa achttausend evangelischen Einwohnern besucht kaum einer die Kirche. Am andern Morgen würde ich abgereist sein, wäre nicht Seminardirektor Wöbke gekommen, der mich in den drei zu erübrigenden Stunden möglichst genau mit dem berühmten Weißenfelser Seminar bekannt machte. Ich habe dort mehr Klarheit in Bezug auf den Unterrichtsstoff und das Unterrichtsziel erwartet, aber für unsern Brüderunterricht viel gelernt. Wöbke ist ein trefflicher, ernster Mann. Der Gesang der Kinder war abscheulich, zum Teil wildes Geschrei! Um die Mittagsstunde fuhren wir nach Zeitz. Hier besteht ein Gerichtsgefängnis, eine Korrektionsanstalt und ein Zuchthaus nebst Strafanstalt für jetzt 75 Kinder. Es ist hier alles revidiert. Mit den Kindern sind mehrstündige Examina abgehalten. Das Zuchthaus mit etwa achthundert Gefangenen ist ein großes Durcheinander, das kaum zu bewältigen ist. Gestern abend waren sämtliche Gefangene, Männer und Weiber, im Betsaal versammelt. Ich habe ihnen, an das Abendgebet anschließend, in der Kirche der Anstalt das Evangelium zur Ermahnung und Trost ans Herz gelegt. Die Weiber hatte ich schon vorher einmal so angesprochen. Die Gefangenen sind verstockt, unter ihnen sind große Taugenichtse. Haarsträubende Verbrechen habe ich dort gefunden, die ich nicht nennen kann. So verkehrt sich die menschliche Natur ohne das Evangelium! Erschütternd war die Entdeckung eines nahen Verwandten des mir wohl bekannten Superintendenten in B., der wegen Diebstahls in Untersuchung war. Auch der jüngere Bruder desselben sitzt im Zuchthause, dabei sind die Eltern rechtliche Leute. Der Anstaltspastor, welcher die Insassen dieses Gefängnisses so verkommen läßt, begleitete uns. Die Mitbenutzung der Schloßkirche, die im Zuchthause liegt, hat er den Zuchthäuslern verweigert und hat an dieser Weigerung bis zuletzt festgehalten, „weil die Kirche sonst entweiht werden würde".

Abends traf ich bei dem Direktor von Ziegler eine Anzahl trefflicher Geistlicher aus der Umgegend. Unsere Arbeit war in diesem Kreise sehr bekannt. Der Direktor läßt in dem ihm unterstellten Zuchthause u. a. auch unsere „Beiblätter" lesen, auf die sich die Gefangenen immer freuen; ich will einmal mit Herrn Oldenberg darüber sprechen, daß wir auf diese Leser mehr Rücksicht nehmen. Auch ist hier Fürsorge getroffen, daß einige christliche Leute aus der Stadt die Gefangenen am Sonntag besuchen. Die Wohnung des Direktors im alten fürstlichen Schloß (jetzt Zuchthaus) ist wirklich prächtig. Der Blick von der Terrasse bietet ein köstliches Bild. In diesen Räumen hatte zur Zeit der Reformation eine Zeit lang Amsdorf als evangelischer Bischof gewohnt, von Luther dazu eingesetzt, also abermals eine Spur

evangelischen Bistums wie zur Zeit der Reformation im Schleswigschen
Die evangelische Kirche hat mit dem Bistum eines ihrer größten Güter eingebüßt.

Gestern nachmittag bin ich nach dem nicht weit von Zeitz gelegenen Lehrerinnen-Seminar zu Droyßig gefahren, jener Stiftung des Fürsten Schönburg-Waldenburg, die er, nachdem er sie fundiert, dem preußischen Kultusministerium geschenkt hat. Direktor Kritzinger ist ein stiller, freundlicher, fast mädchenhafter Mann. Die Fehler in den baulichen Einrichtungen sind unglaublich große. Es mag selten vorkommen, daß sich mit einer solch liberalen Schenkung so viele sonderbare Mißgriffe verbinden. Ebenso unzweckmäßig finde ich viele Einrichtungen im Lehrkursus. Der Kursus dauert zwei Jahre; im ersten Jahr wird biblische Geschichte, Altes und Neues Testament, im zweiten Jahr Katechismus unterrichtet — wöchentlich zwei bis drei Stunden. Das ist doch rein unmöglich! Wie können die Lehrerinnen in diesen wichtigsten Stücken auch nur halbwegs Gründliches lernen? Dazu noch das Klavierspiel — wozu denn das für eine Elementarlehrerin? In zwei Jahren können sie darin nichts Ordentliches lernen, zumal wenn sie erst mit dem zwanzigsten Jahre anfangen. Immerhin ist der hier waltende Geist ein guter. Man sucht eine Oberlehrerin für die vierzig Seminaristinnen und kann in der ganzen preußischen Monarchie keine dazu geeignete Kraft finden. Von Zeitz bin ich hierher allein gefahren.

Der kurze Aufenthalt hier im Altenburgischen soll mich nicht gereuen; gesehen und gesprochen habe ich eigentlich nur den Generalsuperintendenten Braune und den Minister v. Larisch; beide sind erst seit kurzem im Lande, der eine zur Besserung des Ganzen im Kirchlichen, der andere im Bürgerlichen; sie kommen aus Preußen; beide sind ernste christliche Männer. Daß ich die herzogliche Familie nicht sehen und der Aufforderung des Ministers, mich zu ihr zu führen, nicht entsprechen konnte, that mir leid; aber das Jagdschloß, in welchem sie sich jetzt aufhält, ist von Altenburg dreizehn Stunden Weges entfernt. Ich wußte schon von früher, welch lebhaften Anteil das Fürstenhaus an allen unsern Bestrebungen nimmt. Die Königin von Hannover, die Großherzogin von Oldenburg, Töchter des regierenden Herzogs Joseph, dazu mehrere der männlichen Glieder des Hauses gehören von ganzem Herzen dem Herrn aller Herren an. Darin liegt etwas von der Verheißung des Segens der Väter, der auf die Kinder und Kindeskinder kommen soll; die Glieder der herzoglichen Familien sind Nachkommen Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen, also derjenigen Fürsten, die das Werk der Reformation in der Wiege gepflegt. Es

ist wohl ein großes Zeichen der göttlichen Gnade gegen unser Volk, daß Er die Throne unserer Fürsten durch das Leuchten seines Evangeliums in den Herzen der Regentenhäuser wieder mehr und mehr verherrlicht. Es verdrießt einen darum wohl tief, allsonntäglich in unsern Kirchengebeten die Fürbitte für die christlichen Könige und Fürsten des Vaterlandes so mechanisch abmachen zu hören.

Wir wollen uns freuen, daß es in dieser Welt widerlicher Zerrissenheit eine Einheit giebt, die alle verbindet, welche in Christo eins sind, deren Sympathieen und Antipathieen sich nach ganz etwas anderem als nach Preußentum oder Antipreußentum, Luthertum oder dessen Gegenteil richten; nur bleibt es wundersam, daß zu dieser Freiheit in Christo doch immer nur wenige scheinen gelangen zu können, und doch kommt erst aus dieser Freiheit alle andere wahre Freiheit. Es war eine rechte Erquickung, solche Gesinnung in den beiden Männern zu finden, mit denen ich die wenigen Stunden in Altenburg zusammen war, namentlich auch in dem Minister v. Larisch, mit dem ich mich eingehend ausgesprochen und mit dem ich mich ganz einig fand.

Leipzig, den 17. Juni 1853.

Ich habe mich hier gestern in einem Gasthof einquartiert und habe niemand erfahren lassen, welcher Gasthof es ist; so gehören mir wenigstens einige Morgenstunden. Ich will Gott danken, wenn ich am Ende der Reise bin, so wenig unwillig ich auch das thue, was mir auf derselben befohlen ist. Ich bin im Geiste immer dort bei Euch und in der Arbeit, mit der ich verwachsen bleibe und für die so viel Verantwortlichkeit auf uns ruht.

Um noch einmal auf Altenburg zurückzukommen: Die Stadt liegt an einem Bergabhang, so daß die Straßen größtenteils Bergstraßen sind. Als ich ankam, war gerade Markt und hier ein großes Treiben der Landleute. Die Bauerntracht ist sehr eigentümlich; die Männer tragen kleine Hüte und Pumphosen, die Frauen eine Art Brustpanzer, der von starker Pappe gemacht ist; man sollte glauben, daß sie darin unmöglich arbeiten könnten, zumal der Panzer bis ans Kinn steif hinaufreicht. Er hindert sie aber so wenig, daß sie nicht bloß in den Ställen, wie ich gesehen habe, sondern selbst bei der Ernte auf dem Felde, wie ich mir von den Frauen selbst habe erzählen lassen, alle Arbeit in diesem Anzuge thun. Sie legen namentlich darauf ein Gewicht, daß diese Tracht ihnen einen Schutz biete gegen das Hornvieh in den Ställen. Das herzogliche Schloß, hoch auf Felsen erbaut, ist sehr stattlich und überschaut die Stadt in wahrhaft

fürstlicher Haltung. Zwei sehr schöne Eichen erinnern an den berühmten Prinzenraub vom Jahre 1455. Die Mutter der Prinzen soll sie zum Gedächtnis an die Rettung ihrer Kinder gepflanzt haben.

In der Stadt habe ich noch das große, sehr reiche „Spital" besucht. Hier wohnen in zwei sehr großen Gebäuden die „Brüder" und die „Schwestern". Es sind lauter ältere, ärmere Leute, die sich hier für ein Geringes einkaufen können, auch wohl umsonst aufgenommen werden und dann außer Wohnung und Feuerung eine kleine Einnahme von zehn Groschen wöchentlich haben. Keine der kleinen Kammern kann geheizt werden; dafür giebt es heizbare „Brüder- und Schwesternstuben", in denen sich im Winter immer je etwa zwölf Insassen aufhalten. In den Zimmern des älteren Stiftshauses bemerkte ich noch Börter, auf denen alte Erbauungsbücher und Bibeln in Quartformat und mit größtem Druck standen. Vor hundert und mehr Jahren wurden diese den Hospitalgeschwistern von Wohlthätern zum täglichen Gebrauch gestiftet. Die Beschaffenheit der Bücher bezeugte hinreichend, daß sie leider wohl nie oder doch nur sehr selten benutzt worden sind. Auf weiteres Befragen ergab sich, daß noch vor zwanzig Jahren wöchentlich ein Geistlicher auf diesen Schwestern- und Brüderstuben aus einer solchen Postille regelmäßig vorgelesen hat, wozu die Alten dann ein Lied gesungen. Solch geistliche Fürsorge liegt wahrlich nahe genug in einer Stiftung, wo nur alte Männer und Frauen leben, die am Rande des Grabes und angesichts der nahen Ewigkeit wandeln. Da die Sache in Gegenwart vieler Hospitaliter und des Generalsuperintendenten zur Sprache kam, endete das Gespräch damit, daß Freund Braune den Leuten versprach, für die Wiedereinführung dieser Hauslektionen sorgen zu wollen, wozu es sonst wohl noch lange nicht gekommen wäre.

Eine Wanderung über den angrenzenden Kirchhof gab ein trauriges Bild von der Beschaffenheit des so wenig auf Tod und Ewigkeit gerichteten Sinnes der Altenburger. Nur aus neuester Zeit fand sich hier und da ein Kreuz. Das marmorne Kreuz, das die Bürger dem letzten Generalsuperintendenten Fritsche vor einem Jahr gesetzt, trägt auf dem Querbalken statt eines Spruches die Inschrift: Dr. Fritsche. Zwischen all diesen Gräbern steht die herzogliche Gruft, ein großes, in edlem Stil aufgerichtetes Gewölbe, am Eingang desselben ein sehr schön in Stein gearbeiteter Christus am Kreuze mit zwei Kernsprüchen, die den Glauben der Familie bekennen.

Viele Freude hat mir der Besuch eines großen Altenburger Bauernhofes gemacht, auf welchem der Vergleich mit dem, was ich als eigentümliche Bauernwirtschaft in der Weichselniederung kennen

gelernt hatte, sehr nahe lag. Der Bauer H. gehört mit zu den reichsten seines Standes im Lande. Vier große steinere, aber in ganz modernem Stile aufgeführte Gebäude umschließen den Hof. Charakteristisch ist bei den Altenburger Bauernhöfen, daß sie so eingerichtet sind, daß niemand von außen hineinsehen kann; der Bauer hat sich mit seiner Wirtschaft gegen die Außenwelt abgeschlossen. Dagegen liegt das große Bauernhaus der Weichselniederung in freier Fronte vor jedermanns Augen ausgestreckt. Der Altenburger Bauer hat eine Menge Ställe und Kammern nebeneinander für Kühe, Pferde, Schweine und Hühner. Das Eigentümliche ist, daß kein Raum mit dem anderen in Verbindung steht, selbst der Milchkeller im Hause des Bauern hat einen besonderen Eingang von außen, so auch die Geschirrkammer. In der Weichselniederung hat das Haus gewissermaßen nur eine Thür und alle Wirtschaftsräume und Ställe stehen miteinander in Verbindung, so daß die Hausfrau und der Mann ohne unter den freien Himmel zu treten, zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung alle Räume erreichen können. Da es bei unserm Besuch heftig regnete, empfanden wir das Mißliche in diesem Auseinander sehr stark. Die Mägde schlafen in der Weichselniederung in einer Kammer, die ihren Eingang neben der Thür zur Schlafkammer des Bauernwirtes hat; bei den altenburgischen Bauern schlafen die Mägde so weit als möglich vom Hause des Wirtes in dem gegenüberliegenden Gebäude — ebenso die Knechte. Eine Aufsicht ist gar nicht möglich und man denkt auch nicht daran, solche auszuüben.

Ein ganz entgegengesetztes Bild altenburgischen Lebens sah ich darnach in dem großen sogenannten Magdalenenstift, dem Schlosse gegenüber. Das ist ein Stift für adelige Fräuleins mit etwa sechs Konventualinnen unter einer Priorin. Mit dem Stift ist eine Erziehungsanstalt für adelige junge Töchter verbunden. In der Priorin v. Friesen, Excellenz, fand ich eine warme, mit unserer Anstalt sehr genau bekannte Freundin unseres Rauhen Hauses.

Hoffentlich wird es gelingen, auch im Altenburgischen wieder neue Bahnen zu schaffen. Im ganzen sieht es vielfach in diesem Ländchen, wo Dinters Geist bis heute seine Herrschaft in den Gemütern ausübt, noch schauderhaft aus. Es kommt nur darauf an, den Leuten die Wahrheit ohne Vorhänge in all ihrer Herrlichkeit und Freiheit zu bieten, so wird sie dennoch siegen. Davon sind auch dort schon manche Spuren und Zeugnisse erkennbar u. a. in der Geschichte eines dort entstehenden Rettungshauses. Dem Freunde Braune wurden zum Anfang des Kirchenjahres zwei Louisdors für ein Rettungshaus in Altenburg geschickt. Dies wurde ihm Anlaß, einen ersten Versuch zu

machen, wie weit man willig sei, durch äußere Mittel Werke christlicher Liebe in einem Lande zu unterstützen, wo bisher niemand dergleichen gekannt hat. Und siehe, schon heute sind 3500 Thaler zu dem Zweck beisammen. Der Fürst will überdies ein Stück Land dazu schenken. Wir werden behufs Förderung dieser Angelegenheit[1]) in Verbindung bleiben. Die Armut und die Verwilderung in der Jugend nimmt so zu, daß niemand mehr bestreitet, daß Hilfe dringend not thut, und da sie in Christo geboten wird, nehmen sie sie gern.

Seit gestern morgen bin ich nun hier in Leipzig. Besonders viel habe ich mit Ahlfeld besprochen. Es handelt sich darum, populäre Schriftsteller für unsere Volkslitteratur ausfindig zu machen. Auch Ahlfeld hat uns für die Zukunft Mithilfe in Aussicht gestellt. Die übrige Zeit habe ich fast nur bei einer verwitweten Fürstin Reuß, einer trefflichen Frau, zugebracht, die zur Erinnerung an ihren vor kurzem verstorbenen Mann in Reuß-Lobenstein ein Rettungshaus gründen will und zunächst ein Kapital von 2300 Thaler dazu ausgesetzt hat. Bei der Fürstin traf ich gestern auf mehrere Stunden mit Professor Harleß und Professor Kahnis zusammen, den Hauptführern unserer Lutheraner. Ich hoffe, daß das, was da gesprochen und gegenseitig in Liebe erkannt ist, nicht ohne weiteren Segen bleiben wird. Sonst wäre Harleß wohl nicht geneigt gewesen, mich so herzlich und dringend zu einem Besuch in München aufzufordern.

Ein Prachtexemplar sächsischen Wesens und sächsischer Theologie habe ich gestern noch in Professor Tischendorf kennen gelernt. Wie kann die Erde solch einen von Eitelkeit verzehrten Menschen tragen!

Waldkirchen bei Augustusburg, den 18. Juni 1853.

Als ich heute bei Sonnenuntergang die hohen Bergwege herauffuhr und links und rechts die schönen waldbedeckten Thäler und die zwischen Felsen hindurch rauschende und brausende Zschopau Herz und Auge fesselte, hielt ich in meinem Geiste zugleich mit Euch den Feierabend; ich sah Dich, die Mama, alle lieben acht Kinder mir nahe und war entschlossen, Euch nach meiner Ankunft in Waldkirchen in einem Familienbriefe um mich zu sammeln. Daraus ist nun nichts geworden, weil der Gasthof kein bewohnbares Zimmer darbot, so daß ich sogleich zu Bruder Bauer ins Rettungshaus geeilt bin, um dessen viele Sorgen mit denen, welche das Anstaltskomitee bilden, zu hören und zu teilen. Ich will sehen, was ich hier thun kann, die An-

[1]) Das 1855 eingeweihte Rettungshaus „Georgen- und Marienhaus" in Altenburg stand bis 1898 unter Leitung Bruder Ohages aus dem Rauhen Hause.

gelegenheit des Bruders zu ebnen. Viel angenehmer war es gestern abend bei dem treuen Bruder Eckstein in Riesa. Ich fand die Anstalt nicht nur innerlich und äußerlich, wie das auch hier der Fall ist, gut im Stande, sondern freute mich auch über das gute Einvernehmen mit dem Vorstande, was darin seinen Grund hat, daß alles auf Glauben und Vertrauen gegründet ist, während sich hier in Waldkirchen der bureaukratische Geist hineingemischt hat. Heute habe ich mehr als einen reichen Gewinn gehabt. Ich bin nämlich heute früh von Riesa nach Waldheim gefahren und zwar als einziger Passagier im Zuge.

Man rühmt sonst an der Stadt, und mit Recht, die herrliche Lage. Ich konnte aber nicht lassen, auch hier hinter der Schale in den Kern zu sehen. Die Bilder der Sittlichkeit bieten hier einen furchtbaren Kontrast gegen die Herrlichkeit der Natur, in der Gott sich den Waldheimern zu erkennen giebt, „ob sie ihn darin wohl merken könnten". Ein die Nacht vorher stattgehabter Scheunenbrand wurde Veranlassung zu dem Nachweis, wie seit acht Jahren ein ganzer Stadtteil nach und nach abgebrannt, d. h. planmäßig in Asche gelegt worden ist. Man redet schon mit Gewißheit davon, daß die wenigen noch übrigen alten Häuser in Jahresfrist ebenfalls in Asche gelegt sein werden, um sie mit Hilfe der Assekuranz neu und besser aufzubauen. Doch ist noch kein Brandstifter entdeckt worden. Dazu kommt die Beschreibung des Armenhauses aus dem Munde des Superintendenten, die alles Scheußliche der Art übertrifft. Während er einem kranken sterbenden Armen das Abendmahl reicht, liegt in demselben elenden Gemach jenes Hauses eine Horde von Männern und Weibern umher, die da pfeift und schwatzt. Das ist freilich auch ein Superintendent, der das geschehen lassen kann! — und wie viele andere Bilder über Tod und Greuel in den Gemeinden, über ungläubige Schulmeister, orthodoxe Pastoren, die bis zu der Stunde, wo Harleß das Regiment antrat, des Oberhofpredigers Ammon rationalistische Lehre angebetet haben, aber von da an so tief wie möglich vor dem orthodoxen Oberhaupte Diener machen, um Beförderung oder ein anderweitiges Wohlgefallen zu erlangen, sind mir sonst noch aufgedeckt worden!

Den Mittelpunkt dieses erzgebirgischen Kreises bildet die sogenannte Augustusburg, die einst August der Starke von Sachsen erbaut hat, um ein prächtiges Jagdschloß in den nach allen Seiten ausgedehnten Forsten zu haben. Es ist ein ägyptisches Element in diesen Schloßbauten der älteren Zeit, die ohne Frondienste wohl kaum ausführbar gewesen wären. Freilich hat sich auch mancher daran zu Schanden gebaut, wie der sächsische Fürst an dem kolossalen Weißenfelser Schloß,

das in stolzer Größe im Mittelpunkt der Stadt auf erheblicher Höhe gelegen, die anderen Häuser der Stadt wie Nürnberger Spielwaren erscheinen läßt. Die Augustusburg ist wie eine Krone, die dem Gebirgskranz aufs Haupt gesetzt wird; wohin man auch fährt — meilenweit in die Runde — immer wieder tritt das Schloß in seinem weißen Gewande wie ein strahlender Stern in glänzender Größe hervor. Ich hatte gestern dort oben bei dem Justizamtmann zu thun wegen des unter Bruder Bauer stehenden Rettungshauses und ließ mir bei der Gelegenheit auch eine Führung durch die Merkwürdigkeiten des Schlosses gefallen. Merkwürdig ist vor allem jener große Brunnen oben auf dem Hof, der das Schloß und zum Teil auch die Stadt mit Wasser versorgt; er ist siebenhundert Fuß tief. Dem Fürsten wurde die Sache des Baues zuletzt zu teuer, und er verweigerte dem Brunnenmeister weitere Geldausgaben. Kurz darauf fordert der Brunnenmeister Hans nur noch eine Audienz für drei Worte. Sie wurde ihm gewährt; er trat vor den Fürsten mit einem Becher und mit den Worten: „Hans bringt Wasser!" Es war das erste Wasser aus den Tiefen des Felsens, und der erfreute Fürst antwortete: „Hans kriegt Geld!" — Der Bau wurde fortgesetzt und vollendet und bringt noch heute nach dreihundert Jahren Segen.

In Waldheim ist das schwerste Gefängnis des Königreichs Sachsen. Der Direktor war nicht zu Hause. Er war in Dresden, um die Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Albert und der Prinzeß Wasa, d. h. des einstigen sächsischen Königspaares, zu genießen; Pastor Dittrich, der Gefängnisgeistliche, war auf einem Begräbnis; so erlangte ich die Besichtigung zwar auch, mußte aber mit einem Aufseher vorlieb nehmen, der von vielem nicht Bescheid wußte. In der Anstalt mit 1200 Köpfen herrschte übrigens eine tiefgehende Bewegung. Soeben war von Dresden eine Begnadigung von vielen politischen Gefangenen, die zu Zuchthaus verurteilt gewesen waren, eingegangen. Ich sah nachher mehrere dieser glücklichen Leute; es waren sämtlich Reservisten, also Militärs, die wegen der Maiunruhen 1849 eingesperrt worden waren. Man möchte einem Könige wünschen, die Freude dieser Menschen zu sehen. Drei derselben, die ich, als sie später vom Pastor Abschied nahmen, sprach, waren zu Kugel und Blei verurteilt gewesen, statt dessen aber zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden. Sie und die Ihrigen hatten zum Teil schon oft die königliche Gnade, aber ganz vergeblich, angefleht. Da tritt heut wie ein Blitz das Wort „Freiheit" an sie heran und giebt sie der Welt und den Ihren zurück. Der eine sagte, sein Schrecken, den er empfunden damals, als er sein Todesurteil zur Kugel vernommen, sei nicht so groß gewesen als der von heute morgen bei dieser Bot-

schaft. Wer sollte sich nicht mitfreuen? Nur der Leutnant von N. N., der diesen Morgen den Wachtposten im Gefängnis hatte, freute sich nicht. An uns ging ein glücklich Begnadigter in dem schon wieder erlangten, ihm eigentümlich gehörigen Kleide, das er noch als freier Mann getragen hatte, vorbei und wandte sich eilenden Fußes zum großen Thor. Als ich den Leutnant darauf aufmerksam machte in der Meinung, er trage ein menschlich fühlendes Herz in sich, antwortete er die Nase rümpfend: „Warum hat man die Spitzbuben heute morgen nicht lieber aufgehängt!“ Die armen Leute waren fast alle nur Verführte und Dupierte gewesen und hatten zum Teil selbst nicht gewußt, wozu man sie brauchen wollte, als sie nach Dresden kommandiert worden waren. Nachher bin ich noch einige Stunden bei Dittrich geblieben. Er beklagte, daß einige der bürgerlich höher Gestellten, die jetzt wegen derselben Maiaufstände die Zuchthausstrafe verbüßen, an dem Tage nicht auch etwas von der königlichen Gnade erfahren hätten. Mehrere Edelleute sowie mehrere früher hochstehende Regierungsbeamte tragen die schwere Strafe in den Isolierzellen. Namentlich sagte er mir viel über den bei der Dresdener Revolte oft genannten Regierungs-Rat H., einem der eifrigsten Führer der Revolution. Er ist Neffe des jüngst verstorbenen, in der christlichen Welt so vielgenannten Pastors H. in Wittenberg; er verbüßt lebenslängliche Zuchthausstrafe; H. ist ein reich gebildeter Mann, voll edler Gesinnung, tief religiösen Gemütes, der mit demütigem, wahrhaft geduldigem und ergebenem Wesen das schwere Leiden trägt. Er geht in Züchtlingskleidern, schläft auf dem Strohsacke, muß sich von den rohen Aufsehern mit „Du“ nennen lassen, genießt die Züchtlingskost und darf als Wohlthat täglich eine halbe Stunde Holz hacken, weil er das lieber will, als täglich auf dem Hofe in der Reihe der gemeinen Diebe, Mörder und Vagabonden im Gänsemarsch spazieren gehen. Er übersetzt englische Werke für eine Buchhandlung. Von hundert Thalern werden ihm fünfundzwanzig Thaler zugeschrieben, den Rest nimmt die Anstalt an sich. Von den fünfundzwanzig Thalern darf er monatlich zwölf Groschen für einen Hering, etwas Schnupftabak, und was der Vergünstigungen mehr sind, verwenden; dazu kommt die schlechte Behandlung von seiten des Personals. Er murrt nicht über die Strafe, weil er als Jurist selbst weiß, daß er sie verdient hat. H. gehörte zur sog. provisorischen Regierung in Dresden, in die er sich nicht gedrängt, in die er gewählt wurde und in die er nicht ohne Widerstreben eintrat. Ihm ist die Heilige Schrift teuer geworden, von der er sagt, er würde sie wahrscheinlich nie verstanden haben ohne dies Los, das ihm gefallen. Denke Dir den Mann, wie ihn vor geraumer Zeit seine Frau besuchte,

die das Kindlein mitbrachte, das zwei Tage vor seiner Abführung nach Waldheim geboren ward und das er im Zuchthause zuerst gesehen! Der treffliche Pastor Dittrich hatte vermittelt, daß der Gefangene die Seinen in seiner Amtswohnung sehen und sprechen konnte, um der glücklichen Frau den Anblick und Einblick der Zelle zu ersparen. In all dem Leid wußte der Gefangene die Frau noch zu trösten und vergoß keine Thräne, während er sein Angesicht zu Zeiten, wenn sich der Geistliche mit ihm bespricht, in Thränen badet. Da mögen wir wohl hoffen, daß der König der Könige dem Könige von Sachsen das Herz öffnen möge, damit er Gnade über den Verschuldeten ausspreche. Dittrich erzählt von noch mehreren solchen Fällen, die in den hundertzwanzig Einzelzellen der Strafanstalt zu finden seien. Laß mich von dem inneren Verfall der Anstalt schweigen, wie namentlich in dem ganzen Beamtenpersonal, das vierzig Unteraufseher umfaßt, ein Geist der Roheit und der Verhöhnung alles Heiligen waltet, der das Zuchthaus erst recht zum Zuchthaus macht.

Waldkirchen mit mehreren tausend Einwohnern ist ein Dorf, in welchem fast nur Spielwaren fabriziert werden. In einem Hause werden nur Archen Noahs, in einem zweiten nur Thüren zur Arche, in einem dritten die Tiere gemacht, in einem vierten werden sie bemalt. Was nur der Weihnachtsmarkt an Holzwaren der Art bringt, hat hier seine Werkstatt und nährt ungeheuer viel Menschen. Ich wurde vom Besitzer, Herrn Oehme, selbst durch die Fabrikräume geführt. Herr Oehme beschäftigt jahraus jahrein an siebenhundert Familien. An ganz kleinen Spielzeugschachteln gebraucht er im Jahre für 10000 Thaler. In den Fabrikräumen stehen Kisten an Kisten, so groß, wie ich mich nicht entsinne, sie je gesehen zu haben. Leitern werden angesetzt, um oben in die Kisten hineinsehen zu können. Das Haus versendet die Spielwaren außer nach ganz Deutschland nach London, Nord- und Südamerika, Afrika, Ostindien, China. Ich bringe ein Dutzend kleiner Springaffen für Euch mit, die gerade zehn Pfennig kosten, und schon daran verdient Herr Oehme. Nach London wurden kürzlich auf einmal 24000 Dutzend solcher Affen bestellt, und derartige Bestellungen sind nichts Außerordentliches. Das hängt vielleicht mit der Symbolik der Ägypter zusammen, bei denen der Affe die Hieroglyphe für die Weisheit war, weshalb die Pharaonen so häufig mit ihnen geschmückt sind. Es ließe sich recht gut eine Geschichte der Spielwaren denken, und es gehört mit zum nationalen Konservatismus, gewisses Spielwerk mehr zu respektieren. Ein Steckenpferd ist z. B. offenbar ein Rest aus uralter Zeit, wie auch der Fabrikant versichert, daß dies einer der ältesten und gangbarsten Artikel sei, von dem sich

das Volk nicht trennen kann. Zu denselben Stücken gehört die Arche Noahs. Sie können nicht so viel fabrizieren, als jährlich wieder nötig sind. Manche Spielsachen gehen aber nur nach gewissen Gegenden, so die Bethlehemshütten sehr viel ins Mindensche, aber nie nach Hamburg. Ich komme auf meine Behauptung zurück, daß die Puppe[1]) ein christliches Spielzeug ist, das die heidnische Welt nicht gekannt hat. Dagegen sehe man das moderne Spielzeug an, das in Darstellungen des Glaspalastes endet und freilich Anlaß giebt, die Kunstfertigkeit der armen Bewohner des Erzgebirges zu bewundern. — Ich ließ mir von Herrn Oehme etwas über seine Familiengeschichte erzählen. Sein Stammbaum führt bis vor dreihundert Jahren zurück, wo die Oehmes Vogelsteller und „Holzarbeiter“ waren. Später kommen sie als „Händler“ vor, und jetzt bedecken sie die Welt mit Spielzeug und sind im Besitz von Rittergütern. Es wird eine Kiste aus Waldkirchen ankommen, die bitte ich aber an die Seite zu setzen bis Weihnachten, damit unsere kleinen Kinder sie nicht sehen.

Pillnitz, den 23. Juni 1853.

Diese Zeilen erhältst Du aus dem Hause des Generals v. Engel, der heute mit dem König zur Stadt geritten ist, während ich mit der Frau und Tochter, die Dir die herzlichsten Grüße schicken, durch den köstlichen Friedrichsgrund zur „Ruine“ gegangen bin, mich jetzt beeilend, Dir nach Tisch einige Nachrichten zukommen zu lassen. In Bräunsdorf bin ich zwei Tage gewesen und habe daselbst manches gehört und gelernt, das ich gebrauchen kann. Die Anstalt wurde vor anderthalb Jahrzehnten vom Staate gegründet, war zuerst Waisenanstalt und wurde dann Korrektions- d. h. Strafanstalt für Kinder; sie hat jetzt etwa 110 Kinder, Knaben und Mädchen, die alle in einem großen neugebauten Hause wohnen. Die Aufseher in Bräunsdorf hießen bis vor kurzem „Zuchtmeister“, und noch jetzt schließen sie das „Revier“, d. h. die verschiedenen Spielplätze der je fünfzig bis siebzig Knaben einfach ab und stellen sich draußen vor demselben mit einem Stock in der Hand auf. Folgende Maßregel wird das ganze Verfahren in der Erziehung in ergötzlicher Weise charakterisieren. Die

[1]) Sowohl die griechischen wie auch die römischen Kinder haben mit Puppen gespielt. Der Puppenfabrikant (Κοροπλάστης) wird schon von Sokrates, also vier Jahrhunderte vor Christo erwähnt. Es giebt sogar in den Museen griechischer Altertümer Gliederpuppen. Bei den Römern findet sich die erste Erwähnung einer Puppe bei Varro, einem Zeitgenossen Ciceros. Junge Mädchen pflegten vor der Hochzeit nebst anderem Spielzeug auch ihre pupae dem Heiligtum der frauenbeschützenden Artemis zu weihen. Vergl. den Artikel Kinderspielzeug in „Baumeisters Denkmälern der antiken Kunst.“



Jungen bekamen jede Woche eine Censur; jeder Junge mußte dieselbe gleichsam als Parole für die Woche auswendig lernen und zu gewissen Zeiten hersagen. Namentlich waren die Aufseher gehalten, die Jungen, wenn sie ihnen begegneten, nach der Wochencensur zu fragen. Wußte der Junge sie nicht auswendig, dann kriegte er Strafe. Alles geschah in militärischer Haltung. Da kommt also ein Junge über den Grasplatz gelaufen, der Aufseher fordert seine Censur; der Junge stellt sich militärisch aufrecht, legt die Hand an die Kappe und spricht seine Wochencensur: „Leistungen den Anlagen entsprechend"; oder da wird sein Kamerad von einem andern Aufseher beim Karrenschieben nach der Censur gefragt; der Schlingel wird dem Gesetz gerecht, wenn er in militärischer Haltung spricht: „Von Gemüt gut, aber mitunter etwas leichtsinnig." Da spielt ein dritter mit seinem Kumpan in aller Gemütlichkeit: „Junge, Deine Censur?" — „Herr Aufseher, großen Hang zum Lügen, mitunter unehrlich" — und so verdient sich jeder durch seine Lektion das Lob der Gerechtigkeit und Bräunsdorf leistet alles, was eine Staatskorrektionsanstalt vermag. Da hat sich der treffliche Minister von Friesen freilich einen Gotteslohn verdient, der die Sache in die Hand unserer lieben Hausgenossen gelegt, die schon sehr wesentlich Wandel geschafft haben. Es ist wohlthuend zu sehen, wie die Kinder unsern Brüdern anhangen, die unter ihnen spielen und arbeiten. Das Herz der Kinder war erfüllt für unser Haus, und es war eine Freude, unter den armen Geschöpfen als ein bekannter Freund einzutreten. Ich brauchte fast nur durch ihre Reihen zu gehen, und doch waren in vieler Augen Thränen, als ich wieder Abschied nahm.

In Bräunsdorf hörte ich viel von dem Pestübel, den sogenannten „Gemeindehäusern", d. h. Armenhäuser in den Gemeinden, wohinein man alles schickt, was sich nicht mehr erhalten kann. Die Armen wohnen hier ohne Aufsicht und Pflege, sich selbst überlassen, beisammen. Von den Zuständen der Armut giebt manche Gemeinde ein entsetzliches Bild. Ein nahgelegenes Städtchen hat unter 2400 Einwohnern 1400 Unterstützungsbedürftige! Es sind Zustände wie in manchem Städtchen Hinterpommerns und noch schlimmere. Alles zur Unterstützung der Armen nötige Geld wird einfach durch aufgelegte Steuern aufgebracht. Der Kinderbettel ist überallhin ausgebreitet. Man sieht natürlich nicht, wie das enden soll. Da ist denn freilich das Erwachen des Sinnes für die Arbeiten der inneren Mission, vor der gerade die hiesigen Landesgeistlichen vielfach einen so maßlosen Schauder haben, ein wahrer Trost. Vereine zur Vertilgung des Bettels, die Einrichtung von Kinderrettungsanstalten u. s. w. sind zwar ein geringer Anfang, aber es ist doch ein Anfang.

Der Mangel an gläubigen Geistlichen ist auch in Sachsen eines der schlimmsten Übel, und die teilweise Befangenheit der wenigen Gläubigen, welche sich vor jeder sogenannten außeramtlichen Wirksamkeit entsetzen, macht das Übel noch größer. Einen anderen Spiegel des niedrigen religiösen Standes in der Gemeinde bieten die noch geltenden Gesangbücher.

„Seh' ich Wasserbäche fließen,
Grüne Wiesen, Hütten dran,
Menschen, die der Milch genießen,
Die aus Kräutern werden kann,
Seh' ich auf den Wiesen Vieh,
Deine Huld, wie fühl' ich sie!"

So sang die Gemeinde nach dem Leipziger Gesangbuch. Es gab sogar Bankerottlieder, die die Gemeinde in der Kirche singen sollte, wenn ein Kaufmann bankerott gemacht hatte! Ein zum Teil noch gebräuchliches Liederbuch für Schulen hat ein klassisches Lied, das die Schuljugend singt, wenn ein Junge Hiebe kriegt:

„Hier stehst Du mit gesenktem Haupte,
Beschämtem Blick, beklommner Brust!
Denn ach! ein großer Fehltritt raubte
Dir Seelenruh und Lebenslust,
Und mehr, als das Gesetz es kann,
Klagt Dich des Herzens Richter an.

Die Liebe, die den Pfad der Tugend
So treu zu Deinem Glück Dir wies,
Die Liebe, die der schwachen Jugend
So viele Schulden schon erließ,
Ach! diese Liebe, sie muß nun
Zu eignem Schmerz Dir wehe thun.

O, laß die Strafe doch Dich bessern!
Zur Tugend sammle Kraft und Mut!
Vergiß es nie, daß auf dem größern
Vergehen größre Strafe ruht!
Jetzt tilge Züchtigung die Schuld,
Und Beff'rung führ zu neuer Huld!"

Engel, Stadtdiakon zu Plauen 1813.

Das Lied geht nach der Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten". Das ist das Land, in welchem die Reformation geboren wurde!

Mit dem guten Geist unter den hiesigen Bergleuten ist es auch meist am Ende. Aber gerade in Bräunsdorf, und zwar an dem einen

Ende des Dorfes, da wohnen fast nur gottselige Familien. Das Haupt von allen, der Ehrwürdigste und Erfahrenste ist der alte Hammer. Den habe ich besucht. Er ist bereits zur Pension gekommen, also ein alter Mann. Da die Kuh gerade ein Kalb gebracht hatte, war große Aufregung im Hause; doch kam der alte Mann und war außer sich vor Freude; um, was in seinen Kräften stand, zu thun, entschuldigte er sich weniger mit dem Wort als mit der That, wusch sich mit gewisser Sorge, nicht anständig genug zu sein, hinter dem Ofen und erschien nun, mit lauten Freudenbezeugungen sich mit seinem großen Handtuch aus Leibeskräften abtrocknend; und je mehr er rieb und je mehr er sich freute, ging hinter dieser Natürlichkeit ein wahres Prachtstück von Menschenangesicht auf, eine herrliche Stirn, ein blitzendes Auge, bis man die Freundlichkeit und den Ernst des ganzen Angesichts vor sich hatte. Die grüne wollene Jacke, die vielleicht fünfzigjährigen ledernen Kniehosen gehörten durchaus zum Bilde des Alten, aus dem von Minute zu Minute immer mehr eine Urgestalt bergmännischer Frömmigkeit hervorging. Der Alte kannte mich durch unsre Brüder, die viel bei ihm verkehren. In ergreifender Weise pries er die Rettung aus vielen Gefahren in der Unterwelt, beklagte aber vor allem, daß es an Zeit fehle, um mir selbst die Herrlichkeit des Bergbaues zeigen zu können. Die Wunder Gottes am Himmel und auf der Erde seien wohl gar groß und tief, aber das Eigentliche sitze in der Erde. Der alte Hammer erzählte mir, daß seine Voreltern schon drei Jahrhunderte in demselben Hause als Bergleute gewohnt hätten; vor dieser Zeit hätten sie den Bergbau in Freiberg betrieben. Da seien freilich noch bessere Zeiten gewesen. Er selbst hat drei Söhne, die gleichfalls Bergleute sind, und Enkel, die aufs trefflichste im Geist des Alten erzogen werden. Das Christentum ist den dortigen Leuten lange nicht gepredigt worden, ist ihnen aber durch Familientradition und alte gute Bücher, Bibeln und Postillen, erhalten. Unter den frommen Leuten Bräunsdorfs bildet Hammer den Mittelpunkt. Er selbst hält ihnen noch heute Missionsstunden. Er ist auch die lebendige Chronik des Dorfes, das in ihm lebt, indem er die Geschichte einer jeden Familie und ihrer Glieder aufs genaueste kennt.

In Freiberg habe ich mich nur kurz aufgehalten; die Stadt zählte einst 30000 Einwohner. Man ist lebhaft damit beschäftigt, die alten Stadtmauern abzubrechen, nachdem man schon ohnlängst alte prächtige Thore zerstört hatte, von denen ich in hiesigen Häusern hübsche Bilder gesehen habe. Auch aus dieser Stadt ist fast aller evangelischer Geist gewichen. Es ist in ihr nur ein gläubiger Prediger, ohne allen Anschluß, Namens Rosenkranz. Als dieser vor einigen

Wochen die erste Missionsstunde in der Kirche hielt, die er vorher von der Kanzel und durch das Tagesblatt angekündigt hatte, waren fünf Freiberger erschienen und dazu einige Leute aus dem mehrere Stunden entfernt gelegenen Bräunsdorf. Kirchgänger giebt es dort fast gar nicht. Dagegen ist die Stadt bei dem Fest des Gustav-Adolf-Vereins fast in Aufruhr geraten; so groß war die Bewegung, als der famose rationalistische Pastor Fischer aus Leipzig den Vorsitz führte. Ich suchte dort einen von den wenigen gläubigen Männern, den Gerichts-Direktor Klemm auf, der mit mir eine Konferenz gewünscht hatte. Es handelte sich um die Gründung eines Rettungshauses. Herr Klemm hatte einem alten Ehepaar, für das er das Testament gemacht, auf deren Befragen den auch befolgten Rat gegeben, ein Legat von 40000 Thalern für die Gründung eines Rettungshauses bei Freiberg auszusetzen. Klemm war als Exekutor eingesetzt. Es wird darüber weiter verhandelt werden.

Den Weg von Freiberg ab fährt man durch eine reiche Grubengegend, namentlich repräsentiert sich zur Linken die Grube „Himmelfahrt". Eine Zeit lang schien die Quelle zu versiegen, sie hat sich aber wieder so ergiebig geöffnet, daß jemand, der vier Aktien für zehn Groschen kaufte, jetzt statt der Ausgabe von zehn Groschen ein Revenue von jährlich 1200 Thalern haben soll. Ich blieb die Nacht in Tharandt. Wie herrlich ist das Thal! Die kühn auf einem Felsen gebaute Kirche, die zwischen den Felsen und Tannenwäldern hoch emporragt, trägt über der Thür die Überschrift: „Dem Unvergänglichen!"

Gestern morgen bin ich in Dresden angekommen. Ich mußte bei General von Engel mein Logis nehmen, und durch ihn ist alles, was ich vorhatte, sehr schön zu erledigen gewesen. Da der General der Bildergallerie gegenüber wohnt, benutzte ich die erste freie Stunde, einige der Hauptbilder zu sehen, vor allem die berühmten Madonnen Raphaels und Holbeins. Die letztere hat mir fast so gut gefallen wie die erstere. Inzwischen schickte schon Minister von Beust auf die Gallerie, daß er mich zu sprechen bereit sei. Ich habe dann mit ihm die bewußte Brüderangelegenheit, über die er mir neulich geschrieben, zur Genüge erledigt, was schriftlich schwer möglich gewesen wäre. Mittags aßen wir auf der Brühlschen Terrasse, wo ich — so war es verabredet — zugleich mit Baron von Welk und einigen anderen Herren, die ich neulich in Riesa verfehlt hatte, zusammentraf. Einige Stunden brachte ich später im Diakonissenhaus zu. Darnach fuhr ich mit der Generalin nach Loschwitz, um die Familie von Einsiedel zu besuchen, bei der ein größerer Kreis versammelt war. Ohne es

zu ahnen, befand ich mich unter vielen Menschen, die unsere Arbeit längst kennen und uns innig befreundet sind. Gestern abend bin ich mit dem General nach Pillnitz gefahren, von wo ich morgen weiter reise.

Herrnhut, den 25. Juni 1853.

Heute abend bin ich hier angekommen mit der Hoffnung, morgen einen ruhigen Tag an dieser Stätte des Friedens und des reichsten göttlichen Segens zu feiern. Ich weiß nicht, wie es verlautete, daß ich um sieben Uhr eintreffen würde; aber es erwarteten mich am Bahnhof schon mehrere Glieder der Gemeinde, die davon gehört hatten, u. a. Dr. Rückert, ein hiesiger Arzt, bei dem ich für den Abend einkehren mußte und bei dem ich noch andere „Brüder" traf. Von vielen Seiten lagen Einladungen vor, so daß morgen der Tag von früh bis spät ohne Unterbrechungen nach einem schönen Programm, das ich dir lieber bekannt machen will, nachdem es verwirklicht ist, ausgefüllt sein wird. So viel ist mir schon klar geworden, daß im Umgang mit den „Brüdern" gute und feine Sitte vollkommen zu ihrem Recht kommt. — Ich nutze die heutige Abendstunde aus, um einiges von dem vielen, was an mir seit meinem letzten Briefe an Dich vorübergegangen ist, in kurzen Zügen für Dich und die lieben Hausgenossen, die daran teilnehmen, aufzuzeichnen. Freilich waren der Eindrücke so viele, daß sie für viele Briefe Stoff geben würden. In der Lausitz hat sich mir wieder ein ganz neues Bild unserer deutschen Verhältnisse aufgethan. Ich zweifle, ob ein anderes Land so reich an mannigfaltigen Gestaltungen des öffentlichen Lebens und der Sitte ist wie unser Vaterland; dasselbe ist ein viel geschliffener Edelstein und eine seiner schönsten Facetten ist die Lausitz.

Zunächst noch einiges über meinen Pillnitzer Aufenthalt. Gestern in der Frühe habe ich Pillnitz verlassen. Abends und tags vorher wurde noch mancherlei von der Umgegend mitgenommen. Der Weg auf die „Ruine" und der Blick von dort in das weite Elbthal ist unvergleichlich. Am Fuß derselben liegt das königliche Schloß. Der eine Schloßflügel ist erst am Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut worden, um den Fürstenkongreß aufzunehmen, der hier über die Bewältigung der Revolution beraten wollte. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, mit welchem Unmut man es in ganz Sachsen trägt, daß der König mit seinem Hof der römischen Kirche angehört. Die Kraft des Landes ist dadurch gebrochen. Das fühlen und bekennen mehr oder weniger alle Einsichtigen, welche ich getroffen habe. Die Kirche liegt in der Hand einiger Minister, die statt des Königs das oberste Bischofsamt verwalten. Was kann

darnach kommen? Das Ministerium hat vor einiger Zeit die Preisaufgabe gestellt, eine sächsische Geschichte für Schulen zu schreiben, die von vaterländischem Geist durchweht sein sollte. Da der Übertritt des fürstlichen Hauses zur katholischen Kirche, um die Krone Polens zu erlangen, dazu gehört und einen Wendepunkt der sächsischen Geschichte bildet, wodurch Sachsens Größe und Bedeutung vernichtet wurde, kann niemand solche Geschichte schreiben; die Preisaufgabe ist bis zur Stunde nicht gelöst worden. In den höheren Regionen der Gesellschaft trägt man sich mit der Erzählung von einem Fluch, den die Mutter Augusts des Starken über den Sohn gesprochen habe, als sie die Kunde von seinem Übertritt zur römischen Kirche erhalten: nie wieder werde ein sächsischer Königssohn den sächsischen Thron besteigen — ein Wort, das sich insofern erfüllt hat, als von da an kein König in Sachsen Kinder gehabt, auch der jetzige König nicht, so daß immer wieder eine Seitenlinie folgte. Dergleichen bleibt dahingestellt, aber die Erzählung solcher Geschichten und die Art, wie sie selbst von Höchststehenden erzählt werden, zeigt die Gefühle, die in dieser Beziehung herrschen. Nach den Meinungen im Lande wäre ein wichtiger Schritt zur Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen dem Königshaus und dem Volke geschehen, wenn Prinz Albert in eine gemischte Ehe eingetreten wäre. Man spricht im Volk in Bezug auf den Übertritt der Prinzeß Wasa: wenn diese aus Liebe zu Prinz Albert katholisch werden konnte, konnte ebenso gut Prinz Albert aus Liebe zu uns evangelisch werden. Alle diese Dinge wurden in jenem Pillnitzer Kreise nur leise berührt und aus Pietät lieber umgangen; desto stärker spricht man von dem allen in den übrigen Landesteilen.

Von Pillnitz fuhr ich nach Bautzen und von hier mit dem Wagen des Ministers von Nostitz auf dessen Gut, etwa zwei Stunden von Bautzen. Das ganze Land ist auch hier wie ein großer Garten. Überall schöne, sanfte Berge, grüne, reiche Felder, äußerlich wohl aussehende Dörfer und prächtige Waldungen. Minister v. Nostitz, ein stattlicher, wohlwollender, geistvoller Herr, der sich mit besonderer Freude unseres seligen Syndikus Sieveking erinnerte, der vor Jahren einen Winter in Dresden zugebracht hat, war 1848 Minister des Innern. Das Gutsdorf gehört schon mit zu den übervölkerten Orten jener Gegend. Dörfer von vier- bis fünftausend Einwohnern sind nichts Ungewöhnliches. Hauptsächlich wird Weberei betrieben. Viel hörte ich von der wahrhaft erschreckenden Leidenschaft, mit der die hiesige Bevölkerung dem Lottospiel ergeben ist. Wie ein breiter Gurt, der alles vergiftet, umzieht die Spielsucht die Grenzen des österreichischen Kaiserstaates. In Sachsen verboten, läßt sich das ganze Getriebe nur

durch heimliche Agenten durchführen, durch „Bankhalter", die damit ein Winkelgeschäft betreiben, wofür sie ebenso straffällig sind wie die Einleger, so daß der großartigste Betrug allzeit bei der Hand ist; ein gemachter Gewinn wird oft kaum bis zur Hälfte ausgezahlt. Es wurde beispielsweise eine Landgemeinde genannt, von der jährlich an 5000 Thaler für Lotto ausgegeben wird, während man nicht im stande gewesen ist, in ihr 200 Thaler für eine Schule aufzubringen. Das Nummerträumen erfüllt fast alle Häuser. Es kommt vor, daß eine ganze Weberfamilie mit der Aufforderung: „Nun wollen wir träumen!" die Arbeit niederlegt. Die Leute trinken einen gewissen Thee, um „träumen" zu können. Man erzählte mir die fabelhaftesten Geschichten: Ein Bauer kommt nach langer nächtlicher Fußreise morgens zu einem Prediger, um die Zahl der Altersjahre einer fernen Predigerwitwe zu erfahren, von der er „geträumt" hat. Eine lottospielende Mutter wird von der Begierde verzehrt, die herausgekommenen Nummern zu erfahren, wickelt ihr Kind in ein Kissen und läßt es allein, durchrennt das Dorf und findet bei ihrer Rückkehr ihr Kind im Bette erstickt. Der Minister erzählt, wie ernstlich die sächsische Regierung in Verbindung mit der preußischen wegen dieses Spieles mit Österreich verhandelt habe. Wie in Sachsen ist es an der ganzen preußischen Grenze längs des Kaiserstaates. Alle Verhandlungen sind fruchtlos geblieben, da das Lotto dem österreichischen Finanzminister jährlich sieben Millionen Gulden einbringt, die man nicht aufopfern kann oder vielmehr will. Unter der Zusammenwirkung so vieler Umstände ist eine zunehmende Armut nicht zu verwundern. Was das Lotto nicht zu ruinieren vermag, wird durch eine schlechte Lokalpresse zerstört. In einem nahegelegenen Städtchen arbeitet eine Buchdruckeroffizin mit täglich dreißig Pressen, um die verschiedenen dort verlegten Lokalblätter schlechtester Art zu versorgen. In demselben Maße und in derselben Weise verbreitet man auch pikante Mord- und Räubergeschichten. Dagegen regt sich gottlob von vielen Seiten eine Reaktion der besseren Kräfte, wenn auch nur mit schwachem Erfolg, da der Sinn der Bevölkerung für das Bessere fast erstorben scheint.

Es wurden mir ferner an dreißig Orte der Umgebung genannt, in welchen sich die Einwohner zur Abschaffung des Bettels vereinigt haben. Gegner dieser Gesellschaften sind zum Teil die sogenannten altlutherischen Christen, die sich auf Schriftworte berufen wie Matth. 25: „Was ihr gethan habt einem dieser Meiner geringsten Brüder, das habt ihr Mir gethan", als ob der Herr geboten hätte, Menschen durch Bettel zu Grunde zu richten, als ob die Schrift nicht auch sagt: „Es soll kein Bettler unter euch sein", oder als ob der

wirklich Arme durch eine gute Ordnung beim Almosengeben nicht viel besser unterstützt würde als durch Unordnung. Während jetzt der Bettel die ganze Gegend durchzieht, konnte der Vater des Ministers von Nostitz in einem bis heute schätzenswerten Buche (Versuch mit Armenpflegeanstalten auf Dörfern 1801) für jeden Bettler, den man auf jenen Gütern finden würde, einen Dukaten ausbieten. Es ist dringend geboten, daß unsere „Beiblätter" künftig eindringlich und wiederholt auf diese Verhältnisse eingehen und namentlich auch das Lotto zum Gegenstand ihrer Besprechungen machen, da sie in jenen Gegenden Einfluß haben und in manchen der großen Dörfer von hundert und mehr Bauersleuten gelesen werden.

Der Minister hatte für den Abend einen Kreis von Männern und Frauen aus der Umgegend zusammengebeten, die sich sämtlich für unsere Arbeiten interessieren, Geistliche, Juristen und einige Gutsbesitzer. Durch diesen Kreis und namentlich durch Kirchenrat Gilbert in Bautzen bin ich in die kirchlichen und sozialen Verhältnisse der Lausitz nach den verschiedensten Seiten hin gründlich eingeführt worden. Heute früh kehrte ich nach Bautzen zurück; Herr von Nostitz begleitete mich in seinem Wagen. Unter anderem erzählte er, daß kaum noch ein Drittel aller Güter Sachsens in den Händen des Adels sei. Schuld sei dessen Verschwendungssucht. Man habe zu großen Aufwand gemacht, sei in schwere Schulden geraten und habe dann verkaufen müssen. Jetzt haben sich Pächter und dergleichen Leute zu Gutsbesitzern heraufgearbeitet. Von Bautzen aus besuchte ich zunächst die Brüdergemeinde in Kleinwelka, in der die Kinder aller im Dienste der Brüdergemeinde stehenden Missionare erzogen werden, Kinder aus Grönland, Labrador, Westindien u. s. w., Knaben und Mädchen. Die meisten dieser Kinder, so sagte mir der Vorsteher der Erziehungsanstalt, besitzen sehr mittelmäßige Anlagen. Nach Bautzen zurückgekehrt, speiste ich mittags in einem Kreis von Männern, der mir sehr lehrreich war und mit dem ich bis zu meiner Abreise zusammenblieb. Mir ist dort viel Liebe geworden. Namentlich trat ich dem Landesältesten von Thielen, Vorstand der Provinzialstände der Lausitz, näher, welcher der Regierung gegenüber solche Rechte bewahrt hat, daß die Annahme eines jeden Kammerbeschlusses erst noch von der Bestätigung der Provinzialstände abhängig gemacht wird.

Die kirchlichen Verhältnisse der Lausitz sind von der eigentümlichsten Art. Die Zahl der Römischen ist hier nicht gering; ein Domkapitel mit Bischof hat seinen Sitz in Bautzen. Nach einem um die Zeit des westfälischen Friedens geschlossenen Vertrage, nach welchem die an Sachsen verpfändete Lausitz von Österreich an Sachsen kam, mußte

der damalige kirchliche und politische Zusammenhang aufrecht erhalten werden; darüber wird mit Eifersucht namentlich von Männern wie von Thielen gewacht. So herrscht z. B. Parochialzwang, d. h. jeder ist hinsichtlich seiner kirchlichen Bedürfnisse an den Pastor des betreffenden Ortes gebunden und kommt, wenn er sie von einem andern verrichtet wissen will, davon nur los, wenn er dem eigenen Geistlichen auch für derartige Amtshandlungen die Gebühren zahlt. Die Evangelischen müssen sich also bei dem römischen Priester taufen und kopulieren und von ihm sich begraben lassen, wenn der Ort der katholischen Kirche angehört; das Gleiche gilt von den römisch-katholischen Christen, wenn der Ort der evangelischen Kirche angehört. Da die Evangelischen nicht doppelte Kirchengebühren bezahlen wollen, so lassen sie sich wirklich vom katholischen Priester trauen, lassen von ihm ihr Kind taufen und dasselbe in die katholischen Kirchenbücher eintragen. Die Römischen thun das selten, sie zahlen lieber doppelt. Noch andere auffällige Verhältnisse ähnlicher Art existieren dort. So erzählte mir Herr von Nostitz, wie er als evangelischer Propst dem katholischen Kapitel in Bautzen habe präsidieren müssen. Es war bei dem Akt der Einführung resp. Selbsteinführung in dieses Amt. Der Propst erscheint dazu im katholischen Stift und wird von der katholischen Geistlichkeit als Propst feierlich empfangen. Er läßt sich auf den Stuhl des Vorsitzenden nieder, man hält ihm eine Rede, er hält dann wieder eine solche. Darauf erhebt man sich; der Bischof langt ein großes Papier aus der Tasche, das er dem neuen Propst überreicht. Das Papier enthält einen feierlichen Protest des Bischofs dagegen, daß er, der Propst, als Evangelischer den Präsidentenstuhl eingenommen habe. Sogleich darauf greift der Propst in seine Tasche, zieht gleichfalls ein Papier hervor, das er dem Bischof feierlich überreicht. Es ist ein wohlgesetzter Gegenprotest des Inhalts, daß es bei dem Bisherigen sein Bewenden haben müsse. Nun schreitet der Propst voran, alle, der Bischof zuerst, folgen ihm. Es geht zu einer wohlbesetzten Tafel, an welcher der evangelische Propst der katholischen Geistlichkeit abermals präsidiert. Man ist an der Tafel sehr heiter und trennt sich unter vielen Verbeugungen. Kaum ist der Propst im Gasthof angekommen, klopft es an die Thür; der Stiftsrendant tritt ein und überreicht eine sehr bedeutende Rechnung für die Mahlzeit, die der neue Herr Propst bezahlen muß, und das geschieht denn auch. Alles ist haarklein zum voraus verabredet. Immerhin wird das Verhältnis zwischen den Römischen und Evangelischen künftig auch hier nicht so friedlich bleiben. In nächster Nähe von Oppach, das unmittelbar an Böhmen grenzt, sind neuerdings die vierzehntägigen Missionen der

Jesuiten, die mit hinreißender Begeisterung gepredigt haben — Tag für Tag oft vor 10 bis 12000 Menschen — geschlossen worden. Es hat dabei nicht an schmachvollen Angriffen auf die Lutheraner gefehlt. Am tiefsten haben die Predigten des hochbegabten Jesuiten Klinkowström gewirkt. Unmittelbar im Anschluß an diese Mission hat der Bischof von Prag der nahe angrenzenden Gemeinde das Skelett eines Heiligen geschenkt — ich habe den Namen desselben vergessen —, Menschenknochen mit einem Schlafrock aus Sammet, Glacéhandschuhen, roten Stiefeln u. s. w. ausgestattet! Das Volk ist davon angethan und jubelt in der Hoffnung, daß durch dieses Geschenk der Ort ein Wallfahrtsort werden soll, was nicht ausbleiben wird. Gegen diese festgegliederte und mächtig wirkende Kirche ist die evangelische Kirche der Lausitz fast ohne alle Stütze. Es existiert unter den hundertneunzig Pfarrern des genannten Landesteils nicht ein einziger Superintendent. Was an Aufsicht geführt wird, geht von der Person des Kirchenrats, unsers Freundes Gilbert aus, der gewissermaßen als Generalsuperintendent wirksam ist.

Herrnhut, den 26. Juni 1853.

Da ich mich außer stande sehe, Dir, so wie ich wünschte, den heutigen Tag in Herrnhut zu beschreiben, so schicke ich Dir diese Skizze, die eigentlich nur eine Reihe von Überschriften zur Erinnerung an das enthält, was ich hier gesehen und gehört habe. Du wirst sehen, daß ich den Tag möglichst ausgebeutet habe.

Gestern abend, nachdem ich die ersten Freunde in Dr. Rückerts Haus gesehen, ging ich in das Gasthaus. Der freundliche Wirt that, was er für jeden Fremden thut, und ließ mich bald merken, daß ich mich hier in einem christlichen Hause befand. Ich forderte Bibel und Gesangbuch der betreffenden Gemeinde, die man alsobald brachte. Der Wirt hat mehrere Gesangbücher für die Gäste, die dergleichen für die Sonntage oft fordern. Alles ist sauber und höchst einfach; auch herrscht im ganzen Hause trotz vieler Gäste eine große Stille. Heute, Sonntag früh schon kam Dr. Rückert, der mich zunächst auf den Kirchhof der Gemeinde führte. Den Eingang schmückt ein steinernes Portal, über dessen Bogen die Worte stehen: Christus ist auferstanden von den Toten; auf der Innenseite: Er ist der Erstling unter denen, die schlafen. In langen Reihen links und rechts liegt Stein an Stein. Auf jedem Stein steht der Name, der Tag der Geburt und der des Heimganges des Verstorbenen — rechts die „Schwestern", links die „Brüder", in der Mitte des Ganzen ruhen in großen steinernen Sarkophagen Zinzendorf und seine Familie. —

An jedem Ostermorgen[1]) erscheint die ganze Gemeinde auf diesem Kirchhof zu einer Feier, wobei Posaunen den Gesang der Auferstehungslieder begleiten. Hernach wohnte ich der Sonntagslitanei im großen Saal der Gemeinde bei. Der Prediger wechselt mit der im Chor sprechenden und singenden Gemeinde ab. Das Gebet umfaßt alle Lebensverhältnisse der einzelnen, der Gemeinde und der christlichen Kirche. Ich habe hier zum erstenmal erfahren, was ein Gottesdienst und ein Gebet in einer geordneten christlichen Gemeinde bedeutet. Das ganze Gemüt wurde tief ergriffen.[2])

Der Prediger führte mich hernach in den ältesten Betsaal der Brüdergemeinde, einen Saal, in welchem Zinzendorf selbst gepredigt hat. Tisch und Stuhl sind noch dieselben, an welchen er einst über seine erste Reise nach England Bericht gegeben. An der Wand hängt ein großes, vom Grafen selbst gestiftetes Bild, auf welchem Christus in der Mitte steht und um Ihn versammelt die Schar der durch die Mission der Brüdergemeinde aus den Heiden gesammelten Erstlinge. Die Wirkung dieser Stätte mit ihren Erinnerungen war mir überwältigend, ich mußte bitten, mich allein zu lassen. Eine der „Schwestern" geleitete mich dann an das Schwesternhaus, ein sehr großes Gebäude, in welchem früher zeitweilig etwa 500 ledige Schwestern gewohnt haben, jetzt deren 250. Ich durfte die erste Vorsteherin, eine vierundachtzigjährige Dame, die bereits siebzig Jahre im Schwesternhaus wohnt, besuchen. Sie ist rüstig und hat Spangenberg noch gesehen sowie viele der hervorragendsten Männer der Societät. Sie führte mich selbst. In den Zimmern wohnen sechs bis zehn Schwestern. Jede lebt von ihrer Hände Arbeit. Der zu bewältigenden Näharbeiten, Stickereien u. s. w. sind so viel, daß die Bestellungen kaum befriedigt werden können.

Um zehn Uhr begann der eigentliche Gottesdienst. Der Betsaal ist hell und hoch, aber ohne alle Zierde. Die Predigt hielt Bruder Krüger. Er erschien ohne Ornat. Vorn saßen die Kinder mit Hauben in verschiedenen Farben, dahinter die größeren Mädchen, hinter diesen wieder die ledigen „Schwestern" mit rosafarbenen Bändern an weißen Hauben — dann die Witwen, zur Seite die Frauen. Links sitzen ohne besondere Abzeichen die Männer, in der vordersten Reihe ehrwürdige Erscheinungen, fast ausnahmslos Missionare, die in der Fremdenwelt unter Negern, Hottentotten u. s. w. gedient haben. Zwischen den

---

[1]) In gleicher Weise feiert bis auf den heutigen Tag das Rauhe Haus den Anbruch des heiligen Osterfestes.

[2]) Wichern besuchte, nachdem er nach Berlin übergesiedelt war, daselbst mit Vorliebe den Gottesdienst der Brüdergemeinde (P. Wünsche).

Männern und Frauen Mitglieder aus benachbarten Dörfern. Es sind deren oft so viel, daß der Saal die Menge kaum fassen kann. Der Sängerchor, gebildet aus ledigen Schwestern, Kindern und Witwen, hat seinen Platz der übrigen Gemeinde gegenüber. Die Predigt behandelte das Sonntagsevangelium. Sie war einfach, auf lebendigen Glauben dringend, durch und durch gesund, auch der Form nach meisterhaft.

Nach der Predigt lernte ich u. a. den Präsidenten von Zezschwitz kennen, dessen einer Sohn Geistlicher bei Leipzig ist. Der Vater sagte mir, daß dieser früher ein Gegner der inneren Mission gewesen, aber durch meine Rede auf dem Kirchentag zu Stuttgart von seinem Irrtum bekehrt und jetzt wärmster Freund und Verteidiger unserer Bestrebungen geworden sei und sich von dem Altluthertum losgesagt habe. — Interessant war die Besichtigung des Archives unter Führung des Archivars. Das Archiv birgt viele sehr interessante Einzelheiten, u. a. merkwürdige Portraits, namentlich die der ersten Väter, unter denen das prächtige Angesicht Christian Davids voranleuchtet. Das Gleiche gilt von dem Bildnis Meister Schwedlers vom Jahre 1733, also aus der Zeit der Gründung der Brüdergemeinde. Dieser pflegte von fünf Uhr früh bis drei Uhr nachmittags zu predigen, aber so, daß er jede Stunde eine andere Kirchengemeinde vor sich hatte. Es kamen so viel Menschen, daß er immer nur einem Teil zugleich predigen konnte. Auch fesselte mich das wunderschöne Angesicht Jambords. Er steht horchend mit gefalteten Händen. Wenn Zinzendorf in England vor Engländern, die meistens kein Deutsch verstanden, predigte, horchte er in dieser Stellung und wiederholte die ganze Predigt aus dem Gedächtnis englisch. Im Archiv wird noch das griechische Neue Testament Zinzendorfs gezeigt, aber so gebunden, daß hier das Evangelium Johannis vorangestellt ist, dann folgen die drei anderen Evangelien und diesen wieder die übrigen Schriften des Neuen Testaments und zwar in geschichtlicher Reihenfolge.

Nachdem ich bei Fräulein von Güldenstubbe[1]) von der Insel Oesel zu Mittag gespeist, hielt ich im Anschluß an Matth. 9, 35—38 eine Ansprache im großen Brudersaal. Dann besuchte ich Berthelsdorf, jenes von Zinzendorf der Gemeinde überlassene Rittergut. Berthelsdorf ist der Sitz der Unitätsältesten-Konferenz, der obersten Leitung der über die ganze Erde hin zerstreuten Brüdergemeinde. Sie besteht aus zehn Mitgliedern, worunter vier Bischöfe sind. Die Unitätsältesten-Konferenz besteht aus drei Departements, dem Vorsteherdepartement mit drei Mitgliedern, das die äußeren Angelegenheiten, Finanzen u. s. w.

---

[1]) s. Band I, S. 335.

verwaltet, dem Missionsdepartement mit vier Mitgliedern, dem Helfer- und Schuldepartement, unter dem die Geistlichen und viele Erziehungsanstalten der Gemeinde stehen. Bruder Breutel, der mich führte, machte mir viele Mitteilungen über die innere Einrichtung und den brüderlichen Geist der Verwaltung. Daraus sollte unser Kirchenregiment lernen! Ich unterließ nicht, den Unitätsältesten meine Aufwartung zu machen. Was für ein ehrwürdiger Mann ist doch der Bischof Nitschmann! Wir verstanden einander aufs trefflichste, so daß das brüderliche „Du" von vornherein feststand. Nun folgte die Besichtigung des „Brüderhauses", in welchem etwa siebzig ledige Brüder von ihrem eigenen Verdienst leben. Das Brüderhaus ist das älteste Gebäude zu Herrnhut, das von Christian David mitten in einem Wald erbaut ward. Abends wohnte ich der Weihe zweier neuer Bischöfe im großen Gemeindesaal bei. Die ganze Gemeinde war zugegen, auch viele Freunde aus der Umgegend, aber niemand hatte ein Gesangbuch; die Gemeinde weiß alle Gesänge auswendig. Plötzlich richteten sich aller Augen auf die Seitenthür, aus der drei Bischöfe mit den zwei Ordinanden traten, alle fünf in lange, schneeweiße Talare gekleidet. An der Spitze der vom Alter gebeugte, ehrwürdige Bischof Cyrie. Die Ordinanden nahmen vorn auf zwei Stühlen vor den drei Bischöfen Platz. Den Gottesdienst leitete Bischof Matthiesen. Seine Weihrede, anknüpfend an die Losung und den Lehrtext des Tages, war tief und klar. Er redete sitzend vom Stuhl aus. Dann erhob sich die Gemeinde, während die drei Bischöfe erst dem einen, dann dem anderen Ordinanden die Hände auf das Haupt legten, sie zum Bischofsamte segnend. Das Bistum der erneuerten Brüdergemeinde stammt von den Waldensern her und ist 1735 durch Jablonsky eingeführt, der die Bischofsweihe, damit dieselbe nicht verloren gehe, noch von der alten mährischen Brüderkirche überkommen hat. Der erste Bischof war Nitschmann (1735), der zweite Zinzendorf selbst (1737). Welch ein Schatz der Kirche! warum nimmt die evangelische Kirche ihn nicht herüber von der Brüderkirche? Eine Antwort auf diese Frage gäbe Anlaß zur Erörterung der tiefgehendsten kirchlichen Fragen der Gegenwart. Nach der Handauflegung traten die drei Bischöfe zurück und knieten nieder und mit ihnen die ganze Gemeinde. Die beiden Neugeweihten aber streckten sich auf ihr Angesicht und lagen niedergestreckt in ihren weiten weißen Talaren, während vom Chor das Flehen zum Herrn emporstieg. Im vollen Chore fiel nun die ganze Versammlung mit einem wohltönigen „Amen" ein zum Zeichen, daß der Herr im Himmel das Gebet erhört hat. Die Feier schloß mit dem Liede: „Die wir uns allhier beisammenfinden". — Ich bin wohl

glücklich zu schätzen, daß ich diesem nur selten vorkommenden Akt habe beiwohnen dürfen. Die Handlung ist für mich ein Ereignis in meinem Leben, das ich nie vergessen werde. Das ist der heutige Tag, morgen fahre ich nach Görlitz. Es ist Mitternacht; Gott mit uns und Seinem Volk!

Görlitz, den 27. Juni 1853.

Der Abschied aus Herrnhut geschah in aller Stille und war doch gar lieblich. Als ich dem Wirt meine Zeche bezahlen wollte, antwortete er, die Gemeinde habe ihn beauftragt, mich zu bitten, daß ich mich als ihren Gast betrachten möchte. Ich sah, wie die Kellner ferne gehalten wurden, um es unmöglich zu machen, daß ich ihnen Trinkgeld gäbe. Dergleichen erlebt man doch wohl nur in Herrnhut. Ich ging still durch die noch einsamen Straßen; von oben hörte ich noch einen Gruß und ein „Gott segne es" aus dem einen der Fenster. Auf dem Bahnhof war Bruder Krüger, um im Namen der Gemeinde noch einmal Abschied zu nehmen — bald brauste dann der Dampfwagen davon. —

Hier in Görlitz habe ich zunächst das Gefängnis mit etwa sechshundert Gefangenen gesehen und vielerlei Menschen sonst, nachmittags besah ich gemeinschaftlich mit dem Komitee das Rettungshaus, das unter unserm Bruder Hilbert köstlich aufgeblüht ist, so daß man fast doppelt so groß hinzugebaut hat. Das Vertrauen zu Hilbert ist allgemein und der Name des Rauhen Hauses und seiner Brüder in hiesiger Gegend ein reichgesegneter geworden. Die Lage der Anstalt ist über die Maßen schön; hoch auf einem Berge überschaut sie die prächtig gelegene Stadt. Unmittelbar hinter ihr erhebt sich die stolze „Landeskrone" mit ihrem grünen, alle anderen Berge der Nähe überragenden Haupt.

Ich besuchte auch das Haus des seligen Jacob Böhme,[1] in welchem jetzt eine geschwätzige Bäckersfrau wohnt, die sich dieser Berühmtheit und ihrer Vertrautheit mit dem teutonischen Philosophen rühmt und namentlich ein wirklich sehr hübsches buntes Fenstergemälde zeigt, das aus dem alten Hause Böhmes herausgenommen ward, damit es nicht zerbrochen werde. In ganz Görlitz existiert kein vollständiges Exemplar der Böhmeschen Schriften! In der Sakristei der Peterskirche hier sieht man das Porträt des Superintendenten, der sich geweigert hatte, den Ketzer bei den ehrlichen Leuten zu begraben, und das des Pastors, den man dazu gezwungen, der sich aber durch eine schändliche Ketzerpredigt gerächt haben soll.

[1]) s. Oldenberg Bd. I, S. 351—354 über die Abstammung der Gattin Wicherns, geb. Böhme von Jacob Böhme.



Breslau, den 29. Juni 1853.

Vorgestern habe ich noch das Gefängnis in **Bunzlau** mit einigen hundert Gefangenen besichtigt. Erst später gelang es, die bei dem Gericht beteiligten Personen und einige andere Freunde zusammenzubringen. Da dieselben teilweise für den Nachmittag abwesend waren, kamen sie den anderen Morgen schon vor sechs Uhr zu mir. Bei allen habe ich ein für das Reich Christi warm schlagendes Herz gefunden, selbst bei dem Inspektor des Gefängnisses. Dergleichen begegnete mir bisher nur in einem Gerichtsgefängnis Danzigs. Aber was sollen alle diese Kräfte ausrichten, wo lokale Umstände jede gesegnete Wirksamkeit unmöglich machen? Was soll denn erreicht werden, wo man, wie ich's gesehen, acht Knaben zum Teil jahrelang ohne jeden Unterricht einsperrt, noch dazu in ungesunder Luft — wo man solche Jungen höchstens mit Federreißen beschäftigt und ihnen zur Aufsicht einen ganz geriebenen Dieb bestellt, unter dessen Einfluß sie weiterleben?! Daran ist kein Direktor schuldig. Es ist eben keine andere Aufsicht da. Oder was soll geschehen, wenn mit einem Male eine Bande von sechzig Dieben und Diebeshehlern eingebracht wird? Überhaupt erscheint mir die Nacht des verbrecherischen Lebens hier in Schlesien so finster als nur irgendwo.

Das Bunzlauer Waisenhaus ist eine Tochter des Franckeschen in Halle und im Geiste Franckes damals von dem frommen Maurermeister **Zahn** gegründet. Seine Geschichte ist wahrhaft erbaulich (ich beschrieb sie Euch schon daheim sehr ausführlich). Später ist auch der Staat mit einem jährlichen Zuschuß von fünftausend Thalern hinzugetreten. Dafür hat er aber die Anstalt ganz in seiner Hand, ein zweifelhafter Gewinn. Auch das Seminar besichtigte ich. Je zehn oder mehr Seminaristen wohnen auf einer Stube beisammen. Diese beaufsichtigen zugleich die Waisenkinder. Den Lehrplan und die Lehrweise der Seminaristen habe ich genau studiert und erfahren, wie unsicher man hier in Bezug auf die Behandlung der wichtigsten Lehrfächer ist (Deutsch, Geschichte, Bibl. Geschichte). **Keins der mir bekannten Seminare in Preußen leistet hinsichtlich der Schriftkenntnis das, was unsre Brüderanstalt erzielt, auch nur annäherungsweise.** Auch in sehr vielem anderen dürfen wir den Vergleich nicht scheuen. Immerhin darf nicht verkannt werden, was **Stiehl** in Bezug auf die Reform der Lehrerseminare in Preußen seit 1848 geleistet hat. Ihm ist eigentlich alles in der Richtung zu danken. Die Nachwelt wird das noch erkennen und nicht vergessen. Das Waisenhaus, das zusammen mit dem Seminar täglich gegen zweihundert Menschen geistig und leiblich versorgt, also so viel

wie das Rauhe Haus, mußte ich um so schneller verlassen, als ich noch um 7 Uhr zu dem Entschluß kam, den Graf von Schlieffen zu besuchen. Er wohnt etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernt. Der Graf, bekannt als Führer der äußersten Rechten in der letzten Kammer, wußte von alle dem, was uns beschäftigt, sehr wenig. Ganz anders seine hervorragende Frau, eine geborene v. Schönberg. Ich wußte zufällig, daß sie die Verfasserin der ausgezeichneten, nach dem Kirchenjahr geordneten Hausandachten ist, die eben jetzt mit Vorwort von Harleß erschienen sind. Es sind die Hausandachten, welche sie selbst in ihrem Hause hält. Sie war sehr genau auch mit unseren nächsten Arbeiten, selbst mit den persönlichen Verhältnissen namentlich durch die Gräfin Stolberg-Ilsenburg bekannt. Die Frau studiert förmlich den Inhalt der „Fliegenden Blätter" und bat, nie ein Blatt ausgehen zu lassen, ohne daran zu denken, daß auch sie zu den Leserinnen gehöre, die daraus für ihre Wirksamkeit lernen wolle. Auf ihrem Gut liegt die Brüdergemeinde Gnadenberg. Es war leider zu spät, um diese noch zu besuchen. Noch eine flüchtige Bekanntschaft mit dem wackeren Kandidaten Heine kam dazwischen, der aus Cöthen nach Bunzlau und in die zwei übrigen schlesischen Seminare geschickt ist, um später das Cöthener Seminar in diesem Sinne umzubilden. So breitet sich der Segen eines guten Samenkornes immer weiter aus; der Mensch, der es gepflanzt, hat das Wachstum nicht mehr in seiner Hand, das ist auch die rechte Weisheit, es unter höherer Hand wachsen zu lassen und bloß Gärtner zu sein. — Von Bunzlau fuhr ich nach Breslau. Es kam mir darauf an, erst Wachler und den Oberpräsidenten von Schleinitz zu sprechen, um die Schwierigkeiten, mit denen das Hausvateramt in Warschowitz zu kämpfen hat, möglichst abwickeln zu helfen. Mit Wachler habe ich dann das Diakonissenstift Bethanien gesehen; man erwartet noch Schwestern aus Württemberg. Noch ist keine einzige Diakonissin aus Schlesien in der Anstalt, was doch wohl etwas sagen will, namentlich wenn man das Pochen der Lutherischen auf das Luthertum in Schlesien dabei ins Auge faßt. Ich bleibe dabei, das freie, herzreiche Schwaben ist ein gesegnetes Land, und der Gott der Freiheit und der Herzen erhalte ihm die Freiheit im Glauben — und das Herz! Nichts anderes brauchen wir alle für alle. Das Bauwerk selbst ist ganz allerliebst, ein ganz prächtiges Gotteshaus, das wohl vierhundert Menschen fassen kann. Das Anstaltsgebäude diente bis dahin einer Schenkwirtschaft. Die Gesellschaft ist mit 11000 Thaler Schulden beschwert, findet jetzt aber allgemeine Anerkennung, nachdem sie zu Anfang namentlich der Magistrat mit wahrhaft schnödem Hohne öffentlich bloßgestellt hatte. Ich füge hier ein Bild der Diakonissenanstalt hinzu, gewiß eine lieb-

liche Blüte der inneren Mission in dieser Provinz, die dergleichen nicht wenige, wenn auch mit anderer Bestimmung, aber alle aus einer Wurzel wachsend, aufzuweisen hat.

Den Abend brachten wir bei Freund Winkler, einem wohlhabenden Kaufmann, zu, in dessen Garten sich seit zwölf Jahren Mittwoch abends bei einem Glase Bier christliche Freunde zu treffen pflegen. Ich hörte dort manchen Beitrag zu der Geschichte der Gärung in der römischen Kirche Böhmens und Ungarns; namentlich in ersterem Lande braucht einer nur die Standarte des lauteren Evangeliums aufzuziehen, und Tausende verlassen die römische Kirche. Das Feuer wird einmal ausbrechen. An den Namen Huß knüpfen sich bis heute die mächtigsten Hoffnungen und anfeuerndsten Erinnerungen im Volke. Wer hätte das gedacht? Wir kehren in den nächsten Tagen nach Breslau zurück, um noch zwei Tage dort zu verweilen. Jetzt aber muß ich fort. Die Pferde sind schon ungeduldig.

Rybnik, den 1. Juli 1853.

Draußen ist es so trübe, es hat die ganze Nacht geregnet. Aber ich freue mich doch des Morgens, der immer eine Verheißung hat. Statt der leiblichen Sonne habe ich mich vielmehr der einzig wahren Sonne in dem schönen Lied gefreut: „Morgenglanz der Ewigkeit", das vielleicht heute morgen in unserm lieben Betsaal ertönt, und habe mich dann aufgerichtet an dem Psalm 130 und an des edlen Bogatzky Glaubensruf: „Wach auf du Geist der ersten Zeugen, der Wächter, die auf Zions Mauern stehn!" Lies das schöne, heldenmütige Lied einmal nach. Es steht leider nicht im Bunsen. Es sind noch lange nicht hundert Jahre her, daß dieser schlesische Edelmann, der Leib und Seele und alle seine Güter dem Herrn opferte, im hiesigen Lande vielen ein Trost und eine Weckstimme zum ewigen Leben ward. Möchten viele aus denen, die ihrer Geburt nach so edel sind wie er, an dem Adel seiner Seele einen Anteil empfangen; dann stünde es besser um unser Volk, auch in Schlesien.

Jetzt hat ein Jude das Gasthaus, in dem ich logiere, gepachtet, das früher einen Christen zum Wirt hatte. Ich finde keine andere Veränderung, als daß es reinlicher geworden, was in dem in Kot begrabenen Oberschlesien schon etwas sagen will. Alle Erinnerungen dessen, was ich hier und in Bezug auf hier — ich meine Oberschlesien — Schweres und Undankbares durchgemacht, sind neu aufgelebt, namentlich, indem ich heute abend das hiesige Typhuswaisenhaus besucht habe, in welchem bis 1851 wohl vierhundert unglückliche Waisen gestorben sein mögen! Es war bis dahin eine fürchterliche Wirtschaft in

demselben; jetzt ist es etwas besser geworden. Ich traf hier als „Vorsteher" einen jener sieben katholischen Lehrer, die wir einst beherbergt haben, in welchem freilich eine bessere Erinnerung an unser Haus geblieben ist, als ich vermutet. Ich fand das Bild unsrer Anstalt in seinem Zimmer in goldnem Rahmen. Dieser Lehrer wohnte seiner Zeit in unsrer „Fischerhütte" und erinnerte sich namentlich unseres Herrn Meyeringh mit viel Liebe. Ich werde morgen und übermorgen noch mehrere der neubegründeten Waisenhäuser sehen. Die Grundlinien dessen, was ich in Beziehung auf die vielen tausend Waisen in Vorschlag gebracht, sind wirklich ausgeführt, wenigstens was die Form betrifft; der Geist läßt sich ja nicht einhauchen und muß von der Stelle kommen, die freilich für diejenigen, welche die Ausführung überkommen haben, eine völlig unbekannte ist. Ich traf hier in Rybnik 260 Waisen bis zum zehnten Jahre; von hier werden sie ganz so, wie vorgeschlagen ist, in die andere Anstalt abgegeben. Wie wenig man im stande gewesen ist, die rechten Leute zu finden, zeigt unter anderem, daß noch dieselben Hauseltern im Rybniker Kreise geblieben sind, halbverkommene Ehepaare nämlich, deren jedes mit etwa fünfzig Kindern zusammenlebt. Von den jüngsten Kindern sehen ganze Dutzende gar jämmerlich aus und gehen dem gewissen Tode bald entgegen, was momentan freilich nicht Schuld der Regierung ist, die jetzt Vaterstelle an ihnen vertritt. Es ist bejammernswert, ein solches elendes Geschlecht zu sehen, das von kranken, verhungernden Polen geboren ist; manche zehnjährige sehen aus wie vier- bis fünfjährige. Dennoch ist es ein Trost zu sehen, daß für sie nach Kräften gesorgt ist. Wenn ich sehe, was aus den Kindern geworden und wie für sie trotz aller Unvollkommenheiten jetzt gesorgt ist, und wenn ich vergleiche, aus welchem Elend sie herausgerissen sind, so ist mir doch die in der Stunde des Besuchs gemachte Erfahrung eine lebendige Ursache des Dankes gegen den Herrn, der mich damals in das große Arbeitsfeld für arme Christenkinder gerufen und die weite Thür aufgethan hat.

Ratibor, den 2. Juli 1853.

Meine lieben, teueren Hausgenossen alle!

Seit Tagen habe ich an Euch insbesondere schreiben wollen, aber weil Menschen und Geschäfte mir weder früh noch spät Ruhe lassen, ist es nicht dazu gekommen. Heute sagte ich zwei solchen Leuten, die mit mir sprechen wollen, daß sie ruhig warten sollen, weil ich mit Euch wenigstens ein halbes Stündchen verkehren will. Gestern war der erste im Monat, an welchem wir Rauhhäusler aller uns verbundenen,

aber ferngezogenen Hausgenossen namentlich gedenken und wo Ihr auch mich nicht vergessen haben werdet, wie ich weiß, der ich im Geiste allezeit unter Euch bin, so weit weg ich auch dem Leibe nach von Euch gereist sein mag. Durch Herrn Rhiem und Herrn Oldenberg, aber ebenso auch durch die Meinen habe ich ganz mit Euch fortgelebt und Freud und Leid mit Euch geteilt und danke Gott, daß Er bis dahin, soweit die Nachrichten mich erreicht haben, Euch alle an Leib und Seele behütet oder, wenn eines Schaden genommen, wieder aufgerichtet hat. — Je mehr ich in der Welt herumkomme und das Elend sehe, das die Sünde unter den Menschenkindern anrichtet, und die Geringheit der Barmherzigkeit, die sich der Menschen mit Gottes Wort annimmt, desto mehr komme ich zu der Einsicht, was für ein Großes Gott an uns in unserem lieben Rauhen Hause gethan. Gestern abend mußte ich wieder recht an unsere Abendgebete denken, als ich der Abendandacht unter den armen hiesigen Gefangenen beiwohnte. Ach, wie schwer und hart ist solche Andacht unter den Fesseln, unter dem Zwange der strafenden Obrigkeit, wiewohl es freilich erquicklich ist zu erfahren, daß Gottes Ordnungen auch in die Menge der Gefangenenwelt eindringen. Ihr könnt Euch nicht wohl vorstellen, wie solch ein Bau eingerichtet ist. Es sind drei Flügel aneinander gebaut, die an der Wurzel wie die Blätter einer Stiefmütterchenblume zusammenstoßen. Keiner der Flügel ist inwendig durchgebaut, sondern man sieht vom Fußboden bis unter das Dach drei Etagen hindurch. Wenn man an der Stelle steht, wo die Flügel zusammenstoßen — das ist die sogenannte „Centralhalle“ —, so kann man alles übersehen, alle Wohnungen der dreihundert Gefangenen. An der „Centralhalle“ liegt auch die Kirche. Als es nun abends sieben Uhr läutete, hörte man von allen Seiten Kommandos. Die Gefangenen traten aus ihren Zellen und rückten marschierend in die Nähe der „Centralhalle“. Unten durch die große Hauptthür rückten auf Kommando außerdem noch vierhundert Gefangene ein. Rechts um! Links um! auf solchen Befehl stellten sie sich auf. In der Mitte unten standen die obersten Beamten, frühere Soldaten, von 36 mit Waffen versehenen Aufsehern umgeben, während sich vor die Hauptthür ein Piket Soldaten in voller Rüstung mit geladenem Gewehr aufstellte. Nun trat der Priester (die Leute sind hier alle katholisch) auf die mittlere Gallerie der „Centralhalle“, während auf der obersten ein Sängerchor stand — lauter Gefangene. Die Orgel in der Kirche ertönt, der Chor beginnt einen Bußgesang, der Geistliche hält eine Ansprache erst polnisch, dann deutsch. Anknüpfend an ein Ereignis in König Davids Geschichte ermahnt er die Gefangenen, auf diejenigen

nicht zu zürnen, welche sie verklagt haben, vielmehr auf David zu sehen, der das alles ertragen, was vom Herrn ihm auferlegt; dann würden sie sich durch solche Geduld und Demütigung ein „Verdienst vor Gott erwerben" (!). Damit schloß der junge Mann. Vom Namen Christi kam nichts vor, was doch so nahe gelegen hätte. An der letzten Wendung hört Ihr, daß es kein evangelisches, biblisches Christentum ist, das hier den Gefangenen geboten wird. Dann folgte der Segen. Plötzlich erschallt das Kommando: Rechts um! Links um! Marsch! und nach fünf Minuten sind alle Gefangenen wieder in ihren Zellen und vollständige Totenstille herrscht in den weiten Hallen, worin Gottes strafende Gerechtigkeit ein erschreckendes Denkmal gesetzt hat. Ich besuchte noch die armen gefangenen Kranken und sah namentlich einen, der vielleicht die Nacht gestorben ist, denn er brach in schrecklicher Weise Blut aus.

Ich habe gar nicht die Absicht gehabt, Euch so viel von den Gefangenen zu erzählen, aber es ist doch gut, Ihr erfahret so etwas von dem, was mich beschäftigt, während ich von Euch entfernt bin. Bis heute habe ich auf dieser jetzigen Reise etwa elf große Gefängnisse gesehen und kann um so mehr das Elend unseres Volkes beweinen, das in sein Verderben geht. In Bunzlau sah ich neulich in einer Zelle acht Knaben von elf bis fünfzehn Jahren. Da mögen wir wohl mit dem Psalmisten beten, daß der Herr Sein gefangenes Volk erlösete! Wie viel lieblicher ist da die Gemeinschaft derer, die Seine Gebote halten und wissen, daß allein Seine Gnade uns bewahren und selig machen kann. Ihr hättet letzten Mittwoch abend in Breslau sein sollen, da habe ich gleichfalls eine Abendandacht erlebt. Bei dem reichen und frommen Kaufmann Herrn Winkler kommen dort nun schon seit zwölf Jahren hindurch jeden Abend christlich gesinnte Männer zusammen und pflegen miteinander die Gemeinschaft, die nur aus der Gemeinschaft mit Christo kommen kann. Im Garten voller Blumen und Sträucher saßen alle in einer schönen grünen Laube beisammen und brachten allerlei Dinge aus Büchern und dem Leben zur Sprache, die gar herrlich waren. Die Geschichte von jenem frommen Benediktinermönch, der jetzt evangelischer Geistlicher ist, habe ich mir gemerkt, um sie Euch einmal zu erzählen; auch kam die Rede auf die vielen Opfer und Verfolgungen, unter denen das Wort Gottes nach der Reformation wieder Eingang gefunden hat. In Wildnisse und Felsklüfte mußten die Evangelischen fliehen, um miteinander zu lesen und zu beten; man marterte die evangelischen Prediger und warf sie jählings in tiefe Brunnen, um sie dem Evangelio untreu zu machen. Aber sie blieben um so treuer.

Seht, nun ist das Blatt voll und die Zeit aus und von allem dem, was ich Euch eigentlich sagen wollte, steht nichts hier. Aber alles kann ich in dem einen Wort sagen: Haltet am Worte Gottes; das allein kann Euch und uns alle bewahren. Laßt dem Bösen nicht Raum unter Euch, aber liebt und pflegt die Gerechtigkeit. Seid andächtig in Eurem Gebet, fleißig und treu in der Arbeit, gehorsam gegen die, welche Euch vorgesetzt sind, und habt Euch alle untereinander lieb. In allen Stücken wollen wir aber dankbar sein für alle die Gnade, die uns geworden. Behaltet auch mich lieb, wie ich Euch so von Herzen lieb habe und Eurer allzeit gedenke in meinem Gebet. In der Mitte des Monats bin ich wieder bei Euch, so Gott will.

In treuster Liebe Euer

Wichern.

Breslau, den 6. Juli 1853.

Recht erschöpft von den Reisemühen der letzten Tage bin ich heute vor einer Stunde hier angekommen und will, um mich wieder etwas zu sammeln, bis nach Mittag nicht ins Gefängnis gehen. Unter dem manchen, was mich in Anspruch genommen, war namentlich die Zeitungsnachricht, daß der König und die Königin[1]) nach Hamburg gehen würden. Ich war auf dem Gut des Baron von Durant in dessen Familienkreise, als man die Notiz aus der Schlesischen Zeitung mitteilte. Wie manches, so hatte ich es mir früher vorgesetzt, wollte ich dem Könige gerade im Rauhen Hause sagen. Habe ich doch mit dem König, so oft ich ihn seit 1849 gesehen und so eingehend ich ihn jedesmal gesprochen, eigentlich nie über unsere Anstalt selbst gesprochen — mit der Königin auch nur einmal vorübergehend. Was ich ihm sagen wollte, konnte ihm so schlechterdings kein anderer sagen. Da erhalte ich denn auch noch Deinen und Rhiems Brief über den inzwischen stattgehabten hohen Besuch. Ich habe es aus Gottes Hand genommen, daß ich nicht anwesend sein konnte, habe mich aber tief in Eurer Seele mitgefreut. So habt Ihr denn den hohen Mann und die stille, so demütige Königsfrau von Angesicht gesehen, und Du hast beide unter unserem eigenen Dache gehabt. Sie haben unsere Anstalten zu sehen nicht verschmäht, die neben dem, was der König zu stiften gewohnt ist, wie eine arme Magd, niedrig und ganz schmucklos dastehen. Aber ich weiß, der König sieht und kennt das Herz

---

[1]) Das Jahr 1853 heißt in der Geschichte des Rauhen Hauses das „Königsjahr". Außer König Friedrich Wilhelm IV. und Gemahlin besuchten 1853 die Anstalt: König Maximilian und Königin Marie von Bayern, ferner Großherzog Peter nebst Großherzogin Elisabeth von Oldenburg.

unserer Anstalt, das in seinem armen Kleide für königliche Gedanken ein Verständnis hat und von den Schritten und Tritten, mit denen der König aller Könige in ihr umherwandelt, manche Spur aufweisen kann. Ich hoffe zu Gott, der Besuch wird auch auf alle unsere Knaben und Mädchen einen fördernden Eindruck gemacht haben; denn es ist abgesehen von allem andern diese Einkehr in unsere Gärten, in unsere Häuser und in unsern Betsaal wie eine göttliche Vergeltung für all die Schmach, die man seit Jahren in gewissen Kreisen der Vaterstadt unserer Anstalt anthut. Wir brauchen dergleichen Aufrichtungen nicht, so sehr sie erfreuen, aber bei unseren Anstaltskindern und bei deren Eltern ist es doch anders, und ihrer habe ich bei Empfang der Nachricht, wenn auch nicht zuerst, gedacht. Ich danke Dir und den Freunden für alle Fürsorge, die gewiß nicht hat übertroffen werden können, und bin begierig auf alles, was Ihr mir nach meiner Rückkehr erzählen werdet. Inzwischen werde ich das Königspaar wahrscheinlich in Potsdam wiedergesehen haben.

Vor einigen Tagen war ich im neuen Zuchthause in Ratibor, das unter Leitung eines Herrn von Drigalsky steht. Es ist das prächtigste Zuchthaus, das die Monarchie Preußen besitzt, drei sogenannte pennsylvanische Flügel mit Einzelzellen für dreihundert Mann und zwei später angeflickte sogenannte Auburnsche Flügel[1]). Das Bauwerk hat 300 000 Thaler gekostet, wofür 5—600 Gefangene aufbewahrt werden können. Alles glänzt, ja blendet von Reinlichkeit. Sehr charakteristisch sagt der Direktor, daß die Aufrechterhaltung der Reinlichkeit eins der schärfsten Strafmittel sei, das er anwende, was wohl richtig sein mag, wenn man an die oberschlesischen Häuser und Leute denkt. Aus jeder der dreihundert Zellen leuchtet blendendes Kupfer- und Zinngeschirr zum Waschen, Essen und dergl. entgegen. Der Weg an den Zellen vorüber besteht aus poliertem Marmor. Die Dampfküche ist so glänzend und groß, wie ich sie in Gefängnissen noch nicht gesehen. Dazu kommt eine sehr schöne Kirche, die aber, weil nur für dreihundert Mann gebaut, für 5—600 natürlich zu klein ist. Die ganze Anstalt ist speziell für Oberschlesien errichtet, also nur für katholische Verbrecher, was an sich schon gut ist; ebenso ist es in Münster. Unsere evangelischen Übertreter können sich bis jetzt solcher Bevorzugung (wenn sie eine ist) nicht rühmen. Das rechte Licht über solch ein oberschlesisches Zuchthaus gewinnt erst der, welcher die polnischen Dörfer kennt, aus denen diese Bevölkerung der Verbrecherstationen stammt; letztere steht nicht bloß in Bezug auf ihre innere

---

[1]) S. Anm. Band I, Seite 289.

Bildung sondern, was immer damit Hand in Hand geht, auch in ihrer äußeren Haltung, in Wohnung, Speisung, Kleidung u. s. w. eigentlich unter der Linie wenigstens der europäischen Menschen. Selbst die Chinesen, wenn sie diese Länderstrecke kennen lernten, würden wahrscheinlich noch eine Mission ausrichten. Kirche, Schule, Gemeindeordnung, Land- und Wegebau, Zucht und Regiment und vollends alle christlichen Werke der Armenpflege liegen vollkommen darnieder. — Zwei Drittel aller Bewohner dieses Zuchthauses bestehen aus Straßenräubern. Wie man im nördlichen Schlesien kürzlich eine Bande von sechzig Dieben und Mördern eingefangen hat, so ist hier im Ratiborer Kreisgericht eine Diebsbande von etwa zweihundert Personen abgeurteilt worden und hat gewiß zum großen Teil von diesem Strafhause Besitz genommen. Der Hauptmann dieser Räuberbande ist der jetzt erst dreiundzwanzigjährige Pilarsky, dem es auf einen Mord nicht ankam. Seine Bande wirtschaftete namentlich zwischen Tarnowitz und Gleiwitz. Als er einst einem Bauinspektor Hut und Degen gestohlen, ging er militärisch einher, hielt Gericht unter seinen Banditen und strafte sie mit Schrecken; er führte ein gar strenges Regiment. Später ist er zum Rade verurteilt, aber aus mehreren Gründen zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt worden und beträgt sich jetzt musterhaft, wie sich die schlechtesten Subjekte im Zuchthause bekanntlich fast immer durch beste Führung auszeichnen, was diejenigen natürlich in Verlegenheit setzt, welche nur eine Gerechtigkeit der Werke kennen. Man muß die Direktoren solcher Anstalten darüber reden hören. Daneben sitzen in demselben Zuchthause arme Menschen wegen sogenannten „wiederholten Diebstahls" lebenslänglich, Leute, die mitunter nur eine Weintraube, zwei Gurken, oft nur für anderthalb Groschen Wert entwendet haben, während Banditen und Räuber, die aber nicht „wiederholt" gestohlen haben, nur eine drei- oder vierjährige Strafe verbüßen. Das Ratiborer Zuchthaus ist ein Beleg zu der Schwankung und Unsicherheit, mit der auch in der inneren Politik Preußens oft die wichtigsten Sachen behandelt werden. Dreihunderttausend Thaler sind dazu verwandt, ein für strenge Einzelhaft bei Tag und Nacht bestimmtes Gefängnis zu erlangen; aber nicht eine einzige Zelle wird diesem Zwecke entsprechend benutzt, da alle Thüren ohne alle Ausnahmen weit geöffnet stehen und jeder Gefangene dem Gegenübersitzenden ohne alle Gêne in die Zelle sehen kann. Als man den Grund zum Gefängnis legte, wollte man gewiß nach langen Überlegungen die strenge Einzelhaft und wandte das Geld daran. Da es fertig ist, bestimmt irgend ein Mann in Berlin oder auch irgend ein Direktor, daß das Gebäude anders verwendet werden soll und daß jene

früheren Beschlüsse sinnlos seien. Das Geld ist also zur Hälfte rein weggeworfen, der König aber getäuscht. Daß es mit der Einzelhaft nichts sei, hat der Herr von Drigalsky in Ratibor in zwei Monaten erprobt, während man in England, Frankreich, Amerika, Belgien und der Schweiz sowie in Schweden sich durch viele Jahre und Jahrzehnte hindurch überzeugt hat, daß Einzelhaft der erste anzustrebende Weg sei, um Besserung in den schrecklichen Zuständen gegenseitiger verbrecherischer Verderbung zu erzielen. Wie es übrigens in Ratibor mit der zweckwidrigen Verwendung so kostbarer Gebäude steht, so auch in Insterburg, Köln, Breslau und in Berlin, alles gegen den Willen des Königs, den man täuscht; und die es so machen, das sind dieselben Leute, die, indem sie Hunderttausende in den Kot werfen, mit hundert und mit zehn Thalern voll hoher Weisheit in affektierter Staatssparsamkeit geizen, wenn es gilt, die Gewinnung geistiger Kräfte für die Gefängnisse zu erlangen; die besten Geistlichen der Gefängnisse läßt man lieber ziehen, als daß man ihnen hundert Thaler jährlich mehr bewilligt, damit sie mit den Ihrigen nicht verhungern. Das ist die Bureaukratie, ein Teufel, der alles Leben würgt und alles haben mag, nur kein Herz! Ich habe auf dieser Reise dafür wieder andere neue Belege im großen Stil auch jenseits der Gefängnisse gefunden.

Ein wahres Gegenbild dieses eleganten Gefängnisses habe ich in Ratibor in dem sogenannten Gerichtsgefängnis mit etwa dreihundert Verbrechern gesehen, in welchem zur Zeit zehn bis zwanzig Männer und Weiber in einer Stube ohne Beschäftigung jahrelang im vollen Unrat Polens beisammensitzen und unter der Pflege des Staates sich selbst ruinieren.

Den Präsident Wenzel traf ich leider nicht; das ist um so mehr zu beklagen, da er voll Eifers ist, die Gefängnisverhältnisse zu bessern, was freilich wie ein Schöpfen mit Sieben erscheint, wenn es in Oberschlesien vorgenommen wird.

Die Besichtigung der großen Gefängnisse kostete viel Zeit, so daß zu Besuchen sonst wenig Zeit übrig blieb; doch traf ich den Kanonikus Heyde, der schon in einem früheren Briefe aus Oberschlesien vorkommt, an den mich damals der Fürstbischof Diepenbrock gewiesen hatte als an einen ihn verstehenden christlichen Mann, der neulich sogar nahe daran war, an Diepenbrocks Stelle Fürstbischof zu werden, was der Provinz gewiß zum Segen gereicht hätte. Er erzählte mir von dem schmerzhaften, aber geduldigen Heimgang des Fürstbischofs; auf seinem Sterbelager hörte dieser unter seinem Fenster Nachtigallen schlagen und dichtete dann noch ein darauf bezügliches Lied, das in der letzten Ausgabe seiner „Blumensträuße“ stehen soll. Der Fürstbischof war

eine hohe Erscheinung, wie sie ein Kirchenfürst nur selten bieten wird. Da ich Gelegenheit gehabt, ihn als einen Jünger des Herrn kennen zu lernen, und ihn aufrichtig gefunden, wie nur ein so Gesinnter es sein kann, werde ich diese Gemeinschaft nie verleugnen und muß es tief beklagen, daß Generalsuperintendent Hahn, so wie es geschehen ist, dem Bischof den Krieg erklärte. Ich muß mich nach den eigenen Äußerungen des Fürstbischofs für vollkommen überzeugt halten, daß sein Herbeirufen der sogenannten „Missionen" keine Absicht gegen die evangelische Kirche in sich beschloß sondern lediglich von dem Wunsche ausging, die erstorbene römische Kirche des hiesigen Landes wieder zu beleben. Ich habe aus dem Munde des Verstorbenen Klagen über den Mangel alles lebendigen Glaubens in der römischen Kirche so rückhaltslos gehört, wie ein derartiges Bekenntnis aus dem Munde oberster evangelischer Kirchenvorstände in Bezug auf den Verfall ihrer eignen Kirchenprovinzen selten laut wird.

Wie energisch die Römischen ihr Ziel verfolgen, zeigt auch der Umstand, daß bei Gelegenheit der Anwesenheit der Jesuiten-Mission in dortiger Gegend auch in dem großen Zuchthause eine dreitägige Mission abgehalten worden ist. Der Direktor stellte jedem die Beteiligung frei und machte drei Arbeitstage zu Sonntagen. Durch jene Freistellung wurde jede Klage von seiten der Gefangenen, daß Arbeiterüberverdienst gekürzt würde, abgeschnitten; andererseits setzte er sich dem Mißfallen der obersten Stelle der Gefängnisverwaltung in Berlin aus, was er aber über sich ergehen ließ. Den ersten Tag war Predigt, den zweiten Beichte, den dritten Kommunion, ähnlich habe ich es in Pleß wiedergefunden. Dies alles ist nur möglich, wo das Zuchthaus einer Konfession, der römischen oder der evangelischen angehört. Die Kirche kommt so zu ihrem Recht. An diese Thatsachen anknüpfend hat der Kanonikus Heyde einen über ganz Oberschlesien sich verbreitenden Verein für entlassene Sträflinge gegründet; es ist der erste Versuch der Art in Oberschlesien. Dem gegenüber ist anzumerken, daß die neuliche neuntägige Kirchenvisitation in Görlitz auch nicht einen Fuß in das dortige große, der Hilfe so sehr bedürftige Zuchthaus mit seinen 6—700 Sträflingen gesetzt hat, so sehr vom Geistlichen zum voraus und während der Visitation selbst darum gebeten worden ist. Ebensowenig hat die Visitation die dortige Rettungsanstalt berücksichtigt. Unsere Kirchenleute werden noch lange nicht lernen, was Kirche ist, und verstehen sich schlecht auf den Vorteil der Kirche trotz alles Eifers für sie. Das Verständnis der Kirche und ihrer großen Zwecke fehlt immer wieder in dem einen, daß sie der Leib und das Organ Dessen ist, der in die Welt gekommen, das

Verlorene zu suchen und selig zu machen, — daß sie in ihrem Leben und Weben diesen Geist an den Tag zu legen hat und daß sie eine Abbildung dieser Seiner Herrlichkeit sein muß. Und gerade davon sind die Spuren so wenig zu finden.

Unter strömendem Regen kamen wir nach Rybnik; das dortige Gefängnis war in Zeit einer Stunde gesehen. Den Rest des Tages benutzte ich, mich in dem dortigen Typhus-Waisenhause umzusehen.

Tags darauf besichtigte ich, wieder unter strömendem Regen, die sogenannte landwirtschaftliche Anstalt in Poppelau und habe darnach mit dem Erzpriester und Direktor aller dieser Anstalten, Polomsky, eingehend konferiert. Ich gewann so eine möglichst vollständige Einsicht in die Art und Weise der Ausführung meiner Vorschläge in Sachen der Typhus-Waisen. Später habe ich noch die Mädchenanstalt zu Altdorf unter dem Fräulein von Larisch gesehen, also drei von den sieben Anstalten kennen gelernt, für die ich einschließlich der in Familien unterzubringenden Pflegekinder einst 800000 Thaler in Berlin erobert habe; denn wie Du weißt, wollte man nicht daran. Ich will an dem, was ich gesehen, die gute Seite zuerst hervorkehren, die darin besteht, daß für etwa achtzehnhundert Kinder wirklich ein Aufenthalt und eine Pflege geschaffen ist, ohne die sie — es ist so gut wie gewiß — sämtlich zu Grunde gegangen und vielleicht schon jetzt größtenteils begraben wären; auch lernen sie mancherlei und werden auch sonst unendlich viel besser gehalten, so daß schon eine Frucht herauskommen wird. Wir sollen daher nicht undankbar sein. Jenseits dieser Dankbarkeit hat denn auch der Zorn ein Recht. Es wird hier gegen den Staat ein förmlicher Verwaltungsbetrug durchgeführt. Ich will absehen von dem völligen Mißverständnis dessen, was ich vorgeschlagen und was als Grundlage der Durchführung vom Minister festgestellt worden ist. Es ist eigentlich das Gegenteil von dem, was ich im innersten Grunde gemeint habe, ins Leben gerufen worden; von dem christlichen Grunde ist kaum etwas zu sehen. Der Fürstbischof hat eben die Leute nicht. Aber der Schaden liegt noch ganz anderswo. Immense Summen sind in die Baulichkeiten gesteckt. Ich weiß, daß ich die Einrichtungskosten für Poppelau auf etwa vierzehnhundert Thaler berechnet habe; die Gebäude kosten allein achttausend Thaler, in Altdorf mindestens elftausend Thaler. Darauf, daß die Häuser künftig nach Aufhebung derjenigen Anstalten, die eingehen müssen, noch einen Zweck haben könnten, ist man gar nicht eingegangen. Man hat, wie es scheint, gar nichts von dem, was damit gewollt war, geahnt. Hier ist also Kapital geradezu verloren — weggeworfen! Und nun vollends die sogenannten landwirtschaftlichen Einrichtungen, die

sogenannten „Ackerbauschulen“! Man hat gewagt, der obersten Verwaltung Sand händevoll in die Augen zu streuen! Und weil dort niemand ist, der diese Sache versteht — ich weiß, was ich in dieser Beziehung sage —, so ist's vollkommen gelungen. Die Käsefabrik in Altdorf giebt dazu ein Beispiel. Die Frau eines bankerotten Pächters wird, ich glaube, nach Pommern geschickt, um die Bereitung von holländischem und Limburger Käse zu erlernen. Nun macht sie solchen Käse in der Mädchenanstalt. Da man aber dazu keine Milch hat, wenigstens nicht genug, wird die Milch zum größten Teil von anderswoher gekauft. Nur zwei Mädchen von hundert helfen ihr, und das ist nun „die Ausbildung der Mädchen zur Landwirtschaft“, die nach ihrer Entlassung vielleicht nie wieder Käse sehen, aber ganz gewiß nie wieder Gelegenheit finden, einer Hausfrau oder einem Verwalter beim Käsemachen zu helfen. Der Oberamtmann — er war hinbeordert — sagte zu einem meiner Begleiter: „Sie sehen, daß alles nur zum Schein gemacht wird; wir brauchten so etwas, damit es nach etwas aussieht.“ Die Ställe sind, wie der Oberamtmann selbst aussprach, so unzweckmäßig wie möglich gebaut. Er konnte nicht in Abrede stellen, daß aus dieser Anstalt kein Kind als für die Landwirtschaft ausgebildet hervorgehen könne. Und nun vollends das Verwaltungspersonal!

Das Ministerium hatte neulich auf meine Veranlassung einen Oberrevisor nach Oberschlesien gesandt, den Geheimen Rat O. Jetzt höre ich durch Landrat von Durant (die Rybniker Anstalten liegen in von Durants Landratskreis), daß sich der Geheime Rat vertrauensvoll an ihn gewendet: er sei von dem Minister nach Oberschlesien zur Revision geschickt, wiewohl er von der Landwirtschaft nichts verstehe; man habe das offenbar gemutmaßt, weil er zufällig im landwirtschaftlichen Ministerum thätig gewesen sei. Er bat, ihm einen Wink zur Beurteilung zu geben, da er sich nicht bloßstellen könne und berichten müsse u. s. w. Das alles erzählte mir von Durant gar arglos, da er vorläufig nicht weiß, daß ich ein Interesse daran habe. — Und nun noch eins! Man könnte sich wundern, daß die ganze Geschichte bei solcher Vergeudung des Geldes nicht bankerott macht. Aber das liegt daran, daß der Anschlag auf die Durchbringung von 8—9000 Kindern gemacht ist, während man die Fürsorge auf nur höchstens achtzehnhundert Kinder ausgedehnt hat! Da verteilt sich freilich die Ausgabe anders. Für all den Unfug haben die Kammern die Ministerien und namentlich die Oberpräsidialverwaltung im vorigen Jahr noch öffentlich und förmlich belobt! Wie wird man hier ins Fäustchen gelacht haben! Das ist die Bureaukratie! Es ist nicht genug, daß einem das Herz breche; viel wichtiger ist, daß man dazu thue, daß solche Macht der

Gewissenlosigkeit gebrochen werde. Ich entsinne mich dessen, was mir über solche Wirtschaft im Reiche der König oft selbst gesagt hat, der die Beamtenwirtschaft als das eigentliche Pflegeelement der Revolution betrachtet. Konservativ sind jetzt freilich alle. Das Äußere der Anstalt, die unserm Rauhen Haus möglichst nachgebildet ist, will ich Dir nicht beschreiben, habe auch keine Zeit dazu.

Striegau, den 8. Juli 1853.

Den heutigen Tag brachte ich bei Graf von Harrach und Graf von Sedlnitzky, dem früheren Fürstbischof von Breslau auf Groß-Sägewitz zu. Sedlnitzky ist ein hoch in den sechziger Jahren stehender, hagerer, aber gar freundlicher Herr, der seiner Zeit als Geheimrat die evangelischen Sachen bei der Regierung erledigte, unbeschadet dessen, daß er Katholik war. Als er auf den fürstbischöflichen Stuhl erhoben wurde, führte er sein zurückgezogenes Leben fort, unbekümmert um die katholische Welt. Ein Kind seiner Zeit ist er Kantischer Philosoph, sittlich rein und ernst, persönlich liebenswürdig, als reicher Mann sehr unabhängig und durch seine allgemeine Bildung geachtet. Aber als unrömischer Fürstbischof konnte er sich zuletzt doch nicht halten. Es hat nicht leicht jemand schwerere Urteile über die römische Geistlichkeit ausgesprochen als er, der den ganzen Schaden durchschaut. Er legte sein Amt freiwillig nieder, worauf ihn der König in den Staatsrat berief, und da selbiger gegenwärtig gar nicht existiert, so kann der alte Herr den Musen und der Muße leben, was sich auf dem schönen Sägewitzer Schloß gar anmutig thun läßt. Ich kenne ihn seit 1849 und durch ihn den Grafen Harrach. Du weißt, was mich an letzteren für geistige Bande höherer Gemeinschaft binden. Die gemeinsam verlebten Stunden waren schön und erquicklich. Graf von Sedlnitzky trat vor einem halben Jahr in aller Stille zur evangelischen Kirche über, ohne das äußere Band mit der römischen Kirche deshalb zu lösen; er fürchtete das Aufsehen, das daraus entstehen würde — er sei nun doch einmal Priester, was seinen ganzen Standpunkt charakterisiert. Von Herzen und mit dem Munde ist er Protestant. Es beschäftigt ihn sehr, auf eigne Kosten eine Waisenanstalt zu gründen, um dadurch ein Seminar für innere Mission zu stande zu bringen, was wir, meinte er, von den Katholiken lernen müßten. Diese mischten aber bei einem richtigen Grundgedanken falsche Prinzipien ein, indem sie Kinder, die in ein solch geistliches Seminar eintreten, unbedingt für den Beruf festhalten wollen, statt sie, wenn sie sich als untauglich erweisen, wieder loszulassen. Der Plan ist bei dem edlen Manne nicht nur Wunsch sondern ganzer

Ernst, so daß die Verwirklichung, wenn Gott ihm das Leben erhält, kaum einem Zweifel unterworfen ist.[1]) Keinen anderen als positiv christlichen Personen würde er die Leitung übertragen.

Auf Crolkwitz — die Güter Crolkwitz und Sägewitz grenzen aneinander — begegnet einem oft das Bild der Fürstin Liegnitz, der zweiten Gemahlin des verstorbenen Königs von Preußen, welche eine Schwester des Grafen Harrach ist. Da Graf Harrach kein Freund des Hoflebens ist, so ist dies Verhältnis für die Familie ohne weiteren Einfluß geblieben, so schön auch das Band zwischen der Fürstin und dem Bruder sein soll.

Jauer, den 10. Juli 1853.

Im Wagen des Grafen von Harrach ging es von Crolkwitz an Kriblowitz, dem Landgut des alten Feldmarschall „Vorwärts", vorüber, das er bis an sein Lebensende bewohnt hat und von wo aus er in seinem mit goldenen Speichen geschmückten Wagen, den er dem Napoleon bei Waterloo abgenommen, nach Breslau zu fahren pflegte. Eine Viertelstunde davon — mitten im Felde — unter einem prächtigen Baum liegt der alte Haudegen begraben. Kürzlich hat man ihm ein unendlich abgeschmacktes Denkmal am Grabe errichtet, das der König, der es enthüllen soll, gewiß mit einem scharfen Witz bedenken wird.

Die Landstraßen sind hier sämtlich mit Fruchtbäumen besetzt. Die neue Zeit wird durch eine Reihe von Zuckerfabriken kenntlich, die alte Zeit durch die schlechten Wege und die Denkmäler einer tiefgedrückten protestantischen Kirche. Auf zwei bis drei Meilen wohnen fast nur Protestanten; man sieht in Städten und Dörfern Kirchengebäude in ausreichender Menge, aber von allen diesen Kirchen gehört keine der evangelischen Kirche, sie sind Eigentum der katholischen Kirche, wenn auch gar keine Katholischen am Ort wohnen. Auf einem der Dörfer des Grafen von Harrach steht eine Kirche, neben ihr wohnt der katholische Priester, der dort seines Amtes wartet — aber nicht ein einziges Glied der römischen Kirche wohnt am Ort, und so ist es oft. In Schweidnitz, einer Stadt mit 12000 fast nur evangelischen Einwohnern, sind viele Kirchen; diese aber gehören alle den Katholiken; die einzige evangelische Kirche steht in der Vorstadt. Ebenso ist es hier in Jauer. Dieser sonderbare Zustand ist Folge des westfälischen Friedens (1648), bei dessen Abschluß Schlesien noch österreichisch war. Gemäß dem Friedensschluß sollte der kirchliche Stand unverändert bleiben, wie er gerade damals war, und die Römischen das Kirchen-

[1]) Vergl. die Anmerkung zum Briefe vom 1. März 1853.

gut als ein Ganzes, Zusammenhängendes, nicht aber als jedesmal einer Einzelgemeinde Angehöriges behalten; so behielten die Römischen die Kirchen, die Gemeinden aber, die fast alle evangelisch waren, blieben ohne Kirchen; also Kirchen ohne Gemeinden und Gemeinden ohne Kirchen. Man sieht, wie schlecht die Evangelischen Schlesiens beim westfälischen Frieden weggekommen sind. Nach dem Friedensschluß wurde den Evangelischen in Schlesien der Bau von nur dreizehn Kirchen gestattet, das sind u. a. die sogenannten Friedenskirchen in Schweidnitz, Jauer und Glogau. Eine kirchliche Freiheit ist erst mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen gewonnen, der unserer Kirche — schwerlich solches beabsichtigend — den größten Dienst leistete, indem er sie vom österreichischen Joch erlöst hat. Von da an sind die Evangelischen aber vielfach immer noch ohne Kirchen geblieben, so daß z. B. zur Schweidnitzer Friedenskirche dreißig Ortschaften außer der Stadtgemeinde gehören! Jetzt arbeitet man daran, die großen Pfarreien besser zu bedienen, indem man den Pfarrern Vikare zur Seite stellt. Es ist aber auffallend, daß die Pfarrer das nicht wollen; selbst die Gläubigen wehren sich vielfach dagegen und machen dem Konsistorium deswegen Not. Obgleich sie ganze Partieen ihrer Gemeinde in den entlegenen Ortschaften nie sehen und hören, wollen sie solche Hilfen nicht und lassen die Gemeinde lieber verwahrlosen. Sie betrachten die Wirksamkeit von Vikaren als gefährlich für ihr Amt, als einen Eingriff in dasselbe — eine Thatsache, aus der man sich in lehrreicher Weise auch die Widerwilligkeit mancher gegen die innere Mission erklären kann. Es ist aber nicht das Amt, das viele dieser Herren dabei im Auge haben, sondern die eigene Person; was fehlt, — das ist der brennende Eifer der Liebe für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen. Auch in Breslau habe ich wieder von Mitgliedern des Konsistoriums laute Klagen über die Lauheit und Flauheit namentlich vieler sogenannter rechtgläubiger Pastoren im Lande gehört. Die den Geistlichen darüber werdenden Ermahnungen und Vorwürfe sind zum Teil so starke, daß sie nur aus Schonung nicht veröffentlicht werden.

Freitag kam ich nach Schweidnitz, das in mannigfacher, namentlich auch architektonischer Beziehung interessant ist. Zunächst ging das mit der Gräfin von Pückler, geb. Prinzessin von Reuß verabredete Rendezvous glücklich von statten. Sie ist die Schwester der Gräfin Eberhard von Stolberg und uns und unserer Arbeit von Herzen zugethan. Unsere Besprechungen bezogen sich zum Teil auf das nicht glücklich angelegte Rettungshaus auf dem Gute Graf Pücklers.

Der Besuch der großen Strafanstalt unter dem gläubigen Direktor Schück war lehrreich und nicht unwichtig, zumal ich dort mit Regierungs-

rat Eichhorn, dem Sohn des Ex-Ministers, der jetzt die Gefängnisse in diesem Kreis beaufsichtigt, zusammentraf. Gar herzlich war das Zusammensein mit dem Superintendenten und zwei Predigern der Stadt, treuen Zeugen, die dort sehr allein stehen. Um das christliche Leben ist es in Schweidnitz wie geschehen, es findet sich in einem ganz kleinen Häuflein armer Leute. Was „Bildung" hat, kümmert sich um gar keine Kirche oder gehört den Rongianern an. Über den in dieser Sekte herrschenden Geist sind mir durch einen Juristen scheußliche Dinge zu Ohren gekommen.

Abends fuhren wir nach Striegau und besahen dort gestern morgen das neue Gefängnis mit dreihundert Insassen, nicht ohne Ausbeute für den Zweck der Reise. Auf dem Weiterwege kehrte ich in Groß-Roosen bei dem liebenswürdigen Baron von Richthofen ein, der uns wohl fünf Stunden aufhielt; er ist ein junger, feuriger Christ, der neben seinem Gute ein hübsches Gebäude für ein Rettungshaus[1]) hergegeben hat. Die Sache hat mir viel Freude gemacht. Der Gutsbesitzer betrachtet sich nicht allein als einen Vater der Kinder, sondern er ist es wirklich. Später kamen wir nach Jauer und besichtigten hier das Zuchthaus mit siebenhundert Gefangenen. Doch es geht nicht mehr — ich bin zu müde.

Frankfurt a. d. Oder, den 12. Juli 1853.

Meine lieben, teuren Kinder und Hausgenossen!

Ihr hört, ich bin Euch bereits wieder sehr nahe, und es währt nicht mehr lange, so bin ich wieder unter Euch. Doch kann ich es nicht unterlassen, noch einmal insbesondere an Euch zu schreiben, damit Ihr seht, wie ich Euer aller bei der Hoffnung des Wiedersehens gedenke. Es ist augenblicklich die Stunde des Morgengebets, halb acht Uhr, wo Ihr alle im Betsaal versammelt seid. Da Ihr letzten Freitag Matth. 19, 13—15 gelesen habt — wie der Herr die Kranken zu sich ruft —, werdet Ihr gerade in dieser Stunde die Geschichte vom reichen Jüngling lesen, den der Herr liebt und über den Er doch trauerte, weil derselbe nicht zu Ihm kommen, d. h. Ihm nicht alles geben wollte, was der Herr von ihm forderte. Laßt uns Ihm das Herz öffnen, daß Er empfange, was Er von uns haben will, und damit wir von Ihm nehmen können, was wir bedürfen zum ewigen Leben. Ob reich, ob arm, es giebt nur einen Heiland, der uns selig machen kann. Gott helfe uns zu solcher Erkenntnis, auch Euch lieben Kindern,

[1]) Im Rettungshause zu Groß-Roosen ist bis heute ein Bruder des Rauhen Hauses als Hausvater thätig.

ja uns Rauhhäuslern allen und segne Euch Eure heutige Andacht. Nach acht Tagen halte ich sie, so Gott will, vielleicht schon wieder selbst. Wenn ich Euch heute die Geschichte vom reichen Jüngling erklärte, dann hätte ich Euch wohl von einem reichen Herrn erzählt, den ich neulich auf seinem Landgut sah und in dem ich einen solchen kennen lernte, dessen ganze Seele dahin steht, dieses Gebot an die Reichen, so wie der Herr es von ihm fordert, zu erfüllen. Er hat an zwanzig arme Kinder neben seinem eigenen Hause, denen er ein Vater ist und die sich an ihn hängen wie an ihren liebsten Freund, für die er sorgt, daß sie Essen und Trinken, Kleider und Schuh haben, denen er ein Haus gebaut und die er selbst in Gottes Wort unterrichtet. Er ist, als ich 1850 in Stuttgart war, durch Eure Reihen gegangen, und was er unter uns gesehen und unter Euch erfahren, das hat ihn insbesondere zu solcher Liebe entzündet. Da ist es doch, liebste Kinder, als brennte ein Feuer im Rauhen Hause, das die Herzen entzünden kann, nur daß manche es gar nicht empfinden, während es andere verzehrt. Wer das Feuer der Liebe Christi will empfinden in Seiner Kraft, mit der es die Selbstsucht verzehrt und das arme Menschenleben verklärt, der muß Glauben haben. Und darum wollen wir immer wieder um den Glauben beten lernen, denn in ihm haben wir das Leben. — Wie viele Zeugnisse der göttlichen Liebe habt Ihr doch seit meiner Abwesenheit erfahren, Ihr lieben Hausgenossen, wie viel ist Gottes Ernst und Güte unter Euch eingekehrt. Hätte ich doch in allen Stunden bei Euch sein können! Ich vergesse des Traurigen am wenigsten. Es quält mich der Gedanke an unsern lieben Pius, daß Gott ihm helfe! Wie hoffte ich bei meiner Abreise, ihn mit gesundem Bein wiederzusehen — und nun in dieser Gefahr! Ich denke bei der Geschichte immer an unsern kleinen Carsten, an dessen Todestage ich Euch zu erzählen pflege, wie es ihm mit seinem Bein erging. Der Herr wollte unsern Pius bewahren! Vergeßt sein nicht, und Herr Rhiem oder der Bruder, der ihn besucht, wird ihn besonders von mir grüßen, bis ich ihn selbst sehe. — Daß ich letzten Donnerstag das Richtfest nicht habe mitfeiern können, ist wirklich eine große Entbehrung für mich gewesen. Ich freue mich aber sehr, das Haus[1]) nun bald zu sehen und zu besehen und was Ihr Knaben mit daran gearbeitet habt. Ob Herr Oldenberg die Giebelrede wohl schön gemacht hat? Es kam mir vor, als hörte ich sie Donnerstag abend,

---

[1]) Es handelt sich hier um den Bau der „Schönburg" im Rauhen Hause, welche Fürst Schönburg-Waldenburg nach seinem am 6. September 1852 stattgehabten Besuch der Anstalt zum Geschenk machte.

als ich angesichts des Riesengebirges und all seiner Gottespracht in dem Schlosse eines Fürsten nach Rankau, dem stillen Dörfchen, hinüberschaute, wo dieselbe Liebe gläubiger Männer zwanzig Knaben gesammelt hat. Denn das ist eines der großen Zeugnisse des Herrn hinein in die gegenwärtige Welt voller Unglauben und Abfall, daß er in den Werken und Stiftungen wahrhaft christlicher Glaubensliebe ein Band bindet zwischen denen, die sich äußerlich so fern wie möglich stehen, um so zu beweisen, daß in Ihm alle eins sind, die einen durch Geben, die andern durch Nehmen. Viele meinen, es sei so schwer, Tausende zu geben, wie unser Fürst von Schönburg gethan, der Euch das neue Haus gegründet, und es ist auch schwer; sonst würden mehrere also thun, wie jener gethan; ist das aber schwer, dann ist es ebenso schwer, Tausende zu nehmen, wie sie sollen genommen sein — nämlich mit einem Herzen voll Dankes und zwar voll bleibenden, treuen Dankes; und dies letztere, dies Nehmen ist unsere und Eure große köstliche Aufgabe; derselben müssen wir uns befleißigen. Wie der Fürst so nicht geben kann ohne den heiligen Geist, so können auch wir nicht recht nehmen ohne diesen Geist, und darum ist das Geben und das Nehmen eine Kunst des Glaubens, zu der der Herr uns helfen wolle!

Indem ich das Vorstehende schreibe, liebe Kinder, ist ein Herr zu mir gekommen, den ich gestern auf der Eisenbahn getroffen. Ich kannte ihn wohl dem Namen nach, sein Name ist sonst in der Welt nicht bekannt; aber er hat den Herrn lieb und gehört zu denen, die haben, als hätten sie nicht. Er ist noch jung, aber stark und freudig im Glauben. Er hat von mir gehört, daß unser Rauhes Haus der täglichen Notdurft aus der Hand derer bedarf, die den Einen lieb haben, der uns selig gemacht. Er wollte mir Lebewohl sagen, weil er an sein Geschäft mußte wie auch ich — zum Schluß gab er mir ein kleines Papier für unser Haus. — Als er weg war, sah ich, daß es an 500 Courantmark waren. Da hatte ich auf der Stelle Gelegenheit, die Kunst des Nehmens zu üben und in Dankbarkeit den Herrn zu preisen, und ich fordere Euch auf, das mit mir zu thun. Es ist gestern fast die erste Gelegenheit auf dieser Reise für mich gewesen, zu einem Freund über das Rauhe Haus zu sprechen, und so hat der Herr das Wort gesegnet und abermals vor unsern Augen die Geschichte von einem reichen Jüngling in Erfüllung gehen lassen, der den Willen des Herrn mit Freuden thut. So muß ich immer wieder auf die heutige Andacht zurückkommen und halte sie mit Euch. Daß ich bei der Rückerinnerung an unser Haus in diesen Wochen vor allem des Tages gedenke, an welchem der König und die Königin von Preußen

in Eurer Mitte gewesen und ich fehlen mußte, das brauche ich Euch nicht zu versichern. Ich habe es Euch öfter gesagt, was für ein Königspaar das ist, und ich nehme es als eine reiche himmlische Gabe für unser Haus und besonders auch für Euch, lieben Kinder, daß Ihr den mächtigsten König der evangelischen Kirche mit Euren Augen gesehen habt, der sich des Evangelii von Christo nicht schämt sondern sich mit seiner Gemahlin von ganzem Herzen und vor aller Welt dazu bekennt, daß Jesus unser Leben und daß Sein Leiden, Sterben und Auferstehen der feste Grund unserer ewigen Seligkeit ist. Weil der König weiß, daß unser Haus auf diesem Grunde steht, darum hat er es so lieb und freut er sich seines Gedeihens. Ich hoffe und glaube, daß die Erscheinung des Königs unter uns auch Euch, liebe Kinder, ein neuer Antrieb geworden, dem Herrn die Ehre zu geben, der mit Seiner Liebesherrlichkeit, in der Er unter uns wohnt und waltet, auch die Majestäten der Erde herbeizieht, daß sie uns durch ihr Erscheinen bezeugen, wie Herzensniedrigkeit und Demut im Glauben der Weg des Heiles sind. Es mag sich wohl mancher fragen, was es denn wohl ist, das sich solchen König vor dem Thron des Barmherzigen beugen läßt, Ihm zu dienen; wenn Ihr den König und die Königin gefragt hättet, sie hätten Euch auch nicht anderes geantwortet, als dies, daß in keinem andern Heil, auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darin wir sollen selig werden. Was für eine Welt wird's doch sein, Ihr Geliebten, dort in dem vollendeten Himmelreich, wo alle sich zusammenfinden und in der Liebe Christi erkennen, welche Ihn hier ihre Hoffnung haben sein lassen. Da soll es noch herrlicher erklingen wie an jenem Abend im Betsaal, wo Ihr mit dem Königspaar und dieses mit Euch gesungen: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen, Amen!“ Und wie die Königin sich an jenem Abend in großer Freude über das köstliche Tönen der Himmelsworte zur jungen Mutter[1]) aussprach: „Ach, wie war das schön“, so wird unser aller Herz einst voll Anbetung werden und bleiben. Dazu wolle der Herr uns helfen!

Ich muß fort; der Kutscher wird ungeduldig. Heute reise ich zu Br. **Mecklenburg**, morgen zu Br. **Lange**, übermorgen zu Br. **Witzig**, dann über Sonnenburg nach Berlin, heute über acht Tage, so Gott will, zu Euch ins Rauhe Haus! Haltet Euch bis dahin wacker und gedenkt auch daran, was für Trost und Freude ich daran

---

[1]) So wurde in der Anstalt stets Wicherns Frau zum Unterschied von Wicherns Mutter genannt.



habe, wenn ich von Euch Knaben und Euch Mädchen nur Gutes höre und die Brüder und Schwestern frischauf finde im Werk des Herrn und alle Freunde und Mitarbeiter lebendig im Glauben und fröhlich in der Liebe und in der Geduld.

In treuster Liebe Euer

Wichern.

Berlin, den 16. Juli 1853.

Mit der Neumark, die ich bis dahin nur als Sandbank gekannt, wurde ich schon durch Reitwein in etwas ausgesöhnt. Es hat doch einen schönen Sinn, daß mitten in die ebenen Wiesen so schöne Garten- und Parkanlagen gebaut werden. Das ungeheure Oder- und Warthebruch umfaßt, ich weiß nicht wie viele Meilen Gras- und Wiesenland, glatt wie ein Teppich, gegenwärtig vielfach mit Wasserspiegeln durchlegt, da der Wasserstand der genannten Flüsse in diesem Sommer höher ist denn je in dieser Jahreszeit. Die Bauern mit ihren breitkrempigen Hüten und wenig geistigen Angesichtern beleben diese Wiesenwüste mit ihren Karawanen von Heuwagen. Die Fuhrwerke sind mit Ochsen bespannt, ruhige Tiere, deren jedes ein Messingblech von erheblicher Länge vor den Hörnern trägt. Das Ganze ist ein Bild menschlichen Fleißes, der erst seit zwanzig Jahren diese weiten Strecken von Buschwerk befreit haben soll, worin einst Hirsche und anderes Wild gehaust, und der — so sagt man — den Ertrag eines Morgens Wiesenlandes auf etwa zwölf Thaler gebracht hat.

In solcher Gegend sind die schönen Landgüter mit ihren Parks eine wahre Erquickung; sie sind gleichsam schöne Landschaftsgemälde auf einem schönen grünen Untergrund, in denen die Kunst und die Liebe — beide sind, wenn sie rechten Geistes sind, allezeit eins — die Natur wesentlich ergänzt haben und die auch in dieser Beziehung Zeugnis davon geben, daß die Erde des Herrn dem Menschen unterthan ist, damit er auf ihr die Herrlichkeit der Schöpfung nachbilden und also zeigen kann, wie er die Kunst und Liebe des großen Meisters sich zu eigen gemacht.

Nach manchen Kreuz- und Querfahrten erreichte ich endlich Sonnenburg. Als ich an die Thür des Zuchthauses klopfe, höre ich, daß gerade in dem Augenblick die Mitglieder der Generalkirchenvisitation in der Kirche der Anstalt anwesend seien, trete ein und finde eine Anzahl lieber Bekannter und Freunde: Büchsel als Generalsuperintendent, Kropatschek, Hoffmann, Arndt u. s. w., die ich mit Händedruck und stiller Freude begrüßte. An sechshundert Gefangene waren in der reichgeschmückten Kirche versammelt; der Pastor des Zucht-

hauses predigte so, daß er dafür ins Zuchthaus gemußt hätte, — eine große Deklamation, die der Visitation die innere Leerheit der Predigt verdecken sollte; dann sprach der Visitator Kropatschek vom Altar aus. Es war ein Gotteswort voller Liebe und voller Kraft, das die Gefangenen tief bewegte, was sie nicht unterdrücken konnten. Abends predigte Büchsel noch einmal, nicht minder trefflich. Wir haben uns dahin geeinigt, daß der Anstaltsgeistliche fort muß. Wie hat die Kirche für die Gefangenen gesorgt! In Sonnenburg war zuerst ein Geistlicher, der den Gefangenen das Himmelreich „für Tugend und Rechtschaffenheit" anbot, ein Kaufpreis, den natürlich eine Bande von Verbrechern am wenigsten zur Disposition hat; ihm folgte im Amt der Sohn eines Schornsteinfegers, der zuletzt wegen Trunksucht abgesetzt wurde! Das ist es, was die Kirche zwanzig Jahre hindurch den Gefangenen geboten hat. Dazu kommt ein ganz verwahrlostes Beamtenpersonal, das wegen seiner Unredlichkeit bekannt ist. Was mich in Sonnenburg außer dem Gefängnis besonders interessierte — die Gefangenen sind mir auch dort wie aller Orten und für die ganze Reise die Hauptsache geblieben, und ihnen hat alle Arbeitszeit gehört —, war die erwähnte Kirchenvisitation. Die Mitglieder derselben, bestehend aus den genannten mir herzlich verbundenen Männern faßten den Befund der Visitation dahin zusammen, daß in der Gemeinde Sonnenburg viel Verlangen nach Gottes Wort sei, daß aber bei den Pastoren und Lehrern der Tod in allen Töpfen stecke; dabei sei das Beklagenswerteste, wie Büchsel sich ausdrückte, daß die ganze Wirtschaft durch eine Schlußfeierlichkeit noch sanktioniert werde. Büchsel ist kein großer Kirchenmann, aber er ist einfältig und wahr, und die Einfalt macht groß. In seiner Stellung und bei den ihm werdenden Huldigungen bewahren sich wenige die Einfalt, und daß er sie sich bewahrt, ist ein vollwichtiges Zeugnis für den inneren Wert des weithin wirkenden Mannes. Er ist nicht bloß kein Grüntischler sondern auch ein Feind dieser schlimmsten Menschenregierklasse, der man den Untergang zunächst vergeblich wünschen wird.

Wäre ich früher in jene Gegend gekommen, so hätte ich die Mission durch einige Dörfer mitgemacht, wenn Hoffmann, Kropatschek und die anderen es gern gesehen hätten. Zu Tausenden sind die Landleute ihnen nachgeströmt von Dorf zu Dorf, von Kirche zu Kirche, während die Städte sich bei Licht besehen durch Teilnahmslosigkeit ausgezeichnet haben. Sie sind durch die „Aufklärung" dem Untergange nahegekommen. Auf dem Lande dagegen lebt trotz der vielfach ungenügenden geistlichen Versorgung die Macht des einst gesäeten Gotteswortes fort. Die Landgemeinden im Warthebruch haben teilweise den zweiten

Festtag zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten wieder gefordert, während den Städtern auch der eine Feiertag noch zu viel ist. Freigemeinden, Lichtfreunde, Freimaurer, Anbeter Uhlichs und Ronges florieren in den Städten. In der Landgemeinde gilt noch das Ansehen der alten evangelischen Kirchenväter, die in ihrem geschriebenen Wort weiterleben. Friedrich der Große — groß als Mehrer des Reiches, aber nicht als Mehrer des Gottesreiches — hat selbst in seinen unkirchlichen Kolonieen dem Glauben den Zufluß des Evangeliums nicht abgraben können, wenigstens in jenen Gegenden nicht.

Hunderte von kleinen Kolonieen bedecken hier das Land und paradieren mit lächerlichen Namen: Jamaica, Sumatra, Newyork u. dergl. Auf weiten Strecken stehen nur drei oder vier Kirchen, dagegen viele Bethäuser, in denen die Schullehrer Betstunden halten. An manchen Stellen haben die Visitatoren, weil die Räume zu klein waren, ihre Predigt auf freiem Felde vor Tausenden halten müssen. Im Fremdenbuch zu Küstrin, eben in dem Wirtshaus, in welchem auch ich eingekehrt war, hatten die Visitationsmitglieder ihre Namen eingeschrieben und als Zweck ihrer Reise „Mission" angegeben. Die Kirchenvisitation ist nur etwas, wenn sie „Mission" ist; sie muß die Mission der evangelischen Kirche werden und richtet als solche mehr aus als die Jesuitenmission der Römischen. Man muß sich herzlich freuen, daß solche Männer gesendet werden, die ihre Aufgabe begreifen. Am kläglichsten scheint die Kirchenvisitation in Sachsen unter Generalsuperintendenten Möller ausgefallen zu sein, indem zum Schluß, als die Geistlichen der betreffenden Synode in Neuhaldensleben untereinander das Abendmahl hatten feiern wollen, ein Zwiespalt ausbrach. Die einen hatten die Unionsformel, die andern die lutherische Weise gewollt. Man ist endlich ohne Abendmahl auseinandergegangen. Möller, statt jeden Teil die Feier nach seiner Weise begehen zu lassen, hatte erst um Verhaltungsmaßregeln nach Berlin geschrieben! Erfreulicheres hörte ich über die Kirchenvisitation in Ost- und Westpreußen. Knak in seinem Feuereifer hat in Elbing sechsmal in sechs Tagen gepredigt, jedesmal war die große Kirche mit fünftausend Menschen gefüllt. Als er einmal in jenen Tagen zu einem Abendgottesdienste auf der Kanzel stand und die Kirche Kopf an Kopf gefüllt war, zog ein erschreckendes Ungewitter herauf. Er predigte über Zachäus, der auf den Baum stieg, des Herrn zu warten. Da wird es plötzlich dunkel wie finstere Nacht. Furchtbare Donner rollen und helle Blitze zucken und erleuchten die mit Menschen gefüllte Kirche. Der Sturm heult, es krachen die Fenster des Gebäudes. — „Der Herr kommt im Sturm und in Wettern, nicht wie bei Zachäus" — so predigt Knak

und fragt: „Wenn Er nun erschiene und uns in dieser Versammlung vor Sein Gericht forderte, — wer würde bestehen? Wer Christ ist, würde sich nicht fürchten, sondern ihm freudig entgegengehen." Da leuchtet wieder ein Blitz durch die Kirche und durchzuckt die Tausende — ein furchtbarer Donner folgt, als bräche die Kirche zusammen, und draußen hört man das Stürzen einer Mauer und Staubwolken wirbeln vor den hohen Fenstern der Kirche auf. Alles schweigt — selbst Knak muß innehalten. Durch das Gotteshaus geht ein lautes Seufzen und Weinen. — Eine Pause entsteht. Wie wird das enden? Da erhebt sich unser Weiß, der Konsistorialrat aus Königsberg, und stimmt mit hellem Tone inmitten der Tausende an: „Ach bleib mit Deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ!" — und nun stimmt auch die ganze Gemeinde mit an: „daß uns hinfort nicht schade des bösen Feindes List." Dann fährt der erweckliche Prediger fort. Es soll ein gewaltiger Augenblick gewesen sein — und das in Elbing, der vom Unglauben und Gottlosigkeit erfüllten Stadt, dem Herd, auf welchem das Feuer politischen und kirchlichen Umsturzes namentlich in den letzten Jahren Aller Herzen verwüstet hat. Sollte solch ein Ereignis ohne Frucht bleiben? Ich meine, Erfahrungen der Art können über vieles andere ausgleichend trösten und Hoffnungen wecken. Gott wird weiter helfen und namentlich in Preußen. Es bleibt doch das Land der protestantischen Hoffnungen politisch wie kirchlich — trotz seiner Feinde.

Das Zusammentreffen mit diesen Brüdern in Sonnenburg ist mir wie ein Gnadenstrahl entgegengekommen. Der Bund herzlicher Freundschaft und Liebe ist dort erneuert worden und soll Frucht bringen.

Das andere, was in Sonnenburg — namentlich unter gegenwärtigen Umständen — das Interesse in Anspruch nehmen mußte, war die Ruine des Johanniter-Ordens, die jetzt der König wieder aufbauen will. Sonnenburg war einst der Mittelpunkt der Johanniter-Ritter. Hier wohnten ihre Herrenmeister. Die alte Herrlichkeit ist dahin und wird nicht wiederkehren. Solche Tote werden nicht wieder lebendig. Der Herrenmeister herrschte hier einst in großartiger Weise patriarchalisch und war ein Segen für das Land. Das reichste Denkmal davon ist außer der Christianisierung und Kultivierung des Landes eine in freimaurischem Gewande restaurierte Kirche, deren Turm Schinkel renoviert hat. In der Kirche sind Hunderte von Wappen der Herrenmeister und Komture aufgehängt. Vom Jahre 1303 bis 1800 wurde hier der Ritterschlag erteilt. Die Namen derer von Arnim, von Alvensleben, von Dohna, von Finkenstein, von Hardenberg, von Maltzahn, von Solms, von Stolberg, von Voß,

von Kleist, Senfft von Pilsach, von Bodelschwingh, von Gröben u. a. sprechen von der Geschichte alter Tage; die Namen von Fürsten und Prinzen bilden den in der Geschichte strahlenden Mittelpunkt. Das bekannte Johanniterkreuz kehrt in jedem Wappen wieder, und um die Wappenherrlichkeit vollkommen zu machen, hängt dasselbe außerdem in kolossaler Größe über dem Altar, da die Kirche Ordenskirche war, in der der Ritterschlag gegeben wurde. Kaufleute von Amalfi stifteten den Orden im elften Jahrhundert während des ersten Kreuzzuges. Raymond von Puy wandelte ihn in einen Ritterorden um. Sonnenburg ward später Mittelpunkt, an dem Frömmigkeit, Tapferkeit, Beschützung der Notleidenden und Bedrängten, Kampf fürs Christentum und sein Kreuz gepflegt werden sollte. Das noch vorhandene Schloß wurde unter dem Herrenmeister Fürst Moritz von Nassau 1602—1667 neu erbaut; es ist geschmacklos und abgesehen von der Geschichte wertlos. Doch wendet der König große Summen daran, es wieder einzurichten, da der Herrenmeister künftig hier wieder wohnen soll. Das projektierte Krankenhaus wird neben dem Schloß errichtet werden. Der Erfolg wird zeigen, ob des Königs Absicht auszuführen ist, ob der neue Orden etwas leisten wird. Ich erlaube mir, daran zu zweifeln. Acht Ahnen machen es nicht mehr, und der aus Christo geborene Adel, der freilich den aus menschlicher Ordnung hervorgehenden nicht aufhebt, bedarf derartiger Formen nicht. Derjenige, der den ganzen Gedanken im Jahre 1850 wieder angeregt hat, ist kein Mitglied des Adels; es ist der Kreisrichter Scholl in Sonnenburg, der sich deshalb an den König gewandt hat, ein Mann nicht ohne Eitelkeit, wie mir scheint, aber auch nicht ohne christlichen Ernst, voll Eifer für das Reich Gottes. Er verspricht sich die wunderbarsten Dinge von dieser Ordenserneuerung und hat dabei eine Saite angeschlagen, die bei dem edlen Fürsten nur zu lange und zu laut tönt. — Nebenbei noch die Notiz, die auch Dich angeht, daß ich bei dem jüngsten Kinde dieses Herrn Scholl am Tage meiner Anwesenheit Gevatter gestanden habe und dadurch mit vielerlei Leuten gevatterlich verbunden bin.

Auf der Rückreise von Sonnenburg habe ich zwei Stunden in Frankfurt dazu benutzt, das vom seligen Minister von Thile besonders gepflegte, von Kaiserswerther Schwestern bediente Kinderhospital zu besuchen. Dahin ward auch die Rätin Empich gerufen, die ich dort persönlich kennen lernte. Sie ist durch meine 1850 in Frankfurt gehaltene Ansprache für das Reich Gottes bleibend gewonnen worden und war damals von meinem Wort so ergriffen, daß sie infolgedessen einige Wochen auch körperlich aufs Lager geworfen ward. Eine

ähnliche Freundin habe ich in der Fürstin Reuß-Pückler gefunden. Daher die Teilnahme der Frau für unsere Arbeiten. Auch die Töchter des Generals von Hove, der in Frankfurt kommandiert, sah ich; es sind junge, prächtige Mädchen. Ich weiß nicht, wie sie zum Evangelium gekommen sind; aber sie leben und weben darin trotz Vater und Mutter, welche die Töchter von ganzer Seele lieben, aber nicht fassen können, was in den Gemütern der Kinder vorgeht. Es ist charakteristisch, daß der alte General in großer Sorge für sie, die den Armen und Elenden nachgehen, sich nicht anders zu helfen gewußt hat, als daß er dem Polizeichef von Frankfurt a. d. O. den Auftrag gegeben, Gensdarmen über seine Töchter, wenn diese ausgehen, vigilieren zu lassen, und so geschieht es wirklich! Sie werden von Polizisten heimlich überwacht, wenn sie in dankbarer Liebe für das ihnen gewordene Heil die Wege der Barmherzigen wandeln! Die Töchter wissen das auch, lassen sich aber dadurch nicht stören, da auch der Vater sie dadurch nicht stören will.

Hier in Berlin angekommen ging ich gestern zu Rendtorf, um, was für den Kirchentag nötig ist, zu besprechen, und fuhr heute nach Potsdam. Als ich dorthin kam, fand ich alles in Bewegung, es war Parade zu Ehren des Königs von Bayern. Daran schloß sich große Tafel im Neuen Palais, so daß die Majestäten unerreichbar waren. Dennoch ging ich nach Sanssouci, um das Meinige zu thun. Die Dienerschaft sagte mir, daß weder der König noch die Königin zurückkehren würden, daß sie aber beide Ordre gegeben, mich nicht gehen zu lassen, wenn ich kommen würde, man erwarte mich dieser Tage in Sanssouci. Die Majestäten erfahren also, daß ich mich eingefunden habe, ohne länger haben warten zu können.

Morgen früh fahre ich nach Spandau, besehe dort das Gefängnis, wohne dem Gottesdienste unter den Sträflingen bei und kehre Montag zu Dir und Euch zurück, wenn Gott es will, und ich hoffe, Er will es.

Berlin, den 20. September 1853.

Vielen Dank für Dein liebes Schreiben; es hat mich herzlich erfreut und getröstet! Viel schreiben kann ich nicht, nur am späten Abend noch einige wenige Zeilen. Reich gesegnete Tage sind über uns angebrochen. Du hättest heute hier sein müssen, das war ein Kirchentag! Wie köstlich war der Eröffnungsgottesdienst! Tausende von Kirchentagsmitgliedern füllten die große Domkirche; die lebensvolle Predigt unseres Hoffmann war von einer harmonisch geistvoll geordneten Liturgie umgeben, in der der Domchor seine ganze Sangesfülle entwickelte, stets in wechselnder Zusammenwirkung mit der Gemeinde.

Es ward rhythmisch gesungen. Die Verhandlungen selbst fanden in der Garnisonkirche statt. Von Bethmann-Hollweg sprach in seiner Begrüßungsrede ergreifend. Dann kam die große Hauptfrage zur Verhandlung. Die Versammlung sollte sich mit Herz und Mund zur Augsburgischen Konfession von 1530 bekennen, bekennen als zum gemeinschaftlichen Symbol der lutherischen, reformierten und unierten Kirche. Sartorius gab eine lange, gelehrte, zugleich geistvolle Einleitung. Nitzsch wußte, was für ein Großes es galt: der unierten Kirche ein Symbol, das sie bis dahin nicht gehabt, zuzueignen. Man merkte es ihm an allen Fasern ab. Das ganze Gewissen des großen Mannes sprach im Drang der Not und der Geschichte. Es handelte sich um einen Schritt vorwärts in der protestantischen Kirche deutscher Nation; Krummacher, der als Reformierter sprach, erfaßte die Menschen mit Sturmesgewalt; — so gewiß ich mich ihm gegenüber nüchtern halte, mußten doch alle im Jubel mit einstimmen, als nach seinem Amen aus tausend Kehlen und Herzen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" gen Himmel brauste! Stahl sprach als Lutheraner, sein Bekenntnis ohne Rückhalt feststellend und dann doch zur Konföderation die Hand reichend, indem er mit seinen beiden Vorgängern die Standarte der Augustana erhob. Nun folgten weitere Reden von Theologen und Laien, von Richtern, Advokaten und Professoren. Dann kam der große Augenblick, in welchem es galt, das Zeugnis abzulegen. Zwei Tage lang war in unseren Ausschüssen schon um das rechte Wort gekämpft, es ward viel gezagt, gebetet und gehofft! Es galt, ein unüberwindliches Zeugnis gegen Rom, gegen Unglauben, gegen Freigeisterei und Schwärmerei, ein Zeugnis des Glaubens in Erinnerung dessen, was die Väter 1530 vor Kaiser und Reich an jenem denkwürdigen Tag zu Augsburg gethan. Der Geist Gottes wehte durch die Versammlung. Es kam zur Entscheidung. Einstimmig erhuben die anwesenden Tausende Herz und Hand dem Herrn zur Ehr', der Kirche zur Wehr — sie vereinigten sich als Glieder der lutherischen, reformierten und unierten Kirche deutscher Nation im Bekenntnis der Väter. Der Herr im Himmel hat das Amen gehört, und mächtig schallte durch die Kirchenhalle das: „Nun danket alle Gott!" — Gott segne es zum heilsamen Schreck für Rom, das zu früh über die Niederlage triumphiert hat, — aber auch zum fröhlichen Wachstum unserer teuren Kirchen. Nur fünf Geistliche in der Versammlung hatten sich ausgeschlossen. Ich schreibe Dir Vorstehendes in voller Freude mit Lob und Dank gegen Gott, den Herrn! Freuet Euch mit uns! Amen.

Am 22. September hielt Wichern einen Vortrag über: „Die kirchlichen Zustände der großen Städte des evangelischen Deutschlands"; am 23. September einen solchen über: „Die evangelischen Deutschen in der Diaspora". Vergl. „Die Verhandlungen des sechsten deutschen evangelischen Kirchentags in Berlin. 1853 bei Wilhelm Hertz." Dem ersten Vortrag wohnten auch der König und die Königin bei.

1854.

Berlin, den 10. Juni 1854.

Der König ist gestern von hier abgereist, so daß also der eigentliche Zweck meiner Reise verloren geht; es sollte ja unter des Königs Vorsitz in Sachen des oberschlesischen Notstandes beraten werden. Des Königs Reise wird übrigens in ganz Berlin mit großer Überraschung und Erwartung angesehen und ist mehr als plötzlich veranlaßt worden. Es gilt eine Besprechung mit dem Kaiser von Österreich in Teschen in gewiß hochwichtigen Sachen.[1]) Man meint hier, es sei der letzte Schritt vor der nunmehr erfolgenden Mobilmachung.

Der Leitartikel der Neuen Preußischen Zeitung von heute spricht sich bedenklich grollend gegen Österreich und vorwurfsvoll gegen das jetzige Ministerium des Auswärtigen aus. Lange kann das alles nicht so fortgehen, und die Entscheidung muß bald erfolgen. Vielleicht, daß am heutigen Tage die Würfel fallen. Übermorgen ist die silberne Hochzeit des Prinzen von Preußen, die offenbar als Demonstration gegen den König gebraucht werden wird, der von all diesem auch schwer angegriffen sein soll. Tags darauf tritt er die große Reise in die Provinz Preußen an.

Gestern abend war ich bei Minister von Westphalen, wo auch Minister Raumer und Konsistorialpräsident Graf von Voß waren, dazu Raumers Frau, die wiederzusehen mich ebenso gefreut hat wie das Zusammentreffen mit der Ministerin von Westphalen, Florencourts Schwester, mit der ich zuletzt in Liegnitz zusammen war. Florencourt[2]) hatte nach Amerika auswandern wollen, statt dessen ist er in die heiligen Mauern des unheiligen Rom eingegangen, und ich bin nicht ganz gewiß, ob er sie nicht bald wieder verlassen wird. Da er die Konsequenz, in

---

[1]) Die Zusammenkunft Friedrich Wilhelms IV. mit dem Kaiser von Österreich betraf den Krimkrieg. Frucht der Reise war die Sommation Österreichs vom 14. Juni 1854, durch welche Rußland aus großer Verlegenheit befreit wurde; es konnte nunmehr die Donaufürstentümer räumen.

[2]) s. die Anmerkung auf Seite 17.

die protestantische Kirche zurückzukehren, scheuen mag, sollte es mich nicht wundern, wenn er jetzt nach Rußland ginge und griechisch-katholisch würde. Er wird noch Gelegenheit genug finden zu sehen, wie die Doktrin ihn über die Wirklichkeit der römischen Kirche getäuscht hat; denn die öffentlichen Demonstrationen der Katholiken aus Köln gegen ihn mögen noch viel ernstere private und verborgene Vorgänger gehabt haben. Florencourts Verhalten wundert mich nicht, er geht stets zur Opposition über und gerät über kurz oder lang mit dieser selbst in Opposition. Der Grund liegt darin, daß es in ihm selbst noch nie zu ernsterer Opposition gegen sein eigen Fleisch und Blut gekommen ist. Er hat keine Kirche in sich, darum findet er den Frieden nicht. Leider konnte ich seine Schwester gestern abend nicht mehr allein sprechen, sonst hätte ich über ihn wohl mehr gehört, was mich sehr interessiert haben würde. Vielleicht läßt sich das nächstens unter unserem Dache thun, da es Westphalens ernste Absicht ist, Hamburg und dann auch uns zu besuchen. Für das Rauhe Haus haben beide und namentlich die charmante Frau ein Herz. Im übrigen war es merkwürdig, wie eintönig es an diesem Abend unter den zwei Ministern herging. Die beiden Männer haben eine große Last an ihrem Amt. Ich werde beide heut noch einmal sprechen. Ein Wunder Gottes ist es mir, hier in Berlin zu sehen, wie die große Staatsmaschine sich immer noch aufrecht erhält; sie schleppt und krüppelt freilich genug. Ich bin diesmal wieder an die Fenstergläser des großen Guckkastens gestellt worden. Im Justizminister-Hotel hat mich die zweieinhalbstündige Unterredung mit dem klugen Minister Simons über die Justizverwaltung sehr deutlich die halsbrechenden Wege menschlicher Gerechtigkeit und die Distanz zwischen menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit als eine gradezu unermeßliche erkennen lassen. Es handelte sich um Herbeiführung gewisser Bestimmungen in der Strafgesetzgebung, um eine Milderung großer Härten und eine Verkürzung der zum Teil übertriebenen Strafmaße, durch welche man dem Staate (abgesehen von der inneren Ungerechtigkeit) unerträgliche Lasten auf-ladet und die Gewissen der Menschen mit Sünde aller Art beschwert — die Gewissen der Richter, indem die Richter Unrecht thun, die der Verurteilten, indem sie Unrecht vielerlei Art leiden müssen. Es ist wahr, der Justizminister feilt nach Kräften an dem Räderwerk der Gerechtigkeitsmaschine; aber was hilft das alles, um menschliche Willkür unmöglich zu machen? Bei beiden Ministern fand ich fast völlige Unkunde über das, was die in dieser Beziehung einsichtsvollsten unter den civilisierten Völkern durch ihre ordentlichen Organe zur Durchführung einer wahrhaft menschlichen und darum christlichen Strafrechtspflege

angestrebt und erreicht haben. Statt dessen die bekannten aus der Journalistik geschöpften Vorurteile, z. B. gegen die Einzelhaft. Als der Minister des Innern mich gestern abend im Vertrauen fragte, ob ich ihm nicht aus der durch die Reisen gewonnenen Einsicht in die persönlichen Kräfte des preußischen Richter= und Verwaltungsstandes auch nur einen Mann namhaft machen könne, der über diese Zweige der Gerechtigkeitspflege völlig orientiert und mit Liebe und Hingabe an diese große Sache erfüllt sei, mußte ich ihm antworten, daß ich in allen preußischen Provinzen auch nicht einen der Art gefunden hätte, soweit ich mich hätte umsehen können. „Nun, so geht es mir mit fast allen Dingen der Art“, war seine Antwort. Dazu höre man, was mir Wiese über den Stand des Gymnasialwesens und Stiehl über den Stand des Volksschulwesens aus ihren neuesten Inspektions=reisen erzählten. Wird es da möglich, zu einem andern als jenem Urteil zu kommen, daß nicht König und Minister sondern Gottes Gnade selbst die Lande regiert und darum in Seiner Ungnade auch vieles Gewächs des Zornes hat aufgehen lassen!

Mit schwerem Herzen wartet man auf das Resultat der gegen=wärtigen Reise des Königs. Die Stunde der Entscheidung mag wohl nahe sein. Wer wendet sich nicht mit Ekel von dem Geschwätz der Deutschen, die die westmächtliche Politik zugleich zur preußischen machen wollen, und mit ebensolchem Widerwillen von der grollenden Neuen Preußischen, die doch ihre Leser für Schulknaben halten muß, wenn sie erwartet, daß sie mit ihr in die Reflexionen einstimmen, in denen sie sich heut und gestern über Österreich ergießt, da sie doch sieht, daß die Geschichte sich nicht nach ihren Machtsprüchen richten will. Gott gebe dem König Weisheit und Stärke, das sind die zwei Stücke, die er gebraucht, um das ihm anvertraute Volksschiff durch die Klippen und durch den Wind zu steuern, der aus allen vier Ecken zugleich bläst. Indem ich jetzt in Rankes preußischer Geschichte weiter lese, orientiere ich mich über die Gegenwart mit all ihren dunkeln Rätseln und komme darauf zurück, was ich schon oft wieder=holt habe: es giebt ein Amt und einen Beruf der Könige, den man ihnen lassen soll als ihnen von Gott vertraut. Das Dreinreden der Masse, der Weiber und Kinder, ist wie ein lächerliches Spielwerk in dem großen Drama. Die letzten Motive der schließlichen Entscheidungen bleiben denen, die nicht berufen sind, deren Ausgang vor dem Schluß der geschichtlichen Epoche zu wissen, verborgen. Am Ende haben sich Könige und Räte geirrt in dem, was sie in guter Absicht gethan. Sie vollstrecken doch nur einen höheren Willen, der die Geschichte leitet. Glücklich in hohem Maße ist ein Geschlecht, das wie jenes

unserer Väter in den Befreiungskriegen das ihnen von Gott gesteckte Ziel klar erkannt hatte. Da giebt es denn auch königlichen Sinn und königliche Thaten des ganzen Volkes. Unser heutiges Geschlecht, Fürsten wie Völker, hat sich der Väter nicht würdig erwiesen, so kommt denn jetzt das Gericht. Die Gerechten aber haben die Verheißung, daß ihnen das Licht immer wieder aufgehen soll. — Ich meinerseits halte heute Rußland durch Englands und Frankreichs Vorschreiten im Orient zum Kriege berechtigt, ebenso England und Frankreich durch Rußlands Thun. Auch scheint mir Österreich jetzt zum Vorgehen genötigt. Zwischen Fürsten giebt es keine menschlichen Richter, das Schwert muß entscheiden, und durch dasselbe vollzieht Gott Sein Gericht. Wir können auch in diesem Falle abwarten, was die Zukunft bringt! Preußen hat eben in keiner Weise ein Interesse daran, vorzugehen. Es trägt die Wage der Weltgeschichte in seiner Hand. Von ihm wird es abhängen, in welche Schale es sein Gewicht werfen wird. Wenn es sich möglicherweise um das Entzünden eines Weltbrandes handelt, sollte man Gott danken, daß Er den christlichsten König und Herrn dazu ersehen hat, diese hohe Stelle einzunehmen, und des Lästerns ein Ende machen, dessen sich auch christliche Leute dem heutigen Träger der preußischen Krone gegenüber nicht scheuen. Gott helfe dem König! Er wird es auch thun, denn der König traut Ihm und sucht die Weisheit bei Ihm!

Berlin, den 13. Juni 1854.

Eben komme ich von Potsdam aus Sanssouci und zwar in demselben Extrazuge, der den König und seine Reisegesellschaft nach Ostpreußen befördert. Wir haben eine fast zweistündige, sehr lebhafte Konferenz in Sachen der Gefängnisreform gehabt, der der König präsidierte. Die Minister des Innern und der Justiz mit ihren Räten waren gegenwärtig. Die Verhandlungen waren nicht immer angenehm, wenigstens nicht für die Minister. Der König wurde heftig, fast leidenschaftlich, da ihm die Sache so am Herzen liegt. Schließlich forderte mich der König auf, ihm einen kommissarischen Bericht über die hiesige Anstalt in Moabit, speziell über die Art, wie das pennsylvanische Strafsystem hier bis jetzt durchgeführt sei, und zwar bis zu seiner Rückkehr einzureichen. Noch einige Räte sind mir beigegeben. Ich gestehe, daß mir die Aufgabe nicht angenehm ist, doch gab es wohl kein anderes Mittel, um vielerlei Heimlichkeiten zu entlarven; ich konnte mich auch dem Auftrage nicht entziehen. Nachher war ich beim König zur Tafel mit vielen andern Gästen, der Großherzogin-Witwe

von Mecklenburg, dem Großherzog von Weimar, Prinz Carl, Prinz Albrecht, Graf Dohna u. s. w. Der König reiste dann ab, um in zwölf Tagen wiederzukommen.

Berlin, den 14. Juni 1854.

Es ist abends zehn Uhr. Nachdem ich seit acht Uhr heute morgen fast ununterbrochen unter Menschen der verschiedensten Art zugebracht habe, freue ich mich, nun noch einige Minuten mit Dir plaudern zu können. Die unfreiwillige Trennung auf längere Zeit werden wir uns schon gefallen lassen, da es einer ernsten Sache gilt, die durch meine diesmalige Arbeit, so hoffe ich zu Gott, einen guten Schritt vorwärts kommen wird. Es gilt, eine tiefe Unwahrheit schlechtester Bureaukratie um den Preis aufzudecken, für die Zukunft der unglücklichen Gefangenen Wege des Heils mit anzubahnen, und einem Fürsten, der wie wenige in seinem Volk ein Herz voll Erbarmen und Gerechtigkeit für die Elendesten hat, einen Dienst zu thun. Es gilt, die Hindernisse, die seinem Willen entgegenstehen und stärker sind, als die meisten glauben, hinwegzuräumen. Ich befinde mich auf einem Schlachtfelde, umgeben von widerwilligen Menschen, vor denen kein Schritt zurückgewichen werden darf, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Die ganzen Tage bringe ich jetzt im Gefängnis, meist in einzelnen Zellen mit schweren Verbrechern zu, um ihre innere und äußere Lage zu ermitteln, ohne daß sie merken dürfen, wozu es geschieht. Du sollst mich auch auf diesen Wegen nicht begleiten. Um vier Uhr speiste ich dann beim Justizminister. Herr Simons macht durchaus den Eindruck eines rechtlichen, klugen, wohlwollenden Mannes, dem es in unserer Sache anliegt, das Richtige zu treffen. Zum letztenmal war ich in den Räumen des Justizhotels 1847 bei dem nun auch schon entschlafenen Minister von Bodelschwingh. Dem fehlte der große staatsmännische Blick, der die ferne Zukunft prophetisch erkennt und sich die widerstrebende Gegenwart mit neuen klaren Zielen gefügig macht; aber dafür hatte er ein reiches, edles, reines Herz, das ihm die Herzen aller, die ihm nahe kamen, gewann. Wie viele Justizminister sind ihm gefolgt bis zu Herrn Simons, den Manteuffel nur mit Not gefunden, da niemand die Verantwortung übernehmen wollte! Die Gesellschaft war eine andere, als ich sie sonst hier beisammen sah. Der Speisesaal war der eines bürgerlichen Ministers vom Rhein. Anwesend war der Finanzminister von der Heydt, Kommerzienrat Diergardt, welcher sich bemüht, Spar- und Hilfskassen für die Monarchie zu schaffen, Geheimrat Bischof, Verfasser und letzter Redakteur des vielbesprochenen neuen Strafgesetzbuches, Oberbürger-

meister Lischke von Elberfeld und als theologischer Zierrat der Verfasser der „Glockentöne"[1]) mit seinen beiden Söhnen. Mir war der Platz neben dem genannten Oberbürgermeister ausersehen, wofür ich dem Minister dankbar bleiben werde. Mir ist dadurch eine genußreiche, lehrreiche Stunde geworden. Ich habe aus seinem Munde u. a. einen Bericht über die sogenannte neue Elberfelder kirchliche und bürgerliche Armenpflege erhalten, den ich noch ausbeuten werde, es werden mir alle darauf bezüglichen Nachrichten geschickt werden. Die Resultate der dortigen Armenpflege sind sehr merkwürdig. Herr Lischke hat im vorigen Jahre den Kirchgemeinden Elberfelds alle Armenfonds der Stadt angeboten, um sie zu verwalten; doch hat die reformierte Gemeinde das Erbieten ausgeschlagen: es sei der Kirche unwürdig, Spender solcher Gelder zu sein, welche durch städtische Steuern aufgebracht würden. Sie hatte ganz recht. Als dann aber der Bürgermeister eine neue städtische Armenpflege bildete, in welcher freiwillige Pfleger immer je drei bis fünf Familien dienen sollten, waren die reformierten Presbyterien bereit, hundert und mehr freiwillige kirchlich gesinnte Pfleger aufzustellen. Je fünfzehn derselben bilden eine Kommission, in der die Spenden nach genauer Untersuchung der einzelnen Pfleger bewilligt werden. Mehrere dieser Kommissionsvorsteher bilden mit dem Bürgermeister an der Spitze wieder einen aus sieben Personen bestehenden Rat, welcher die Grundsätze aufzustellen hat, nach denen die Kommissionen zu verfahren haben. Bei diesem Verfahren, das sich auf persönliche Pflege der Armen stützt, sind in einem Jahre weniger Arme als früher verpflegt, aber auch 20 000 Thaler gespart worden. Dem gegenüber hat die lutherische Gemeinde sich dazu hergegeben, eine sog. kirchliche Armenpflege mit dem durch bürgerliche Steuern aufgebrachten Gelde einzurichten und zwar mit dem Resultat, daß man mit dem Gelde nicht ausgekommen ist, sondern Schulden gemacht hat. Es ist daraus etwas für die sogenannte „kirchliche Armenpflege" zu lernen.

Diese Mitteilungen gaben Veranlassung zu mehrstündigem Gespräch und zu Verhandlungen, die weit und tief gingen.

Berlin, den 16. Juni 1854.

Gestern habe ich wieder den größten Teil des Tages in Einzelzellen bei Gefangenen zugebracht und dabei außerordentlich viel gelernt. Gott hat da Sein Werk, aber Menschen treten Ihm in den Weg. Je länger ich mit Gefangenen umgehe, desto heiliger wird mir diese

[1]) Victor von Strauß.

ganze so unermeßlich versäumte Angelegenheit, die das irdische und ewige Leben von Hunderttausenden betrifft. Gegenüber der Beamtenwirtschaft sind die Unglücklichen wie im Polareis eingefroren; die Sonne der Gnade muß noch ganz anders zu wärmen beginnen, wenn dies Eis gebrochen werden soll. Die Oberflächlichkeit, sittliche Stumpfheit und Unfähigkeit dieser Beamten macht alles unmöglich, was notwendig ist; ja die Schlepperei einer hundertfach verbarrikadierten Bureaukratie macht die Niederträchtigkeit zum Gesetz und zur Tugend! Der schöpferische Wille eines Monarchen, oder das Übergewicht eines großen Staatsmannes auf der Unterlage von Ereignissen, in denen Gott Gericht gehalten, wird allein Wandel schaffen können. Wenn das alles nicht eintrifft, bleiben diese Reviere die Organe wahrhafter Volksentnervung und die Stätten ausgebrannter, verkohlter Gewissen, die zu allem fähig sind.

Berlin, den 17. Juni 1854.

Dieses Blatt soll für den Sonntag sein, den lieben Sonntag, auf den meine Seele sich immer die ganze Woche freut. Diesmal werde ich hier wohl sehr allein sein, ich habe beschlossen, auch den Sonntag unter den armen Gefangenen ganz oder doch größtenteils zuzubringen, wenigstens werde ich vormittags am Gottesdienst teilnehmen und bis Nachmittag dort bleiben. Gestern bin ich mit den Besuchen bei sechzig Vereinzelten fertig geworden. Da ich alle Gespräche mit ihnen nach wesentlichen Beziehungen aufgeschrieben habe, ist daraus ein großes Material entstanden. Nun habe ich noch dreißig andere wenn möglich speziell vorzunehmen und dann die Personalakten von zweiundvierzig Isolierten durchzuarbeiten, die angeblich geisteskrank geworden sein sollen. So hoch wie der Tisch liegen die betreffenden Papiere auf der Kanzlei des Gefängnisses.

Berlin, den 18. Juni 1854.

Der Losungsspruch ist mir gestern eine wahre Seelenspeise gewesen. Ich bin der Herr dein Gott, der dich lehret, was nützlich ist, und leitet dich auf dem Wege, den du gehst. Jes. 48, 17. Ich glaube, daß der Herr auch diesmal mich leitet, und bin des zufrieden, soviel Schweres mir dabei auch auf dem Rücken und Herzen liegt. Als ich am Sonntag früh nach dem Moabiter Zellengefängnis steuerte, mußte ich am Denkmal des Großen Friedrich wohl zwanzig Minuten auf den Omnibus warten. Mir war's schon recht, da ich mir das Kunstwerk — den alten Fritz — bei dem Anlaß wieder einmal genauer betrachten konnte. Es ist doch ein großes Stück Geschichte,

das da in Erz gegossen steht. Das Ganze gefällt mir je länger je mehr. Die Versammlung der Geister um das Roß, das seinen mächtigen Gebieter trägt, ist ein prächtiger Gedanke. Die Stellung des Denkmals an jenem Ausgang der „Linden“ ist wundervoll. Der König steht nach seinem Einzuge ins Königsthor, von dem herab die Viktoria ihn begleitet, geistig gebieterisch über den Geistern und Mächten, die in einem ungeheuren Umkreis vor ihm versammelt sind; links und rechts Universität und Bibliothek, Opernhaus und Arsenal mit der Königswache; dazu die prachtvolle, mit jenen Meisterwerken geschmückte Schloßbrücke, im Hintergrunde das wunderreiche Museum, geradeaus der gehoffte neue Dom, für dessen Campo santo Cornelius seine prächtigen Cartons geschaffen hat, und das große Königsschloß, dessen Kuppel mit ihrem Wahrzeichen für die ganze Welt: Es ist in keinem andern Heil &c. vom alten Fritz freilich nicht beachtet wird. In diesem ungeheuren Kreise, der noch von den Helden der Befreiungskriege, Blücher, Scharnhorst u. s. w. durchlagert wird, bewegt sich die Masse der blasierten Berliner Seelen, die den alten Fritz bewundern, während seine Seele sie verachtet. So besah ich mir das Bild der Königsstadt, das doch seinesgleichen sucht. Da kam der Omnibus, und wenn ich zuvor wohl gedacht hatte, wie schön es gewesen wäre, Dich und von den Töchtern welche mit hier zu haben, damit Ihr Euch all dessen mit freuen möchtet, war ich nun doch im Omnibus des Alleinseins zufrieden; um so ungestörter konnte ich in die Gefangenschaft gehen und mich den Gefangenen widmen. Die armen Kerle im Zellengefängnis, dachte ich im Omnibus, mögen sein, welche sie wollen: hätte ein Fritz sie kommandiert, er hätte mit ihnen gewiß ein zweites Schlesien erobert. Die Predigt des Anstaltsgeistlichen war langweilig. Daß die fast achthundert rotbraunen Gefangenen in ihren Kniehosen und blauen Strümpfen zu Zeiten nicht aufmerksam waren, konnte ich ihnen nicht verargen. Vorher und nachher bis vier Uhr habe ich mich über die sogenannten Geisteskranken orientiert und seit gestern morgen gewiß an tausend Folioseiten Akten für meinen Zweck excerpiert. Ich machte merkwürdige Entdeckungen in Bezug auf die Art, wie die Verwaltungsmenschen mit erlösten Menschenseelen umgehen. Die Verbrecherwelt ist gewiß voller Greuel, aber die Verwaltungsmaschine, die unter ihnen mit ihrem eisig kalten Räderwerk zermalmend arbeitet, ist fast ein noch größerer Greuel. Und das soll eine Musteranstalt sein! Ich habe wieder einmal gesehen, wie Christus in den armen Gefangenen gekreuzigt wird. Wird der Tag noch kommen, wo Rettungsseile in diese Abgründe werden hinabgelassen werden, wo so manche schon jetzt Schmachtende eine Erlösung finden werden und

wo in den noch nächtlichen Gemütern die lichte Fackel des Evangelii das Bild des alleinigen, wahrhaftigen Seelenfreundes offenbar machen wird?! Daß das möglich ist, sehe ich täglich je mehr und mehr; daß es aber noch lange nicht geschehen wird, fürchte ich noch mehr. Ich will mich aber nicht scheuen, das ganze Ungetüm, soweit ich es vermag, bloßzustellen — freilich auf die Gefahr hin, daß die Entdeckung in den Akten vergraben bleiben wird. Trotz des gewaltigen Ernstes, den der König neulich vor den Ministern und Räten laut werden ließ, fürchte ich — es bleibt beim alten. Wer weiß aber, ob der Herr Sein Wort und das Werk für Seine Gefangenen nicht dennoch segnen will?!

Meine Zeit in Unruhe, meine Ruhe in Gott! Dies schöne Wort des Preußenkönigs mache ich auch zu dem meinen und muß es denen schon überlassen, die nicht fassen können, daß solche Unruhe und Ruhe ineinandergehen und wie erstere sich in der letzteren bewegt. Was das Resultat meiner Enthüllungen sein wird, wenn man nicht zu einer bis auf den Grund gehenden Umwandlung der Verwaltung bereit ist, die ich dem König in Beziehung auf Moabit vorschlagen werde, sehe ich noch nicht ab. Moab hat sich von jeher gegen die Siege Israels gewehrt, aber doch hat Israel die Verheißung des endlichen Sieges.

Berlin, den 22. Juni 1854.

Leider werde ich meinen Bericht hier nicht vollenden können. Ich hoffe, im Rauhen Hause einige Tage Ruhe zu finden, und Herr Oldenberg wird mich dann, wie ich weiß, gern unterstützen. Inzwischen ist mir diese unerquickliche Arbeit durch die Liebe und Freundschaft vieler hiesiger Freunde reichlich vergolten worden. Ich esse seit drei Tagen jeden Mittag bei Hoffmann und habe große Freude an diesem trefflichen Mann, einem Mann, der alle Ansprüche, die geistige Bildung und höhere Geselligkeit macht, erfüllt, dem nichts Menschliches fremd ist, der innerlich frei und umfassenden Blickes ist, dazu ein Freund und Pfleger der Wissenschaft, dem dabei doch zuerst und zuletzt als das Höchste gilt, daß er selbst und alle, die ihm anvertraut sind, das ewige Leben finden. Wer das so herzlich, innig und wahr bezeugt wie er, der kann wohl eine Erquickung und lebendige Speise sein. Es findet sich in ihm eine Vereinigung von Berlin und Württemberg, von Nord- und Süddeutschland, wie sie nur selten vorkommt. Zu meiner großen Freude höre ich, mit welch außerordentlichem Erfolge er hier predigt.

Den vorgestrigen Abend habe ich von sieben Uhr an wieder bei Minister von Westphalen zugebracht, um mit ihm die Gefängnissache

durchzusprechen. Ich konnte bei diesem Anlaß aber auch die Frau sprechen, von der ich dann noch Näheres über den unstäten einstigen Freund Florencourt gehört. . Denke Dir, seine zwei Töchter hat er in ein Ursulinerinnenkloster gethan, die älteste tritt demnächst ebenfalls dort ein. Den einzigen Sohn hat er nach Rom in die dortige Propaganda geschickt; er wird also Mönch werden! Das ist derselbe Florencourt, der früher in grenzenloser Ungebundenheit lebte und keine Zucht vertragen konnte! Es fehlte ihm die Fessel des Geistes, unter dessen Zucht es all dieser Quälereien nicht bedurft hätte. Er kennt den Herrn Christum nicht, sonst würde er nicht in Kirchen suchen, was allein in der Gnade zu finden ist, die sich an keine äußere Kirche bindet.

Gestern habe ich als Gevatter den Grafen Reventlow bei der Taufe von Rendtorfs Kind vertreten. Hoffmann taufte, von Mühler und die Professorin W. Grimm waren Mitgevattern. Die ganze Zeit nachher und vorher habe ich mit Wilhelm Grimm in angenehmster Weise verplaudert, da er über seine gegenwärtig größte wissenschaftliche Arbeit, das große Wörterbuch, im reichsten Maße mitteilsam war. Wir fanden uns in so vielen Punkten zusammen, so daß mir ein Gefühl der Gemeinsamkeit geworden, das bleiben wird. Merkwürdig war mir, was er über die Unmöglichkeit, in unserer Sprache Schöpferisches zu leisten, äußerte. Im achten Jahrhundert bereits sei der ganze Genius unserer Sprache erschöpft gewesen und sei dann bis zum dreizehnten Jahrhundert zur vollen Darstellung gekommen. Von da an seien wir eigentlich bergab gegangen oder lebten nur von dem, was vorher aus dem Geist des Volkes erzeugt worden. Auch habe ich ihn gelegentlich veranlaßt, mir jene Frage, betreffend den Ursprung des Puppenspiels[1]) zu beantworten, worauf er mit viel Liebe einging. Meine Hypothese, daß die Puppe ein Produkt des christlichen Volkslebens sei, habe ich aufgeben müssen, da Grimm behauptet, daß die Puppe schon bei den Römern, sogar im Horaz vorkomme. In Beziehung auf die orientalische und griechische Welt mußte er zugeben, daß das Vorhandensein eines Puppenspiels hier unwahrscheinlich sei und zwar wegen des damaligen tiefen Standes der Weiblichkeit. Ich möchte übrigens trotz Grimm bezweifeln, daß die Römer jenes Spiel gekannt haben. Du entsinnst Dich, daß wir wohl antike Bilder gefunden haben, auf denen puppenähnliche Figuren vorkommen, daß es dann aber jedesmal Hausgötter oder dergleichen waren.

---

[1]) Vergl. den Brief vom 18. Juni 1853.

Frankfurt a. M., den 21. September 1854.

Welch wunderliche Wendung in den wenigen Jahren! Mit von Hollweg und dem Generalsuperintendenten Hoffmann reichte ich mir die Hand an derselben Stelle, wo im Jahre 1848 Gagern dem Frankfurter Parlament in der Paulskirche präsidierte. Unter den Eindrücken jener Parlamentsverhandlung hielten wir den ersten Kirchentag in der Schloßkirche zu Wittenberg. Wer uns damals gesagt hätte, daß wir nach sechs Jahren die Paulskirche für unsere Zwecke der inneren Mission haben würden und zwar unter großer Teilnahme hiesiger Bürger und Freunde und angesichts der evangelischen Kirche von ganz Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Holland, England, — man hätte uns für Schlimmeres als für Enthusiasten gehalten. Wir drei erinnerten uns daran; nun, der Herr wolle es versehen! Den Aufenthalt in Göttingen auf der Herreise benutzte ich, um mit einer Droschke in die Stadt zu fahren, dort meine alte Wohnung, die ich als Student vor fünfundzwanzig Jahren anderthalb Jahre inne gehabt, oder vielmehr die alten Wirtsleute dort wieder zu sehen. Fuhrmann Brandes war verstorben, desgleichen der Sohn und die Töchter. Die Frau lebt in großer Armut. Es liegt mir im Sinn, daß wir Hamburger, die wir bei ihr gewohnt haben, etwas für sie thun müssen. Im Hause wohnt jetzt der alte Schuhmacher, der uns Hamburgern vor fünfundzwanzig Jahren die Schuhe geflickt und uns alle noch mit Namen zu nennen wußte. Ich wäre gern ein halbes Stündchen bei dem armen Menschen geblieben, der mir vor Freude und Verwunderung fast die Hand zerdrückte, da ihm solche Besuche nicht oft geworden zu sein scheinen.

In Cassel suchte ich Lohr auf, von dem ich manches Trübselige über Cassel erfahren habe. Lohr ist von Hassenpflug begeistert, er identifiziert sich vollständig mit ihm und behauptet, wir würden alles jetzt erreichen, wenn der Kurfürst nicht wäre; der habe nichts gelernt und wolle nichts lernen. Lohr hätte wohl recht gehabt, wenn er gesagt hätte, er könne nichts lernen. Übrigens dachte Lohr nur an Kirchliches. Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich durch ihn das hessische Gefängniswesen genau genug kennen lernen können; er ist Gefängnisgeistlicher. Es ist unglaublich, daß in einer Stadt wie Cassel neunhundert Strafgefangene (Zuchthäusler) und hundert Untersuchungsgefangene sein können! In Hessen giebt es hundert Untersuchungsgefängnisse! Noch schwerere Gefangene sind in Marburg. Das schöne, prächtige Marburg! Ich habe es nachher im Vorbeifliegen gesehen; unten die Kirche der heiligen Elisabeth mit ihren zwei die Berge überragenden Türmen, oben das Schloß auf stolzer

Höhe, wo einst Luther mit Zwingli, Ökolampadius und Melanchthon das denkwürdige Gespräch über das Abendmahl[1]) geführt haben, dessen Nachwirkung die Kirche Deutschlands vielleicht ihr Leben lang fühlen wird. Wie die harten Steine des leuchtenden Schlosses steht dieser Akt in unserer Geschichte, von dem man wünschen möchte, der Philipp hätte ihn nicht veranlaßt. Jetzt liegen in den Mauern desselben Schlosses die Kettengefangenen der kurhessischen Lande.

Frankfurt a. M., den 27. September 1854.

Den Kirchentag Dir zu beschreiben, ist schier unmöglich. An fünfzehnhundert Mitglieder sind anwesend gewesen, und auf der großen Empore der Paulskirche, die gewiß ebenfalls über fünfzehnhundert Personen faßt, saß alles Kopf an Kopf, ob auch Herz an Herz, das weiß ich freilich nicht zu beurteilen. Mißglückt sind nur zwei Stücke, vor allem die Verhandlungen über die Kindertaufe und zwar durch Verschuldung des Professors Steinmeyer, doch war die Verhandlung sehr anregend und hatte auch tüchtige Kräfte provoziert, — und dann die Partie über kirchliche Armenpflege, die der Referent verkehrt eingeleitet hatte. Wir hatten etwas ganz anderes erwartet. Dagegen hat Hoffmanns Referat über die Bibel, Müllers über die bürgerliche Gesetzgebung die Ehe betreffend, dann Kapffs Referat über die Hazardspiele und Professor Schaffs über die nordamerikanische deutsche Kirche tiefen Eindruck gemacht. Der Protest gegen das Hazardspiel[2]) und die Verdammung der Spielhöllen wird hoffentlich weiter wirken. Auch ist es nach meiner Ansicht ein Fortschritt, daß es gelungen ist, bei der Armenpflege den Satz durchzubringen, daß die Lösung des Rätsels — abgesehen von Land- und kleinen Städten — in der wohlorganisierten Gemeinschaft und Verbindung bürgerlicher, kirchlicher und freiwilliger Armenpflege bestehe, ein Satz, den ich aufgestellt und, soweit die Zeit es zuließ, begründet habe. — Am Montag morgen habe ich denn auch meine Arbeit zu thun versucht, und ich hoffe, nicht ohne

---

[1]) Landgraf Philipp der Großmütige berief 1529 die oben genannten Theologen zu einem Religionsgespräch nach Marburg. Man disputierte vom 1. bis 4. Oktober über die Lehre vom Abendmahl, gelangte zwar nicht zur Einigung, doch unterschrieben auch die reformierten Theologen die von Luther formulierten fünfzehn Artikel (Marburger Artikel) über die gemeinsamen reformatorischen Grundanschauungen.

[2]) Der Vortrag Prälat von Kapffs über die Aufhebung des Hazardspiels findet sich in den Fliegenden Blättern, Jahrgang 1854, Seite 309 ff. auszugsweise abgedruckt. Das Gesetz betreffend Aufhebung der Spielbanken erschien 1868. Siehe Fliegende Blätter, Jahrg. 1868, Seite 90/91. Vergleiche auch die Festschrift des Centralausschusses für innere Mission von 1898, S. 34.

Erfolg und neue lebendige Anregung; ich konnte zwei und eine halbe Stunde ohne Unterbrechung (letztere wollte man nicht zugeben) den großen Gegenstand: „Bericht des Centralausschusses für die innere Mission über deren Thätigkeit, deren Umfang und Prinzipien“ ohne Ermüdung und mit steigender Frische behandeln. Wir sind darnach zur Bildung von Hilfsvereinen für den Centralausschuß fortgeschritten. Die Sache war vorbereitet, und Hoffmann nahm nach meinem Vortrag darüber das Wort. In Frankfurt haben sich bereits Männer gefunden, die ein Gleiches in Bremen bewerkstelligen wollen; ich habe Vietor versprochen, noch diesen Herbst dorthin zu kommen. Auch in Stettin ist Hand ans Werk gelegt, in Berlin wollen Hoffmann, von Bethmann-Hollweg und ich diesen Winter dazu gemeinschaftlich öffentlich wirken. Unter den vielen, reich gesegneten Spezialkonferenzen hat namentlich auch Hundeshagen mit seiner „inneren Mission unter den Universitäts-Professoren“ eine That gethan. Der meisterhafte Vortrag wird gedruckt werden. Für nächstes Jahr ist bereits auf die Tagesordnung gestellt: „Die innere Mission unter den Studenten“. Außer Hundeshagen beteiligten sich Dorner und Hagenbach lebhaft bei der Sache. Die Spezialkonferenz über Rettungshäuser habe ich abgehalten. — Mein gütiger Wirt, Dr. Varrentrapp, hat alles aufgeboten, hier im Hause Kreise von Freunden, die mir lieb geworden sind, zu versammeln, so daß ich außer den öffentlichen Versammlungen fortwährend mit Freunden wie Hundeshagen, Hoffmann, Kapff, Ullmann, den beiden Legrands, Rothe u. a. zusammen gewesen bin. Gestern abend waren ihrer wohl noch zwanzig hier bei uns und so jeden Mittag, wenn wir nicht anderswohin gebeten waren, wo sich dann wieder ähnliche Kreise sammelten wie am Sonntag bei von Bethmann-Hollwegs Schwager. Dort habe ich namentlich viel von Carl Ritter gehabt, der dem ganzen Kirchentag beigewohnt hat. Heute werde ich noch mit Savigny zusammentreffen.

Es ist wohl Gottes Werk, daß all diese Verhandlungen, daß diese Flut von Zeugnissen für Ihn und Sein Reich, — daß das Werk der inneren Mission in seinem ganzen nationalen Umfange mit dem vollen Bekenntnis der Liebe zu unserem Volk in Aufdeckung seiner Not nach allen Seiten hin, aber auch in der freudigen, demütigen Hoffnung zu Ihm und Seiner Hilfe unter Loben und Danken für das, was Er durch das Evangelium an Seinem Volk mit so allgemeiner Bezeugung der Buße und des Glaubens aufs neue gethan hat, — daß dies alles in der Paulskirche an derselben Stelle geschehen konnte, wo vor sechs Jahren die Nationalversammlung tagte, um sich zuletzt auf immer zu vertagen. Wo damals Gagern präsidierte, an derselben

Stelle stand jetzt unser von Bethmann-Hollweg als ein mächtiger, tiefergreifender Zeuge für den Herrn, dessen Name und Heil er so freimütig bekannte, daß es Aller Herzen erfassen mußte; wo in jenen Tagen ein Voigt, ein Hecker, und wie sie alle hießen, das Wohl und den Beruf unseres Volkes verkündeten, war es jetzt ein Kapff, Müller, Hoffmann, Krummacher, Dorner, Mallet, Barth, Grandpierre, Vallette, Hundeshagen, in deren Herz und Mund nur der eine Name, der Name Christi und Seines heiligen Reiches lebt. Ich kann es denen, die in der Erinnerung der jüngsten Geschichte leben und auf die Paulskirche von 1848 ihre Hoffnung setzten, nicht verargen, wenn sie die Paulskirche von 1854 nicht feiern sondern schmähen; das wäre ganz in der Ordnung, unter der wir stehen. Es wäre eine eigentümliche Wendung der politischen Geschichte von 1848 und 1849, wenn der nächste Kirchentag wieder in Stuttgart stattfände, wo damals die Nationalversammlung endete. Der Herr hat ein neues Siegel gegeben, daß Er unserm Volke durchs Evangelium helfen will. Sein Name sei gelobt!

Daß von Hinkeldey uns besucht hat, davon habe ich ausführlich in den Zeitungen gelesen. Wie dieser Besuch mit einem „geheimnisvollen Auftrag des Königs" in Verbindung gebracht werden konnte, ist mir unerklärlich.

Frankfurt a. M., den 1. Oktober 1854.

Bei Bonnet habe ich eine das tiefste Innere erfassende Predigt gehört. Mit erschütterndem Ernst und in vollendeter Form verkündete der geisterfüllte Mann den alles Heil umfassenden Inhalt der beiden Worte „Gnade" und „Friede" vor einer andächtigen Gemeinde, die leider fast nur aus Frauen bestand. Die französisch-reformierte Gemeinde ist klein, sammelt aber aus den ersten Familien der Stadt einen Kern, der sich leider durch das Hemmnis der Sprache unter den übrigen 70000 Einwohnern Frankfurts nicht ausbreiten kann, was um so mehr zu beklagen ist, da Frankfurt mehr als tot ist und auch keinen Zufluß neuer Prediger bekommt, indem nach altem Herkommen alle Geistlichen hier Frankfurter sein müssen. Es giebt auch keinen einzigen Geistlichen in Frankfurt, der mit besonderem Erfolg predigte, und das in dieser Stadt, in der einst Spener seine Wirksamkeit begann, die bis heute — nur nicht in Frankfurt — weiterwirkt.

Ich habe dann zum zweiten Male das Städelsche Institut besucht, um einige Hauptbilder wiederholt zu sehen, namentlich den Huß von Lessing, der doch den Preis davonträgt, während die allegorische Ver-

herrlichung der Kunst von Overbeck kalt läßt und Schadows zehn Jungfrauen, die dem Bräutigam entgegengehen, eine mehr weltliche als geistliche Schönheit haben und eine Sentimentalität verschleiern, mit der keine wahre Kunst vereinbar bleibt. Das ganze Städelsche Institut ist übrigens ein merkwürdiges Zeugnis großartigen Bürgersinnes, der in einem Freistaat Fürstengunst ersetzt, die sonst allein befähigt scheint, große Institutionen zur Pflege künstlerischen Sinnes hervorzurufen und zu pflegen. Erfreulich ist, daß man wie auch heute hier immer einen größeren Kreis aufmerksamer Beschauer trifft.

Nach der Kirche habe ich den Schöffen Garnière mit seiner Familie gesehen, einen der wenigen christlich gesinnten hiesigen Senatoren (die vierzehn ältesten derselben heißen Schöffen), der freilich sehr allein steht. Der Widerwille gegen das Evangelium soll in Frankfurt groß sein. Das Kirchentagskomitee bestand größtenteils aus Leuten, welche entschieden gegen die Prinzipien des Kirchentages, d. h. gegen das positive Christentum sind, die deswegen auch nicht Mitglieder des Kirchentages geworden sind, die Sache aber mit in die Hand genommen haben, weil der Kirchentag einmal nicht mehr abzuwenden war und doch die Ehre Frankfurts, gegen Fremde gastfrei zu sein, nicht leiden durfte. So habe ich mehrfach urteilen hören.

Was übrigens die stattgehabten Verhandlungen betrifft, so verhehle ich nicht, daß diejenigen Kräfte, die sich an der Debatte beteiligten, vielfach etwas erlahmt erschienen, eine Klage, die damit zusammenhängt, daß sich immer wieder dieselben Kräfte thätig beweisen, wodurch die Verhandlungen leicht einseitig und mittelmäßig werden. An keinem Tage ward das mehr empfunden als am ersten, wo nach dem großen Worte unseres Hoffmann über die Herrlichkeit der Heiligen Schrift nur der Flügelschlag mattgewordener Vögel sich vernehmen ließ, die sich unter dem Himmelsflug des Adlers vergeblich müheten, seine Höhe zu erreichen. Die Verhandlungen über die Kindertaufe kündigten auch keine dogmatischen Siege der Kirche an sondern konstatierten etwas vom Ende alter Wissenschaft ohne den Aufschwung einer neueren. Dazwischen fehlten aber durchgreifende Kräfte nicht, die bis ins Mark drangen — Müller, Kapff und Schaff waren die Träger von Fackeln, die weithin leuchteten. Alles in allem fehlte es an Eroberungsmut, ohne den dem Kämpfer die Siege schwer werden. Einen Fortschritt haben wir trotz alledem gemacht, insofern das Wort abermals in die Wüsten ausgegangen ist im Vertrauen auf Den, der auch in den Schwachen mächtig ist, und da ein Schein des Glanzes Christi in die Augen derer gefallen, welche von Ihm nichts hören und wissen wollen.

Rheineck, den 3. Oktober 1854.

Ein fünfstündiger Spaziergang mit von Bethmann-Hollweg bot uns die längst gewünschte Gelegenheit zu einer eingehenden Aussprache. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich erst, daß Carl Ritter Hollwegs Erzieher und dann dessen Mentor auf der Universität gewesen. Als Hauslehrer hat Ritter seinen Schüler namentlich durch den geographischen Unterricht gefesselt, hat mit ihm den Taunus durchstreift u. s. w., bis er in Göttingen, wohin er von Hollweg begleitete, seine tiefergehenden Studien begann. Zu diesen ist er namentlich auch durch die mit von Hollweg nach Italien u. s. w. unternommenen Reisen angeregt worden. Als der erste Band seines großen geographischen Werkes erscheinen sollte, meinten Leute wie der große Niebuhr, der nur die Vorrede im Manuskript gesehen hatte, der Mann sei „verrückt". So neu waren die Auffassungen Carl Ritters. Ebenso urteilten mehrere andere, die sich mit ihm nicht einlassen wollten, bis der „Verrückte" diese ganze Wissenschaft verrückt hat und dadurch der berühmte Mann geworden ist, der er bis heute, achtundsiebzig Jahre alt, geblieben ist.

Ich habe der Hollwegschen Familie aus Deinem Brief vorgelesen, woraus sie sehen konnten, wie Du bei uns auf Rheineck, wenn auch leider nur im Geist, weilst. Sie haben sich wiederum völlig über unser Häusliches orientiert und leben von Herzen mit uns weiter.

Fortsetzung: Bonn, den 4. Oktober 1854.

Zuerst traf ich Perthes in der „Heimat", so heißt die neue Herberge, welche der Verein für innere Mission hier erbaut hat; es war grade der Vorstand des Vereins unter Perthes' Vorsitz versammelt. Perthes Frau ist gar charmant. Es ist genug gesagt, wenn ich Dich versichere, sie paßt zu dem Manne, der seines Vaters und seiner Mutter Caroline Leben und Bild so malen konnte, wie er es gethan.

Berlin, den 12. Oktober 1854.

Da meine Berichte in Niebuhrs Mappe in Sanssouci eingeschlossen liegen, ich also jetzt wirklich nichts zu thun habe, drängt es mich, Dir zu erzählen. Bei Hoffmann ist es gar lieblich. Hoffmann ist so ganz fern von der Bureaukratie, daß er im Familienkreise mit ungewöhnlicher Rückhaltslosigkeit von seinen Erlebnissen im Oberkirchenrat u. s. w. spricht, wodurch die Familie mit dem Vater fortlebt und gleiches Interesse mit ihm gewinnt. Daß übrigens die Kirche mit so viel diplomatischer Kunst und Kriegstaktik im Innern der

Kollegien regiert werden muß, ist nicht immer ganz erbaulich. Aber Hoffmann ist ein großartiger, freier, innerlich festaufgebauter, weitherziger süddeutscher Mann, der in den Norden gehört; Preußen kann sich zu ihm Glück wünschen. Die starren Lutheraner haben an ihm einen sehr gefährlichen, siegreichen Gegner gefunden, der als lutherischer Freund der Union viel Erfolg hat, vor allem, weil er ebenso klug als wahr ist.

Heut habe ich dem Könige in Potsdam wieder zwei Stunden lang Vortrag über die Gefängnissache gehalten. Es hat einen tiefen Eindruck auf den König gemacht, wie mir nachher auch die Königin sagte, und ich freue mich der Geduld, mit der er in alle die unerläßlichen Details des Berichts eingegangen ist. Ich war mit ihm ganz allein; nur ließ er nachher Niebuhr rufen, damit derselbe sich orientiere. Für die Beamten wird, fürchte ich, das Gericht schwer werden, und sie verdienen es auch. Jacobi wird wahrscheinlich sogleich entlassen werden. Was dann aber weiter folgen wird, um nicht vollends in die Sündflut zu geraten, — das ist noch nicht abzusehen. Bei der königlichen Tafel war es recht angenehm. Ich bekam meinen Platz dem Könige gegenüber neben A. von Humboldt, der sich lebhaft für die Männer der Wissenschaft interessierte, die neuerdings aus Hamburg hervorgegangen sind: Barth, Overweg, Vogel u. s. w. Der König hat sich während der Mahlzeit viel mit mir unterhalten und dabei Humboldt als Konversationslexikon gebraucht. Neben dem Könige saß rechts die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, links die Königin, der Prinz von Württemberg, die Großherzogin-Witwe von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Georg von Mecklenburg, General Gerlach und andere. Der König hatte alle die Plagegeister des Tages in glücklichster Weise abgeschüttelt — ich habe ihn am Morgen bedauert und bewundert, wie er arbeitet. — Er war sehr heiter und herzlich, wie er mir denn immer so erscheint, daß man bei ihm den König vergißt. Köllers Vokabularium über hundert afrikanische Negersprachen, das ich mir hier vorher etwas genauer angesehen hatte, bildete den Ausgangspunkt des Tischgesprächs. Der König kam auf seine Leidenschaft für die Otahaitier und Freundschaftsinsulaner; Humboldt ärgerte sich über die Sittenstrenge der Missionare auf Otahaiti, die den Weibern die Blumen aus den Haaren rissen, was der König dahin korrigierte, die otahaitischen Weiber trügen Katzenschwänzchen in den Haaren, was er den Damen an der Tafel sehr warm empfahl. Dann kamen wir auf China. Humboldt mußte sich über die dortigen Tumultuanten expektorieren, die er für eine unerhebliche Bande hält. Schließlich kamen wir auf meine letzte Reise nach Frankfurt a. M. und Bonn, dann auf Hamburg, auf

hamburgische Verfassung, die Hamburger Nikolaikirche, um die der König uns beneidet, und die Michaeliskirche; diese sei im „lutherischen Jesuitenstil" erbaut, meinte er. So ging's rundum und kreuz und quer. Graf Finkenstein zur Linken dolmetschte mir die von rechts ausgehenden Ergüsse des alten Humboldt. Zuletzt wollten der König und die Königin wissen, wohin ich heut von zwei bis drei Uhr spazieren gegangen sei und was ich von den verschiedenen Palästen Potsdams halte. Als ich nun aber gestehen mußte, daß ich immer nur in Sanssouci gewesen und nie etwas von andern Herrlichkeiten der Stadt gesehen, wurde sofort Graf Finkenstein beauftragt, mich morgen früh zwei Stunden herumzufahren und mir alles zu zeigen, so daß ich, wenn ich um ein Uhr wieder zum König käme, alles gesehen haben müsse. Hinkeldey sagte mir, der König sei vom Rauhen Hause entzückt und wolle hier in Berlin etwas Ähnliches ins Leben rufen.[1])

Berlin, den 14. Oktober 1854.

Nachdem mir Graf Finkenstein am Sonnabend die Herrlichkeiten Potsdams gezeigt, hatte ich bis drei Uhr wieder Vortrag beim Könige und zwar in Gegenwart von Niebuhr und Illaire, welch letzterer darüber berichten soll, wieweit gegen Beamte, welche in diesem Maße die königlichen Befehle umgangen, gerichtlich eingeschritten werden könne. Nachher war wieder große Tafel mit vielen fürstlichen Personen, die schon zu Königs Geburtstag eingetroffen waren. Ich hatte nach Tisch ein Gespräch mit dem König und der Königin über die Anlagen in Potsdam, die sie mir hatten zeigen lassen, mit der Großherzogin-Witwe von Mecklenburg-Schwerin über mecklenburgische Verhältnisse, mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem künftigen Thronfolger, der mich verpflichtete, ihn bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin zu besuchen und ihm über manches bezüglich der Gefängnisse Auskunft zu geben, mit Humboldt über jenen Hamburger, der jetzt in Babylonien reist, mit Minister Manteuffel über die deutsche Diaspora im Ausland, zu deren Ermittelung er mir so behülflich ist, u. s. w.

[1]) Der Wunsch des Königs ging 1858 in Erfüllung, indem Wichern nach dem Vorbild des Rauhen Hauses das Evangelische Johannesstift in Berlin-Plötzensee begründete.

1855.

Berlin, den 18. Februar 1855.

Der Hamburgische Correspondent, den ich mir in Deiner Gegenwart noch auf dem Perron kaufte, enthielt eine Nachricht, die mich sehr ergriffen hat, nämlich die vom Tode Lückes in Göttingen. Sein Name war es, der mich 1828 nach Göttingen zog. Ich habe ihm als meinem Lehrer viel zu danken, namentlich zweierlei: das gewissenhafte Forschen in der Schrift, das Wirken und Halten aufs Wort, nicht im allgemeinen, sondern besonders wie es geschrieben steht, und dann die innere Freiheit im Urteil über verschiedene voneinander abweichende theologische, dem Glauben ergebene Richtungen. Der mir von ihm gewiesene Weg der Schriftforschung hat mich schon in Göttingen auf eine andere Erkenntnis des Inhalts der Heiligen Schrift geführt, als Lücke sie hatte und sie seinen Zuhörern darbot. Er selbst blieb nicht immer beim Inhalt des Wortes und die Freiheit im Urteil machte ihn zu Zeiten auch gegen solche, die mit ihm den einen Herrn bekannten, ungerecht; sein Zorn war z. B. groß gegen Männer wie Hengstenberg, wie er sich denn auch neuerdings noch schärfer gegen Sartorius auslassen konnte. Aber diese Inkonsequenz wurde bei ihm vollständig ausgeglichen durch seine Persönlichkeit, deren geadelte Liebe einen beherrschenden Eindruck auf uns Jünglinge machte. Unter den vielen, die durch ihn in den hannöverschen Landen zum Worte Gottes geführt wurden, haben nur wenige ihm mit Dank gelohnt. Leute wie Münchmeyer -- damals einer meiner nächsten Freunde — haben nachher gegen den Lehrer harte Waffen gekehrt und ihm unsäglich viel Herzeleid gemacht. Ich glaube, daß sie ihm die Bretter zu seinem Sarge mit geschnitten haben, da sie es für heilige Pflicht hielten, ihn zu bekämpfen, ohne die Gnade, die Gott ihnen auch durch ihn gegeben, anzuerkennen. Er schaut jetzt, was er geglaubt hat, und die Tiefen des Wortes und die Herrlichkeit, nach der er forschte, sind ihm jetzt aufgethan. Der Herr wolle ihm auch vergelten, was er mir gethan. Sonderbar, als ich zur Universität zog, schwankte ich zwischen Bonn und Göttingen. Nach Bonn zog mich Nitzsch, nach Göttingen Lücke. Weil man den Anfang nicht mit dem Ende machen soll, entschied ich mich für Göttingen, später nie wagend, mich Nitzsch zu nahen, gegen den die tiefste Ehrfurcht mein Herz erfüllt. Die heutigen jüngeren Theologen werden vielfach mit ihren Lehrern eher fertig. Sie werden überhaupt schneller fertig und wissen wenig mehr davon, was es heißt, den Glauben im Kampfe

der Herzen und Geister erobern. Darum graut mir auch vor der nächsten Zukunft unserer Kirche, da sich jetzt schon die zerfleischen, die wie im Glauben so auch in der Liebe eins sein sollten. Aber es ist ja fast zum Dogma geworden, die Liebe nicht gelten zu lassen, und wie wenige wissen etwas von der „brüderlichen Liebe", die am wenigsten unter Theologen auch nur geahnt zu werden pflegt! Aber der Herr behält doch in Seinem Testament Joh. 13, 33 ff. recht. Ich wünsche nur, daß unsere Kinder nie davon lassen wollen. Wie sonderbar, daß Gott mich nach nun fast dreißig Jahren noch so ganz anders zu Ihm geführt hat!

Berlin, den 19. Februar 1855.

Zunächst sollst Du nun wissen, daß heute der Minister auf nächsten Sonnabend eine Gefängniskonferenz hat ansetzen lassen, so daß ich also noch länger werde bleiben müssen. Ich wünschte, die unerquicklichen Verhandlungen, die zu gar keinem Resultate führen werden, wären erst vorüber. Noch eins höre ich heute, daß nämlich Stiehl plötzlich vom Minister eine Weisung erhalten hat, ins Rauhe Haus zu reisen. Ich hoffe, daß Stiehl die Sache nicht ausführt, solange ich hier bin.

Mit einem Teile der diesmaligen hiesigen Arbeiten bin ich durch den heute im Evangelischen Verein gehaltenen Vortrag[1]) fertig. Auch der König wohnte dem Vortrag bei. Es ist mir recht lieb, daß er denselben gehört hat, weil darin Sachen vorkamen, die sich in dem Zusammenhang nicht immer vorbringen lassen. Ich werde Majestät wohl noch in diesen Tagen darüber sprechen. Heute blieb es natürlich nur bei einer Begrüßung, in welcher sich der König so freundlich zeigte, wie er sonst, wenn ich allein bei ihm bin, zu thun pflegt. Der Saal war mit vielen Menschen gefüllt, auch viele Freunde und Bekannte waren anwesend. Es wurde mir wieder einmal deutlich, daß ich in Berlin fast besser zu Hause bin als in Hamburg. Nachher habe ich noch viele einzeln gesprochen: Senfft-Pilsach, Fürst Pleß mit Gemahlin, den fürstbischöflichen Sedlnitzky, die Grafen Stolberg, Schlippenbach, Bismarck, ferner Abeken, viele Geistliche, unter anderen Kuntze, Strauß u. s. w. Man verlangte von vielen Seiten eine Fortsetzung des Vortrags zu einer andern Zeit. Ich werde mich

[1]) Das Thema lautete: „Vom besonderen Anteil der kirchlichen Gemeinden an der Armenpflege". Der Vortrag ist teilweise in den Fliegenden Blättern zum Abdruck gebracht; s. Jahrgang 1855, Serie XII, Nr. 3. Der Inhalt des Vortrags ist eine weitere Ausführung dessen, was Wichern auf dem Frankfurter Kirchentag 1854 nur kurz hatte berühren können. In seinem Berliner Vortrag entwickelte Wichern zugleich seine Anschauungen über den kirchlichen Diakonat.



aber nicht dazu verstehen, zumal ich Donnerstag schon wieder öffentlich sprechen soll und dann noch alles mögliche andere vorliegt.

Gestern abend hatten wir hier bei von Bethmann-Hollweg Sitzung des engeren Ausschusses für den Kirchentag. Es gab einige harte Stöße. Hengstenberg ist ein kantiger Mensch, der sehr weiß, daß er obenauf ist. Diesen Augenblick ist man bemüht, ihn in das Kultusministerium zu bringen. Da er nun doch einmal den Minister gänzlich leitet, hält man es für besser, ihm auch eine entsprechende Stellung zu geben. Es gab gestern übrigens eine recht ernste Debatte über das von mir proponierte Thema: „Predigt- und Kommunionkirche unter Berücksichtigung der Konfirmationsreform". Als man die Sache zu hart niedertrat, wäre es feige gewesen, sie nicht zu vertreten. Mit der jetzt beliebten Formel: „Das ist reformiert" denkt man, den Eber geschossen zu haben. Da war es denn ergötzlich, als zuletzt Stahl mit der Mitteilung herausrückte, daß der alte Höfling für denselben Gedanken als für eine echt lutherische Sache und notwendige Folge des Prinzips der lutherischen Kirche bis an sein Ende gekämpft habe. In die gewordene Praxis paßt das freilich alles nicht; aber schlimm auch, wenn die Praxis Norm wäre. Merkwürdig war mir ferner, was Schmieder in einem vier Seiten langen Briefe über das gleiche Thema geäußert, als ob er das, was ich unendlich oft darüber ausgesprochen, sich hätte diktieren lassen. Meines Wissens habe ich nie ein Wort mit ihm darüber gewechselt.

Berlin, den 21. Februar 1855.

Alles steuert darauf hin, den diesjährigen Kirchentag in Magdeburg abzuhalten. Unsere Themata sind nun definitiv festgestellt worden. Das erste wird nur vor Männern behandelt werden und wird Sodoms Sünden angehen. Es hat bereits tüchtige Arbeit gekostet, und die Behandlung wird eine That sein, der Welt zum härtesten Trotz und der Kirche ein Aufruf zum energischsten Kampf. Die Frage ist aber nicht nur mit dem Stabe Wehe zu behandeln. Trotz hartnäckigsten Sträubens habe ich es übernehmen müssen, die allgemeine Seite der Sache vorzuführen und die durchschlagenden Anträge zu stellen. Das Detail wird Kapff übertragen werden. Das zweite Thema gehört vorzugsweise den Frauen: „Der Dienst der Frauen in der Kirche."[1])

[1]) Der Kirchentag fand in Lübeck statt. Den Vortrag über den Dienst der Frauen u. s. w. hielt Wichern selbst. Der Vortrag gilt für einen der lebensvollsten, die er je gehalten hat. Er findet sich in den Verhandlungen des Lübecker Kirchentags (Berlin, Bessersche Buchhandlung 1856) abgedruckt. Außerdem erschien er in der Agentur des Rauhen Hauses als Separatabdruck in drei Auflagen. Die letzte erschien 1880.



Wir hoffen, zum Referenten Wiese zu gewinnen. Er wäre dazu der Mann wie kein anderer, klassisch, christlich, kirchlich groß und frei. — Sodann haben wir die Bildung einer evangelischen Gemeinde in Rotterdam in die Hand genommen, ein großes, kostbares Werk, wenn Gott es segnet. Alle weit aussehenden Vorarbeiten sind glücklich zu stande gekommen. In Rotterdam sind über viertausend evangelische Deutsche ohne jede kirchliche Pflege sich selbst überlassen; Du wirst mehr davon hören.

Wegen des Kirchentages wollte ich noch anführen, daß seinetwegen auch in Nürnberg angefragt wurde, weil dafür Petitionen von einigen hundert Frankfurter Kirchentagsmitgliedern vorlagen. Es mußte indes davon abgesehen werden, weil vertrauliche Mitteilungen ergaben, daß, sobald diese Intention in Frankfurt verlautbare, in München Anträge an den König gestellt werden würden, den Plan zu verhindern, und zwar, weil Preußen die Abhaltung einer Versammlung der katholischen Vereine in Köln für 1854 abgeschlagen habe. Man höre nur, um solches Verfahren zu würdigen, die Beweggründe dieser preußischen Ablehnung, die uns von Kleist-Retzow neulich bei Tisch näher entwickelte; sie waren ebensosehr im Interesse der römischen Kirche als im notwendigen Interesse des Staates. Ferner ward uns von Nürnberger Freunden berichtet, daß, falls der Kirchentag in Nürnberg stattfinden sollte, eine Bekämpfung von den dortigen Kanzeln aus kurz vor der Eröffnung in Aussicht stehen würde! So lag Magdeburg nahe, wenn wir in der Mitte Deutschlands bleiben wollten.

Heute mitten in unsre Sitzung hinein schickten der König und die Königin einen Boten, der mich zur Tafel einlud: der König wisse zwar, daß ich viel zu thun habe, er wünsche aber sehr, mich zu sprechen. So ging ich vorher zu Hoffmann, der immer noch nicht ganz wohl ist, um mich über einiges bei ihm zu informieren, und eilte dann um drei Uhr ins Schloß. Die Einladung war, wie sie hier sagen, sehr „gnädig“, da ich noch um keine Audienz gebeten hatte. Außer Minister Uhden, Graf Voß und dem Hofpersonal war niemand da. Der König war gar freundlich, er hoffe, mich während meiner Anwesenheit noch öfter zu sehen, und sprach mir über meinen Vortrag nach allen Seiten hin seine vollste Zustimmung aus. Er habe ihn so erfüllt, daß er mir sagen müsse, mein Wort habe bezüglich dieser hochwichtigen Angelegenheit in seinem Innern Epoche gemacht. Es seien nicht nur Einzelheiten, vielmehr sei es die Grundanschauung von der Sache, die ihm hier mit einer Klarheit entgegengetreten sei, wie er ihrer bedurft habe. Der König ging dann näher auf meine Auffassung vom Diakonat ein. Die Verteidigung desselben werde Kampf kosten, aber

ich möge mich den Kampf um der Sache willen nicht verdrießen lassen. Er habe die Absicht, etwa zum Mai eine Synode zusammenzuberufen, wo der Diakonat eine Vorlage bilden solle u. s. w. Bei der Tafel kam der König noch oft auf einzelnes zurück. Unter anderem wollte er wissen, warum ich an einer bestimmten Stelle Hamburg nicht genannt habe. Ich war erstaunt zu sehen, daß der König herausgehört, daß ich Hamburg gemeint, dessen Namen ich freilich verschwiegen hatte. Es war die Stelle, bei der ich von den Armenordnungen der Reformation und darüber gesprochen, wie sie in einzelnen Städten eigentlich der Kern und der Ausgangspunkt für die Stadtverfassung geworden. Ich antwortete, daß ich nicht ganz sicher gewußt hätte, ob solches auch auf die Stadtverfassungen andrer Städte anwendbar. Der König aber versicherte mir, daß seines Wissens das Gesagte nur auf Hamburg passe. Übrigens hat unser Herr Oldenberg das Verdienst, mich darauf aufmerksam gemacht zu haben. Dann ließ er sich das „herrliche Wort" des alten Breslauer Reformators Heß noch einmal wiederholen, das ihn, seit er es den Abend gehört, noch immer durchschaure.

Bei Tisch war des Königs Verhalten gegen die Königin und die Hofdamen, namentlich aber gegen den alten Voß über die Maßen ergötzlich. Es fehlte auch an einigen Derbheiten nicht. Beim Nachtisch pries er das Lob der Mandarinen, jener kleinen Südfrüchte, davon ihm der König von Portugal zwei Centner geschickt habe.

Berlin, den 22. Februar 1855.

Nun bin ich mit der Arbeit fertig, die mir recht bevorstand, da ich nicht recht wußte, wie ich sie anfassen sollte. Ich habe einfältig unsern Herrn gebeten, dessen Ehre und Reich es galt, Er wolle mir den rechten Weg zeigen; dann habe ich mich niedergelegt. Heute morgen wurde mir alles klar, und so ist es denn gegangen. Der Centralausschuß für innere Mission hatte beschlossen, für sich in Berlin einen Hilfsverein zu gründen, und mir wurde der Auftrag, heute abend das Publikum für die Sache zu interessieren und zu erwärmen. Von Bethmann-Hollweg sollte dazu einleiten, auch unser Hoffmann sollte helfen. Auf eine öffentliche Einladung in den Blättern hin hatte sich der Saal des Evangelischen Vereins mit einer Gesellschaft gefüllt, zu der auch die beiden Kammern ein großes Kontingent aus dem ganzen Lande gestellt hatten. Grade in diesem Monat vor sechs Jahren, und darnach nicht wieder, hatte ich hier in Berlin über den Centralausschuß öffentlich geredet. Damals bestand unsere Absicht darin, in und für Berlin selbst Arbeiten der innern Mission zu stande

zu bringen, was ja auch für so viele Kirchspiele bis heut mit Segen gelungen ist. Ich durfte dieses Mal davon ausgehen, daß es keines der übelsten Zeugnisse für den Centralausschuß sei, daß er mehrere Jahre lang von sich vollständig geschwiegen, während er sich unablässig bemüht habe, sein Werk bis an diesen Tag wachsen zu sehen. Es sei mir nun der Auftrag geworden, so sagte ich, über die bisherige Wirksamkeit des Centralausschusses Bericht zu erstatten, doch müsse ich darauf eigentlich verzichten, weil die Lösung der Aufgabe des umfangreichen Materials wegen unmöglich erscheine. Zum Glück sei man mir durch Verteilung des ersten umfänglichen Berichts am Eingang des Saales zu Hilfe gekommen. Um aber doch zu zeigen, was es mit dem Centralausschuß auf sich habe, bäte ich, mir zuzuhören, wenn ich jetzt einfach erzählen würde, was wir bei unserer diesmaligen Quartalkonferenz miteinander zu verhandeln gehabt; das werde am besten zeigen, wie mannigfach das sei, was uns anvertraut worden. Es sei natürlich nur ein schwaches Abbild der ganzen Arbeit. Und nun erzählte ich wie ein lebendiges Protokoll. Du magst Dir vorstellen, daß jedes Stück der Rahmen für ein Bild wurde, in den sich in leichter Weise Farben aller Art eintragen ließen — eine Art Bildergallerie innerer Mission mit dem großen einheitlichen Hintergrund der Sünde und Not und alles zugleich im Licht und Wiederschein göttlicher Hilfe. Die Versammlung schloß mit großer Befriedigung und auf der Stelle erfolgten Zeichnungen mannigfacher Art. Gott wird Seinen Segen dazu geben.

Grade um die Stunde meines Vortrags fand eine Leichenfeier für die an einem Schlaganfall plötzlich verstorbene Gräfin Arnim-Blumenberg statt. Das war auch der Grund, weshalb der König nicht anwesend war, der sich vorher hatte anmelden lassen.

Zu Mittag werde ich morgen beim Fürsten von Pleß speisen, der mit seiner Gemahlin in unserer Versammlung war.

Nachstehende Notizen finden sich als Beilage zum Briefe vom 22. Februar 1855:

Als von Bethmann-Hollweg 1816 als Student nach Berlin kam, hörte er Savigny und ging in der Hoffnung, alle Rätsel des Lebens gelöst zu finden, auch zu Schleiermacher ins Kolleg. Hier gesellt sich zu ihm sein schwarzhaariger Jugendgenosse Lancizolle, dessen Seele das Leben suchte. Savigny wies sie zu dem würdigen Hermes, zu dessen Füßen bald der ganze Kreis saß, von Bethmann-Hollweg, Savigny, Lancizolle, Segemund. Letzterer war damals die Seele dieses Kreises, von dem man übrigens mehr erwartete, als nachher aus ihm

geworden ist. Ungeheures Aufsehen erregte unter diesen Männern der Brief eines katholischen Arztes in München, der mit großer Lebendigkeit von dort geschehenen außerordentlichen Dingen berichtete, von christlichen Erweckungen, verbunden mit allerlei Abenteuerlichkeiten. Bald stand der Entschluß fest: dorthin müssen wir! Der Entschluß ging namentlich von Thadden aus, dem sich zunächst Lancizolle anschloß. Ersterer wollte in München eigentlich deutsche Kunstdenkmäler studieren, letzterer altdeutsche litterarische Altertümer suchen — sie fanden statt dessen das Evangelium bei Goßner und dem ihm befreundeten Kreise gläubiger Katholiken, desgleichen bei dem damals dort im stillen wirksamen Schubert und andern. Bald folgte ihnen auch von Bethmann-Hollweg, um gelehrte Studien über den Codex rescriptus des Gajus zu machen, wozu Savigny ihn antrieb; zugleich aber suchte auch er mit gleichem Eifer jene christlichen Kreise auf.

Nach 1817 kehrten mehrere dieser Männer nach Berlin zurück. Ihnen schlossen sich wieder andere an, unter andern auch von Gerlach, von Below u. s. w. Die treibende Kraft wurde hier unser von Senfft-Pilsach, der mit Verstand und Wärme erfüllt anfing, vom Evangelio Zeugnis abzulegen. Bald verlobten sich von Thadden, von Senfft und von Gerlach mit den drei Schwestern eines Herrn von Oertzen auf Trieglaff. Von Senfft, bis dahin Leutnant im Garderegiment, gab die Militärkarriere auf. Von Thadden übernahm Trieglaff, von Senfft kaufte ein anderes Gut. Kaum in Pommern angelangt, fingen sie an, Gebetsstunden und Predigten zu halten. Von Senfft hielt z. B. Abendstunden im Hause des Generals von Gröben, von denen u. a. Geheimrat Brandes mit seiner Frau aufs tiefste ergriffen wurden. Unter der Pflege des alten Kottwitz waren ihm diese Gaben gewachsen und geläutert worden. Sie predigten vor Hunderten und Tausenden, und der Glaube breitete sich in Pommern wieder aus, wo bis dahin nur vereinzelte Männer das Wort Gottes verkündet hatten. Im Kampf gegen die Bureaukratie und das schlechte Priestertum wandten sich jene Männer,[1]) deren Kreis sich schnell mehrte — es kamen die von Belows, von Puttkamers, von Hövens, von Sydows hinzu — direkt an den König Friedrich Wilhelm III., der denn auch eine Kommission zur Untersuchung einsetzte, freilich aus lauter Personen bestehend, die mit sehenden Augen nicht sahen. Der Adjutant des Kronprinzen, jetzigen Königs, von Röder, ward Veranlassung, daß auch der alte Heubner in Wittenberg der Kommission beigegeben wurde, welcher nun ein Separatvotum abgab, infolge dessen der König befahl, jene Männer

[1]) s. den Brief vom 7. Juli 1850.

in ihrem Recht zu schützen und dafür zu sorgen, daß, wie sie es verlangten, gläubige Prediger in Pommern angestellt würden.

Vom Jahre 1848 an war es grade dieser Kreis, der sich unter dem jetzigen König auch zu politischer Arbeit für das Vaterland vereinigte.

Berlin, den 25. Februar 1855.

Die gestern abend stattgehabte Gefängniskonferenz hat vorläufig zu nichts weiter als zur Einsetzung verschiedener Subkommissionen geführt und hat damit am klarsten ausgesprochen, daß es ihr gar nicht an Erledigung der Sache, sondern daran gelegen ist, durch Aufschub ein dem königlichen Willen möglichst entgegenstehendes Resultat herbeizuführen. Es ist lehrreich zu sehen, wie man in einer bureaukratischen Monarchie den Löwen still zu machen weiß. Der König ahnt von alledem nichts, und vor seinen Augen und Ohren ist alles „gehorsamster Diener". — Wir müssen aber auch dies durchkämpfen und hoffen, daß doch Brosamlein für die armen Gefangenen dabei abfallen werden; an sie wird dabei in diesem „christlichen Staate" am wenigsten gedacht! Ich meinesteils schreibe noch in dieser Stunde an den Hofmarschall und frage, ob der König mir morgen oder übermorgen Gehör schenken will. Ich will sehen, was ich ihm darüber in aller Vorsicht sagen kann.

Berlin, den 26. Februar 1855.

Die Resultate der vorgestrigen Gefängniskonferenz haben mich zu dem Entschluß gebracht, an den nötigen Stellen noch einmal mit aller gebotenen Klugheit das Meine zu thun, ob Gott helfen wolle, die gesponnenen Netze zu durchlöchern, und ich hoffe, es ist mir schon einiges gelungen, so bei von Hinkeldey und dem wohl schwachen, aber wohlwollenden Minister von Westphalen. Bei jedem derselben bin ich gestern ein und eine halbe Stunde gewesen. Das Ergebnis war, daß Hinkeldey williger und zuletzt ganz willig war, auf meinen Vorschlag einzugehen, nämlich für jede Provinz ein pennsylvanisches Gefängnis anzustreben und mir bei der Durchführung des Verfahrens in Moabit keine Hindernisse in den Weg zu stellen. Auf letzteres war es hauptsächlich abgesehen. Er hat zugesagt, das Bruchsaler Reglement anzunehmen. Ja, schließlich war er sogar damit einverstanden, daß ich nicht eher von Berlin gehe, bis ich dem König dies persönlich mitgeteilt, woran mir lag, um Hinkeldey so durch das Wort des Königs zu binden. Du siehst, was für ein Schachbrettspiel das ist. Es kommt nur darauf an, mit Bauern und Springern gut zu operieren, um den König nicht matt machen zu lassen.

Die Sache spielt noch tiefer und weiter, aber ich will Dich nicht weiter darüber unterhalten. Die Aufrechterhaltung des guten Verhältnisses zu Hinkeldey ist mir von besonderem Wert, da ich ihn im ganzen für einen ehrlichen, braven Mann halte, der freilich — das gehört zum preußischen Centralbeamten — außer den zehn Geboten noch einige nebenbei hat, mit denen die Gerechtigkeit nicht schwer zu erlangen ist. Hinkeldey ist z. B. der Überzeugung, daß der Moabiter Direktor „amtlich ganz unantastbar" sei und „vollkommen gerechtfertigt" aus der Affaire hervorgehen werde. Man sieht daraus das Maß, womit die Welt Lug und Betrug mißt. Wenn nur die Knöpfe richtig geknöpft und die Gamaschen stramm aufgezogen sind, kann der Teufel sein Regiment im Hintergrund üben. Was kümmert uns das! Zuletzt danken wir Gott — das ist des Herzens tiefste Meinung —, daß wir nicht sind wie andere Leute, also mit Sang und Klang ins Himmelreich fahren dürfen, wo uns nicht Kronen des Lebens, aber Ordensbänder und Sterne winken, die ein König solchen Unterthanen für ihre „Verdienste" auf die Brust heften muß, die ihm die Bureaukratie empfohlen hat. Sie ist eigentlich der König, und der König ist ihr Laufbursche oder ein auf der Parforcejagd zu Tode gehetztes Wild. Am Hofe ist ein ewiger wilder Krieg. Alles widereinander und alles in Kompagnie gegen den König. Nur keuchend halten sich etliche aufrecht. Minister von Manteuffel fragte neulich Hoffmann, ob es Sünde sei, sich den Tod zu wünschen. Er ersterbe bereits in diesem Verlangen, damit seine Seele endlich zur Ruhe komme; was ihm Frankreich, England, Österreich, Rußland für Not machen, sei unsäglich; habe er für einen Augenblick alle Berge überstiegen und komme dann ins Schloß, da warteten schon wieder zehn andere, und alle Arbeit sei vergeblich gewesen. Ein unergründlicher Abgrund gebiert dort Not und Verlegenheit aller Art und Rat- und Thatlosigkeit bei ungemessener Geschäftigkeit aller Enden. Der Sohn General von Gerlachs, Hauptgegner von Manteuffels, erzählte mir von seinem Vater, wie die Politik jeden Atemzug seines persönlichen und Familienlebens verzehre. Seine Bedeutung beim König, in dessen Nähe er ununterbrochen ist, ist bekannt. Die jetzt mit am meisten gefürchtete Macht ist die Hinkeldeys, der fast für allmächtig gilt, den alle bekämpfen, die in der Nähe des Königs leben, aber dem keiner beikommen kann. Neulich ist ein Generalsturm gegen ihn versucht und der Stärkste voraufgeschickt worden, der Generalfeldmarschall Graf von Dohna. Der König aber hat ihn abgewiesen: Graf Dohna kenne den Mann nicht und ahne nicht dessen Vortrefflichkeit. Dann hat Niebuhr losgemußt, der zuletzt um seine Entlassung gebeten hat, worauf der

König gesagt: „Niebuhr kann des Königs entbehren, aber der König kann Niebuhrs nicht entbehren.“ Dann ward eine kleine Entfernung Niebuhrs beschlossen — seine vielbesprochene Reise nach dem Haag. Dazu nehme man nun noch die Kammerverhandlungen, die Schuljungengezänke unter den Vertretern des Volks, und man bekommt einen Begriff von der Weltherrlichkeit und Macht, zu der die Menschen hinaufstaunen mehr als auf Gottes Thron und unsichtbare Herrlichkeit. Das sind so einige Blicke in den Zustand der Welt, von dem 1. Mose 1, 2 geschrieben steht. Der Welt Ende und Anfang liegen dicht aneinander. Wenn die einen behaupten, der Erdball sei ursprünglich eine Gaskugel, die andern, er sei eine Schlammkugel gewesen, so paßt die letztere Fassung besser in der Anwendung auf heute. Und doch glaube ich an das Schweben des Geistes Gottes über diesen Wassern. Aber es gehört Glaube dazu, diesen Geist zu sehen.

Daß der Engländer Scott den Preis bei dem Rathaus-Bauriß bekommen, freut mich um seinet- und um der Stadt willen, vorausgesetzt, daß der Riß, den ich meine, eben jener großartige gotischen Stils ist. Übrigens sagte mir der König neulich bei der Tafel seine Meinung mit großer Ausführlichkeit: das Rathaus müsse im Stile der Börse aufgeführt werden; so ließe sich nach seiner Überzeugung etwas Großes leisten. Der König verwirft die Vermengung so vieler Baustile im Städtebau. Seine Bewunderung der Hamburger Börse in ihrem Äußeren konnte ich nicht teilen. Er behauptet, daß das großartige Innere des Raumes diese äußere Form bedinge, was ich nicht zugeben kann. Die Verhandlung hatte übrigens ihre Veranlassung darin, daß ich dem Könige den Scottschen Riß gerühmt, und ich zweifle nicht an der Zustimmung des Königs, wenn er ihn würde gesehen haben.

In diesem Augenblick schickt der König und läßt mich wieder auf drei Uhr zum Diner einladen mit dem Wunsche, mich so einzurichten, daß ich nach demselben einen Vortrag halten kann.

Berlin, den 27. Februar 1855.

Beim König fand wieder eine sogenannte Familientafel statt, nur noch Präsident Göschel, Graf Burghaus und Freund Abeken waren befohlen. Der nächste Hofstaat besteht aus trefflichen Menschen, die man immer lieber haben muß, je genauer man sie kennen lernt, dem alten, ehrwürdigen Graf Dohna, Graf Finkenstein, Graf Gröben, Graf Kanitz und dann den Gräfinnen Dönhoff, Haake und Kanitz. Das ist der Kreis, den man immer wieder trifft und in dem der König recht eigentlich zu Hause ist und sich

vollkommen häuslich giebt. Du würdest oft Deine Herzensfreude haben, wenn Du hören würdest, wie der König sich um alle möglichen Details in seinem Reiche, um Familien- und andere Verhältnisse bekümmert, z. B. wenn er mit Göschel über Dante verhandelt oder mit den Hofdamen als Hausvater scherzt. Der alte Graf von Dohna schüttete mir nachher sein Herz aus. Es hat seine großen Schwierigkeiten, mit allen in Gerechtigkeit durchzukommen, aber es ist doch eine große Gabe Gottes, daß solch einfache, biedere Männer wie diese in der Nähe des Königs leben. Nachdem die Tafel aufgehoben war, rief mich der König in sein Kabinett, wo ich wohl noch eine Stunde allein mit ihm verhandelt habe und schließlich zusagen mußte, heute abend um sechs Uhr noch einmal wiederzukommen, da er dann noch etwas mit mir und Hinkeldey zusammen besprechen wollte. Inzwischen machte ich einen Besuch bei Schadow.

Das Schadowsche Haus birgt manches Interessante. Der Sohn des bekannten Bildhauers hat einen Gartensaal sehr allerliebst ausgemalt. Ein Fries stellt die Geschichte seines Vaters in vier großen Tableaux dar. Zwischen denselben die Sinnbilder der Kunst, die Haus und Leben schmücken. Der etwas leichte Künstlerstandpunkt tritt darin freilich in fast verletzender Weise hervor, unter anderem das Bild, in welchem der Vater seiner Zeit die Mutter auf einem Leiterwagen entführt hat. Dann folgt der Aufenthalt in Rom mit den Studien; hierauf die größeren Werke Schadows, die Viktoria auf dem Viergespann, wie sie über dem Brandenburger Thor Preußens Stolz verkündigt, Luthers Statue in Wittenberg u. s. w. und zuletzt der „Direktor der Akademie der Künste“ in Berlin, darunter in einem Medaillon eine Darstellung der allerliebsten Geschichte, wie der jetzige König den alten, fast zweiundachtzigjährigen Herrn früh morgens in seinem Hause überrascht, um ihn mit einem Orden zu schmücken. Der König tritt mit seiner Begleitung so plötzlich ins Haus, daß es dem Alten nicht gelingt, einen Rock anzuziehen, er steht in Hemdsärmeln vor dem König, und während ihm die Adjutanten den Rock anzuziehen suchen, heftet der König ihm schon den Orden auf die Brust.

Der König hielt abends vor Hoffmann, von Hinkeldey, Niebuhr und mir einen langen Vortrag über seine mit Moabit gehegten Absichten. Dann ließ er von Hinkeldey sprechen, der, ein Widersacher des Königs sonst, in dieser Angelegenheit sich als Freund kundgab, aber schon gleich wieder Hinterthüren zu bauen wußte, indem er durch die Vorlage, wie er das pennsylvanische System ausgeführt sehen wolle, die Sache selbst so gut wie zu nichte machte. Er meinte, der gegenwärtige Direktor müsse bleiben, ebenso das untere Personal, weil etwa sechs-

unddreißig Beamte nicht wieder unterzubringen seien; wenn man nur erst das Bruchsaler Reglement kenne, zu welchem Zwecke eine Deputation hingeschickt werde, solle und könne alles ausgeführt werden. Das war denn aber doch über alle Mohren und Bären — ich weiß nicht, ob Dummheit oder Schlechtigkeit, jedenfalls aber so, daß es galt, dem Könige und dem Herrn Hinkeldey gegenüber keinen Fußbreit Terrain zu verlieren. Als der König mich zu reden aufforderte, ging ich vom entgegengesetzten Punkte aus: wie vor allen Dingen die rechten Menschen erforderlich seien, daß das ganze Bruchsaler Reglement nicht Mauern und Steine betreffe sondern eine Einsicht und Kunst der Arbeit erfordere, bei der der Direktor so wichtig sei, wie der Pastor und ebenso das ganze, namentlich das untere Personal; wie das ganze Personal, wenn wirklich erfolgreich gewirkt werden solle, durch den Geist Christi solidarisch in all seinen Teilen verbunden sein müsse. Wo die Sache nicht so angegriffen werde, werde nichts darnach kommen und sei gar kein wesentlicher Erfolg zu erwarten. Es gab ernste Erörterungen, in denen Hinkeldey merkwürdige Zugeständnisse über die Schlechtigkeit der Polizeibeamten machte, sich aber entschieden gegen solche Ideale wie die von mir vorgetragenen erklärte. Der König dagegen erklärte ihm, daß er in diesen Stücken nicht ihm sondern mir beistimme; auch Hoffmann fand nachher Gelegenheit, sich in gleichem Sinne auszusprechen. Der König wollte auf Grund der vorliegenden Berichte ferner darüber klar und gewiß werden, ob er jene Beamten vor ein Disziplinargericht oder vor. einen anderen Gerichtshof stellen und dem Justizminister überweisen könne. Die Beamten belögen sich vom untersten bis zum obersten untereinander; hier aber komme dazu, daß sie auch den König belogen hätten, was nach dem Landrecht ein besonderes Verbrechen sei, um so mehr als es in einem offiziellen Bericht geschehen sei, den der König und zwar zum zweitenmal von diesen Beamten gefordert habe. Die Lage war für Hinkeldey fatal, da er zuvor erklärt hatte, daß diese Beamten untadelige, vortreffliche Menschen seien, sich auch in dieser ganzen Sache nichts Ungehöriges hätten zu Schulden kommen lassen — das sagte er bezüglich meiner Berichterstattung —, worauf der König dann sehr eingehend exemplifizierte, um was es sich handle, auf viele einzelne von mir berichtete Fälle zurückkommend und in bekannter Weise sehr laut die Befolgung seiner Befehle fordernd, die Hinkeldey entgegennahm, aber so, daß ich überzeugt bin, er hat bereits den Plan fertig, wie alles wieder in Form des Rechten zu Wasser werden und zuletzt doch sein Wille geschehen soll. So geht die Lüge dort durch alle Fugen. Der Staat geht unter am Genie des persönlich so hervorragenden Königs!

Gestern abend waren von Mühler und einige andere Freunde bei uns, unter diesen auch die Tochter des alten Generals von dem Knesebeck, die ich längst wegen eines alten absonderlichen Schlosses, das sie bei Halberstadt besitzt, sprechen wollte. Der von ihrem Vater dem letzten Könige geschenkte berühmte Christuskopf von Correggio auf dem hiesigen Museum wurde der Ausgangspunkt für viele lehrreiche auf Kunstgeschichte bezügliche Gespräche, die mit anderen wechselnd uns erst zu Mitternacht trennten.

Riesa, den 24. September 1855.

Guten Morgen aus Riesa! In diesem Augenblicke wirst Du, denke ich, wieder aus Harburg zurückkehren, und da möchte ich Dir im Geiste begegnen. Es ist eine Frühstunde, wie sie mir leider auch auf Reisen so selten wird, in denen ich aber so gern mit Euch Lieben verkehre. Ich will Dir in etwas erzählen, wie es mir seit vorgestern ergangen ist.

Auf der Reise bis Magdeburg habe ich einige populäre Broschüren über den Augsburger Religionsfrieden gelesen und mich namentlich über den der Berliner Traktatgesellschaft verdrossen, die die ganze Sache im Interesse der afterlutherischen Partei ausbeutet und beiläufig selbst den armen „Kirchentag" nicht hat aus dem Spiel lassen können. Die Behandlung des Kurfürsten Moritz durch diesen Traktatschreiber sieht solchen Leuten ähnlich, die alles nach ihrer Auffassung zu drehen und zu wenden sich kein Gewissen machen. Nach Darstellung dieses Traktatschreibers, durch den vielen Tausenden Sand in die Augen gestreut wird, ist namentlich das Ende des Fürsten in ein zweifelhaftes Licht gestellt und soll er mit einem: „Gott wird kommen" gestorben sein — man weiß nicht wozu und warum u. s. w., während doch wohl bekannt ist, daß ein trostreiches Sünden- und Glaubensbekenntnis zum Herrn der Schluß seines Lebens war. Ich habe in Leipzig noch Gelegenheit gehabt, in einem 1574 herausgekommenen Werke Genaueres darüber zu lesen, wozu mir ein Gespräch mit Ahlfeld über Kurfürst Moritz Veranlassung wurde.

Pillnitz, den 25. September 1855.

Als ich Sonnabend abend in Leipzig ankam, geriet ich ganz unerwartet in den ungeheuren Meßlärm hinein und wie durch ein Mißgeschick in das große Hotel de Pologne, das für sich allein in den Tagen wie ein großer Jahrmarkt aussieht. Man rechnet, daß an fünfzigtausend Menschen, um in diesen Tagen Handel zu treiben, in

Leipzig einziehen. Am Sonntag morgen stand der Jahrmarkt in höchster Blüte; gerade dieser Tag pflegt der bewegteste zu sein. Durch das Gedränge der Leute und Buden hindurch und in Erinnerung an all das, was man in neuester Zeit versucht hat, für Sonntagsfeier zu erstreben, gelang es mir, bis zu Ahlfelds Kirche vorzudringen, an dessen Strenge in diesem Stück ich denken mußte, da er es ja schon zur Sünde anrechnet, wenn man sich am Sonntag rasiert (konsequenterweise müßte dann auch die Frisur von euch Frauen für den Sonntag gegen Gottes Gebot sein). Ich fürchtete, von diesem Kapitel auf der Kanzel hören zu müssen. Es war ja der Tag des Augsburger Religionsfriedens. Die Nikolaikirche war mit Menschen ganz gefüllt. Ahlfeld predigte über Apostelgesch. 9: „Die Gemeinde hatte Frieden durch ganz Judäa u. s. w. und bauete sich". Das war eine Predigt, wie sie für den Tag sein mußte, — lebendige Geschichte ohne besondere Anwendung, da die Geschichte selbst in ein solches Licht gestellt ward, daß sie lebendig predigte. Da die in der Geschichte vorkommenden Fürsten hauptsächlich sächsische sind, so befanden wir uns recht eigentlich auf klassischem Boden. Mit herrlich evangelischem Freimut verkündete Ahlfeld, wie notwendig es sei und wie sehr es Pflicht der Dankbarkeit sei, daß nun auch die Gemeinde sich erbaue, aufbaue, indem sie in allen Stücken, Kirche, Schule, Haus, Innung u. s. w. in den Herzen den einen Grundstein niederlege. Es konnte ja nicht anders sein, als daß er auch auf die Hunderttausende kam, die das Evangelium jetzt nicht hören, und ging mit derselben Kraft und Lebendigkeit auf das Gebiet der inneren Mission, jener Arbeit über, die der Zoll der Dankbarkeit sei, den die Gemeinde für die Gabe des Friedens Gott zu bringen habe. Ich sah Ahlfeld einen Augenblick nach der Predigt, eilte dann aber nach Hause zurück, bezahlte meine Zeche und fuhr nach Dresden. Den Nachmittag hätte ich sonst wohl bleiben mögen, da um zwei Uhr die ganze Schuljugend in der Nikolaikirche versammelt war — über zwölfhundert — und um fünf Uhr eine Versammlung der Konfirmierten bis zum neunzehnten Lebensjahre stattfand, mit denen allen Ahlfeld das Fest feiern wollte. Die jungen Leute, Jünglinge und Jungfrauen, kommen fleißig in diese Konfirmandengottesdienste und antworten jeden Sonntag vor öffentlicher Gemeinde, die zahlreich versammelt ist. Möchte man in Hamburg sich in solchen Bildern spiegeln!

Wir haben eben bei von Engels gefrühstückt, nachdem wir der Morgengebetsstunde beigewohnt, die der Prediger Zohme während der Sommermonate jeden Morgen in Schloß Pillnitz zu halten hat. Als wir hingingen, ritt uns der König Johann mit General von Engel vorbei;

sie kehrten von einem Spazierritt heim, den der König jeden Morgen zu machen pflegt. Der König wollte mich um zwei Uhr auf dem Schloß und dann sechs Uhr zum Diner in Pillnitz erwarten. Vorher machte ich mit General von Engel eine Spazierfahrt durch Dresden. Darnach frühstückten wir auf der Brühlschen Terrasse. Allerwärts war von Dir die Rede, daß wir im Sommer die Familie im Rauhen Hause nicht getroffen und daß Du doch jetzt hättest mitkommen müssen. Die ganze Liebe der teuern, edlen Familie gehört uns.

Um zwei Uhr führte mich der General zum König, welcher noch im kronprinzlichen Palais wohnt. In einem einfachen Arbeitszimmer vor einem Schreibpult sitzend empfing er mich freundlich. Ich hatte ihn mir viel jugendlicher und frischer gedacht. Er ist ein großer Herr mit fein geschnittenem Profil, der bei mehr Jugend schön gewesen sein muß, jetzt aber zu Zeiten mehr den Eindruck der Schlaffheit macht, was indes nur Schein ist. Sein Geist ist sehr lebendig, durchdringend und aufmerksam. Er hieß mich bei sich niedersitzen und ging gleich mitten in die Sache hinein. Er wußte von meinen Arbeiten im wesentlichen und wünschte, mit mir über die dahin einschlagenden Kapitel in Beziehung auf die sächsischen Verhältnisse zu sprechen, da er manches Neue anzuordnen die Absicht habe, worüber er mich zuvor zu hören wünsche. Immer von speziellen Verhältnissen ausgehend kamen wir auf Prinzipien zurück, die dann wieder in Spezielles führten. Mehreres merkte sich der König mit einem Bleistift an. Auf sozialem Gebiete stände es in Sachsen schlimm, sagte der König, und es sei schwer, als Regent nicht den Mut zu verlieren; er wolle gern seine Schuldigkeit thun und das Rechte treffen. Oft scheine es ihm über alle Kräfte und Möglichkeit zu gehen. Der König kam auf Bräunsdorf, das ihm nicht gefallen habe. Es sei zu groß, und den Kindern werde nicht die Pflege wie im Rauhen Hause zu teil. Ob es nicht besser sei, die Gelder für Bräunsdorf zurückzuhalten und für kleinere Anstalten zu verwenden, die man statt dessen gründen könne? Das Letztere widerriet ich dem König entschieden, sofern das, was not sei, nicht in dieser Weise vom Staat sondern lieber von den Kommunen und sonstigen Privaten ausgehen müsse, während der Staat mit Staatsmitteln unterstützend, ermunternd, fördernd hinzutreten könne. Immerhin werde der Staat eine eigentliche Strafanstalt für Jugendliche nicht entbehren können, um nicht die Privatanstalten in Zuchthäuser zu verwandeln. Das Gespräch wandte sich dann hauptsächlich auf die Lage der Gefangenen. Der König wollte meine Ansicht darüber hören, was zu thun sein möchte, um eine Besserung in der Lage der Gefangenen herbeizuführen, und legte mir

in kurzem dar, wie es damit in Sachsen stehe. Er fragte dann, wie weit es richtig sei, von dem pennsylvanischen Verfahren in Sachsen Anwendung zu machen. Ich verwies zunächst auf Bruchsal und bemerkte, daß der König die neueste Schrift Direktor Fueßlins selbst gelesen hatte. Auf meine Ansicht über das ganze Strafverfahren und darüber, in welcher Weise dasselbe namentlich auf die zuerst Bestraften anzuwenden sei, um dem Anwuchs des Verbrechens Abbruch zu thun, ging er mit Freuden ein, nicht minder aber auf die Notwendigkeit, an die Reform des Personals zu denken, das ein vom christlichen Geiste durchdrungenes sein müsse und das am sichersten durch Korporationsbildungen erlangt werden würde, was freilich nicht befohlen werden könne. Der König verstand mich völlig, indem er einfiel, es müsse zur Bildung von Orden für diesen Zweck kommen. Als ich ihm zustimmte und hinzufügte, daß es auf evangelische Orden ankomme, erwiderte er, daß diese Frage nach seiner Ansicht im wesentlichen durch unsere Brüderschaft des Rauhen Hauses gelöst sei. Ihn interessierte die Sache aufs höchste, und er wünschte, daß ich ihm darlege, wie Ähnliches im Königreich Sachsen zu stande gebracht werden könne.

Das Gespräch nahm nun eine allgemeinere Wendung. Kirche, Obrigkeit, Schule, Armenwesen, Gemeindewesen u. s. w. kamen dabei in Betracht und mußten hinzugezogen werden. Die Schullehrerbildung war Gegenstand besonders eingehender Besprechung. Dem König war völlig unbekannt, was in dieser Beziehung neuerdings in Preußen durch die sogenannten Regulative angebahnt worden. Er ließ sich davon erzählen und notierte sich den Titel, um das darauf Bezügliche selbst zu lesen. Wäre nicht das Hemmnis gewesen, daß der König nicht unserer Kirche, nicht der Kirche seines Landes angehörte, so würden wir in manchen Stücken noch weiter gekommen sein. Der König entließ mich, um nach einigen Stunden das Gespräch fortzusetzen.

Als sich später im Vorsaal die Tafelgäste — es waren nur wenige — versammelt hatten, erschien der König und die Königin. Hier war alles wie in einer bürgerlichen Gesellschaft und auch im übrigen so einfach, daß man sich wundern mußte. Die Königin, die Zwillingsschwester der Königin von Preußen, sieht dieser unglaublich ähnlich. Sie war mir als sehr schüchtern geschildert worden, fing aber sogleich ein längeres Gespräch an, wie oft ihre Schwester ihr erzählt habe, daß ich öfter zu ihr käme u. s. w., so daß sich bald eine Menge Berührungspunkte fanden. Wir setzten uns dann zur Tafel. Mir wurde der Platz dem König und der Königin gegenüber angewiesen. Bei Tafel war noch die Prinzeß Amalie anwesend, die mehreres Dramatische geschrieben hat, ferner die Prinzeß Auguste. Letztere hatte

das Rauhe Haus besucht. Im ganzen nahmen etwa zwanzig Personen teil, größtenteils zum Familienkreise gehörig. Das Gespräch über Tisch betraf zunächst Hamburger Verhältnisse. Die Königin erinnerte sich mit großer Teilnahme namentlich unseres sel. Syndikus Sieveking, der von ihnen allen sehr sei geliebt worden. Dann sprachen wir über sächsische Zustände, das Erzgebirge u. s. w. Nach Tisch waren wir wohl noch eine Stunde beisammen, wobei der König noch einmal ausführlich auf die Gefängnisse und das Armenwesen zurückkam. Ich benutzte ungesucht den Anlaß, ihm so viel ich wußte von dem unglücklichen politischen Gefangenen Peters[1]) zu erzählen, der früher in Bruchsal saß und jetzt in Waldheim seine zweite achtjährige Zuchthausstrafe absitzt. Die Sache war dem König ganz neu. Er setzte hinzu, daß ihm der Name unter den zu Begnadigenden nicht vorgekommen sei. Meine Absicht war, den König auf den Armen aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, etwas für seine Begnadigung zu thun. — Damit Ihr Lieben Euch den König Johann möglichst lebhaft vergegenwärtigen könnt, bringe ich Euch sein Bildnis mit. Das feine, ernste, kluge Angesicht ist ein Bild der ganzen Persönlichkeit. Die Physiognomie soll sich von der aller andern Glieder des sächsischen Königshauses unterscheiden. Es trifft bei ihm zu, daß der trefflichste Hausvater auch der beste König ist. Er hat nicht bloß allen seinen Kindern den ersten Religionsunterricht mit großer Sorgfalt selbst erteilt, sondern sie auch bis vor kurzem noch wöchentlich in der Geschichte unterrichtet. Täglich bringt er morgens eine Stunde im Kreise seiner Familie zu, wo alle beim Frühstück Handarbeit machen und er, der König, Lehrreiches mitteilt. Ebenso weilt er abends in seinem engsten Familienkreise. Unablässig, ohne alle Aussichten auf den Thron, hat er sich schon früh mit den Staatswissenschaften und mit praktischen Arbeiten für das Land beschäftigt. Das neue Gesetzbuch soll fast ganz aus seiner Feder hervorgegangen sein. Gegenwärtig besucht er das ganze Land, besieht sich Menschen und Wege, kehrt in Fabriken, Schulen, Anstalten ein, sucht sich die genaueste Kenntnis der verschiedenen Industriezweige zu verschaffen, spricht vom Spinnen und Weben, als ob es sein Dante wäre, zu dessen tiefsten Kennern er bekanntlich gezählt wird. Den lutherischen Missionsdirektor Graul aus Leipzig, der aus Asien zurückkehrte, läßt er zu sich kommen und stellt mit ihm sprachliche Erörterungen an. In den Ministersitzungen, die er wöchentlich mehrmals abhält, werden die Referate besprochen, die er vorher mit den Akten selbst gelesen hat, während bisher die Akten beizulegen verboten war. Ganz

[1]) s. den Brief vom 21. September 1851.

diesem Geiste gemäß waltet im Hause die Königin, welche mit vollster Hingebung der Erziehung ihrer Kinder lebt, die sie aufs innigste liebt. Dazu kommt die große Sorge um den Kronprinzen, der, wie landeskundig, nach seiner Vermählung mit der Wasa ganz aus der Art schlägt, so daß die Eltern auch diese schwere Sorge kennen und erfahren müssen, daß es nicht an der Erziehung allein liegt. Man möchte den König Johann auf den Thron eines größeren Reiches wünschen, wenn nicht das Volk eines kleinen Landes — „wir sind", sagte mir der König, „etwa eine halbe Provinz von Preußen" — unter den Segnungen eines solchen Fürsten um so glücklicher wäre.

Weil der Minister von Beust mich zu sprechen wünschte, fuhr ich andern Tags mit dem General von Engel zur Stadt. Hier besichtigte ich wie früher schon die Gemäldegallerie. Wenn es auch nur flüchtig war, freue ich mich doch, einige der Hauptbilder, die Sixtinische Madonna, den Zinsgroschen von Tizian, die heilige Nacht von Correggio und einige andere wieder gesehen zu haben. An dem schönen Gebäude sind die monumentalen Verzierungen von Rietschels Hand besonders beachtenswert. Der Weg nach Dresden hinein und nach Pillnitz zurück wurde, da ich mit dem General ungestört alleine war, Veranlassung, daß dieser treffliche Mann mir sehr vieles über Sachsen und seine innere Gestaltung, soweit sie mit der jetzigen Königsfamilie und den Ministern zusammenhängt, mitteilen konnte. Namentlich wurde ich lebendig in die Maitage von 1849 hineingeführt. Die Charakterfestigkeit des damaligen Königs, der den Forderungen bezüglich Anerkennung der Frankfurter Reichsverfassung nicht nachgeben wollte, weil er sich in seinem Gewissen gebunden wußte, macht diesen nun heimgegangenen Herrn groß und verehrungswürdig. Als die andern Minister ihn verließen und als niemand ein Ministerium übernehmen wollte, wenn der König nicht nachgeben würde, ja als Deputationen notorischer Ehrenmänner aus den verschiedenen Ständen den König zur Nachgiebigkeit bewegen wollten, wich der König dennoch nicht. Er hat dem Herrn von Engel später oft erzählt, wie er die Kraft dazu aus sich selbst nicht gehabt habe. Wenn ihm der Sturm und Andrang zu heftig wurde, ging er in sein Nebengemach, um seinen Gott um Erleuchtung und Kraft anzurufen, und gewann dann die Macht zum Widerstande, die freilich zunächst das Blutvergießen und den wilden Aufruhr hervorrief, an dem sich aber zuletzt doch die Macht des Bösen gebrochen hat. Dabei verhehle man sich jetzt nicht, wie gefährlich die Dinge noch heute stehen; daß noch heute jene Mächte sich bemühen, im Volk heimlich Boden zu gewinnen, und daß alles zuletzt nur in Gottes Hand steht!

1856.

Berlin, den 29. Februar 1856.

Es handelt sich hier dieses Mal um den Kommissionsbescheid an den König über meinen gegen die Verwaltung des Zellengefängnisses in Moabit gerichteten Bericht. Von seiten der Herren Juristen, mit denen sich Hinkeldey von vornherein verbunden hatte, war alles aufgeboten worden, meine Berichterstattung dem Könige als eine irrtümliche oder mißverständliche darzustellen und die Moabiter Direktion unter allen Umständen unschuldig erscheinen zu lassen, sofern letztere gar nicht sollte gesagt haben, daß alle jene Geistesstörungen „infolge" der Einzelhaft sondern nur „während" derselben entstanden seien. Was an juristischen Kniffen möglich ist, wurde aufgeboten, die Worte zu drechseln. Aber in wahrhaft mannhafter Weise sekundierten mir Hoffmann, von Senfft und der Minister, so daß zuletzt doch eine Formel gefunden wurde, welche die volle Wahrheit sagt, doch aber so, daß sie die Schuldigen vor des Königs Zorn schützt. Wenigstens wird es die Aufgabe des Geheimen Rats Gerhard sein, dem dergleichen trefflich gelingt, bis zur Schlußsitzung allem den rechten Ausdruck zu geben. Sodann kam eine der wichtigsten Schlußresolutionen in Bezug darauf zu stande, wie in Zukunft das pennsylvanische System im Königreich Preußen zur Ausführung zu bringen sei. Die Frage: ob? wurde von den Juristen aufs entschiedenste verneint, während Hinkeldey das Experiment für den einen Fall in Moabit wagen wollte. Ich habe dann meinen früheren Plan in einer längeren Replik gegen die unbegründeten Behauptungen der Juristen aufrecht erhalten; es gelte jetzt nicht zu experimentieren, sondern als Prinzip hinzustellen, daß die zu lösende Aufgabe in organischer Weise angegriffen und als Grundsatz ausgesprochen werde. Nicht seien etwa alle Gefängnisse nach dem pennsylvanischen System umzuwandeln, vielmehr sei in jeder Provinz je ein Gefängnis der Art nach und nach einzurichten, der Anfang aber in Moabit zu machen und zwar mit Wahrung des evangelischen Charakters bei der Durchführung. Das letztere erregte heftige Opposition, besonders bei Hinkeldey, der mit der „Katholikenfurcht" kam, die uns die Sache durch Gegenforderungen für ihre Konfession verderben werde.

Sonntag zwölf Uhr wird nun die Schlußsitzung stattfinden. Ich muß vermuten, daß mein letztes Gespräch mit dem Könige die Sache so rasch weiter getrieben hat, da plötzlich ein gemessener Befehl des

Königs von Charlottenburg ergangen ist, die Angelegenheit zu Ende zu führen und zwar so rasch, daß es wohl Mühe machen wird, so schleunig, wie es gewünscht wird, den Endbericht zu erstatten. Bei der Ausführung selbst wird es unzweifelhaft noch eine Reihe von Intriguen zu bewältigen geben. Wir sind aber gut auf unsrer Hut und hoffen zu Gott, Er werde es uns gelingen lassen.

Morgen mittag werde ich mit Freund von Senfft, dem Oberpräsidenten, allein speisen, was er sich ausgebeten hat, da er mich zu sprechen habe. Morgen abend werde ich beim Minister von Westphalen in dessen Familie sein, Sonntag nachmittag bei Gerhard, dem neuen Geheimrat, wo ich auch unsere Frau von Gadow aus Portrems treffen werde. Der heutige Tag ist für mich still verflossen, da ich mich auf die heutige Sitzung vorbereitete und ein Aktenstück von fast zweihundert Seiten habe durcharbeiten müssen. Daß ich bei Hoffmann geblieben, habe ich Dir noch nicht gesagt. Die Freunde sind lieb wie immer.

Berlin, den 2. März 1856.

Meine beiden flüchtigen Briefe, die Du erhalten haben wirst, verpflichten mich innerlich, Dir trotz meiner baldigen Rückkehr noch ein Wort mehr zu schreiben, wie es mir geht. Gebe Gott, daß ich auch alles nach meiner Rückkehr so finde, wie ich's von Herzen wünsche.

Ohne von Senfft und Hoffmann wäre es schwerlich gelungen obzusiegen, wie denn auch der Minister, einfach und klar die Thatsachen durchschauend, kein Titelchen aufgab. Wie er mir gesagt hat, will er dem Könige den wirklichen Thatbestand noch selbst unverhüllt darlegen. Daß es zu sehr lebhaften Erörterungen kam, kannst Du Dir vorstellen. Aber wie ehrenwert und klug, unparteiisch und energisch hat der Minister in diesem Gefechte das Kommando geführt! Niemand, der die Wahrheit liebt, kann dem trefflichen Herrn die größte Hochachtung versagen. Mit welchem Ernst ist er dem Herrn von Hinkeldey, der ihm das Leben so schwer machte, entgegengetreten! Als er gegen ihn das Visir öffnete, konnte dieser nicht zweifeln, daß ihm hier ein Angesicht der Wahrheit standhielt. Doch ist es jetzt alles durchgekämpft.

Den gestrigen Morgen habe ich u. a. dazu benutzt, den Maler Pfannschmidt aufzusuchen, um mit ihm über die Herstellung von Initialen zu unseren biblischen Andachtsbüchern zu reden. Schon beim Eintritt in sein Atelier sah ich, daß er selbst zu einer direkten Mitwirkung nicht würde zu gewinnen sein. Die großen Arbeiten, die ihm gegenwärtig obliegen, mußten davon sogleich absehen lassen. Ich habe mit ihm alles durchberaten; er wird darüber im Kreise seiner Freunde sprechen und dann an mich schreiben. Drei Stunden, die ich

bei dem wackern frommen Künstler verbracht, haben mir einen schönen Kunstgenuß verschafft. Eine lange Verhandlung gab es zunächst über den von mir geäußerten Wunsch, daß kein Gott-Vater in jenen Initialen vorkommen dürfe. Er für seine Person wollte sich zu dieser Unterlassung nicht verstehen, da er in der Freiheit des Künstlers, den Gott-Vater menschlich darzustellen, den Anfang aller heiligen Kunst sah. Ich bezweifle, daß mich je eine Verteidigung jener Kunstauffassung überführen wird. Es wird aber in diesem Punkte Freiheit walten müssen, und ich fügte mich, weil ich nicht zum Streiten gekommen war. Jene Debatte wurde Anlaß, daß Pfannschmidt mir eine Reihe schöner Blätter von seiner Hand vorlegte, die heilige Geschichte von der Schöpfung bis zur Sündflut darstellend. Auf jedem kam ein Gott-Vater vor, dessen markige, muskulöse Glieder in reicher Gewandung mit bärtigem Antlitz mich noch weniger überzeugen konnten, — und um so weniger, als Pfannschmidt mir an der Wand eine Reihe schöner italienischer Köpfe von Karrenschiebern und Lastträgern zeigte, die wiederholt von Künstlern in Rom als Modell für einen Zeus oder einen Gott-Vater verwertet worden seien! Es liegt etwas Großes darin und könnte an das göttliche Ebenbild im Menschen erinnern, wenn eben nicht Christus das Ebenbild Gottes und unser Urbild wäre. Das Ende der Sündflut, wo Gott in den Wolken mit Engeln thront, wird sich meiner Seele für lange einprägen. Ich wollte, unser Karl[1]) wäre dabei gewesen, als ich mit dem Künstler darüber sprach, wie sich in seiner Seele diese großen, wundersam verflochtenen Gruppen allmählich bilden und wie aus einer Gestalt oder einer allgemeinen Idee heraus sich allmählich der ganze Reichtum eines solchen Bildes auf der Leinwand erzeugt. Karl hat ja neuerdings oft darüber gesprochen, wie wohl der Künstler zu dem Anfange eines reich komponierten Bildes komme. Wir wollen darüber noch einmal mündlich reden. Im Grunde gleicht dieser geistige Prozeß ganz der Erzeugung eines litterarischen Werkes, das ebenso in der Seele des Schriftstellers oder Redners entsteht und eben darum selbst ein Kunstwerk ist; — und ist es mit der Entstehung eines musikalischen Kunstwerkes anders, liebe Caroline?[2]) Pfannschmidt arbeitete, als ich eintrat, grade an

---

[1]) Karl ist der älteste, in Amerika lebende Sohn Wicherns, der früh ein besonderes Talent zum Zeichnen entwickelte.

[2]) Caroline, Wicherns noch lebende älteste Tochter, beschäftigte sich schon damals vorzugsweise mit der Musik. Jahrelang leitete sie — wie gegenwärtig wieder — den Gesangunterricht im Rauhen Hause; auch gab sie die letzte, 6. Auflage von „Unsere Lieder" heraus, die eine Anzahl ihrer eigenen Kompositionen enthalten.

einem großen Karton, einem Luther mit zwei symbolischen Figuren, welche mit dem Bilde Melanchthons den Schluß einer umfangreichen Arbeit in der neuen Schweriner Schloßkapelle bilden. Sehr schön sind auch mehrere Fenstergemälde für den Dom in Aachen; eines derselben, Joseph und Maria mit dem Christkinde auf der Flucht nach Ägypten, von Pfannschmidt radiert, bringe ich Euch mit. Zuletzt kamen wir noch auf Kirchenmusik, aus welcher Veranlassung mir Pfannschmidt einige wahrhaft klassische geistliche Lieder aus der koptischen Kirche mitteilte, die ich gern mitgebracht hätte. Vielleicht verschaffe ich mir von dem einen oder andern eine Kopie.

Fortsetzung Montag früh. Bis ich zum Frühstück gerufen werde, will ich mich mit Dir und Euch unterhalten. Im Geist bin ich schon viel früher bei Euch gewesen und habe Euch der Gnade unseres Gottes befohlen, die Euch alle behüten wolle. Gegen Morgen ängstigte mich ein Traum; ich träumte, daß unserem Louis,[1]) dem lieben, süßen Jungen, ein Unglück widerfahren; aber ich danke Gott auch in dem Stück, daß wir keine Propheten sind, daß wir keine Weissagungen und Vorhersagungen kennen und kennen dürfen als allein die, die geschrieben stehen und geredet sind durch den Geist Gottes und den untrüglichen Mund der heiligen Männer.

Als ich am Sonnabend den lieben, wackeren Pfannschmidt verließ, um zur Frau von Glasenapp, von Senffts Tochter, zu gehen, traf ich unterwegs den jungen Strauß. Strauß ist gestern auf eine eineinhalbjährige Reise nach Palästina, Syrien und Mesopotamien u. s. w. gegangen. Er schickt Euch noch einen herzlichen, aufrichtigen Gruß. Dann gab es eine Konferenz in der Wilhelmstraße mit dem Grafen Eberhard von Stolberg, der zum Prinzen Carl, dem Haupt des Johanniterordens wollte behufs Beratung über den Neubau des Ordensschlosses in Sonnenburg, das der Prinz erhalten und umbauen möchte, während die Herren Ritter einen Neubau wollen; es gilt die Stiftung eines größeren Kranken- resp. Diakonissenhauses. Der Fortgang der Sache ist immerhin erfreulich. In Berlin hat der Orden jetzt die Stiftung von Siechenhäusern in die Hand genommen. Es wird ihm gelingen, wenigstens den Impuls zu geben, so daß die Stadt dann das Begonnene weiter fortsetzen kann. Letzteres interessierte

[1]) Louis war der jüngste Sohn Wicherns, der später im Kriege 1870/71 als Vicefeldwebel im 76. Regiment den Tod fürs Vaterland in Orleans starb. Der Schmerz über den Verlust dieses von ihm besonders geliebten Sohnes — er war Kaufmann von Beruf und berechtigte zu den besten Hoffnungen — war Anlaß zu jenem schweren siebenjährigen Leiden, dem Wichern schließlich erlag. (s. den Nachruf für Louis Wichern in den Flieg. Blättern, 1871 Nr. 1.)

mich um so mehr, als der eigentliche Urheber des Gedankens, Graf von Bismarck-Bohlen, durchaus den Centralausschuß veranlassen wollte, diese Siechenhaussache in die Hand zu nehmen, was wir aber aus sehr triftigen Gründen ablehnen mußten.

Ich hatte, wie erwähnt, von Senfft versprochen, bei ihm zu speisen, was wir dann auch auf seinem Zimmer allein unter vier Augen gethan haben. Dadurch wurde ich sehr lebhaft nach Pommern versetzt, das in unserm Freund, glaub' ich, einen gar tüchtigen Oberpräsidenten gewonnen hat. Eigentlich ist er auch der Bischof der Provinz, wiewohl er offiziell mit der Kirche nichts zu thun hat. Allein der Oberpräsident macht es zuletzt doch. Er scheint in kirchlicher Beziehung die Provinz wirklich zur Ruhe gebracht zu haben, — vielleicht ein bischen auf Kosten der Union, so ernsthaft er der letztern auch das Wort gegen ihre Widersacher geredet hat.

Ich habe dem Minister von Westphalen gestern ein „Festbüchlein"[1]) überschickt mit einigen freundlichen, aus dem innersten Herzen geschriebenen Worten. Fast fürchte ich, dem Minister in meinen mündlichen Urteilen mitunter unrecht gethan zu haben, freilich nicht, als ob ich je den Ernst und die Aufrichtigkeit seines Charakters bezweifelt hätte, wozu mir nie ein gerechter Anlaß gegeben war; er ist offenbar auch ein gescheiter, weitersehender Mann, wenn ihm auch schöpferische Gedanken abzugehen scheinen, die freilich in den Tagen des Kampfes, in denen wir stehen, sehr wünschenswert an einer Stelle sind, von welcher die Impulse für die ordnenden Bewegungen im Staate mit ausgehen müssen. Als ich später zurückkehrte, traf ich Frau Olshausen, geborene von Prittwitz, deren Mann den Kommentar zum Neuen Testament geschrieben hat und die jetzt als Witwe hier in Berlin lebt. Ich weiß noch die Stunde, da sie in der „grünen Tanne" bei uns war. Sie wollte damals auch Dich gern grüßen, und ich führte sie zu Dir, als Du grade zwischen vielen Anstaltspapieren vergraben saßest, unsere kleine kranke Amanda auf dem Schoß und zu Deinen Füßen die andern Kinder — für die Großen und Kleinen zugleich sorgend. Ich habe die Scene nie vergessen, weil Frau Olshausen nachher dies alles in einer Weise veröffentlicht hat, die gegen die Diskretion verstieß, so daß ich es bis heute nicht habe überwinden können. — Da ich unerwartet noch so viel länger hier bleibe, ist es unerläßlich, daß ich mich nochmals dem Könige vorstelle; ich will deswegen wahrscheinlich heute abend nach Charlottenburg fahren und sehen, ob der König mich annimmt; ich fürchte sonst, daß er es übel aufnimmt.

[1]) Das „Festbüchlein" des Rauhen Hauses war soeben in zweiter Auflage erschienen.

Berlin, den 4. März 1856.

Es ist eine späte Abendstunde, in der ich an Dich schreibe. Ein sehr bewegter Tag und ein lebhafter Thee bei der Generalin von Minutoli, zu der ich mit Hoffmann eingeladen war, liegt hinter mir. Viele der eingeladenen Gäste waren durch die hier jetzt viel besprochene Reiterquadrille mit dem sich anschließenden Souper beim Grafen von Arnim-Boitzenburg am Erscheinen verhindert worden. Unter den Gästen wäre sonst auch der Oberceremonienmeister Baron von Stillfried-Alcantara gewesen, der ein sehr unterhaltender Herr ist und in aller Welt Dingen zu Hause sein soll. Außer Hoffmann und einigen anderen war nur Generalkonsul von Minutoli aus Spanien, Sohn der Generalin, anwesend. Von dem Liegnitzer Sohn, der so merkwürdige Sammlungen an geschliffenen Gläsern, Töpferwaren und dergl. besitzt, habe ich Dir schon in früheren Briefen geschrieben. Die alte Generalin ist eine stattliche Dame von hohem Wuchs mit feiner Adlernase, sehr wohlwollendem und zugleich elegantem Wesen. Der Sohn ist ein blasser, kleiner Mann mit schwarzem Bart und glänzenden Orden auf der Brust. Er hat ganz Südeuropa und selbst Afrika bereist. Nachdem seine Polizeiverwaltung von Berlin mit dem 18. März 1848 ein Ende genommen, übernahm er das Generalkonsulat für Spanien, eine Stellung, die er nun zu Forschungen aller Art benutzt. Der Grund seines Hierseins ist mit der Hoffnung verbunden, in die Stelle des jetzigen Vicepräsidenten der Oberrechnungskammer in Potsdam einzutreten, falls dieser in dem ihm anhängig gemachten Prozesse wegen des sogenannten Depeschendiebstahls fallen sollte. Du wirst davon gelesen haben, wie den Herren v. Gerlach und Niebuhr wichtige Depeschen aus ihren Mappen gestohlen worden sind. Es waren russische, an den König gerichtete Depeschen, welche der König unabhängig vom Minister von Manteuffel empfangen hat, so daß also zwei Verhandlungen mit Rußland geführt wurden, eine durch den Minister, die andere ohne ihn. Die gestohlenen Depeschen sind dem Minister überreicht worden, der sie dann dem Könige gebracht hat. Die verschiedenen Hofparteien wollen die Geschichte verschieden ausbeuten; die einen behaupten, daß Hinkeldey dabei beteiligt gewesen sei, um diesen zu stürzen, die anderen, um wenn möglich den Prinzen von Preußen mit dem Könige zu entzweien; ja, einige wagen, den genannten Prinzen selbst dabei zu kompromittieren. In letzterem Sinne hat vor geraumer Zeit der frühere Kreuzzeitungs-Wagner bei dem russischen Gesandten vor Zeugen geäußert, die Fäden der Untersuchung liefen bis ins Kabinett des Prinzen von Preußen zurück. Der Prinz hat — und mit großem Recht — deswegen die Vernehmung Wagners verlangt.

Da Wagner aber zur Zeit Abgeordneter der zweiten Kammer ist, kann er nicht in Untersuchung gezogen werden, es sei denn, daß die Kammer dazu ihre Einwilligung gäbe. Das wollte der König vermieden sehen und sistierte die Untersuchung bis nach Schluß der Session, um dann auf Wagner loszugehen. Du siehst, was für Geschichten hier am Hofe spielen. Natürlich wurde das alles heute abend nicht besprochen, dagegen anderes von sehr verschiedener Art. — Grauenerregend war der Austausch der Meinungen über den Caspar Hauser. Jeder in der Gesellschaft schien in diese Verhältnisse durch diplomatische, polizeiliche, seelsorgerische und gesellschaftliche Verbindungen eingeweiht; jeder wußte Beweisgründe und Thatsachen anzuführen, die erhärten sollten, daß Caspar Hauser ein badischer Prinz, Sohn der Stephanie gewesen, der im Interesse des Hauses Bayern von einem Minister M., der dafür eine Belohnung erhoffte, auf die Seite gebracht worden sei. Es galt, die Pfalz in die Hände von Bayern zu spielen, was aber auf dem Wiener Kongreß namentlich durch den König von Württemberg hintertrieben ward, wobei ihn Rußland unterstützte. Bis in die Geburtsstunde des unglücklichen Prinzen zurück wurden Details erzählt, welche diese schauerliche Annahme bestätigen sollten. — Noch nach einer ganz anderen Seite hin ging die Unterhaltung. Es wurde u. a. über die Entstehung der Psalmodien gesprochen. Der König von Preußen läßt gegenwärtig im Orient nach dem Ursprung derselben forschen, und Herr von Minutoli hat es übernommen, in Spanien Untersuchungen darüber anzustellen, ob sich hier etwa, wie vermutet wird, bei den Juden der ursprüngliche Psalmengesang erhalten hat.

Fortsetzung den 5. März. Ehe ich ausgehe, will ich diesen Brief an Dich zu Ende führen. Wir, Hoffmann und ich, haben uns heute fleißig in Plänen und Zukunftsbildern umgetrieben. Wir haben den Plan, eine wissenschaftliche Zeitschrift zu gründen, aufs neue erörtert, — einen Plan, den ich neulich als Wunsch aussprach, um damit, ohne es zu wissen, Hoffmanns Gedanken zu begegnen, der längst damit umgeht, ein solches Projekt zu verwirklichen. Es gilt, ein Blatt ins Leben zu rufen, das als Vermittlerin der Wissenschaften untereinander dienen soll, worin Philologie, Medizin, Naturwissenschaften, Philosophie und Jurisprudenz so gut vertreten sein sollen als die Theologie, um so das die Wissenschaft und damit das Leben wirklich Förderndе wecken zu helfen. Hoffmann würde unter Mitwirkung von Männern wie Humboldt, Carl Ritter und Böckh die Redaktion übernehmen und alle Mitarbeiter würden gewählt werden, niemand dürfte Arbeiten als nur auf Wunsch einreichen. Die Agentur des Rauhen Hauses hätte den buchhändlerischen Vertrieb. Die jähr-

lichen Kosten würden sich bei einer Auflage von siebentausend Exemplaren mit Honorar auf achttausend Thaler stellen. Die Sache ist nicht Scherz sondern Ernst; freilich hoffen wir, daß der König sie unterstützen wird. Es käme darauf an, auch dem Auslande ein Zeugnis einheitlicher deutscher Wissenschaft zu bieten, namentlich aber darauf, der Wissenschaft selbst ein gemeinsames Organ mit Beseitigung aller Parteiungen und Parteileidenschaften zu schaffen. Es schlossen sich daran weitere Wünsche bezüglich Gründung von Katechetenschulen für Nationalgehilfen der Mission in Jerusalem unter dem Schutze des Königs von Preußen und unter Oberaufsicht des Bischofs von Jerusalem an, wozu sich die verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften auf dem Kontinent und im Transatlantischen vereinigen müßten, was nicht so undenkbar wäre, wenn man nur die Altlutheraner nicht mitzugewinnen hoffen will. Das Ganze wäre ein Gegenstück zur Propaganda in Rom. — Du siehst, wir gehen auf hohen Bergen und sehen in weite Fernen, — doch sind dann aber Hoffmann zu den Akten und ich zu diesem Briefe in die Heimat zurückgekehrt.

Berlin, den 6. März 1856.

Heute morgen ließ mich der König nach Charlottenburg rufen. Es handelte sich um die Gewähr bezüglich richtiger Durchführung des pennsylvanischen Systems. Ich habe aus dem Munde des Königs bei dem Anlaß Urteile über Personen und über Parteistellungen gehört, welche mir bis dahin nicht ganz neu aber aus des Königs Mund noch nie so scharf entgegengetreten waren. Besonders erging er sich über die sogenannte äußerste Rechte und die Kreuzzeitung. Von letzterer sagt er, daß sie lüge, von ersterer, daß er, sobald ihm das Resultat der letzten Kammerwahlen bekannt geworden sei, zuvorgesagt habe, diese Herren würden, sobald es ihnen möglich wäre, an der Krone rütteln, was denn auch der Erfolg bewiesen habe. Der Rechten sei die Linke nachgefolgt. Freilich könnte man, wenn das des Königs Überzeugung ist, fragen, warum eine solche Emporschraubung des Adels und seiner Vorrechte? Mir scheint es, als wiederhole sich hier die alte Geschichte des Heiligen Römischen Reiches, in welchem der aufwachsende Fürstenstand recht eigentlich nur durch die Rechte und Herrlichkeit gedieh, die er dem Kaiserthron entriß, so auch die Grafen und Herrn im Mittelalter, bis Städte und Bauern in die Opposition gegen Grafen und Herrn traten, die zuletzt das Vorspiel von Revolutionen wurden, nachdem dieser Kreislauf sich in weltgeschichtlicher Langsamkeit und Sicherheit vollzogen hatte.

Im Vorzimmer des Königs sprach ich General v. Gerlach, der bei aller Schärfe doch die Liebenswürdigkeit selbst bleibt. Wir verhandelten eingehend über die nächste Zukunft der evangelischen Kirche, und ich fand zu meiner größten Verwunderung den General vollständig dem zustimmend, was ich einst auf dem Kirchentag in Bremen ausgesprochen, daß es in der Kirche zu einer Unterscheidung von Kommunions- und Missionskirche kommen müsse, — ein Gedanke, der gleich damals fortgegärt und, wie ich höre, in Berlin bei manchem Geistlichen tiefere Wurzeln geschlagen hat.

Vorhin besuchte mich Graf Selazinsky, das Haupt des preußischen Freimaurerordens. Durch Hoffmann hatte ich eine vollkommene Einsicht in den Stand der Sache, die gegenwärtig im Oberkirchenrat liegt und über die von dem genannten Orden offizielle Äußerungen provoziert wurden. Ein darauf bezüglicher Brief des Königs ist wohl ein schönes Dokument christlichen Ernstes, königlicher Weisheit und einsichtiger Abwägung schwieriger Verhältnisse. Der König geht anscheinend davon aus, daß eine Vereinigung des Pfarramtes mit der Mitgliedschaft zum Freimaurerorden durchaus unverträglich sei; er will aber ebensosehr, daß die einmal im Orden befindlichen Geistlichen geduldet, die jungen Geistlichen aber abgemahnt werden sollen. Die ganze Agitation gegen den Orden, die von Hengstenberg ausgegangen ist, gründet sich auf die Thatsache, daß Prinz Friedrich Wilhelm, der Thronfolger, in so unverantwortlicher Weise in den Orden eingeschmuggelt worden ist.

Da ich gestern abend Zeit hatte, benutzte ich die Gelegenheit, ein geographisches Kolleg bei Carl Ritter zu hören. Er charakterisierte das insulare Australien und schuf durch seine meisterhafte, dabei schlichte Darstellung aus diesem Inselchaos, das er mit den Sternen des Himmels im blauen Ocean verglich, einen schönen, geordneten Gottesgarten. Es ist sonderbar, daß nicht mehr Berliner Offiziere und andre hohe Herren, deren es hier so viele giebt, solche Vorlesungen anhören.

Berlin, den 18. April 1856.

Nun gelingt es mir doch noch, Dir vor meiner Rückkehr ein Wort zu schreiben. Wir hatten heute in Charlottenburg unter Vorsitz des Königs eine Konferenz, die von zehn bis gegen zwei Uhr währte. Anwesend waren außer mir die vier Minister von Westphalen, Simons, Uhden und Flottwell, ferner die Kabinettsräte Illaire und Costenoble, endlich Hoffmann. Ich mußte mir am Schlusse sagen, daß heutzutage doch wohl kein Königskabinett existiert, in welchem

vor dem Könige unter den versammelten ersten Räten der Krone Fragen, die — wie der König selbst hervorhob — das Wohl von Zehntausenden betreffen (der König hat immer die Gefangenen selbst, ihre Person im Auge), in so gründlicher Weise unter dem Zeugnisse des Evangeliums und nach dessen leitenden Grundsätzen entschieden werden. Es kam in Bezug auf Durchführung des sogenannten pennsylvanischen Strafverfahrens zu der wichtigen Entscheidung, daß in Zukunft nur in Gemäßheit desselben Neubauten in der Monarchie vom Könige werden bewilligt werden. Mit Moabit soll der Anfang gemacht werden und zwar sowohl durch Entfernung der jetzigen Beamten (wir haben nicht ohne Mühe erreicht, daß die Strafe der Oberbeamten für ihre fälschliche Berichterstattung nur in einer Versetzung aus Berlin bestehen soll) als auch hinsichtlich der Anstellung eines ganz neuen Personals. Über das Ganze habe ich mich schließlich noch ausführlich aussprechen müssen, besonders auch über die Bedeutung und Beschaffenheit eines solchen Personals. Ich stellte aufs entschiedenste die Forderung, daß das Personal ein technisch vorgebildetes, im preußischen Strafbeamtenwesen durchaus erfahrenes, für dies Strafverfahren mit Überzeugung und, was die Oberbeamten betrifft, auch ein mit völliger Einsicht in dasselbe ausgerüstetes, vom evangelischen Geiste getragenes, also ein vollständig von innen heraus einheitliches Ganzes sein müsse. Ich konnte dem Könige darlegen, daß alle diese Männer bereits vorhanden und, wie ich glauben müsse, zu diesem Dienste willig seien, wenn man sie rufen würde; ich könnte sie vom Direktor und Geistlichen an bis hinunter zum letzten Aufseher namhaft machen, wenn es gefordert werde. Deutschland habe den Beruf, die Gefängnisfrage als eines der Momente in der vielgegliederten socialen Not des Staates und der Kirche zum Austrag zu bringen. Dieser Beruf für Preußen ergäbe sich in dem Entwickelungsgange der Gefängnisreform in allen anderen Staaten der Neuzeit: Amerika, England, Frankreich u. s. w. In Deutschland sei es der protestantische Teil der Nation, also Preußen, das als Führer des Protestantismus auch in dieser Richtung vorangehen müsse, es fehle jetzt nur noch der Wille und der Entschluß zur Ausführung. Der König bestimmte schließlich, daß ich dem Minister die geeigneten Männer bezeichnen möge und daß diese demgemäß berufen werden sollten. Ich hatte schon vorher mit dem Minister die Personenfrage besprochen, und er hatte sich vollkommen zustimmend erklärt, vorausgesetzt, daß auch der König es wolle, was ja nun der Fall war. Daß die Gelder zum noch fehlenden Ausbau Moabits (Kirche, Spazierhöfe und dergleichen) allenfalls als schon jetzt zur Verfügung bereitliegend bezeichnet werden

konnten, war dem König eine große Freude. Wenn der Herr das Folgende schützt und den geschäftigen bösen Geistern wehrt, habe ich in dem, was erreicht ist, einen Segen des Herrn und den Abschluß meiner desfallsigen langjährigen Arbeiten zu erkennen, und darüber sollt Ihr Euch mit mir freuen! Es ist zugleich ein Geburtstagsgeschenk[1]) zum Jahre 1856, das mir recht eigentlich der Herr bereitet hat. Von den neuen Versuchen, die Sache zu unterminieren, will ich nicht reden; es waren bereits neue Denkschriften verfaßt und lagen in der mitgebrachten Mappe des Kabinettsrates. Gott schenke ihnen einen völligen Tod im Brunnen des Aktenschrankes!

Ich wäre nun schon morgen zurückgekehrt, wenn der König nicht gewünscht hätte, daß ich morgen zur Tafel komme, da auch die Königin mich sprechen wolle. Außerdem hat der König eine weitere Konferenz angeordnet, die der Justizminister Simons und der Minister Uhden morgen abend mit mir halten sollen. Es handelt sich um das Verhalten der Strafgesetzgebung zum pennsylvanischen System; namentlich gilt es, dem Justizminister darzuthun, daß es unnötig ist, diese Strafform von einem neu vorzulegenden Gesetz abhängig zu machen.

Berlin, den 11. Juli 1856.

Den Minister von Westphalen habe ich heute morgen einige Stunden sprechen können. Er hat mir denn auch mit ersichtlicher Freude die eigenhändig aufgezeichnete Kabinettsordre[2]) mitgeteilt, durch die der König aus Marienbad die Berufung der Brüderschaft des Rauhen Hauses in den Gefängnisdienst vollzogen hat. Die Sache ist noch ganz anders ausgefallen, als ich gedacht hatte. Es sind ausdrücklich nicht nur aus Preußen gebürtige Brüder, sondern mit Zurückweisung jener Beschränkung ist die Brüderschaft als solche zur Gefangenenpflege berufen. Die Ausführung wird dadurch für uns außerordentlich erleichtert werden.

Der Minister ließ mich bei dem heutigen Gespräch tief in die Lage seines Ministeriums und in die vielen Nöte blicken, die ihm frühere und noch gegenwärtige oberste Beamte bereiten. Auch diesmal

---

[1]) Wichern schrieb den Brief einige Tage vor seinem Geburtstag, dem 21. April.

[2]) Die Kabinettsordre lautet: „Auf Ihren Bericht vom 29. Juni d. J. will Ich Sie hierdurch ermächtigen, behufs der beschlossenen Einführung des pennsylvanischen Systems in der Strafanstalt bei Moabit die Brüderschaft des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg zur Gefangenenpflege in der genannten

gewinne ich aufs neue die Überzeugung, wie not dem preußischen Staat Männer thun, die an höchster Stelle mit schöpferischen Ideen gestaltend und belebend hervortreten, und nicht bloß hervortreten sondern den Kampf mit den heraufziehenden Mächten des Materialismus aufnehmen. Nur durch den Einsatz großer organischer Ideen gegen diese in ihrer Art gewaltigen Kräfte wird es möglich werden, ihrer Herr zu werden, wo nicht, werden die zu erwartenden Krisen immer gefährlichere werden. Allein solche Männer fehlen. Doch ist es schon ein Großes, daß endlich gottesfürchtige Männer wie von Westphalen für Gedanken, die jenseits der Maschinen liegen, zugänglich und zugleich bereit sind, ihnen die Wege zu bahnen, wovon ein kleiner, immerhin aber ein thatsächlicher Beweis die Anerkennung des Prinzips ist, nach welchem unsere Brüderschaft in den Staatsdienst berufen wird. Das ist ein Feldgeschrei gegen die Bureaukratie, das stärker lautet als alles, was bis dahin gegen sie geschrieben ist, und das um so bedeutungsvoller ist, als es mitten aus dem Hauptquartier selbst erhoben wird. Ob man sich ganz klar geworden über das, was man gethan, bezweifle ich fast. Aber wir sind so mitten auf den Kampfplatz gerückt. Männer wie von Mühler und Stiehl, die das Räderwerk der Staatsmaschine kennen, wollten es, als sie es hörten, nicht glauben. Vielleicht, daß sich noch unmöglichere Dinge daran anschließen.

Wie viel könnte ich Dir noch erzählen, aber es geht nicht. Hoffmann, der so Großes leistet, wird doch vielleicht noch vielfache Proben bestehen müssen. Es fehlt ihm ein Standpunkt außerhalb des Getriebes; auch fehlt es ihm nicht an gefährlichen Versuchungen. Eine solche habe ich heute glücklich an ihm vorübergehen sehen und zwar in einer endlich aus England eingetroffenen Antwort, von der das Schicksal eines erneuerten Versuchs den Episkopat betreffend abhängen sollte. Er kann Gott danken, daß es so abgelaufen ist. Ich hab' ihn schon neulich gewarnt; man muß nicht mit Feuer spielen, nicht nur Kinder nicht, auch Gotteskinder dürfen es nicht und diese am wenigsten. Dem Könige muß man in solchen Sachen nicht nachgeben.

Strafanstalt zu berufen und zu diesem Zweck bei derselben auch andere Brüder des Rauhen Hauses, als welchen durch Meine Ordre vom 17. Juli 1851 die Anstellungsberechtigung für Gefangenenwärterstellen bereits im allgemeinen beigelegt ist, anzustellen". (Früher hatten die Staatspensionäre preußische Unterthanen sein müssen.)

Die nachstehenden Briefe besprechen ausnahmslos die sog. Monbijou- resp. November-Konferenz; über dieselbe siehe Wangemann, Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte, Band III, Buch 7, Seite 717 ff. Die Aufgabe der Konferenz bestand darin, das Material für eine zu berufende allgemeine Landessynode zu sichten und vorzubereiten. Unter fünf Punkten, welche auf der Tagesordnung standen, betraf der letzte „Die Diakonie und den Diakonat". Auf Veranlassung des Oberkirchenrats hatten über dieses Thema schriftliche Gutachten eingereicht: Schmieder, Kuntze, Fliedner, Wichern und Jacoby s. „Aktenstücke aus der Verwaltung des Oberkirchenrats, Bd. III, 1. Heft, Berlin bei Hertz 1856". Das Gutachten Wicherns gelangt im dritten Band der „Gesammelten Schriften" zum Wiederabdruck.

Berlin, den 13. November 1856.

Es ist, seit ich von Euch gefahren bin, die erste ruhige Stunde; diese soll Dir und Euch gehören, die Ihr mich mit Eurer Liebe begleitet. Ich fühle auch diesmal wieder, daß mir der Wechsel der Arbeit gut thun wird. Es ist eigentümlich, wie sich für mich, wenn ich einige Stunden auf der Reise und dann wie gestern für mich allein bin, das Bild meines Lebens verwandelt; nicht als ob ich nicht in dem wäre, was ich räumlich verlassen habe, mein Gemüt bleibt zu Hause und die Entfernung ist nur eine äußerliche, — aber es ist, als ob sich Nebel zerstreuten und die Ferne wieder sichtbar würde. So geht denn auch der Geist in das Freie, und das Alltägliche, das mich eine Weile verläßt, wird von einem Sonnenlicht bestrahlt, in welchem ich das Schwere nicht übersehe, aber mit neu gestärktem Mut erfasse und weiter trage. Umgekehrt tritt mir, was in Berlin meiner wartet, nachdem es mich bis dahin oft gedrückt hat, je näher ich den Dingen trete, um so freundlicher entgegen, was damit zusammenhängt, daß hier nicht wenige liebe und edle Menschenseelen mir ein erhebendes Vertrauen schenken und dazu ein Verständnis haben für so manches, was mich innerlichst beschäftigt. Wenigstens ist mir das alles gestern so vorgekommen. — Nachdem ich auf der Bahn die Losungen des Tages gelesen und mich an dem schönen Bibelspruch Psalm 37, 37 gefreut: Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird es zuletzt wohl gehen, habe ich den ganzen Weg in Humboldts Kosmos, Band I, studiert. Er hat in mir beim zweiten Lesen wieder den Gedanken erweckt, ob sich nicht auch ein geistiger Kosmos, eine Darstellung der Welt des Geistes schreiben ließe, die freilich etwas anderes ist als jenes Naturgefühl, in welches der alte Humboldt die Geisteswelt mit zu beschließen scheint. An vielen Stellen des Buches tritt der Mangel im Inneren des alten Herrn recht kenntlich hervor und läßt es fast zur Gewißheit werden, daß ihm das Auge für das, was hinter den Bergen und Fernen liegt, in die er einführt, im

großen und ganzen fehlt. Ich habe mich der Empfindung nicht erwehren können, daß es im Grunde ein sehr feiner Materialismus ist, welcher ihn gefangen hält, was mir vielleicht um deswillen um so klarer entgegengetreten ist, weil ich den berühmten und bewunderten Mann sich wiederholt gegen die neuen Gegner des Herrn Moleschott habe ereifern sehen. In wahre Leidenschaft geriet er, als ich ihn zuletzt sah — es war an des Königs Tafel in Sanssouci; er wandte sich gegen Wiede als den Urheber der letzten Ministerialmaßregeln bezüglich des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Gymnasien. Sein ganzer Zorn rollte wie ein unterirdischer Donner an mir vorüber, ich saß an seiner Seite; doch sollten es der König vis-à-vis und der dem Herrn von Humboldt freilich sehr ungleiche Minister des Innern an der anderen Seite nicht hören. Das Lesen des Kosmos hat mich zugleich mit einer Art Angst erfüllt, wenn ich mir sagen mußte, wie weit auseinander die beiden Welten liegen, die ihn und mich erfüllen, und wie weit auseinander meine Interessen von den seinigen liegen, wiewohl die meinen die seinigen nicht ausschließen. Die Menge des Wissens an diesem Riesen ist für den Unwissenden erdrückend, zumal wenn man sich nicht verheimlicht, in welche Reihe tiefstehender Geister er uns Unwissende verbannt. Inzwischen tröste ich mich mit manchem Propheten und daran, daß wir unsere Freude an Gottes Schöpfung eingetaucht wissen in die von Ihm geoffenbarte Liebe und Herrlichkeit, für die Humboldt trotz seines Himmelsgartens in seinem Kosmos keine Stelle hat. Als ich dem Fluge des immerhin großen Mannes, mich an seine Fittige anklammernd, folgte, stieg oft in mir der Wunsch auf, Dir einiges daraus mitteilen und wiedererzählen zu können.

Man hat mich gestern, als in der kirchlichen Konferenz der Anfang mit den Verhandlungen über den Diakonat gemacht wurde, sehr vermißt. Herr von Uechtritz hatte mich bestimmt erwartet. In der Hoffnung, ich würde noch kommen, hat Hoffmann Anträge gestellt, die eine Hinzögerung der Verhandlungen ermöglichen sollten. Meine Darlegung vom Diakonat hatte keinen einzigen Vertreter gefunden. Die Generalsuperintendenten Büchsel und Jaspis hatten die Diakonie überhaupt für sehr überflüssig erklärt. Jaspis, wie ich nicht anders erwartet, hatte darin sogar eine Beeinträchtigung der Geistlichen gefunden, die alles recht gut selbst thun könnten; sodann hat er sich über die „Praxis“ beklagt, welche die Wissenschaftlichkeit benachteilige, wobei aber Schmieder und der alte Sander ihr Erstaunen über das biblische Nichtwissen eines Generalsuperintendenten zum Ausdruck gebracht haben. Ich habe inzwischen Herrn von Uechtritz auf-

gesucht, und das Resultat unserer Besprechung war, daß ich morgen in die Konferenz muß. Die Verhandlungen, so stellt es Hoffmann dar, hätten einem widrigen Parteikampf geglichen. Es ist also ein wahres Glück, wenn man nicht genötigt ist, in dieser Konferenz mitzustimmen. Sei aber meinetwegen nur ruhig. Etwas Gutes kommt schließlich vielleicht doch noch dabei heraus.

Berlin, den 16. November 1856.

In das Monbijoupalais jenseits der Spree, das still und klein in einem Garten liegt, sieht man vor dem Beginn der Verhandlungen einen und noch einen Herrn bedächtigen oder rascheren Schrittes eintreten; das sind die Konferenzmitglieder, von denen man, wie ich behaupte, etliche schon von hinten erkennen kann. Nachdem der Rock sorgfältig geordnet ist, tritt man in den Verhandlungssaal. Hier eine Gruppe — dort noch eine; eine Anzahl von Kirchennotablen berät im Fenster oder am Kamin; die einen begegnen sich mit Vorsicht, andere mit herzlichem Händedruck, Licht und Liebe auf manchen Angesichtern. — Die Klingel erschallt, der Präsident ladet zum Beginn der Konferenz ein, und alles schreitet in den Saal, um an einem hufeisenförmigen grünen Tisch niederzusitzen; ein Generalsuperintendent im Talar spricht ein langes Gebet, worin er, wie gestern Jaspis, Gott um alles mögliche bittet, was gewiß auch gewährt wird, wenn es nur genommen würde. Allein schon der Ausdruck des geängstigten Gewissens im Gebet zeigt, daß es Gott nicht leicht werden wird, Seine guten Gaben, die Er nur den Einfältigen giebt, hier anzubringen.

Die schwierige Frage der Rangordnung ist auf alphabetischem Wege glücklich gelöst. Das Gemisch der Titel und Schnörkel „Ober", „Geheimer", „Wirklich Geheimer", „Excellenz" u. s. w. wirkt auf diesem kirchlichen Untergrunde so schön wie möglich. Der einzig Titellose in dieser Gesellschaft ist Dein Mann, wie er auch der einzige Nicht-Preuße ist. Meine nächsten Nachbarn sind Graf von Voß mit der Schnupftabakdose und dem roten Taschentuche, das ich Dir schon vor sieben Jahren beschrieben habe, und der liebenswürdige Minister Uhden. Immerhin verständest Du mich falsch, wenn Du mich unter allen fremd glaubtest; die meisten der 57 Mitglieder sind mir persönlich oder sonst bekannt. Die Mitte des Hufeisens wird von den Mitgliedern des Oberkirchenrats eingenommen, die den Rat und die Weisheit der sich hier offenbarenden Kirche Preußens schweigend vernehmen. Von Uechtritz präsidiert, während ihm Hoffmann assistiert. Im äußersten Hintergrunde des Ganzen grollt Hengstenberg mit seinem Zorn. Genug von den Äußerlichkeiten!

Am Freitag wurde mir, weil ich das vorige Mal gefehlt, das Wort gegeben. Ich hörte schon aus dem verlesenen Protokoll und erkannte aus den von den Referenten gestellten Anträgen, daß die Spitzen meiner Leitsätze zerbrochen waren. Mich konnte das nicht überraschen. Ich hatte um so mehr Veranlassung, jetzt mit eigenem Munde die von mir vertretene Auffassung in ihrer vollen Bedeutung darzulegen, um sie dann so zu stellen, daß diese Versammlung sie gewissermaßen nicht antastet. Die diesmalige Sitzung dauerte ohne alle Unterbrechung von früh neun bis vier Uhr nachmittags. Ich habe in derselben dreimal ausführlich zusammenhängende Reden gehalten. Die gestellten Anträge zeigten, daß die Referenten sich teilweise der Grundgedanken meines Gutachtens nicht hatten erwehren können und wollen. Mein erster Vortrag war eine vollständige Entwickelung der Idee der Diakonie mit ihrem Schwerpunkt in Christo. Ich glaube, der Herr hat mir dabei geholfen. Der alte Sander nahm nachher das Wort, um namentlich das „Überschwengliche", — er wollte sagen das „Unpraktische", an dieser meiner Darstellung zu beleuchten. Aber er fand nachher einen Gegner an Sartorius, der mit voller Entschiedenheit auf diese prinzipielle Fassung der Diakonie im Alten Bunde, im Gottmenschen, im Apostolat, einging und mich verteidigte.

Der zweite tiefer einschneidende Punkt war meine Behauptung, daß der Diakonat ein Ordo sei und deswegen eine Ordination der Diakonen notwendig werde. Das war aber ein Blasen ins Feuer; es war damit der Kampf über die Ordination und ihre Bedeutung heraufbeschworen. Den eigentlichen Gegenpol bildete Jaspis. Jaspis behauptete, die Ordination habe etwas Sakramentales, sie komme nur den Dienern des Wortes zu, und solch ein Diakonat bedrohe die Kirche mit dem gefährlichsten Zwiespalt und mit der Zerstörung des heiligen Amtes. Ich habe mich dann noch bestimmter darüber aussprechen müssen, so daß ins Protokoll u. a. der Satz gekommen ist, daß ich jene Magie in der Ordination nicht anerkenne, daß in jener Auffassung ein Rest römischer Lehre liege, die ich in Beziehung auf die Ordination überhaupt nicht anerkenne, also auch für die Diakonen nicht beanspruchen kann. Der von mir erhobene Widerspruch brachte namentlich bei den Laien in der Versammlung eine Stimmung hervor, welche zu dem mir unter diesen Umständen allein erwünschten Resultat führte, daß nämlich die Gesamtheit erklärte, sie erachte sich nicht für „berufen", darüber zu entscheiden, ob der Diakonat ein Ordo sei, und deswegen also auch nicht für berufen zu entscheiden, ob die Diakonen ordiniert werden sollten oder nicht. Das war gewiß ein Armuts-

zeugnis, welches der Präsident sehr naiv so faßte, daß er sagte, die Versammlung halte sich nicht für „befähigt" u. s. w., wogegen Jaspis wieder remonstrierte, er halte sich freilich für „befähigt" u. s. w., was mit Wohlgefallen und Lächeln aufgenommen wurde. Mich hat auf das Tapferste und Energischste mit dem Aufgebot vieler Gelehrsamkeit Konsistorialrat Lehnerdt unterstützt, gegen den nachher Generalsuperintendent Hahn in die Schranken trat.

Bei mir ist durch dieses und anderes der feste Entschluß entstanden, die Frage des Diakonats litterarisch weiterzubehandeln, wozu mich auch manche Stimme in der Versammlung aufgefordert hat. Von den Laien waren viele auf meiner Seite. Die Diskussion verlief, was ich ausdrücklich hinzufügen will, mit Würde und ohne irgend welche Ereiferung, so daß Du darüber ruhig sein kannst.

Das dritte Mal hatte ich ausführlich über den Archidiakonat zu reden. Es erfolgte auch hier heftiger Widerspruch, so von Jaspis, Krummacher und Schneider. Es konnte mir hier nur darauf ankommen, die Idee zu retten und die Gemüter darüber zu beruhigen, daß es nicht auf Umsturz des bestehenden Amtes abgesehen sei, dann aber auch diese Frage im Sinne der Beschlüsse über den Ordo für erledigt zu erklären, d. h. nochmals festzustellen, daß die Versammlung sich mit jenem Beschluß für inkompetent erkläre, über diese Frage zu entscheiden, dagegen zu befürworten, daß in den höheren Stellen des Kirchenregiments, in den Konsistorien, besondere Personen mit der Pflege der in diesen Kirchenprovinzen schon vorkommenden oder notwendig werdenden Diakonie betraut würden. Hieraus werde der von mir geforderte Archidiakonat hervorwachsen.

Berlin, den 19. November 1856, morgens.

Eben geht Freund Kühne weg, immer dieselbe liebe Seele; er wollte mich zu Freitag mittag mit einigen Freunden haben. Als er noch da war, erschien Biernatzki mit der Nachricht, daß von Bethmann-Hollweg heute abend eintreffen werde; dann schritt glückstrahlend Bruder Repke Arm in Arm mit seiner Braut zur Thür herein. Auch Madame Diesterweg hat mir einen Besuch angekündigt. Inzwischen erwarte ich Herrn Hirt aus Breslau, von dem ich bei diesem Anlaß Druckarbeiten für unsere Druckerei zu erlangen suchen will, wie ich denn schon von Herrn Hertz eine bestimmte Zusage erhalten habe, daß er Stiers „Deutsche Privatagende" bei uns drucken lassen will. Zu gleichem Zweck will ich auch noch versuchen, den Buchhändler Grieben hier zu sprechen. Der übrige Tag bis mittag gehört der Kirchenkonferenz. Sie bietet das Bild eines kirchlichen Wirrwarrs, in

dem sich aber doch vielleicht ein Ariadnefaden finden ließe, wenn nur die Einfalt im Glauben mehr zu ihrem Recht käme. Das größte Unglück in Preußens Kirche ist, daß niemand eigentlich recht weiß, was „Union“ ist, und daß die offiziellen Erklärungen darüber von Anfang an in einer königlichen Unklarheit dastehen und darin neuerer Zeit noch befestigt werden. Eben infolge dieser Unklarheit, so will es mir oft scheinen, erklärt sich die Schärfe der Parteiungen; dazu kommen die nach oben und halb oben schielenden Augen. Ich meinerseits danke Gott, daß Er mich bis dahin vor den Parteien und ihren Fangnetzen bewahrt hat, und bitte Ihn, daß das auch ferner möglich bleiben möge, ohne daß ich in den Schein der Unwahrheit gerate. Ich nehme es als eine Gabe aus Seiner Hand, daß mir von den verschiedensten Seiten und gerade von den Führern ein Vertrauen geschenkt und bewahrt wird, das mir noch gestern wieder von Wert wurde, als ich auf eine Viertelstunde mit Hengstenberg und zuvor mit dem allmächtigen, d. h. im Raumerschen Ministerium allmächtigen Geheimen Rat Bindewald zusammentraf. —

Übrigens sind die Spannungen zwischen Raumer und Hoffmann, zwischen Uechtritz, Hengstenberg und Nitzsch sowie zwischen den juristischen Autoritäten wie Uhden, Götz u. s. w. einerseits, den Theologen andrerseits aufs äußerste gekommen, und keiner versteht mehr den andern; einer arbeitet an des andern Sturz und sucht den Weg bis zum Throne, wo der Löwe in seiner Höhle liegt, und alle bis auf eine gewisse Nähe heranläßt — ja heranlockt, um sie dann wieder zu entlassen mit neuer Ungewißheit, mit neuen Hoffnungen. Doch genug!

Berlin, den 20. November 1856.

Gestern abend war der größere Teil der Konferenz in dem für sie geöffneten Salon des Präsidenten von Uechtritz vereinigt, wo es ziemlich steif herging. Die Kirche nimmt sich in dieser Form zu modern aus. Ich blieb zuletzt mit Schmieder zusammen. Das Bild von Pfannschmidt, das auch wir besitzen, auf welchem der Engel den betenden Heiland hält, wurde uns Anlaß zu einem Gespräch über die Gestalt der Engel, die Schmieder in der gewöhnlichen Weise der Darstellung als irreleitend nicht gelten lassen wollte. Hernach im Wagen wurde daraus ein theosophisches Gespräch. Schmieder behauptet, er habe in meinen theosophischen Auffassungen, denen er bei mir schon seit längerer Zeit nachgespürt habe, stets etwas Verwandtes mit Jacob Böhme gefunden. Ich habe oft mit ihm darüber gesprochen, und er hat sich jedesmal an meine, wie mir scheint, durch die Heilige Schrift hinreichend

bestätigte Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott Vater und Sohn, wie ich sie auch alle unsere Kinder gelehrt, angeschlossen. Heute abend waren wir mit Nitzsch, Stier und einigen anderen bei Hoffmann, auch von Bethmann-Hollweg war anwesend. Nitzsch und Schmieder unterhielten sich hier eine Stunde lang über Goethes Faust, Schmieder den zweiten Teil des Faust poetisch rechtfertigend, während Nitzsch die Grundidee desselben bekämpfte. Schmieder sah in dem Ganzen den von Goethes Standpunkt aus richtigen Abschluß, indem der rastlos strebende Mann, nachdem sein Streben sich erschöpft hat, von der weiblichen Gnade aufgenommen und in ihr vollendet wird. Nitzsch fand diesen Abschluß nicht nur in sich inkonsequent und dem christlichen Prinzig widersprechend, sondern wollte es auch nicht fassen, wie bei der klassischen Durchbildung Goethes dessen Held zuletzt durch die Industrie hindurchgehend sich im mittelalterlichen Ideal vollenden konnte.

Berlin, den 21. November 1856.

Heute morgen verließ ich die Monbijou-Konferenz, als sie wieder stürmisch zu werden drohte. Die Vertreter der Konfession suchen in advokatischer Weise jede Gelegenheit hervor, frühere Beschlüsse illusorisch zu machen. Das Ende der Verhandlungen konnte ich nicht abwarten, denn ich war auf drei Uhr nach Potsdam zum Könige befohlen. Der König hatte diesen Morgen schon zum zweitenmal geschickt: ich solle ja nicht versäumen zu ihm zu kommen. Einer der ersten Gäste, die erschienen, war Freiherr von Zedlitz in seiner Polizeipräsidenten-Uniform mit Jagdstiefeln. Als letzter traf Graf Waldersee, der Kriegsminister, ein, ein kleiner Herr mit scharf markierten Zügen. Nachdem noch einige Kammerdiener wohlriechendes Wasser abgebrannt, was der König sehr zu lieben scheint, durchschritten König und Königin mit der Prinzeß Carl und der Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg die weitgeöffneten Flügelthüren. Der König sagte mir gleich, er wünsche, mich hernach ausführlicher zu sprechen, und war in bekannter Weise freundlich, ja herzlich. Die Tafel war dieses Mal nicht groß, doch war um der fürstlichen Personen willen ein Heer von Lakaien aufgeboten, selbst ein Mohr und ein Chinese fehlten nicht. Der Chinese ist einst von China nach Halle gekommen, dort Theologie zu studieren. Von da ist er seiner großen Fähigkeiten wegen bis zum Königlichen Tischlakaien avanciert. Ich hatte diesmal das Vergnügen, von ihm bedient zu werden. Graf Keller wies mir den Platz dem König und der Prinzeß Carl gegenüber an. Der König war sehr heiter; z. B. gab es einen Auftritt mit dem Kammerdiener, der dem König servierte. Als nämlich Makrelen auf den Tisch kamen, wollte

der König wissen, von wem diese herrührten. Der Diener, der sich bei der an der Thür postierten Dienerschaft orientiert hatte, brachte die Antwort: „Von der Mutter Lehmann“. Nun sollte er weiter berichten, wer „Mutter Lehmann“ sei. Der Diener verschwindet und bringt dann die Antwort, N. N. wisse das nicht. Nun trieb der König den Scherz weiter und war außer sich darüber, daß der Mensch nicht wüßte, wer seine, des Königs, Mutter sei, da sie doch Lehmann heiße. Das brachte natürlich eine große Bewegung unter die Dienerschar. Nachher kam aber anderes auf. Es gelang mir, das Gespräch auf Holstein und Schleswig zu bringen. Zunächst folgte ein politischer Sturm, wie ich ihn schon oft gehört. Der König schalt auf die dänischen „Unfugmacher“, er hoffe aber, diesmal werde es ihnen nicht so hingehen. Dann sprachen wir über Land und Leute, Graf Waldersee, der im letzten Kriege dort gewesen, Niebuhr, auch meine Wenigkeit. Zuletzt brachte ich das Gespräch auf Föhr und die Halligen. Dahin hatte ich gewollt, um von dem armen Prediger auf Ohland etwas sagen zu können, der, als wir in Wyk waren, unsere Teilnahme sehr erregt hatte. Der König ließ sich die Lage des Mannes schildern, der, wie Du weißt, bis an sein Lebensende dorthin verbannt ward. Der König beauftragte mich, weitere Erkundigungen einzuziehen und ihm dann Bericht zu erstatten; falle der Bericht irgend erträglich aus, so wolle er hiermit das Versprechen geben, für den Unglücklichen zu sorgen und ihm eine Pfarre in seinem Lande anweisen zu lassen. So war vorläufig das erreicht, was wir auf Föhr im stillen gehofft. Es muß nun weiteres ermittelt werden, was nach meiner Rückkehr geschehen soll.

Nach der Tafel war der König sehr heiter. Im Nebengemach hörten wir Kindergeschrei. Es war dort das kleine zehn Monate alte Kind der Prinzeß Carl, an dem sich die Königin ergötzte. Das Kind wurde von der in Seide gekleideten Wartefrau in das Courzimmer gebracht, wo der König nicht aufhörte, mit sichtbarem Wohlgefallen über das Kind und mit demselben zu scherzen. Die drastische Art möchte Euch oft nicht zusagen. Doch ist der König dabei unter den Seinen und den Hofdamen wie ein Vater unter seinen Kindern und wissen ihn namentlich die letzteren durch feine Aufmerksamkeiten zu erfreuen. Mit Graf Keller und Graf Finkenstein gab es inzwischen allerlei Betrachtungen und Wünsche über die Erziehung von Prinzen und Prinzessinnen. Wir waren uns darin einig, daß es das größte Glück für solche Kinder sein würde, wenn sie alle dem Hofeinfluß so lange als nur irgend möglich ferngehalten werden könnten, da sie in dieser Umgebung, mit dem Erwachen des Bewußtseins, der Mittelpunkt zu sein, eine große Gefahr zu bestehen haben.

Hernach lud mich der König zu sich in sein Kabinett und wollte wissen, ob es mich genieren würde, wenn Niebuhr bei uns bliebe. Ich hätte ihn lieber fern gesehen, aber es war nicht zu ändern. Der König wollte mit mir über Berlin, über Moabit und die kirchliche Konferenz reden. Was zunächst Moabit betreffe, so sei der Minister von Westphalen so sehr auf unsere Ideen eingegangen, daß er ihn zu Zeiten hätte umarmen mögen. Der König blieb mit Recht dabei, daß der jetzt errungene Sieg neuen Kampf heraufbeschwören werde, sobald man bestimmter merken werde, daß es sich hier um eine christliche Aufgabe handele. Er war sichtbar erfreut über das, was ich ihm über meine Auffassung hinsichtlich der Strafvollstreckung sagte, und daß ich einen Besserungszweck als solchen bei derselben zunächst gar nicht wollte genannt haben. — Dann kamen wir auf die Konferenz. Meine milde Auffassung von der Möglichkeit einer Aussöhnung der Gegensätze (Konfession und Union) wollte der König nicht gelten lassen. Mir seien diese Gegner der Union, welche sich die „Konfessionellen" nennen wie Götz, von Gerlach, Büchsel u. s. w. nur noch nicht recht bekannt. Ihnen, wiewohl sie sich seine Freunde nenneten, sei in diesem Punkte nicht zu trauen; Niebuhr, einst ihr Hauptwerkzeug, saß dabei. Ich konnte nur wiederholen, daß ich meinesteils den Worten dieser Männer Wahrheit zutraue und, dieses vorausgesetzt, bei meiner Auffassung verharren müsse. „Sie werden es erleben und anders erkennen lernen!" sagte der König. Im Laufe des Gesprächs bemerkte Niebuhr u. a.: Die Kirche lasse sich nicht anders regieren als entweder durch einen Papst oder durch Befehle des Herrn und seiner Diener, er meinte den König und den Kultusminister, jetzt von Raumer; nie werde sich eine wahre Kirche gefallen lassen, daß über sie ein „Rat weiser Männer" zu Regiment sitze. Ich vermutete dahinter einen Fingerzeig auf die Synode. Der königliche Kabinettsrat erklärte sich indes näher dahin, daß es nichts Notwendigeres gäbe als die Auflösung des Oberkirchenrats. Dazu schwieg ich, ich hatte genug gehört. Mir ward klar, wie sehr der König recht hatte, wenn er mir vorhergesagt: „Sie kennen diese Leute noch nicht".

Ein langes sich anschließendes Gespräch bezog sich auf den Diakonat. In diesem Punkt sieht der König in mir den Vertreter seiner Ansichten, Ansichten die ich übrigens nicht vom Könige genommen sondern aus der Schrift, aus der Erfahrung und Geschichte gewonnen habe. Die Inkompetenz-Erklärung der Konferenz hinsichtlich des Diakonats ließ ich den König in ihrer wahren Bedeutung erkennen. Ich sagte ihm aber auch ebenso offen und unverdeckt meine auch in meinem Gutachten ausgesprochene Ansicht, daß es gar keiner Synode

bedürfe, um einen solchen Diakonat aufzurichten, daß vielmehr der König mit seinem Kirchenregiment dazu vollkommen bevollmächtigt sei. Der König ging völlig darauf ein. Das sei auch seine Ansicht und Absicht, die er nie habe fahren lassen; nur habe er keinen der anderen Wege unversucht lassen wollen, und erst nachdem dies alles erschöpft sei, werde er den für ihn letzten Weg betreten. Wir sprachen auch über den Begriff der Ordination, den der König anders faßte als ich; aber er gab mir mehr zu, als ich erwartet hatte, nachdem ich ihm den vollen Gedanken nach der Heiligen Schrift auseinandergesetzt. Den Archidiakonat wollte der König als „ökonomischen Diakonat" gefaßt wissen.

Mehr als zwei Stunden waren über diesen Gesprächen hingegangen, die vielleicht doch noch mehr als bloße Gespräche bleiben werden. Schön und erhebend war es, wie der König mit Lebhaftigkeit seinem Bekenntnis Ausdruck gab: „Ich glaube an eine heilige (allgemeine) christliche Kirche", das er sonntäglich im Gottesdienst mitbete und ablege und das er in voller Wahrheit bekenne.

Nimm den heutigen Brief als aus dem königlichen Hause. Ich freue mich von Herzen, daß ich Euch bald wiedersehen werde, und weiß, daß auch bei uns ein König wohnt, ein unsterblicher, der mit Seinem Wort unter uns spricht und mit Seinem Geiste unter uns waltet. Amen.

Berlin, den 28. November 1856.

Ich habe heute den ganzen Tag wieder im Monbijouschloß zugebracht. Die Debatten stehen immer noch bei der Frage der Ehescheidung und der Wiedereinsegnung Ehegeschiedener. Ein Abschluß ist vor Ende nächster Woche nicht zu erwarten. In der Versammlung herrschte heute eine so unverkennbare Einheit im Glauben und im Gehorsam gegen Gottes Wort, daß auf solchem Grunde die vorhandenen Differenzen wohl zu ertragen sind. — —

Berlin, den 1. Dezember 1856.

Was heute alles an mir vorübergegangen, läßt sich nicht alles erzählen. Schon früh hatte ich eine Konferenz mit dem Geheimen Kabinettsrat Illaire, der mich im Auftrage des Königs über einen Antrag der katholischen Kirche befragen wollte, welche sich erboten hatte, in einem großen schlesischen Kloster die Pflege weiblicher Gefangenen durch einen katholischen Orden barmherziger Schwestern zu übernehmen. Ich habe unter gewissen Garantieen, die man sich verschaffen will, nur zuraten können. — —

Berlin, den 3. Dezember 1856.

Morgen ist wieder Sitzung im Monbijouschloß, die letzte. Nach meiner Meinung müßte das Ganze mit einem Abendmahle schließen. Statt dessen wird die Konferenz am Tische des Königs im hiesigen Schlosse ihr Ende finden, wohin sämtliche Mitglieder geladen sind. Entschuldige die etwas üble Zusammenstellung, die ich nicht gesucht, da mir der erste Wunsch aus dem Herzen kommt. Ich muß aber leider sagen, daß ich es nach allem, was wir an diesem letzten Tage gehört haben, für unmöglich oder doch für mehr als sehr unwahrscheinlich halte, daß sich alle zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit am Tische des ewigen Herrn würden versammelt haben, wenn man sie dazu würde aufgefordert haben. Das Geschrei „Konfession“, „Union“, „Spendeformel“ übertönt den seligen Ruf des himmlischen Herrn, der alle zu sich ladet. Sie zanken sich lieber um ihre Satzungen und werden schließlich blind in der Erkenntnis Dessen, der keinen von sich stößt, der zu Ihm kommt. Mit dieser Ansicht und diesem Urteil scheide ich von diesen Versammlungen, die lehrreich genug sind, aber wenig Zeugnis geben von einem gewissen Trost, der in der Kirche Raum gefunden. Die Hauptverhandlungen waren bis auf weniges — was z. B. Hoffmann, Sander, von Senfft, auch Eichmann und sonst etliche sprachen — vielfach unerquicklich. Parlamentarische Kniffe sollen der Kirche aus der Not heraushelfen. Wenn z. B. ein so edler, reiner Mann wie Professor Wismann am Schlusse seiner ernsten Rede sagte: „Wenn die Hengstenbergischen Beschlüsse angenommen werden, muß es der rheinischen evangelischen Kirche außerordentlich schwer, fast unmöglich werden, an solcher Landessynode teilzunehmen“ — obgleich er das mit tiefem Schmerze und in herzlicher Liebe zur Kirche und den Brüdern sagte —, lacht mit seiner Umgebung ein Minister Uhden, den man sonst wohl lieben kann, laut auf, und ruft zu seinen Genossen hinüber: „Nichts wäre uns lieber, als wenn Ihr nicht kämet“.

Ihr werdet das Ganze nicht begreifen, und es ist auch für einfache Christenleute nicht so leicht zu fassen. Es ist eben eine Theologen- oder Pastorenkirche. An die Menge der Verlornen, Blinden, Stummen, der Abgefallenen, der Toten hat in allen Verhandlungen, die ich nun vier Wochen angehört, auch nicht einer erinnert!

Fortsetzung, abends. Ich habe heute die Konferenz versäumt und statt dessen den ganzen Tag in Moabit bei den Brüdern und den Gefangenen zugebracht. Der Herr ist mit uns. Ich sah heute einen unglücklichen Gefangenen von dreißig Jahren, der seit seinem sechzehnten Lebensjahre im Zuchthause sitzt, weil er, wie das Urteil lautet, einen „Totschlag“ begangen habe. Er sagte mir aber selbst, daß er

keinen „Totschlag“ sondern einen „Mord“ an einem Altersgenossen ausgeführt; er wünsche sehnlich, in der Zellenhaft zu bleiben, um die ihm gewordene Gnade Gottes nicht wieder zu verlieren. — Es waren neulich an achtzig Gefangene in Moabit, welche baten, ihre Strafe in der Einzelhaft verbüßen zu dürfen. Das ist freilich ein gewaltiges Argument gegen die „Schrecklichkeit“ dieses Verfahrens. Die Brüder haben auch hier zu thun, aber sie sind gutes Mutes und Willens und freuen sich zunächst auf die schöne Adventsfeier am Sonntag abend, wo Ihr im Geiste gewiß bei uns sein werdet. Laß es doch wenigstens alle Brüder im Rauhen Hause wissen, daß wir achtunddreißig dann zum Tisch des Herrn gehen.

Gestern abend war eine Soiree beim Präsidenten von Uechtritz, wo viele der sich befehdenden Geister mit weißen Kravatten und weißen Glacéhandschuhen beisammen waren. Nachher rauchten von Mühler, Sander, Krummacher und ich noch eine Cigarre im Sitzungslokal des Oberkirchenrats. „Was ist Union?“ war die Frage, die nicht beantwortet werden konnte. Niemand weiß es, gewiß der sonderbarste Zustand, in welchem sich die größte protestantische Landeskirche Deutschlands befinden kann! Aber kann dieser Zustand bestehen? In der Zuversicht, daß die preußische Landeskirche trotz alledem noch die meiste Bürgschaft für die Zukunft biete, schieden wir.

Berlin, den 5. Dezember 1856.

In der gestrigen Sitzung, in der ich nicht anwesend war, ist es noch zu den ausschreitendsten Verhandlungen gekommen und zwar auf Veranlassung Hengstenbergs. Alle, die ich gestern abend sprach, waren davon erfüllt, und das Ganze spiegelte sich in den heut verlesenen Protokollen wieder ab. Hengstenberg hat ein förmliches Gericht über die Konferenz gehalten und ihr erklärt, daß sie nichts zu bedeuten habe, daß die gehörten Gutachten und Referate samt den gefaßten Beschlüssen ohne Wert seien u. s. w. Die Scene drohte sich heute zu wiederholen, doch wußte die Energie des Vorsitzenden das zu verhüten. Als bedeutende Persönlichkeit, die allen Achtung und das Gefühl der Autorität abnötigt und dabei dem Professor Hengstenberg ein starkes Gegengewicht hält, ist Sander hervorgetreten. Das Schlußwort des Präsidenten sagte nicht viel; die Erwiderung Minister Flottwells als des ältesten Mitgliedes war kräftiger und Ehrfurcht gebietender. Er konnte es nicht über sich gewinnen, die Hengstenbergsche Anklage unberücksichtigt zu lassen, die er mit Entrüstung zurückwies. Die ganze Versammlung hatte sich

inzwischen erhoben. Man las Joh. 17 und sprach ein mehr als langes Gebet, was (ich meine die Länge) nun einmal dazu zu gehören scheint.

Herr Oldenberg hat ganz recht, wenn er Monbijou und Moabit vergleicht und dort die Freien sieht, die sich selbst gefangen, hier die Gefangenen, die frei werden wollen. Der Gott der Freiheit helfe beiden zur Freiheit! Die Teilnahme für die armen Gefangenen und alle verwandten Notstände ist aber ersichtlich in der Kirche so gering, daß es unsere doppelte Pflicht ist, das Herz an diese Sache zu hängen und da hinein zu binden. Heute wollten sich einige Pastoren, u. a. Krummacher und Sander von mir nach Moabit führen lassen, sie haben es aber — vergessen! Als ich neulich bei von Mühler mit Kuntze, Jaspis, Krummacher, Sartorius, Wiese und einigen anderen zu Abend speiste, wollte Sartorius meine Anwesenheit benutzen, um tiefer auf diese Frage einzugehen, und wählte den würdigsten Gegenstand: „Die Prügelstrafe"! Er mußte sich's aber gefallen lassen, daß ich die Behandlung dieses Themas ablehnte. Die Frage war übrigens geschickter im Vergleich zu jenem hochwichtigen Gegenstande, den vor einigen Jahren Pastor W. in Hamburg, sich gnädig herablassend, zur Sprache brachte; er fragte mich nämlich, wie ich es doch anfange, immer in Anschaffung der Grütze und der Bohnen das Rechte zu treffen, „was doch ein Hauptteil meiner Arbeit sei". Inzwischen machte Pastor Kuntze die Bemerkung, daß der langjährige Umgang mit solchem Auswurf der Menschheit etwas Abstumpfendes, ja für den dazu Berufenen etwas Gefährliches habe, indem dadurch der Geist selbst herabgezogen werde. Als Beispiel für die Richtigkeit seiner Behauptung stellte ich mich ihm selbst zum Exempel dar. Ich machte mir auch den Herrn Jesum zum Advokaten, von dem geschrieben steht: Er nahm die Sünder an. Als ich vorher den Prediger Kuntze aufgefordert, ob er nicht den armen Gesler in Moabit (er nimmt einen Hauptplatz in meinem Bericht über Moabit ein, wo er mir als ein tief angeregter Christenmensch entgegentrat) besuchen wolle, da derselbe doch seine Schule im Berliner Waisenhause besucht habe, beantwortete er diese Aufforderung mit fortgehendem Lächeln: „Solchem Volk gegenüber müsse man sehr vorsichtig sein, da es oft heuchle", worauf ich ihm erwiderte, daß ich nicht glaubte in der Lage zu sein, solche Warnungen von ihm zu erbitten, ihn dagegen gebeten habe, einen früheren Schüler zu besuchen, in dem wenigstens die Erkenntnis des Wortes gehaftet habe. Als ich von Gesler mehr erzählen wollte, achtete keiner darauf. Nur Prediger Sigel wandte sich tief betrübt an mich — er war mein Nachbar, bemerkend, wie schwer derartige

Lieblosigkeit ihn in seinem Amt (er ist Gefängnisprediger) schon oft betroffen habe. — Gestern war die ganze Kirchenkonferenz beim König im großen Berliner Schloß zur Tafel. Ich war wahrscheinlich der einzige, der zu Fuß gekommen war, da die ganze Geistlichkeit im Talar und alle anderen in großer Uniform befohlen waren. Der Anblick war prächtig. Es mögen wohl an achtzig Gäste anwesend gewesen sein. Viele der Geistlichen hatten den König vielleicht noch nie gesehen, und die meisten waren wohl zum erstenmal hier zur Tafel. Die hohe Generalität war in Feldmarschall von Dohna, General Graf von der Gröben u. a. vertreten. Endlich kam der König mit der Königin und hielt eine Umschau, wobei glücklich war, wer ein Wort erhaschte. Die fremden Geistlichen drängten sich möglichst nach vorn, um zu sehen und gesehen zu werden. Der Speisesaal öffnete sich — ein Heer von Lakaien umgab die weite in Hufeisenform aufgestellte Tafel. Die ungeheueren Thüren sind golden. Über dem einen Hauptportal schwebt ein gewaltiger schwarzer Adler, der seine Flügel ausbreitet; vergoldete Leuchter bedecken mit nicht zu zählenden Lichtern auf ihren Armen die Tische; Aufsätze von Blumenkronen und herrlichen Krystallgefäßen füllen den Mittelraum der breiten Tafeln. Der König führt die Königin, ihr folgen die Mitglieder der Generalität, die Minister, die übrigen Excellenzen in langer Reihe. Ich gedachte bei dem Einzug an das, was ich Dir geschrieben von meinem Wunsche, daß die Konferenz an eines anderen Königs Tische hätte beschlossen werden mögen. „Wann wird", meinte Präsident von Gerlach, der neben mir ging, „die Zeit kommen, wo die Geistlichkeit so zum Fasten ziehen wird?" Plötzlich lautlose Stille — Bischof Neander spricht das Tischgebet: „Aller Augen warten auf Dich" — und nun beginnt das schwierige und fröhliche Tagewerk. In ein und einer halben Stunde ist alles erledigt. Nach der Tafel kehrte man in das erste Zimmer zurück, wo viel gesprochen und viel Abschied genommen wurde. Der König fand mich auf einen Augenblick heraus: „Ei, sind Sie auch da?" reichte mir dann durch die andern hindurch die Hand, und fragte lächelnd, als wollte er an das, was wir gerade vor vierzehn Tagen so ernst besprochen und an den Kontrast der gegenwärtigen Stunde erinnern: „Wie hat's geschmeckt?" so daß man nur lachend antworten konnte. — Inzwischen fand ich in einem Nebenzimmer Anlaß zu manchen ganz wo anders hinzielenden ernsten Gesprächen mit Graf von der Gröben, Prinz Hohenlohe und zuletzt dem Generalsuperintendenten Jaspis. Letzterer hält mich für einen „Widersacher der Geistlichkeit" und für einen „Widersacher der Kirche"! Den von mir geforderten Beweis ist er natürlich schuldig

geblieben. In meinen Worten, sagte er, liege das freilich nicht, aber in meinen Thaten. Den Hauptbeweis fand er darin, daß ich nicht meine ganze Kraft an die Geistlichkeit gesetzt hätte, sie aufzurufen zur Buße, zur Umkehr, zur Kräftigung und Erneuerung; es sehe thatsächlich sehr schlecht in ihr aus. Das letztere Urteil müsse ich ihm überlassen, sagte ich, aber ebenso auch den Beruf, auf die Geistlichkeit zu wirken, was einem Generalsuperintendenten zukomme, nicht aber einem Laien, vollends keinem Kandidaten. Ich meinerseits hätte mich bisher an meinesgleichen, an die Glieder der Gemeinde gewandt, über deren Verpflichtung und Berechtigung wir vielleicht verschieden dächten. Doch sagte er mir seine Meinung nicht als Vorwurf sondern in einem Geist, der mich an seiner Liebe nicht zweifeln ließ. Jaspis war schon in der Konferenz sachlich mein Hauptgegner, in Wahrheit war er offenbar kein Gegner sondern vielmehr Arzt der traurigen Geistlichkeit. Rettet man sie dadurch, daß man die Wahrheit verschleiert?

1857.

Das Jahr 1857 war für Wicherns Leben und Wirken infolge seiner Berufung nach Berlin als Ober-Konsistorialrat und Vortragender Rat im Ministerium des Innern von einschneidender Bedeutung. Über die Vorgeschichte seiner Berufung und über die deshalb mit den preußischen Behörden und dem Verwaltungsrat des Rauhen Hauses gepflogenen Verhandlungen s. Oldenberg II, Seite 254 bis 267.

Berlin, den 24. Februar 1857.

Herzlichen Dank für Deinen Brief und alles andere! Mit meinem ersten Vortrag[1]) bin ich gestern glücklich zu Ende gekommen. Die Gesellschaft war eine sehr gewählte. Der König und die Königin mit vielen vom Hof wohnten der Versammlung bei. Die Königin hatte

[1]) Zwischen dem 23. Februar und dem 2. März 1857 hielt Wichern im Evangelischen Vereinshause zu Berlin zwei Vorträge über „die Gefangenenfrage im Lichte der Geschichte und des Evangeliums“; s. Fliegende Blätter, Jahrgang 1857, Serie XIV, Nr. 3 u. 4, und den das Gefängniswesen behandelnden Band der „Gesammelten Schriften D. J. H. Wicherns“.



mich am Sonntag auffordern lassen, ihr das Umschreiben an die Brüder[1]) zu schicken, von dem sie mir neulich mündlich gesagt hatte, daß sie davon gehört. Sie war am vergangenen Sonnabend nach der Tafel sehr herzlich, und ich konnte mit ihr über meine persönlichen Verhältnisse zu Preußen sprechen. Der König kam, als er von der Tafel in den Kreis der Gäste trat, auf mich zu, reichte mir die Hand und sprach seine herzliche Freude darüber aus, daß wir nun endlich so weit gekommen. Die Gräfin Dönhoff, Graf Kanitz, General von Gerlach und andere bezeugten mir ihre besondere Teilnahme für das Rauhe Haus, während Kabinettsrat Illaire auf die Verwickelungen hindeutete, die aus meinem doppelten Bürgertum und Unterthanenverhältnis entstehen würden. Gestern habe ich auf dem Ministerium des Innern den Amtseid geleistet; am Donnerstag werde ich ins Ministerium eingeführt werden, nächsten Montag in den Oberkirchenrat. Am Sonntag war ich bei Stobwassers. Es wird lebhaft gewünscht, daß wir die Belle-Etage bei ihnen mieten, die in vieler Hinsicht sehr gelegen wäre; es sind das dieselben Räume, in denen früher Minister Uhden, dann Minister Ladenberg gewohnt haben, nicht übergroß, aber doch geräumig genug. Auch Herr Steffens wohnte in dem Hause. Stobwassers sind überaus liebe Menschen. —

Berlin, den 6. März 1857.

Es war und ist hier so mancherlei, was mich in Anspruch genommen, daß ich der Liebe, die mich an Euch bindet, nicht habe genügen können. Ich bin ja auch Eurer Verzeihung gewiß. Wie gern hätte ich Euch sonst tiefer in die hiesigen Verhältnisse, wo mir so viele Thüren geöffnet sind, hineinsehen lassen! Alles, was Preußen für Deutschland in Zukunft bedeuten wird, wird hier in Berlin, aber nur im dunkeln Glauben, gehofft, andrerseits wühlt, was Berlin an Krankheit in sich birgt, tief in den Gebeinen derer, die sich mit dem kranken Körper berufsmäßig zu plagen haben, nämlich in der Beamtenwelt. Ich liebe ebensowenig die Verbitterung der Besten, die sich oft in Ironie und stillen Zornesausbrüchen kund giebt, wie die Indolenz der eingeschulten Bureaukraten. Die Zahl der Besonnenen, die mit Ernst in Frieden weiterwirken wollen, ist eine sehr geringe. Räsonnements,

[1]) Wichern sprach sich in sogenannten „Umschreiben" an die bereits entsandten Brüder des Rauhen Hauses über äußere und innere Angelegenheiten der Brüderschaft aus. Viele derselben lassen einen tiefen Einblick in das innige Verhältnis Wicherns zu seinen „Brüdern" thun. Eine Auswahl dieser Umschreiben findet Aufnahme in dem das Rauhe Haus und seine Brüderschaft behandelnden Teil der „Gesammelten Schriften D. J. H. Wicherns".



Kleinigkeitskrämereien, Parteiwesen — kirchliches und politisches — machen die meisten beredt, ja geschwätzig. Mangel an Ideen und schöpferischen Gedanken machen, daß nur wenige von der Belästigung des Staubes, der täglich immer wieder anfliegt, unberührt ihren Weg in Hoffnung weitergehen. Es liegt mir sehr an, meine Stellung zwischen dem allen abzumessen und eine feste Position zu finden. Aber ich bin nun einmal der, der ich bin und als den Du und alle Ihr Lieben mich kennt. Das Rätselhafte in dem, was mir geworden, und die Ausnahmestellung, in die ich berufen bin, läßt viele, die die Sache nicht durchschauen, in Zweifel, ob mir etwas gelingen werde; wiederum erfüllt sie andere, wie ich weiß, mit Neid, auf dessen Wirkungen mich gute Freunde hier und da schon aufmerksam gemacht haben, während Dritte von guter Zuversicht sind. Auch *meine* Zuversicht ist nicht wankend geworden, und je weiter ich mich umsehe, desto mehr erkenne ich trotz all der vorhandenen Hindernisse in meiner bisherigen Führung Gottes Werk. Ich denke auch ferner, links und rechts so zu sehen, als sähe ich nichts; aber alle meine Hoffnungen für das tiefe Untere, das mir angewiesen ist, stehen auf Den, der oben wohnt, auf den Herrn voller Weisheit und Lebensquellen. Ich kehre also nach dem ersten Ausflug hierher mit gleich gutem Mut in das heimische Nest an der großen Hamburger Heerstraße zurück und hoffe, dort jetzt und immerdar diesen Lebensgeist als einen lebendigen Quell wach zu finden. Es wissen in der That nur sehr wenige, was der Herr am Rauhen Hause gethan und was Er darin noch wirkt. Auch all die schweren Erfahrungen,[1]) die Du seit meiner Abwesenheit durchgemacht und die ich wie eine blutende Wunde mitempfinde, machen mich in dieser Überzeugung nicht irre sondern noch fester und gewisser. Unsern teuren Freunden, Herrn *Rhiem* und *Oldenberg*, drücke ich aufs neue im Geist die Hand. Der Herr hat uns nicht zufällig sondern nach Seinem Gnadenwillen untereinander für Sein Reich verbunden.

Inzwischen lebt in mir ein nicht geringes Heer von Plänen und Gedanken auf, die hier ins Auge gefaßt werden müssen und von denen ich hier nicht sprechen will, bis ich an ihrer kommenden Verwirklichung sehe, daß sie des Herrn Wohlgefallen haben. Eine große Gefahr droht hier dem amtlichen Leben durch die flutende Geselligkeit, die voller Klippen und Brandungen ist. Ich kann ihr meinerseits

---

[1]) Die Übersiedlung *Wicherns* nach Berlin war ihm von manchen ihm nachstehenden Freunden stark verdacht worden; man fürchtete durch die Annahme des Rufs eine dauernde Schädigung für das Rauhe Haus.



nur Wert beilegen, soweit sie helfen kann, das Hauptziel künftiger Arbeit zu erreichen. Sofern sie das kann, ist sie nicht zurückzuweisen. Das Verwickeltwerden in hundert kleine Lokalinteressen, Beteiligung an Vereinen und damit zusammenhängende Ansprüche sind eine zweite Gefahr, die ernstlich umschifft werden muß. Ich hoffe aber zu Gott, daß es gelingen wird und zwar gerade durch meine nicht auf lokale Zwecke hinweisende Berufsstellung. Was mir sehr anliegt, ist der Versuch, junge Kräfte in ernsteren Menschen, die hier sehr verlassen sind, heranzuziehen und mit ihnen Umgang zu haben. Das giebt tüchtiges Unterholz in dem dürren Holz des amtlichen Waldes oder besser amtlichen Gebälks. Meine Stellung im Oberkirchenrat kann insofern auch von besonderem Segen für viele werden. Der Mangel an Personalkenntnis im Blick auf die große Zahl junger Geistlicher ist sowohl auf kirchlichem wie auf politischem Gebiet eins der fressenden Übel in dieser Centralwirtschaft.

Berlin, 3. April 1857.

Liebe Hausgenossen und Ihr Kinder insbesondere!

Wie ich es besorgt habe, so ist es gekommen. Ich bin nicht im stande, zum Sonntag Palmarum zu Euch zurückzukehren, was ich so lebhaft gewünscht, um Zeuge der Konfirmation sein zu können. Es hindern mich einige wichtige Berufsgeschäfte, deren Erledigung nicht von mir abhängt.

Kann ich aber am Sonntag nicht leiblich bei Euch sein, so werde ich doch im Geiste unter Euch nicht fehlen. Ich denke natürlich am meisten an Euch Konfirmanden, Knaben und Mädchen. Ihr thut einen wichtigen Schritt, den wichtigsten, den Ihr bis dahin in Eurem Leben gethan. Ihr tretet vor den Herrn und gelobt Ihm Treue bis in den Tod. Ihr hättet das schon oft in Eurem Leben thun können und habt es gesollt, seit Ihr das göttliche Wort gehört. Da wir nicht Herzenskündiger sind, so können wir es nicht wissen, ob Ihr es nicht schon gethan, ob nicht etliche unter Euch sind, oder einer, dessen Mund und Herz schon dem Herrn ein solch Bekenntnis abgelegt hat. Der Herr hat ja Sein Werk unter Euch, mit Seinem Wort und Geist ist Er seit Jahr und Tag bei Euch eingekehrt. Seine Gnade thut mehr als Menschen, mehr auch, als wir, die wir Euch lieb haben, wissen und sehen. Möchte unsere Hoffnung dieserhalb nicht vergebens sein. Es wäre das zugleich Eure Seligkeit und Errettung. — Aber wenn das auch schon bei einem oder einer oder bei allen geschehen, das Bekenntnis und Gelübde an Eurem Konfirmationstag

ist doch etwas Besonderes. Ihr thut es nicht im stillen sondern öffentlich, nicht im verborgenen Kämmerlein sondern vor der Gemeinde Gottes. Ihr seid nicht allein mit Eurem Gott sondern steht da und kniet nieder vor vielen Zeugen. Ihr thut es unter dem Gebet der Gemeinde, vor Euren Eltern und Angehörigen oder deren Stellvertretern. Ihr sollt es inne werden und wissen, daß Ihr Glieder der heiligen Gottesgemeinde seid und eine ungeheure Verantwortlichkeit auf Euch ladet, Ihr lieben Kinder. Daran wollte ich Euch auch meinesteils aus der Ferne erinnern und Euch ermahnen. Andererseits weise ich Euch auch auf den Segen hin. Euer Wort und Gelübde führt Euch zum erstenmal an den Tisch des Herrn, an den wir gemeinsam am stillen Freitag treten wollen; da sollt Ihr Seinen Leib und Sein Blut empfangen und durch Ihn selbst gewiß gemacht werden von der Wahrheit der großen Verheißung, daß auch Euch alle Eure Sünde vergeben ist. Kommt Ihr würdig und recht bereitet, so ist das beste Teil Euch gewiß und Ihr werdet den Herrn empfangen zur Seligkeit an Leib und Seele. Wie muß man Euch dann selig preisen!

Liebe Kinder, hört darum auch meine Stimme als die eines Freundes, der Euch lieb hat, und der nichts will als Euer Glück und Heil. Hört, wenn ich Euch recht herzlich bitte: Bereitet Euch würdig vor! Thut den hochwichtigen Schritt im Namen des Herrn. Es muß niemand unter Euch erfunden werden, der und die nicht im stillen zum Herrn sich gewandt mit dem einfältigen Gebet des Herzens: Komm, Herr Jesu, auch zu mir! Bedenket Euer bisheriges Leben und den Stand Eurer Herzen. Wir sind vor dem Herrn alle wie die Unreinen. An uns ist nichts Gutes, aber Seine Gnade deckt alle unsere Sünde und begräbt sie im Meer Seiner Barmherzigkeit. Bewegt diese Liebe Gottes in Euren Herzen. Es ist nicht nötig, daß Ihr davon einem Menschen sagt. Aber sagt Ihm davon, dem Herrn, laßt Ihn in Euer Herz hineinsehen, wehrt Ihm nicht, daß Er bei Euch einziehe, so sehen es die Menschen, die Euch lieb haben, von selbst. Der Glaube kann nicht verborgen bleiben, die Liebe, Wahrheit und Dankbarkeit leuchtet wie das Licht. Der Friede Gottes in einem Kindesherzen ist wie eine Wasserquelle, die uns selbst erquickt und alle die uns nahe sind. Gott unser Heiland helfe Euch zu solchem Frieden und zu einem guten Bekenntnis!

Ihr lieben Hausgenossen, wenn sich am Sonntag unser Betsaal füllt und Ihr mich nicht mit Augen sehet, so sollt Ihr mich doch sehen im Geist. Auch ich sehe Euch in jener Stunde und bete und singe mit Euch, und wenn dann die Konfirmanden den Segen

empfangen, empfange ich ihn mit und rufe den Herrn an, daß Er bei ihnen bleibe und ihre Herzen zu sich ziehe, sie mit Gnade, Trost und Kraft zu füllen. In solchem Geist und solcher Liebe laßt uns verbunden sein und bleiben.

Ich habe Euch oft grüßen lassen im Betsaal, und mehr noch als das habe ich Euch täglich in meinem Gebet genannt vor dem Herrn.

Mir geht es mitten in aller Arbeit, die mir zugefallen ist, gut. Namentlich habe ich in Moabit Freude unter den Brüdern und unter den Gefangenen. Die armen Gefangenen! Heute sagte mir Bruder Meyer von einem siebzehnjährigen Knaben, der in seiner Zelle so verstockt und verschlossen sei. Es ist ein Zögling des Kinderhauses in Linde. Ich ging zu dem armen Jungen. Er sagte erst nichts, war stumm und ohne alle Bewegung des Herzens. Da fragte ich ihn, ob er mich kenne. Nein! Ich nannte ihm meinen Namen: Wichern. Da sah er mich an. Ich nannte ihm die Anstalt Linde und den Namen des Bruders dort. Da sah er mich noch einmal an, und ein Thränenstrom brach aus seinen Augen. Er habe mich längst gekannt. Es mochten alte Erinnerungen in seiner Seele aufsteigen; er gedachte an das Wort Gottes, das er dort gelernt, an die Liebe, die ihn dort hatte behüten wollen — auch vor dem Zuchthaus. Nun war es zu spät. Der arme Junge! sagt Ihr wohl auch und würdet so noch manchmal sagen, wenn Ihr das Strafleiden eines Gefangenen kenntet! Gott der Herr bewahre Euch lieben Kinder alle! Nehmt Sein Wort, das Euch geboten wird mit Dankbarkeit und Ehrfurcht auf, so werdet Ihr den Segen Gottes erfahren, der Euch in allen Versuchungen schützen und bewahren kann, wenn Ihr nur wollt. Mein Herz verlangt, Euch lieben Hausgenossen alle wiederzusehen, mit Euch Charfreitag und Ostern zu feiern. Da wollen wir uns miteinander freuen der Liebe, mit der Er uns geliebt, damit wir uns untereinander lieben. In dieser Liebe grüße ich ohne Ausnahme alle, alle.

Wichern.

Berlin, den 7. April 1857.

Mein unruhiges Leben hier findet seine Ruhe außer an dem täglichen Schöpfen aus Gottes Wort in der Einkehr bei Euch und in all der Liebe, die mich auch heute morgen wieder in Euren Briefen so reichlich erquickt hat. Doch will ich nicht undankbar sein, als ob ich nicht auch hier reiche Liebe fände; nur ist hier, wenn man länger prüft, meist alles mit etwas Bitterkeit oder anderen Zusätzen durchsetzt. Das hat darin seinen Grund, daß die, mit denen ich verkehren muß,

alle in öffentliche Verhältnisse des Staats- oder Kirchenlebens verflochten sind und daß die in diesen öffentlichen Verhältnissen obwaltenden Nöte und Differenzen jeden affizieren, der mit ihnen in berufsmäßige Berührung kommt. Am bittersten tritt mir das bis jetzt im Oberkirchenrat entgegen. Dort wirken sehr verschiedenartige Elemente miteinander resp. widereinander. Da gilt es, sich in dem zwischen Brandungen hingetriebenen Schiff Auge und Herz frei zu erhalten. Die gestrige Sitzung hat bedeutende Entschließungen hinsichtlich der Wiederverehelichung Geschiedener hervorgebracht, wodurch die Kirche dem Staat selbständig gegenübertritt. Die Versammlung war im ganzen besonnen, ihre Haltung des Gegenstandes würdig. Das hauptsächlichste Resultat bestand darin, daß in gewissen Fällen von Scheidungen, z. B. bei Willkür und Unglück, nie eine Wiederverehelichung stattfinden soll — unbeschadet des Rechtes einzelner Dispensationen. Ernster noch wurde die Sache durch die beantragte Aufhebung einer früheren Kabinettsordre von 1846, durch welche den Geistlichen das Recht der Weigerung gegeben war; dieses soll ihnen jetzt genommen werden (ich halte die Möglichkeit einer Wiedereinsegnung solcher, welche den Geistlichen im Gewissen beschweren können, für unthunlich). Noch bedeutsamer ist der mit Majorität durchgesetzte Beschluß, daß künftig der Oberkirchenrat alle Entscheidungen über Ehescheidungssachen den Konsistorien als den Unterbehörden nehmen und an sich ziehen wird. Das ist ein Schritt zur Umwälzung der Kirchenverfassung in einem Punkt, der wohl von allen der empfindlichste ist. Unglücklicherweise wird der König in diese Sache mit hineingemischt und doch auch wieder nur halb. Die Minorität bildeten Twesten, Mühler und ich, der ich in voller Überzeugung als erster meine Stimme abgab. Die Majorität folgte wesentlich Hoffmann, der mit Uechtritz geht. Außer Snethlage und Nitzsch sind auf dieser anderen Seite Leute, die stimmen, wie es der König will.

Eben geht der junge Herr von Raumer weg, der eine Stunde bei mir gewesen und mir viel Interessantes über Rußland gesagt hat. Ich wollte dann aufbrechen, als Herr von Thadden kam, der mit dem Gerichtspräsidenten von Brauchitsch hier bei mir zusammentraf; Pommern und die Gefangenennot war das Thema. Allerlei Pläne sollte ich verwirklichen helfen. Den Abend war ich unter den Brüdern in Moabit. Hier bin ich zur Bildung von sechs „Konvikten" geschritten, die nach heiligen Gefangenen ihre Namen haben: Joseph, Jeremias, Micha, Johannes u. s. w.

———

Münster, den 26. Juli 1857.

Wenn wir künftig einmal Zeit und Geld haben werden, will ich Dir Münster zeigen, und ich weiß, Du würdest Deine Freude daran und namentlich an dem Marktplatz haben. Eines der Häuser am Marktplatz gehörte einst dem wahnsinnigen Knipperdolling, dessen Gerippe, nachdem er mit Zangen zu Tode gezwickt worden war, noch heute vom Lambertusturm aus herabblickt. Die Katholischen regen sich hier mit großer Energie; zu den vielen schon vorhandenen Kirchen bauen sie gegenwärtig noch zwei neue, während die Protestanten Westfalens sich immer mehr in zwei Lager spalten, in die friedlichen Unionfreunde und die Konfessionellen; beide sind Lutheraner. Die Katholiken stehen dagegen in geschlossener Einheit und mehren ihre Herde durch Predigten und Prozessionen; sie mehren ihre Klöster und Kongregationen und erziehen tüchtige Geistliche. Gestern ist mir ausnahmsweise die Erlaubnis geworden, das Kloster „Vom guten Hirten" so genau kennen zu lernen, daß man mich bis in die Zellen der Nonnen führte. Heute besuchte ich die Frau des hiesigen evangelischen Strafanstaltsgeistlichen Krüger, der verreist ist. Wie herzbewegend ist die Teilnahme dieser noch jugendlichen Frau an der Berufsarbeit ihres Mannes unter den evangelischen Zellengefangenen! Ich hatte schon davon gehört, daß sie früher den evangelischen Gefangenen oder vielmehr einem ausgewählten Chor Singunterricht für die gottesdienstlichen Zwecke gegeben. Als vor mehreren Jahren Pfarrer Sigel aus Berlin die hiesige Anstalt inspizierte, soll er angeblich mit nicht unansehnlicher Amtsmiene der Frau diese Thätigkeit untersagt haben, und sie ist scheu davon zurückgeblieben, ebenso von dem bis dahin fleißig mitbetriebenen Besuch der Zellengefangenen. Inzwischen hat sie die Arbeit doch im stillen und unvermerkt wieder aufgenommen und wartete jetzt sehnsüchtig auf mich, um zu hören, ob ich ihr die Fortsetzung solcher Wirksamkeit gestatten würde. Ich blieb meinem Grundsatz treu. Wenn nur das Reich Gottes kommt, wer es auch bringt. Ohne die Wirksamkeit der Pfarrfrau feststellen zu wollen, habe ich ihr gesagt, daß sie damit fortfahren möge. Das alleinige Hindernis könne der Direktor sein, der übrigens nichts dagegen habe. Mit der größten Lebendigkeit erzählte die Frau von dem Ergehen der einzelnen Gefangenen, namentlich etlicher, die im Laufe der Jahre zu Gott gekommen. Einigemal, wenn sie von der Gnade des Herrn sprach, die die armen Gefangenen erfasse, versagte ihre Stimme vor Thränen. Namentlich erzählte sie von einem Gefangenen, der zu zwanzig Jahren Zuchthaus für sogenannten Straßenraub verurteilt worden war. Er hatte in angetrunkenem Zustande einem Manne eine Pfeife auf der

Landstraße abgenommen und ihn dabei körperlich verletzt. Ich besuchte ihn nachher und sagte ihm, vor Menschen sei sein Vergehen gering und erscheine die Strafe zu hart, vor dem Herrn sei sie wohl verdient. Der arme Mensch hat einen schweren Lebensweg durchzumachen. Er hatte mich übrigens erkannt und wußte von mir, als ich seine Zelle betrat, in der er mir mit tiefer Bewegung entgegenkam. Eine andere Zelle betrat ich ganz zufällig; auch sie enthielt einen zu elf Jahren verurteilten jungen Mann. Ich fand auch ihn reuig und demütig. Er schrieb gerade auf eine Schiefertafel, ich las es; es war ein langes Gedicht zum Geburtstag der Frau Pfarrerin, womit die Gefangenen dieselbe zu ihrem Geburtstage durch Vermittelung ihres Mannes überraschen wollten. Ebenso wurde ein zweites Gedicht für den Pfarrer vorbereitet, das wieder die Frau dem Manne zukommen lassen sollte. Die Gesinnung darin war Liebe, Dankbarkeit und Ehrfurcht für diese „Mutter", die ihnen, den Gestraften, in ihrer Trübsal geworden sei.

An dem Gottesdienst der Anstalt habe ich heute keinen Anteil nehmen können; der predigende Kandidat hatte eine solche Todesangst wegen meiner Gegenwart, daß er schon gestern deswegen mehreremal beim Pastor und nachher beim Generalsuperintendent gewesen war, dem er Thema und Einleitung, um sicher zu gehen, vorgelegt hatte. Er erklärte, er werde mit der Predigt nicht durchkommen und stecken bleiben, wenn ich sein Zuhörer sein werde. Ich habe dann den Gottesdienst der hiesigen evangelischen Gemeinde besucht, die etwa siebentausend Glieder zählt. Die große Kirche war ganz gefüllt, es waren gewiß an fünfzehnhundert Menschen anwesend. Es predigte Divisionspfarrer Dr. Fischer, der noch tüchtiger werden wird. Der Text war die Geschichte der Gefangenschaft und Befreiung des Paulus und Silas in Philippi mit der Frage des Kerkermeisters: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" Aber wie erstaunt war ich, in der ganzen Predigt auch keine Andeutung in Beziehung auf die Gefangenen zu finden; statt dessen dogmatische Auseinandersetzungen über das Werk des heiligen Geistes, wozu der Text gar keine Veranlassung bot. Gestern abend war ich mit noch zwei Konsistorialräten beim Generalsuperintendenten Wißmann.

Elberfeld, den 30. Juli 1857.

Am liebsten führte ich Dich selbst in das schöne, durch Natur und Menschenfleiß unter Gottes Segen so reich ausgestattete Wupperthal, in welchem fast alles anders ist als anderswo im Vaterland. Schon der erste Blick zeigt, daß sich hier ein großer Reichtum entwickelt hat — und ferner entwickeln wird, der sich an die Ausbeutung durch

das Fabrikwesen anschließt. Die stattlichen Häuser der Fabrikherren erinnern an unsere Hamburger Kaufmannshäuser, wiewohl sich bei uns das Vermögen doch wohl noch gleichmäßiger verteilt als hier, wo die Fabriken Tausende von nichtshabenden und nicht vorwärtskommenden Fabrikarbeitern erzeugen. Von großem Interesse ist für mich die Bekanntschaft mit dem hiesigen Oberbürgermeister Lischke gewesen, den ich infolge eines früheren Zusammentreffens bei dem Minister Simons in Berlin (mit dem er verwandt ist) gestern nachmittag aufsuchte und der mir gestern und heute morgen jedesmal mehrere Stunden widmete. Daß der Mann mehr als sein Oberbürgermeistergehalt zu verzehren hat, sieht man beim Eintritt in seine Wohnung. Er ist der Schwiegersohn des reichen Herrn Daniel von der Heydt, Bruders des Handelsministers in Berlin. Er bedauerte, mich mit seinem Schwiegervater nicht bekannt machen zu können, weil derselbe von dem vor einigen Wochen erfolgten Tode seiner Frau noch so erschüttert sei, daß er niemand sehen könne. Die Frau ist an den Blattern gestorben, die sie sich bei dem Besuch einer armen kranken Familie zugezogen hatte. Die Bekanntschaft mit der Familie würde mich insofern interessiert haben, als dieselbe in kirchlicher Beziehung eine mehr als hervorragende, in gewisser Beziehung beherrschende Stellung im Wupperthal einnimmt. Die drei Brüder von der Heydt, der Minister und seine beiden Brüder Karl und Daniel, sind in gewisser Weise Vertreter der hiesigen sonderbaren christlichen Richtung, die sich vor so und so vielen Jahren veranlaßt sah, dem jetzigen Könige in freundlicher Weise zu erklären, daß sie mit ihren hiesigen Gesinnungsgenossen ihn, den König, für ein „erwecktes Gotteskind" anerkennten. Die Brüder Karl und Daniel sollen übrigens ausgezeichnete Männer sein. Sie alle gehören außer dem Minister der sogenannten Kohlbrüggeschen Gemeinde an, der ein streng reformierter holländischer Pastor Namens Kohlbrügge vorsteht, welcher sie durch Aussonderung aus der übrigen reformierten Gemeinde gegründet hat. Karl ist wieder ausgeschieden. Ihr entsinnt Euch der Geschichte, wie dessen Sohn mit seiner Braut in ein Konzert gegangen war und folgedessen von dem Pastor und seinem Presbyterium exkommuniziert ward. Wir sprachen damals darüber, und Caroline konnte diese Rigorosität nicht fassen, zumal das Konzert ein geistliches war. Das hat zur Folge gehabt, daß der Bräutigam und dessen Eltern austraten und in die große Gemeinde zurückgingen. Kohlbrügge ist Papst. Der hiesige katholische Geistliche soll bei jenem Anlaß gesagt haben, daß der Papst in Rom dem Kohlbrügge lange nicht das Wasser reiche. Auch ließ er neulich den Minister von der

Heydt, der ihn sprechen wollte, um den Frieden in der von der Heydtschen Familie wiederherzustellen, an einem Tage siebenmal vergeblich zu sich kommen. Doch genug von diesen Dingen. Ich wurde an alles das erinnert, als ich in des Oberbürgermeisters Hause neben Bibeln und Gesangbüchern auch viele Kohlbrüggesche Schriften aufgestellt sah. Auch seine Frau, nicht aber er selbst, gehört zu dieser Partei.

In der mir vom Bürgermeister gemachten Darstellung des hiesigen Armenwesens erkannte ich gar bald, daß Lischke auf diesem Gebiete ein verdienter Mann ist, der das Armenwesen von Elberfeld, für das jährlich über sechzigtausend Thaler verwandt werden, insofern auf einen grünen Zweig gebracht hat, als durch seine neuen Bemühungen die Zahl der Armen und die des nötigen Armengeldes, wie die Rechnungen beweisen, jährlich abnimmt. Er hat einen ganzen Neubau in der Aufstellung von Armenpflegern durchgeführt, wobei als wesentlich gilt, daß unter den Hunderten von Pflegern der einzelne nie mehr als zwei bis drei Familien zu versorgen hat. Es giebt dabei gar keine Angestellten, keine Boten und dergleichen. Die Pfleger kontrollieren sich gegenseitig und erhalten schließlich das von ihnen beanspruchte Unterstützungsgeld nur bei persönlichem Erscheinen in der Sitzung, auch niemals auf länger als auf vierzehn Tage. Die verpflegten Armen werden dadurch Gegenstand der Pflege für die Familie des Armenpflegers, gewiß ein schöner Gedanke, der bereits an mehreren Stellen der Umgegend, wie ich höre, Nachahmung gefunden hat, während Städte wie Köln und Aachen, die solche Reform nicht angenommen habe, sich mit ihrem Armenwesen an einem schwindelnden Abgrunde befinden. Das Interessante für mich war, daß der Bürgermeister davon ausgegangen war, daß die kirchlichen Gemeinden in Elberfeld als solche die Armenpflege übernehmen müßten, was diese zu thun sich geweigert haben, so auch die reformierte, die keine Steuergelder als Almosen verteilen wollte; — und sie hatte recht, ebenso wie die lutherische, die sich an das Wagnis zu begeben nur versucht hatte, um zu erfahren, daß sie auf einem Holzweg ist. So ist die ganze Armenpflege wieder eine bürgerliche geworden. Inzwischen beißen und fressen sich die Reformierten und Lutheraner gegenseitig. Die Gemeinden wissen entweder nichts davon oder ärgern sich. Andere notwendige und heilsame Werke der Stadt gehen dabei unter. So mußte Lischke es aufgeben, den Bau eines städtischen Krankenhauses durch freiwillige Liebesgaben zu ermöglichen, weil die Reformierten öffentlich Krieg dagegen erklärten, wenn nicht von vornherein ein Protest gegen die Katholiken aufgestellt würde u. s. w.

So wird jetzt ein Krankenhaus aus städtischen Auflagen erbaut. Heute morgen führte mich Lischke in einige der hiesigen öffentlichen Anstalten, vor allem in ein Haus für achtzig verlassene Kinder und in das neue Waisenhaus vor der Stadt, wo an dreihundert Kinder aufbewahrt werden. Die Einrichtung des Baues ist sehr schön, die Lage prächtig, aber die konfessionelle Angst der Evangelischen gegen die Katholischen läßt nicht zu, daß man die Kinder in einer Anstaltsschule unterbringt, sie müssen in eine benachbarte städtische Schule geführt werden, denn sonst — so ängstet man sich — würden die Katholiken eine besondere Schulabteilung für ihre Kinder fordern, und dann würden Kruzifixe und dergleichen in die Anstalt kommen.

Commern, den 5. August 1857.

Vorhin habe ich die Thesen für den diesjährigen Kirchentag, die mich bis dahin in allen freien Gedankenaugenblicken nicht wenig geplagt haben, formuliert und abgeschickt. Ob Commern ein Dorf oder eine Stadt ist, weiß man hier am Orte selbst nicht. Es scheint ein zur Stadt heranwachsendes Dorf zu sein und liegt an der Grenze der verrufenen Eiffel, in die ich gestern einige Meilen weit hineingefahren bin, um die staatliche Erziehungsanstalt Steinfeld zu erreichen. Da die Hitze gestern 35° R. gewesen sein soll — und ich wage es nicht zu bezweifeln —, so kannst Du Dir denken, daß die Fahrt im offenen Wagen eine Aufgabe war. Dennoch war sie interessant, weil sie mir ein mir bis dahin ganz unbekanntes Land aufschloß, das übrigens viel besser ist als sein Ruf, an den vielleicht nur die roten Gitter, die man vor allen Fenstern an der Landstraße sieht, erinnern. Hie und da sah man manch kümmerliche Hütte, die sich die Leute zum Teil mit eigener Hand gebaut zu haben scheinen.

Steinfeld ist eine katholische Staatsanstalt für dreihundert Knaben und Mädchen, deren Einrichtung sechzigtausend Thaler gekostet hat. An der Spitze steht ein Baron, den ich wie die Anstalt bereits aus den Akten kannte. Ich kam um neun Uhr morgens an und blieb bis halb sieben Uhr abends. Das Resultat der Revision war, daß die baldige Auflösung dieser Anstalt oder ihre vollständige Umformung als unerläßliche Pflicht erscheint. Auch hier wird das viele Geld vom Direktor sinnlos vergeudet, dessen Wahl als eines der preußischen Staatsgeheimnisse in dessen innerer Verwaltung genannt werden muß. Ein unfähigerer Mann als dieser bigotte katholische Baron, der bereits hoch in den Jahren ist und sich auf das Stetsjüngerwerden bis dahin absolut nicht verstanden hat, kann schlechterdings nicht gefunden werden. Nachdem ich die Grundlage zum weiteren Vorgehen gefunden,

wird mich die Sache fortan mehr beschäftigen. Mir ist das Ganze ein neuer schlagender Beitrag für das verkehrte Wesen in der gegenwärtigen Erziehungsmethode vollends der katholischen Frommen, die hier eine Art Blüte getrieben zu haben meinen. Leider traf ich den katholischen Priester nicht, der in gleichem Unmut wie der Anstaltsinspektor, der sein Herz gegen mich ausgeschüttet hat, stehen soll. Ich kam in der Erwartung, eine wenigstens teilweise Nachbildung unseres Familienwesens zu finden, auch in der sogenannten Hausordnung, die dem Ministerium vorliegt und die gelten zu lassen ich Anstand genommen, bis ich die Einrichtungen mit Augen würde gesehen haben. Man geht von solcher Familieneinteilung aus und spricht viel davon. Von alledem ist aber nichts vorhanden, vielmehr schlafen die fast dreihundert Knaben alle auf einem großen Boden unter dem Dach, essen in einem Speisesaale, spielen alle auf einem glühend sonnigen Sandplatz, werden in drei Schulklassen unterrichtet und arbeiten. Nur bei den Schustern und Schneidern finden sich Abteilungen. Diese Abteilungen zu je dreißig und mehr nennt man Familien! Die Aufsicht darüber haben zehn sogenannte „Führer", Handwerker bis zu fünfzig Jahren alt; zum Teil sind sie verheiratet, d. h. sie haben ihre Frauen zu Haus z. B. in Paderborn und schicken ihren Verdienst, d. h. hundertundzwanzig Thaler jährlich, nach Hause. Mehrere dieser sogenannten Führer sind bereits als Verbrecher abgeführt worden, der eine, weil er einen Knaben erschlagen hat — doch ist er freigesprochen; es war ja nur ein armer Junge aus der Strafanstalt! — der andere wegen fürchterlicher unnatürlicher Sünden, er sitzt noch in Untersuchung. Die Unfähigkeit der übrigen erkennt jedermann. Einen, der an demselben Tage gekommen war, fand ich bereits als Werkführer in der Tischlerei, er kannte dort aber nicht einen einzigen Knaben. An eine Einführung in die Sache ist nicht zu denken. Der Herr Baron ist ein sentimentaler Philanthrop mit katholischer Frömmigkeit, der unter dem Pantoffel der Oberin der Barmherzigen Schwestern zu stehen scheint. Zwei Vagabunden, die zwei Jahre in der Anstalt gewesen waren, wurden kurz vor meinem Weggang entlassen — beide in den schönsten Anzügen, schwarze Gehröcke, alles doppelt, u. s. w. Nachher kümmert sich niemand um sie. Das einzige Erträgliche sind die Schulen. Die Kinder wissen die biblische Geschichte an der Schnur mit den Worten der Bibel wiederzuerzählen. Der Baron hat eine stolze Frau, die sich über das spärliche Einkommen und schwere Auskommen beklagte; — er hat achthundert Thaler und will tausend haben — hält sich aber eine Equipage mit zwei Pferden! Dies Ungetüm von Anstalt zu stande zu bringen, hat der preußische Staat

über zwölf Jahre gebraucht; schon 1846 habe ich ihretwegen Gutachten abgegeben, die Regierung und der Oberpräsident (von Kleist-Retzow) schreiben sich jahraus jahrein lahm an der Sache, der Minister verfügt, der König bewilligt, der Ministerrat beschließt und die Stände der Rheinprovinz pochen auf eine katholische Anstalt. Wenn man die Sache schließlich bei Licht besieht, ist diese Mißgeburt ein Wunderkind, das selbst äußerlich nicht einmal rein gewaschen ist.

Doch ich wollte Dir ja von diesen meinen Betrachtungen und Raisonnements eigentlich gar nichts mitteilen. Immerhin schadet es ja nichts, daß Ihr seht, womit ich mich beschäftige. Eine ganz gleiche Beschreibung hätte ich über Köln und seine Anstalten machen können, wo jahrelang viele Zehntausende von Thalern in den Brunnen geworfen sind — lauter übertünchte Gräber! In dem sogenannten Isolierflügel, für den ungeheuere Summen darangewendet worden sind, um die Gefangenen zu vereinzeln, ist nie einer abgesperrt, statt dessen ist jede einzelne Zellenthür im Innern mit dem Namen des Bewohners und mit Verslein beschmiert, hier und da selbst mit Karikaturen der Oberbeamten bemalt, was alles weder der Direktor, noch die Inspektoren noch der Regierungsdecernent je gesehen hat; was ließe sich davon nicht erzählen!

Langenberg, den 14. August 1857.

So groß auch die Anstrengung ist, befinde ich mich doch wohl, so daß ich wie eine Biene sammeln und nun mit dem Gewonnenen, den Bienenkorb, der mir vertraut ist, weiter ausbauen kann. — Weiteres über mein Ergehen hast Du nicht gehört, seit ich in Aachen gewesen. In Aachen habe ich u. a. den Regierungs-Präsidenten Kühlwetter, der 1848 eine Weile Minister des Innern war — einen, wie es mir scheint, redlichen und tüchtigen Mann —, kennen gelernt, der sich mit seiner vornehmen Haltung in der sehr anspruchsvollen Amtswohnung, die ihm angewiesen ist, recht gut ausnimmt. Es handelte sich besonders um die Anstalt zu Steinfeld und speziell den Direktor, jenen überaus unbrauchbaren Mann. Die Beschäftigung mit ihm und die ihn angehenden Besprechungen, zu denen ich amtlich veranlaßt und verpflichtet bin, sind mir die Veranlassung geworden, weitergehende Blicke in den Stand der katholischen Welt der Rheinprovinz zu thun. Es kreuzen sich hier aufs strikteste die Interessen der sogenannten Ultramontanen, die alle schlechte Preußen sind, mit den Kreisen derjenigen Katholiken, welche nicht minder ernst kirchlich sind, aber überwiegend einer, ich möchte sagen, mehr evangelisch-christlichen Gesinnung angehören. Der ersteren Richtung gehören die meisten

Priester an, dann die meisten Orden, die sich in Rheinland, auch Westfalen, aufthun z. B. die Jesuiten (jetzt sind in der Rheinprovinz deren fünfundzwanzig), Kapuziner und sonstige Bettelmönche, denen der reiche Graf Fürstenberg die von ihm gebaute Apollinaris-Kirche bei Remagen übergeben hat, überdies ähnliche Orden, die meist alle von Frankreich, wo ihre Mutterhäuser sind, abhängen. Diese Richtung hat ihr Haupt im Erzbischof von Köln, den die Kölner und die dahingehörenden Rheinländer vor dem Könige nennen. Sie macht sich äußerlich durch die allerneueste Marienverehrung mit den Mariensäulen kenntlich; auch vor dem erzbischöflichen Palast in Köln wird solche Säule errichtet, doch soll es an Geld dazu mangeln trotz Piusverein und dergleichen. Der Gegenpart will statt der Säulen ein Hospital, unter welchem Gesichtspunkte sich begreiflicherweise alle liberal und unkirchlich Gesinnten mit ernster Gesinnten vereinigen können. Es handelt sich bei dieser Säulen- resp. Hospital-Stiftung vorwiegend um Verherrlichung der Rückkehr des Erzbischofs von Köln aus Rom. — Die Rede, die bei dem Anlaß auf einem Gastmahl Kühlwetter in Anwesenheit des zurückgekehrten Kardinals gehalten hat, sagt allerdings, der wahre Katholik sei nach seiner Frömmigkeit daran zu erkennen, daß er keinen andren wie den König als Ersten im Lande verehre u. s. w.

Durch den wackeren katholischen Geistlichen Metmann in Aachen fand ich daselbst auch Zutritt in das Kloster „Vom guten Hirten“. Ich habe Dir früher ein solches aus Münster beschrieben. Die Oberin war nicht anwesend, weil sie nach Frankreich zum Konvent verreist war, auf welchem eine neue Ordensoberin gewählt werden soll. Die Schwester, welche mich führte, sprach gar kein Deutsch, nur französisch. Man hätte klüger gethan, einem Protestanten solche Klöster nicht bekannt werden zu lassen. Da man von seiten des Oberpräsidenten und auf dessen Einfluß hin auch wohl noch viel höheren Ortes auf den Gedanken gekommen ist, diese Schwestern „Vom guten Hirten“ mit der Aufsicht über Staatsanstalten zu betrauen, ist es mir wichtig gewesen, dies Institut genauer kennen zu lernen. Der Schritt der Regierung scheint mir sehr bedenklich der Konsequenzen willen; denn es währt nicht lange, so haben die Jesuiten die Staatsanstalten in Händen. Ich habe viel mit Katholiken darüber gesprochen, warum sie eigentlich nicht neue und zwar deutsche Orden aus sich heraus hervorgehen lassen. Sie bekennen die Unfähigkeit ihrer Kirche in dieser Beziehung. Ausführlich habe ich über diesen Gegenstand auch mit der Oberin, Fräulein von Lasaulx, im Bonner katholischen Krankenhaus verhandelt, die nur von Frankreich aus die Energie erwartet, die Disziplin in solcher Ordensgemeinschaft aufrecht zu erhalten. Von

Frankreich würden daher all diese Orden regiert: die Franziskanerinnen, die Schwestern des St. Charles de Nancy u. s. w., welche alle mächtige Ablagerungen in der Rheinprovinz haben und sich von da aus immer weiter über Deutschland verbreiten. Alleinige Ausnahme bildet der neue Orden „Vom armen Kinde Jesu" in Aachen, der ganz deutschen Ursprungs ist.

In Aachen habe ich mich aufs neue an den schönen alten Bauwerken gefreut. Das Chor in Münster ist herrlich, wiewohl ich mir von der Glasmalerei daselbst mehr versprochen habe. Die Bilder in den hinteren Fenstern sind zum Teil von Pfannschmidt, dem evangelischen Künstler in Berlin; Du besitzest als Radierung die Flucht nach Ägypten, die in der Anlage so sehr schön ist. Der Unterschied zwischen der älteren und der neueren Glasmalerei ist mir nirgends anschaulicher geworden als gestern in der großen Altenberger Kirche, wo in dem ungeheueren Fenster über dem Eingang die menschlichen Figuren in einfacher natürlicher Lichtgestalt erscheinen. Erfreulich war mir in Aachen, den Fortschritt des großen Rathaussaales zu beobachten, in welchem die Fresken aus der Geschichte Karls des Großen immer weiter fortschreiten. Die Eröffnung des Karlsgrabes, in welchem der alte Kaiservater auf marmornem Throne noch nach Jahrhunderten die Könige zu seinen Füßen sich beugen sieht, der Einzug in Padua u. s. w. sind herrliche, lebensvolle Bilder voller Mark und Bein und Stolz.

Lange habe ich mich auf dem Markte vor dem Rathaus an dem ehernen Karlsbilde erfreut; der Kaiser trägt die Krone auf dem Haupte, das Schwert und die Weltkugel in der Hand, über die wogenden Volkshaufen dahinschauend; sein Rücken ist dem nahen Frankreich, sein Angesicht dem deutschen Vaterlande zugekehrt. An beiden Seiten je ein Reichsadler. Die Reichsadler können aber nicht in die Höhe kommen, denn die Fittige sind ihnen fast ausgefallen, d. h. das Eisen, aus dem sie gehämmert sind, die Flügel sind verrostet und von der Zeit zerrissen — ein wahres Bild unserer politischen Macht oder besser Ohnmacht.

Ich entschloß mich, von Aachen aus über Brauweiler nach Köln zurückzukehren, und bereue nicht, es gethan zu haben. Meine Absicht war, den dortigen Direktor Falkenberg kennen zu lernen, was mir auch gelungen ist. Brauweiler war vor fünf Jahren eine der schlechtesten Anstalten, die mir je vorgekommen sind, nach innen und außen verrottet; jetzt glaube ich, sie als eine der besten bezeichnen zu können. Interessant sind dort die Reste alter Freskobilder im jetzigen evangelischen Betsaal, die mit die ältesten der Art in Deutsch-

land sein sollen. Der Vandalismus früherer Anstaltsdirektoren hat den alten schönen Kreuzgang der großen Abtei, in der neuerdings über tausend Menschen mit allen möglichen Werkstätten gewohnt haben, zerstört. Die noch größere sittliche Zerstörung, die, bis Falkenberg hinkam, diese scheußliche Anstalt im Volksleben angerichtet hat, ist nicht zu ermessen. In dem menschenerfüllten, unruhigen Köln erreichte ich mit Mühe den Zug nach Bonn. —

Perthes und seine Frau gaben es nicht auf, bis ich das Wirtshaus mit ihrem Dach vertauscht hatte. Am Nachmittag besuchten wir eine Anstalt jenseits des Rheins, ein altes Kloster mit lauter alten Sünderinnen gefüllt.

Am Sonntag nachmittag fuhr ich mit Sack und Pack nach Rheineck, wo man mich erwartete. Ich sollte dort den Prinzen von Wales ablösen, der trotz seiner Anmeldung nicht gekommen war. Er wohnt diesen Sommer in Königswinter und war unwohl geworden. Als Perthes mich in Bonn aus dem Gasthof zu sich holte, hatte er eben den fünfzehnjährigen Prinzen verlassen, nachdem er ihm die Universität gezeigt. Der Freund konnte nicht genug die Weisheit rühmen, mit der die Umgebung des Prinzen diesen wie einen Knaben behandelt. Er äußerte aufs lebhafteste den Wunsch, daß deutsche Fürsten für die Erziehung ihrer Söhne davon etwas lernen möchten. Es ist fast kein deutsches Fürstenhaus, mit dem Perthes nicht in Beziehung stände oder gestanden hätte.

Hamm, den 17. August 1857.

Gestern abend bin ich hier in der Hoffnung angekommen, den Landrat von Quadt zu treffen, doch war er abwesend. Da habe ich heute morgen bis zur Abreise nach Paderborn mehrere ruhige Stunden, die ich zu einigen Arbeiten, die sich auf die Reise beziehen, benutzen kann. Auch bin ich gerade mit einem Gutachten an die Minister über die Arbeiterverhältnisse in den Bleibergwerken zu Commern fertig und will mich nun bis zur Abreise mit Dir unterhalten. In meinem gestern abgeschickten Briefe bin ich in meiner Erzählung bis Rheineck gekommen. Da oben weht freie Gottesluft und ist heller Sonnenschein, der die Herzen erleuchtet, wenn auch ab und zu scharfe Winde wehen, namentlich aus dem Munde und Geiste des Grafen Pourtalès, der sich mit seiner Frau, von B.-Hollwegs Tochter, die ich diesmal zum erstenmal gesehen, dort aufhält und zu Zeiten einen Ausflug nach Frankreich und England gemacht hat. Ihre Winterwohnung haben sie in Venedig, — eine Art zu leben, die für uns etwas schwer zu verstehen ist. Natürlich war viel von Berlin die Rede. Pourtalès glaubt entschieden an den Untergang des Papsttums

als einer weltlichen Macht und bringt aus seiner lebhaften Phantasie dafür vielerlei Beweisgründe vor. Mit Herrn von Bethmann-Hollweg habe ich vieles, was sich auf die höchsten Kreise und allgemeinen Angelegenheiten bezieht, vertraulich geredet, wie ich's nur mit ihm kann, mit dem ich mich so eins weiß und der wirklich wahr und ganz „Freund" ist. Auch die Evangelische Alliance und ihre Versammlung in Berlin kam insofern zur Sprache, als von B.-Hollweg Präsident der letzten Bonner Pastoralkonferenz war und daselbst Beschlüsse veranlaßt hat, die von seiner Weisheit und Klugheit in solchen Dingen ein schönes Zeugnis geben. Er billigt durchaus, daß ich die Versammlung in Berlin nicht besuchen will. Doch hat er mich zugleich im Namen anderer Freunde, besonders Hundeshagens, zu bestimmen gesucht, der Frankfurter Versammlung nicht ganz vorbeizugehen, und ich glaube, er hat recht. Montag morgen habe ich mit ihm die für den Kirchentag zu stellenden Thesen über die innere Mission besprochen. Ich hatte sie auf der Reise ausgearbeitet und ihm von Commern aus zugeschickt. Wir haben uns über alles geeinigt, doch muß ich die Vertretung der Thesen übernehmen, da Mühler, der es sollte und wollte, mit seiner Frau nach Gastein muß.

Nachmittags in Paderborn.

Nachdem ich eben hierselbst ein abscheuliches Gefängnis besehen und alle aufgesuchten Personen, den Gerichtspräsidenten, Superintendenten, u. s. w. verfehlt habe, führe ich Dich im Geiste wieder an den Rhein. Auf dem vollgepfropften Dampfschiff wußte mich, wie Dir schon bekannt, jener Herr Focke zu nötigen, bei ihm in Koblenz zu wohnen. Dort habe ich in Kürze mehrere wackere Männer kennen gelernt, mit denen ich denn, da wir uns zu einigen Reisen in jene Gegenden vereinigt hatten, zum Teil mehrere Tage zusammengeblieben bin. Bekannt war mir bis dahin nur der Vicepräsident Schede, der den Oberpräsidenten von Kleist-Retzow vertritt, welch letzterer erst morgen zurückkehrt, um nach fast einjähriger Abwesenheit — infolge schwerer Krankheit — seine Geschäfte wieder anzutreten. Ich habe ihn also leider nicht gesehen, dagegen Schede um so genauer kennen und ihn mehr lieben gelernt, als es bisher der Fall war. Durch alles hindurch tönt das „lutherisch", und was nicht mit diesem Begriff „lutherisch" stimmt, ist nicht nach der Wahrheit! Die freiere Kirchen- und Gemeinde-Verfassung der rheinländischen Kirche hat nach Schedes Ansicht die Folge, daß jedes Kirchenglied der rheinischen Gemeinden bis zum letzten herunter hochmütig und aufgeblasen werden muß, freilich eine traurige Brille, durch welche ein Regierungspräsident

seine Provinz ansieht. Natürlich ist ihm, was reformiert ist, doppelt zuwider. Auch die Bestrebungen des Oberbürgermeisters Lischke finden seinen Beifall nicht. Daß kirchliche Gemeinden die Armenpflege als solche mit den zwangsweise eingetriebenen Geldern betreiben, findet er ganz in der Ordnung. Wie überaus thöricht ist es doch, mit solchen Theorieen die vorhandenen Regungen des Besseren sowohl im Bürgerlichen wie im Kirchlichen ersticken zu wollen! Wenn man annimmt, wie wenig Minister von Westphalen, der gern von Kleist und durch ihn diese andern Männer in die Rheinprovinz versetzt hat, über diese besonderen Tendenzen auch nur die entfernteste Klarheit hat, indem er fordert, was er selbst nicht will, so wird deutlich, in wie viel Tappen und Dämmerung man sich befindet. Immerhin habe ich auch bei Schede davon absehen können, nachdem ich bei der Regierung in einer auf diese Dinge bezüglichen Konferenz meine abweichende Ansicht (wir verhandelten über das Armenwesen in der Rheinprovinz) entschieden und klar ausgesprochen habe, wobei ich in dem vortrefflichen, echt christlich gesinnten Katholiken Oberregierungsrat Halm einen Assistenten meiner Ansicht gewonnen, der die Armensteuer, d. h. die gezwungenen Armenbeiträge für eine Zuchtrute Gottes erklärte, unter die man sich zu beugen habe, bis die Gemeinden wieder zur Buße und damit zur Barmherzigkeit und freiwilligen Liebesopferung — wovon wir noch weit entfernt — gekommen seien; Schede und seinesgleichen sind für eine Zeit lang in ihrer Anschauung gefangen. Sieht man davon ab, wie ich es konnte und kann, so muß man ihn lieb gewinnen. Auch hat er sich gegen Berlin, namentlich gegen die Tendenz des Ministers von Raumer, einen freieren Blick erhalten, als man sonst glauben möchte. Er hat nachher mit mir die Reise nach Boppard und von da über Köln nach Altenberg gemacht und mir schließlich zum Zeichen der Freundschaft und Geistesgemeinschaft ein kleines Buch, das er gerade bei sich führte, hinterlassen. Auf dem Wege nach Boppard fuhren Fockes mit mir nach Schloß Stolzenfels, das ich bis dahin noch nicht gesehen. Das Schloß läßt sich in seiner Schönheit schwerlich beschreiben, Du mußt selbst hin und Dich daran freuen. Namentlich würdevoll ist der über alles liebliche Burghof — und was für Aussichten auf den Rhein und die Lahn! Die Burg ist denn auch den Sommer hindurch von Schaulustigen wie belagert. Die Koblenzer haben einst ganz klug daran gethan, dem evangelischen König resp. Kronprinzen die alte Ruine Stolzenfels zu schenken, die der Besitzer dann in dieses Herrenschloß verwandelt und für alle, die sich daran freuen wollen, geöffnet hat. Pastor Schütte aus Koblenz war auch mit uns; er hält dort sonntäglich einen evangelischen Gottesdienst.

Die Anstalt in Boppard, das sogenannte Martin-Stift, mit dem Direktor Pastor Bastian hat mich den Tag darauf beschäftigt. Aber trotz aller „Kirchlichkeit", die man dort affektiert, indem man einen „Pastor" an die Spitze von jetzt einundzwanzig, später höchstens sechzig Jungen stellt und unter diesen einen eigenen „Inspektor" mit Bureaugehilfen für die Ökonomie, einen Lehrer, einen Pförtner mit Frau, auch einen Bruder aus Duisburg — trotz all dieser „Kirchlichkeit" und trotz des großen Apparats sind doch alle unter sich uneins; der Inspektor will wieder weg, ebenso der Lehrer — und die übrigen stehen sich im Wege. Die Räume sind groß und hell, das Ganze aber ist, wie es ist — eine Unnatur. Nachdem ich meine Meinung den Regierungsleuten auseinandergesetzt, wurde ihnen klar, daß man eine ganz andere, d. h. völlig einfache Einrichtung hätte treffen können und müssen. Ich werde eine solche anzubahnen und namentlich den Pastor wegzuschaffen suchen, zumal in dem kleinen Ort Boppard ein eigener evangelischer Pastor angestellt ist, dessen ganze Gemeinde nur zweihundert Seelen umfaßt; wozu denn daneben noch ein zweiter für sechzig Jungen!

Im Fluge sah ich in Boppard auch die im Entstehen begriffene Magdalenenanstalt mit sieben Zöglingen unter Fräulein Göschen, die sehr wacker zu sein scheint.

Auf der Rheinfahrt abwärts habe ich mich mit meinem Begleiter, dem Regierungsrat Kaupisch, den ich sehr lieb gewonnen, mehr zusammengeschlossen. Er war vordem u. a. fünf Jahre lang Kammerdirektor des Grafen Stolberg-Stolberg am Harz. Kaupisch führte mich durch seine Erzählung in das tägliche Leben dieses Hauses und in das ganze Regierungsverfahren des Grafen Stolberg ein, Mitteilungen, die mich lebhaft interessierten.

Frankfurt a. M., den 14. September 1857.

Den lieben schönen Sonntag habe ich von gestern früh bis gestern abend spät in rastlosem Vorwärts auf der Eisenbahn zugebracht. Nachdem ich die Losung, unsere Jahressprüche, das Evangelium des Sonntags und einen Gesang gelesen — zu mehrerem läßt ja ein Reisetag keine Ruhe —, habe ich mich im Coupé in die Ecke gedrückt und fast den ganzen Tag ohne Unterbrechung mit französischer Lektüre von Béranger: „De la repression pénale" zugebracht, auch um mich wieder mehr in die Sprache hineinzufinden, die ich diese Woche so viel werde hören müssen. Von Hamburg ab fuhren einige lose Franzosen im Omnibus mit, die mit einem allons! marchons! aus

Hamburg schieden. In Hannover kam ich mit einem Bauinspektor und einem jungen Techniker zusammen. Die alte **Georgia Augusta**, in der ich vor dreißig Jahren meine Universitätszeit in der That so glücklich verlebt, rief mit ihren Türmen bei der Vorüberfahrt viele Erinnerungen wach. Wo sind meine Freunde von dort geblieben? Sie sind zum Teil meine heftigsten Gegner heut — wie Münchmeier, Duncker ist jetzt dort Professor, Köster ist mein Schwager geworden — wo aber sind die andern geblieben? Am Bahnhof sah ich ein armes Bettelweib mit ihren drei Kindern, die sie im stillen so herzte und küßte, daß es eine Lust war; die Liebe ist auch in Lumpen immer gleich herrlich. Eine Französin mußte es ebenfalls bemerkt haben, sie rief die Arme ans Coupé und gab ihr ein Silberstück. Das arme Weib sagte mir, die Kinder seien alle krank, sie sei es auch; da kam der Regen, sie hüllte den Kleinsten in den Mantel und nahm ihn auf den Rücken, die beiden andern Kindern drückten sich an die Mutter; diese floh in die Ecke unter ein vorspringendes Dach, um sich zu schützen, wie eine Henne ihr Nest versammelt unter ihre Flügel. Wer war diese Mutter? Was werden die Kinder werden? Woher kommt sie? Wohin führt sie ihr Elend? Wie köstlich, daß Gott selbst ein Vater und Liebhaber der Elenden ist und daß es ein Erbarmen auch außerhalb und über der Menschheit giebt! Der Architekt mußte mir auf der Reise herhalten und that es auch hinsichtlich der Bauten, die an der Eisenbahn und ihrem Zubehör auf dieser Strecke zum Teil recht interessant sind. Man hat den roten Backstein zum Teil sehr schön benutzt. Die Rotsteinbauten sind im Hannoverschen besser und schöner als im Hessischen. Leider wurde es zu dunkel, so daß wir die mancherlei schönen Punkte nachher nicht mehr deutlich sehen konnten. Namentlich machte Marburg mit seiner wunderschönen Elisabethkirche wieder einen tiefen Eindruck auf mich. Ich habe Dir, als ich früher einmal diese Tour machte, einige Umrisse, die ich unterwegs zu zeichnen suchte, mitgeschickt. Als es dunkel wurde, wurde es still; ich konnte mich in den Mantel hüllen und nun so ungestört nach Hause an Euch und namentlich an Dich, liebes Geburtstagskind, denken.

Heute morgen acht Uhr ging ich zu von Bethmann-Hollweg, der schon an mich ins Hotel geschrieben hatte. Er war am Sonnabend aus Berlin gekommen, wo er einen Tag an der Alliance-Versammlung teilgenommen hatte. Als er am Mittwoch in seinem Hause in Berlin eingetroffen war, wartete seiner ein Bote vom König mit einem Brief desselben, ihn auffordernd und bittend, er sollte doch zur Alliance-Versammlung kommen und dem König helfen, den „negativen Geist" — so nennt der König wie Stahl den Geist der

streng Konfessionellen (die Konfusion wird immer ärger) — zu überwinden. Ich freue mich über jede Annäherung des Königs an von Bethmann-Hollweg. Zugleich aber hat der König dann an Bunsen in gleichem Sinne geschrieben, und um den zu bewegen, hat er ihm eine Wohnung im Schloß angeboten! Das wirkte dann freilich — und der erste, den von B.-Hollweg beim Eintritt in die Alliancekirche gesehen, war Bunsen in der königlichen Loge. Der hat dort wie eine Marmorsäule paradiert. Was konnte der König wohl mehr thun, um bei den (positiven) Gegnern der Alliance den Schein des gerechten Kampfes gegen sie zu verstärken! Das Ende des Tappens im Finstern ist unmöglich das Licht. Inzwischen hat, wie von B.-Hollweg mir sagte, Merle d'Aubigné in einer seiner Reden gegen alle möglichen Häresieen vor den Ohren des neuen Luther von Heidelberg Protest eingelegt.

Nachdem ich Varrentrapp noch einen Augenblick gesehen, war es elf Uhr geworden. Ich ging in den Römer, wo im Kaisersaal der „Wohlthätigkeitskongreß" eröffnet werden sollte. Rundum die schönen Kaiserbilder, an der einen Seite die Kaiser mit dem Schwert, an der andern überwiegend Kaiser mit dem Scepter in Kaiserpracht, — an dem einen Ende ganz isoliert das große Bild des Reichsverwesers von 1848, eines Erzherzogs im Frack, in welchem man freilich weder zu Schwert noch zu Scepter gelangen kann. Auf prachtvoller roter Estrade waren die Sitze für das Präsidium und das Bureau, rundum die für die Mitglieder hergerichtet. Die Gesellschaft war mir fremd. Man hat sich über den Besuch von Engländern und Franzosen sehr getäuscht. Die Interessantesten, auf die man gewartet hatte, fehlten, sind wenigstens bis jetzt ausgeblieben, sonst waren außer einigen Engländern und Franzosen Leute aus Holland, Belgien, Dänemark, Norwegen, Rußland, Italien, Spanien, Portugal u. s. w. erschienen, doch immer nur in kleiner Zahl; die meisten kamen aus Österreich, der Schweiz und verschiedenen Teilen Deutschlands, alles in allem etwa zweihundert Personen. — Merkwürdig ist ein Vergleich zwischen dieser Frankfurter Versammlung und unserm Kirchentag und Kongreß für innere Mission in Berlin. Unser Kongreß für innere Mission behandelte fast durchweg dieselben Fragen. Aber diese beiden Strömungen berühren sich nicht. Sie stehen zum Teil in diametralem Gegensatz zu einander. Doch achte ich es für wichtig, daß wir mit dem Bekenntnis Christi dazwischen sind und Zeugnis geben können von dem, was es ist mit unserm Glauben, dem das Reich und auch das nationale Leben gehört. Unter diesem Gesichtspunkte ist es gewiß ein Ereignis, daß unser von Bethmann-Hollweg unter allgemeiner Zustimmung zum Präsidenten gewählt wurde.

Er hat heut eine Eröffnungsrede gehalten, in der er sich selbst übertroffen hat. Ich wollte nur, er hielte einmal einen solchen Vortrag auf einem unserer Kirchentage. Mit dem heutigen hat er bewiesen, daß er es kann. Das Ganze wird gedruckt werden, da müßt Ihr es lesen. An einigen Stellen brach die ganze Versammlung in lauten Beifall aus, der nicht gedämpft sondern geheiligt wurde, wenn er das Gesagte dann in die Tiefe christlichen Bekenntnisses versenkte. Der Hauptgedanke betraf die Lösung der Frage, wie die sozialen Notstände der Gegenwart, von denen er handelte, entstanden seien. Sie seien entstanden aus der Lösung aller Bande, aus der Freiheit, die in die Welt gekommen sei und nur aus dieser Freiheit. Die Heilung aber, die zugleich eine Verantwortung in sich schließe, könne kommen; die wahre Freiheit sei erschienen in dem Menschensohne u. s. w. Dann erfolgte die sogenannte Berichterstattung, endlich eine Menge unermüdlicher Redner, die man auf solchen Versammlungen nicht los werden kann, unter ihnen Lette aus Berlin. Es wechselten die französische und deutsche Sprache, doch ist die deutsche Sprache als Hauptsprache festgehalten worden, es sollte eben eine deutsche Versammlung sein.

Übrigens haben wir auch Freunde alten Namens gefunden: Bonnet, Hundeshagen, Dr. Hahn aus Württemberg, aus Hamburg unsern Dr. Asher und Herz, welch letzterer bei uns die Volkswirtschaft in die Schule einführen will. Derselbe kam einmal zu Wort, fiel aber gewaltig durch, indem er dem ihm gewiß sehr unangenehmen Präsidenten zu Leibe wollte. Herrn von Bethmann-Hollweg kam sein in parlamentarischen Dingen geübtes Talent sehr zu statten. Die ganze Versammlung stimmte mit Ausnahme von vier Stimmen gegen Herz. Die Sache war interessant, sofern es sich darum handelte, ob ein gewisser Paragraph des Programms ausgelassen werden solle oder nicht, auf dessen Veranlassung die ganze politische Streitfrage über das Wohlthätigkeitsgesetz, das neulich ganz Belgien an die Grenze einer ausbrechenden Revolution geführt, zur Debatte gekommen wäre. Die beiden belgischen Parteien, die kirchliche — diesmal zugleich auch die Regierungspartei — und die unkirchliche, zugleich liberale, sind hier vertreten, letztere in einem früheren belgischen Minister, erstere durch Ducpétiaux, von dem Du noch hören wirst. Von Belgien aus war hier sehr viel dafür und dagegen agitiert worden. Es wurde beschlossen, den betreffenden Paragraphen zu streichen, was Herz nicht wollte, weil er die Absicht hatte, die Politik hineinzubringen.

Wie ich hier lebe, mag Dir daraus klar werden, daß ich heute mit Welker, dem alten badischen Liberalen, mit Suringar, dem lang-

weiligen, eitlen holländischen Philanthropen, mit Hundeshagen und außerdem mit dem alten ehrwürdigen Professor Rau aus Heidelberg, den ich von der Astorstiftung her kenne, gemeinschaftlich gespeist habe. Es ging aber alles gut und hat mir immerhin Vergnügen gemacht. Morgen werden wir in der Sektion für das Gefängniswesen zusammenarbeiten und zwar unter dem Vorsitz von Mittermaier. Mich soll verlangen, wie es geht.

Frankfurt a. M., den 15. September 1857.

Es ist so stille heut morgen, und nur aus der Ferne höre ich etwas vom Geräusch der großen Stadt. Vor meinen Augen, unmittelbar meinem Fenster gegenüber, liegt eine uralte, ehrwürdige Kirche. Die Kirche ist, wie ich höre, für die katholischen österreichischen Soldaten bestimmt. Böhmische Musikanten waren eben wie auch gestern schon hier unter meinen Fenstern und bliesen dem katholischen Dom ins Gesicht: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Drüben in der Gasse links scheinen die Leute noch zu schlafen, Hähne krähen, und um mich her liegen die Programme und andere Schriftstücke des internationalen Kongresses. — Bei Varrentrapp war es gestern abend ganz interessant trotz der wohl hundert und mehr Menschen, die dort mit dem Hut in der Hand in weißen Handschuhen sich untereinander unterhielten. Ich sah auch die Varrentrappschen Damen gestern wieder, unter denen so viel Sympathie für unsere Frau Syndika Sieveking herrscht. Unter den anwesenden Gästen traf ich längere Zeit mit einem französischen Abbé aus Algier zusammen, der dort bereits zwanzig Jahre Geistlicher ist. Er war mir als der einzige katholische Geistliche der Gesellschaft schon am Morgen aufgefallen, — ein großer, schöner Mann mit weichem, schwarzen Haar, mit einem großen herabhängenden schwarzen Bart, der ihm gut steht, dazu der lange, weite katholische Priesterrock, durch eine breite Schärpe zusammengehalten, — die Haltung würdig und edel. Er ist der Gründer verschiedener Hospitäler für Kranke und Waisen in jener Gegend. Das sei der einzig mögliche Weg der Mission in Algier, sagte er. Jede Annäherung mit der Predigt würde den ganzen Fanatismus der Muhammedaner gegen die Franzosen wachrufen. Er schilderte mir den Zustand der sittlichen Verworfenheit namentlich in der weiblichen Welt, ebenso wie ich ihn neuerdings aus der Reise des Herrn von Minutoli kennen gelernt, und fügte hinzu, daß jede Bemühung, muhammedanische Mädchen französisch zu erziehen, d. h. sie zu unterrichten, u. a. auch im Christentum, bis jetzt immer nur dahin geführt habe, daß dieselben, da sie nach ihrer Entlassung aus der Schule an der muhammedanischen Lebensweise in Schmutz und Unordnung keinen

Gefallen mehr finden konnten, die Opfer französischen Leichtsinns wurden, der dort namentlich durch französisches Militär zu wahrhaft trostlosen Zuständen geführt habe. So ist denn auch in Algier die Ausbreitung des Ordens „Vom guten Hirten", der sich der gefallenen Mädchen annimmt, notwendig geworden, als ob die christliche Liebe die muhammedanischen Kinder christlich erziehen müßte, um dem Kloster des guten Hirten-Ordens weibliche Rekruten als Magdalenen zu liefern! Das ist die christliche Kultur in ihrer Blüte! Ist nicht das Reich Gottes gewißlich eine andere Welt? Ich sollte glauben, daß daran kein Mensch mehr zweifeln könnte als etwa einige deutsche verrannte Theologen, die keck den Gemeinden ins Angesicht predigen, ihre Kirche wie sie, die Diener, seien das Himmelreich selbst, von dem der Mund des Herrn so heilig holde Himmelsworte verkündigt und geweissagt habe. Den französischen Abbé schien es etwas zu verwundern, daß der protestantische Mann so viel von den Orden und dem Treiben der katholischen Kirche wußte. Übrigens kannte auch er das Rauhe Haus. Nur, was ich ihm von den „Brüdern" erzählte, war ihm gänzlich neu, aber merkwürdig. Er ließ sich manches berichten, that auch manche gescheite Frage und meinte schließlich, wenn auch die Brüderschaft nicht lange bestehen werde, so sei und bleibe sie ein merkwürdiges Ding, das viel geheimen Segen in sich berge. Gegen den evangelischen Grundsatz, daß das, was nicht mehr im Geist und in der Wahrheit leben könne, die Gnade Gottes zu preisen habe, wenn sie dann das Sterben vergönne — doch ein Sterben, in welchem wieder Auferstehungskeime liegen —, gegen den Satz wagte er nicht zu laut aufzutreten; er war gegen seine toten und verwesten Orden gerichtet, die man wohl begraben kann.

Ein anderer interessanter, evangelischer Mann, mit dem ich gestern abend näher zusammenkam, war Mr. Roberts aus London, den ich schon dort in London kennen gelernt, ein Architekt, der aus tiefstem christlichen Interesse heraus in England einer der Hauptleute, eigentlich der Hauptmann unter denen ist, welche für die Wohnungsverhältnisse der Armen unter den arbeitenden Klassen neue Wege angebahnt haben. Er erzählte mir vieles über die desfallsigen Fortschritte in England und wie er vor nicht zu langer Zeit den Erfolg gehabt, daß die französische Regierung seine Vorschläge weiten Kreisen zur Nachahmung empfohlen habe. Er hat infolgedessen auch in Frankreich größeren Eingang gefunden. Ich habe ihn um Mitteilung der betreffenden Schriftstücke gebeten, um zu versuchen, ob nicht auf ähnlichem Wege auch in Preußen dieser guten Sache Bahn gebrochen werden kann. Manche Mitteilung, die ich ihm aus Deutschland machen durfte, war ihm nicht minder interessant. Sehr wahr ist, was er darüber sagte, wie schwer es dem Architekten

werde, sich zu den Bedürfnissen der Armen herabzulassen, wenn überhaupt daran gedacht werde, das zu thun. Auch mit dem Herrn Lette bin ich gestern abend in etwas nähere Berührung gekommen, was für Preußen vielleicht nicht ganz ohne Nutzen ist.

Frankfurt a. M., den 16. September 1857.

Ich habe bei Varrentrapps zu Mittag gegessen, wo ich dann zum ersten Male den Herrn Ducpétiaux und seine Frau etwas näher kennen gelernt habe. Ducpétiaux ist unter den Fremden derjenige, der mich eigentlich am meisten interessiert. Er ist der Generalinspektor der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten Belgiens, mit dem mich also schon der Beruf näher verbindet. Er ist vielleicht derjenige Mann in Europa, der auf diesem Gebiet die umfassendsten Kenntnisse hat. D. ist Katholik, aber in einer freien Weise und hat seit langer Zeit Teilnahme für unsere Arbeit, so daß wir, da auch ich vielerlei von ihm weiß und manches von ihm gelesen habe, einander nicht unbekannt sind. Wiewohl er nur französisch spricht, hindert uns die Sprache nicht sehr, zumal er auch vom Deutschen etwas versteht. In der belgischen Revolution hat er seiner Zeit eine Rolle gespielt, die ihn zweimal in die Gefängnisse geführt, einmal auf fünfzehn Monate, einmal auf fünfzehn Tage, in denen er erwarten mußte, von den Holländern, die ihn, wiewohl er Parlamentär gewesen, gefangen genommen hatten, füsiliert zu werden. Der Prinz von Oranien rettete ihn und ließ ihn unmittelbar aus dem Gefängnis ins prinzliche Palais umquartieren. D. ist ein kleiner, gedrungener, lebendiger Belgier von großer Tüchtigkeit und freundlichem Wesen, mit dem ich mich über vieles austauschen konnte, was mir für meine Arbeit in Preußen von Wert ist. Übrigens ist er keineswegs der einzige, der hier ein lebendiges Interesse in Anspruch nimmt. Als ich gestern in der heillos langweiligen Plenarversammlung mich umsah, erkannte ich in meiner Nähe in demselben Augenblick, als er auch meiner gewahr wurde, Riehl. Wir setzten uns zusammen und blieben bei einander bis zum Schluß; dann machte ich ihn mit von Bethmann-Hollweg bekannt, worauf dieser, Riehl und Hundeshagen samt meiner Wenigkeit zu einem nahen Verwandten von B.-Hollweg fuhren, um dort zu Mittag zu speisen. Bonnet und einige andere waren auch dort. Die Gesellschaft war ebenso belehrend als interessant. Wir hatten verabredet, daß ich heute zu Worte kommen solle, um in einer sehr wesentlichen Weise die schon erstatteten Berichte aus allen möglichen Ländern — Norwegen, Belgien, Algier, Brasilien, Spanien, namentlich aber auch Deutschland — zu ergänzen. Letzteres ist von Leuten vertreten, die ich größtenteils

auch nicht einmal dem Stande nach kenne. Auch keine Andeutung von dem, was auf dem christlichen Gebiet geschieht und geschaffen ist, ist bis dahin vorgekommen, und das sollte und wollte ich heute in der Plenarversammlung nachholen. Da gab es aber unter den Franzosen und Belgiern ein so lebhaftes Wortgefecht, daß zu allem anderen kein Raum blieb. Es galt, ein Feuer zu dämpfen, in dem der arme Hollweg als Präsident der Rohrleiter für die herbeigefahrenen Wasserspritzen sein sollte. Als man endlich der Gefahr vorbeigesteuert, trat ein jüdischer Rabbi in seinem Frack auf und brachte so tollen Unsinn vor, daß er endlich, so unverschämt und hochfahrend er auch war, schweigen mußte. Darnach ließen sich die Dinge, die ich zu sagen hatte, nicht mehr vorbringen, und die Versammlung mußte aufgehoben werden. Ich bin darnach zweifelhaft geworden, ob es nicht überhaupt richtig wäre, sich gänzlich im Hintergrunde zu halten. Alle ernsteren Freunde, die sich in der Gesellschaft befinden, sind sich ziemlich darüber einig, daß die ganze Sache keinen Bestand haben kann, es fehlt ihr das Fundament und Band höherer Art, das diesen Dingen allein einen Halt und eine Bürgschaft des Bestehens geben kann. Mitunter wandelt mich der Wunsch an, ich möchte diese acht Tage lieber bei Euch, Ihr Lieben, sein, andrerseits ist es aber doch lehrreich, eine solche Versammlung mit ähnlichen, wie dem Kirchentage, zu vergleichen. Alle die Fehler und Mängel des letzteren, was die Gestaltung und Durchführung des Geschäftlichen betrifft, finden sich auch hier: langweilige, nicht zum Schweigen zu bringende Redner, unnütze, kleinliche Mitteilungen, Zeitvergeudung, Mangel an Zucht des Geistes; — aber während das alles hier überwuchert und der wahre Faden fehlt, werden diese Mängel dort durch die innere Einmütigkeit des Geistes, durch das feste Ziel und klare Fundament überwogen. Alle diese Dinge gehen nun doch einmal nicht ohne den Herrn, in Ihm hat auch das Unvollkommene teil am Vollkommenen. Das einzige, was bei dieser Sache herauskommen kann, ist eine heute beschlossene internationale Gesellschaft, die eine internationale Korrespondenz herausgeben will, in der Berichte und Nachrichten über Wohlthätigkeitsanstalten aller Art abgedruckt werden sollen, also auch Mitteilungen aus unsern Fliegenden Blättern in weiterem Umfange. Doch wird auch dies größere Schwierigkeiten haben, als man ahnt. Der einzige Trost bei dieser Sache ist, daß sie nach Brüssel verlegt werden wird, wo Ducpétiaux sie in die Hand nehmen soll. Doch will ich nicht vergessen mitzuteilen, daß die Versammlungen der sogenannten III. Sektion über das Gefängniswesen nicht fruchtlos gewesen sind. Mittermaier präsidierte, Varrentrapp war Sekretär, und eine Reihe tüchtiger Praktiker aus Holland belebten

die gründlichen Verhandlungen. Wir wenigen mehr positiven Mitglieder, von Hollweg mit mir, haben gegen etliche liberale Wortführer wie Welker und andere einige nicht unwichtige Sätze durchgebracht.

Frankfurt a. M., den 18. September 1857.

Die Angelegenheit des Kongresses verzehrt den ganzen Tag, und ich gebe mich der Sache hin, da ich einmal hier bin. Das bei weitem Wichtigste ist und bleibt die Berührung mit einer Reihe von Männern, mit denen man sonst vielleicht nie zusammengekommen wäre. Mit den Belgiern werde ich noch am besten fertig. Um Dir ein Bild des Zusammenkommens zu machen, vergegenwärtige Dir meine nächste Umgebung bei dem gestrigen Bankett. Zur Linken und Rechten und gegenüber hatte ich Dr. Asher, den Etatsrat David, Generaldirektor der dänischen Gefängnisse, ferner einen harmlosen, aber einsichtigen und wohlgesinnten Herrn, den jugendlich frischen, wundernetten Architekten Du Mont aus Brüssel, der dort in geistvoller Weise die Zellengefängnisse namentlich auch architektonisch fördert und mir mit der lebhaftesten Sympathie entgegenkam um deswillen, was er aus Moabit erfahren hat; das dortige Gefängnis sei architektonisch vom ersten bis zum letzten Stein schlecht gebaut, ich nenne ferner Dr. v. B., Chef des statistischen Bureaus im Haag, den sehr interessanten Bergrat Vischers aus Brüssel, einen der hiesigen Matadore, wohlgesinnt, geistig sehr bewegt, voll ernsten Eifers für das, was ihn interessiert, so namentlich bei der jetzigen belgischen Wohlthätigkeitsfrage, endlich den Direktor Füßelin aus Bruchsal und den zuletzt noch erreichbaren Professor Juris Nardi, einen Italiener aus Padua, einen von Körper großen, aber auch geistig hervorragenden Mann, der ursprünglich Geistlicher war oder noch ist und dabei die halbe Welt gesehen hat. Er weiß in Norwegen und Palästina aus eigener Anschauung Bescheid. Ich habe mit ihm viel gesprochen, auch über Italien. Es ergab sich bald, daß er zu den kirchlich Liberalen gehört. Auf den Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten legte er keinen Wert, die Orden seien in Italien ohne wesentliche Bedeutung (worin er sich wohl irrt). Der „Fanatismus" der jetzt in Berlin versammelten Protestanten (Evangelical alliance) habe ihn frappiert, das seien die Engländer, die das Feuer gegen die Katholiken schürten, was freilich auch von Katholiken erwidert werde. Doch ich wollte Dir nur die Art des Zusammenseins und die Menschen andeuten, mit denen ich gestern zusammenkam. Nach einem heftigen Disput gestern mit einem jüdischen Arzt aus Berlin gelang es mir, den Mann zu verständigen; hernach blieben wir mit mehreren Privatdozenten aus Heidelberg, einigen Journalisten u. s. w., nament-

lich auch dem nicht unbekannten Schulze-Delitzsch, den ich gerade hatte kennen lernen wollen, zusammen. Bei diesem Anlaß kamen die unter diesen Männern vorhandenen Gegensätze deutlich zum Vorschein, Gegensätze, die sich auf verschiedene volkswirtschaftliche Sätze zurückführen lassen, für und gegen welche unter ihnen gekämpft ward wie unter den Theologen über Erbsünde und Trinität. Ich will von Leuten wie Schulze nichts wissen, dennoch war es mir ein Vergnügen, ihn kennen zu lernen, ihm zugleich aber für seine korporative Association ein Beispiel anführen zu können, von dem er mir sagte, daß er dergleichen in Deutschland bisher nicht gekannt habe. Er mußte sich gefallen lassen zu hören, daß der Erfinder ein Pastor in Herford sei. Schulze will dorthin reisen, um dessen Unternehmungen für die Arbeiter im dortigen Handgespinst genau kennen zu lernen. —

Der Kongreß geht, hoffe ich, heute zu Ende. In der Gefängnissache habe ich gestern in Abteilung III Mitteilungen über die Brüder und die durch sie geübte Gefangenenpflege sowie über das Rauhe Haus als Bildungsschule für dieselben machen müssen, was eine große Teilnahme erweckte und nach Ducpétiaux' Antrag in noch größerer Ausführlichkeit mitgeteilt werden soll, um in Belgien, Frankreich und England zur Nacheiferung auffordern zu können. — Einen anderen weiter angelegten Vortrag in der Hauptsitzung mußte ich in der Mitte abbrechen, die Zeit (15 Minuten) war verstrichen. Immerhin hatte ich die Hauptsache erreicht, indem ich, was ich zu sagen hatte, damit eröffnete, daß dem Wohlthätigkeitskongreß vor allen Dingen auch die Wohlthat Gottes, die Er in Seinem Sohne den Menschen und zwar allen Menschen gegeben habe, zu nennen sei, woran ich die Ankündigung knüpfte, von denjenigen Werken der Wohlthätigkeit in Deutschland berichten zu wollen, die aus der Dankbarkeit der Menschen gegen diese höchste Wohlthat vom Himmel hervorgegangen, die besonders der Armenpflege, der Kinderpflege, der Krankenpflege u. s. w. zum Segen geworden seien. Ich konnte mir nicht verbergen, wie manchem dies Wort ein Ärgernis war; aber es war nicht minder vielen, die mir nachher die Hand gedrückt haben, ein Zeugnis, das dem Kongreß bis dahin gefehlt habe. Ich war ja deswegen hergekommen, um dies Zeugnis abzulegen, und kann eben dadurch meine Beteiligung am Kongreß, wo es nötig wäre, rechtfertigen.

Bruchsal, den 21. September 1857.

Hier im Zähringer Hof, wo mich niemand stört, kann ich Dir und Euch noch einiges über den Fortgang der Reise berichten. Am Sonnabend morgen brach ich von Frankfurt a. M. auf, im Innersten

froh, daß ich meinen Stab vorwärts setzen konnte. Als ich ins Coupé steige, sitzen darin Dr. Barth aus Calw, eine der besten und wackersten Schwabenseelen, die es giebt, und Herr Fritz Vietor und Frau aus Bremen. Das war eine Freude! Beide wollten nach Stuttgart. Nach der unleugbaren Kälte der Gesellschaft, die ich in Frankfurt durchgemacht, war diese Begegnung wie die Einkehr unter Familiengenossen. Leider mußte ich mich von ihnen in Darmstadt wieder trennen, wo ich bleiben wollte. Auf dem Bahnhofe gab es noch einige flüchtige Begegnungen mit Kongreßmitgliedern. Interessant war mir besonders der frühere belgische Minister Rogier, der mir sein Bedauern darüber aussprach, daß wir uns in Frankfurt nicht unterhalten hätten, er auch meinen Vorträgen nicht habe folgen können, indem er des Deutschen nicht mächtig sei. Inzwischen spürte ich an meiner Aussprache die Wirkung der fünftägigen französischen Schule, sofern es mir gelang, mich mit dem interessanten Mann wohl noch eine Viertelstunde mit verhältnismäßig geringer gène zu unterhalten. Ich hab' ihm versprochen, mir in Brüssel, wenn ich einmal, was ich doch hoffe, dahin kommen würde, seine Orientierung, namentlich über die Stellung der Parteien zu dem „Wohlthätigkeitsgesetz", das von ihm aus Furcht vor dem Einfluß der Kirche, d. h. der Jesuiten, bekämpft worden ist, gefallen lassen zu wollen. Nach Brüssel und Belgien zu gehen, bin ich im Verlauf des Aufenthaltes in Frankfurt a. M. fast schlüssig geworden, da ich glaube, daraus einen großen Gewinn für meine Arbeiten, namentlich für das Gefängniswesen, das dort in seinem technischen Teil wohl am meisten kultiviert ist, ziehen zu können. Ich habe dabei besonders den Architekten Du Mont und den Herrn Ducpétiaux im Auge.

In Darmstadt merkte man gleich beim Eintritt viel Bewegung. Der Kaiser von Rußland war da, um die Kaiserin, die Schwester des Großherzogs, wieder abzuholen. Durch Bender, den Hofprediger, erfuhr ich mehreres über die Hofverhältnisse; da er tags darauf nicht zu predigen hatte, konnte er mir den ganzen Tag schenken. Ich traf bei ihm den sogenannten Pfarrer Glaubrecht, das ist der unter diesem Schriftstellernamen bekannte Pfarrer Oeser. Aus meinem Besuch bei der Prinzeß Carl, Schwester der Königin Marie von Bayern und Gemahlin des Thronfolgers in Darmstadt, wurde nichts, weil sie nicht zu Hause war und ich schon um ein Uhr wieder fort mußte. Ich habe die Dame schon früher in Darmstadt gesehen, und später hat sie unserm Hause auch wohl einmal einen Beitrag geschickt. Sie ist am Hofe die einzige Person, die mit ihrem nächsten Hause vom Christentum etwas weiß. Was Bender mir über die Stellung des Großherzogs zum Evangelium mitteilte, ist mehr als beklagenswert, wenn man

bedenkt, daß dies nach protestantischer Lehre der oberste Landesbischof ist. Ihm gelten die Zeugen der evangelischen Wahrheit als „Mucker", und wiederholt ist es dicht daran gewesen, daß Bender ohne weiteres davon geschickt wurde. Das Konsistorium unter seinem Präsidenten (Exminister aus dem Jahre 1848) ist unfähig, das schwankende Schiff der Darmstädter Landeskirche zu steuern, in welchem unter fünfhundert Geistlichen deren vierhundert Rationalisten sind, während unter den andern hundert die jungen sich überwiegend der afterlutherischen Partei ergeben haben und sich von Bayern und Leipzig aus ihre Befehle geben lassen, so daß die wenigen nüchternen Leute, die nicht minder entschieden christlich gesinnt sind, den allgemeinen Notstand vor Augen behaltend, mit gebrochenen Schwertern im Kampfe stehen. Nur ganz einzeln steht hier und da in der Stadt Darmstadt ein gläubiges Haus. Die Prinzeß Carl steht in dieser Beziehung an der Spitze und sucht, durch Ermittelung glücklicher Augenblicke hier und da beim Großherzog größeren Schaden abzuwenden oder christliche Werke zu fördern. Insofern ist es als göttliche Gnade zu preisen, daß doch noch so viel gelingt, als vor Augen liegt. Dazu gehört namentlich auch die Gründung eines Diakonissenhauses. Ich habe mir dessen innere Entstehungsgeschichte, die sonst wohl nicht bekannt wird, erzählen lassen. Der Minister von Dalwigk, der sich sonst um diese Sachen nicht kümmert, hatte sich wegen schwerer Krankheit in seiner Familie eine Diakonissin von Pfarrer Härter in Straßburg kommen lassen. Die Pflege dieser Person hatte ihn so sehr von der Güte dieser Liebesarbeit überzeugt, daß er eines Tages Bender zu sich kommen ließ und ihm befahl, es müsse das städtische Hospital an Diakonissen übergeben werden. Er hatte keine Ahnung von der Schwierigkeit, die er bald genug erfuhr, als er den Antrag an den Magistrat bringen ließ, der sich entschieden dagegen weigerte. Da faßte Bender den Mut zu erklären, es gäbe kein anderes Mittel, die Sache im Lande zu fördern, als die Gründung eines eigenen Kranken- und Diakonissenhauses. Herr v. Dalwigk ergriff den Gedanken, und als die Prinzeß Carl davon hörte, faßte sie ihn mit aller Lebendigkeit auf und gab sogleich neuntausend Gulden her, damit man auf der Stelle anfange. Ein Komitee wurde gebildet, ein Platz dicht vor der Stadt gekauft, und bereits habe ich das stattliche Gebäude in würdigem kirchlichen Stil so weit vollendet gesehen, daß es noch dieses Jahr unter Dach kommen wird. Die Sache würde einen um so besseren Fortgang haben, wenn nicht die „Lutheraner" sich dagegen erklärten, weil die Anstalt nicht „lutherisches Diakonissenhaus" heißen soll; ja es ist bereits der Plan gefaßt, ein solches „lutherisches" Haus als Oppositionshaus zu gründen.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung habe ich erfahren, daß der Hauptopponent, der den Gedanken einer solchen thatsächlichen Opposition am stärksten ausgesprochen, kein andrer ist als Graf Görz, dessen „Reise um die Welt“ wir mit so viel Interesse gelesen haben. Er ist im Darmstädtischen begütert und vereinigt auf seinem Landsitz die Oppositionspastoren um sich, um im Darmstädtischen der kirchlichen Union, die freilich jämmerlich genug beschaffen ist, den Untergang zu bereiten. Inzwischen setzt in die dortigen Verhältnisse zu Zeiten der Katholizismus mit großer Energie ein, geführt vom Bischof Kettler in Mainz, der vor einigen Jahren in Darmstadt mit solchem Erfolg gepredigt hat, daß die Därmstädter Philister dicht daran waren, katholisch zu werden. Dazu kommt, daß auch das äußere evangelische Kirchenwesen in Darmstadt völlig darniederliegt. Die Stadt hat nur eine Kirche, die so gut wie gar nicht besucht wird, und zwei Kapellen, von denen die eine die Hofkapelle ist, in der Bender einige gläubige Elemente sammelt (der Großherzog erscheint jährlich einmal am Charfreitag in der Kirche), die andere steht halb zerfallen vor dem Thor. Ich habe in dem kleinen Kreise dort aufs entschiedenste angeraten, für das Jahr 1860 den Kirchentag nach Darmstadt statt nach Hamburg einzuladen. Derselbe habe in Darmstadt einen Missionsberuf zu erfüllen; die Freunde haben große Freudigkeit, darauf einzugehen.

Um die Mittagstunde fuhr ich mit Bender nach Zwingenberg, um dort in der Nähe die Rettungsanstalt kennen zu lernen, das zweite größere Unternehmen unsrer dortigen Freunde der inneren Mission; auch wollte ich den dortigen Vorsteher, Kandidat Weigelt, sehen, den ich als Gefängnisprediger für Preußen im Auge habe. Der Mann hat mir sehr gefallen, und die kleine Anstalt leistet, was sie unter solchen Umständen vermag; Weigelt war gerade unter den Nußbäumen beschäftigt, um von ihnen die große Ernte abzulesen. Eine solche Pracht von Obstbäumen, die unter der Last der Früchte zusammenbrechen, wie hier an der schönen Bergstraße habe ich noch nie gesehen. Obst, Wein, Nüsse wachsen hier in Fülle.

Den ganzen Sonntag verlebte ich bei Schwager Baumgärtner[1]) in Weinheim. Den Geschwistern geht es sehr gut. Nachmittags fand das Jahresfest der Anstalt statt, zu dem wohl nahe an tausend Menschen zusammengekommen waren, so daß ich bei dem Anlaß noch viele andere liebe Menschen gesehen habe. Die Anstalt ist sichtlich gediehen. Übrigens ist auch hier die Not der Kirche sehr fühlbar. Unsere evangelische Kirche ist ein Krüppel, weil die Theologen sich

[1]) s. Band I, S. 205.

gegenseitig selbst zerfleischen. Ihr Hader geht über die Köpfe der Gemeinden dahin, die zumeist tot und stumpf sind. Es ist dann eine wahre Erquickung, Geistliche wie dort in Weinheim zu finden, die diesen Schaden tief empfinden und bei der Einfalt bleiben. Das Jahresfest wurde im Freien gefeiert, im hellen Sonnenschein angesichts der schönen Berge. Der Herr wird weiter helfen und den Geschwistern das Vertrauen so vieler Freunde, das sie genießen, erhalten. Mein Wunsch wurde sehr lebhaft, daß wir in dieser schönen Gegend einmal einen Tag zubringen könnten.

Stuttgart, den 24. September 1857.

Um neun Uhr soll ich in der Kirchentagsversammlung das Wort für die zwölf Thesen in betreff der innern Mission nehmen und den Vortrag über „die innere Mission als Aufgabe der Kirche innerhalb der Christenheit" halten, um deswillen ich hierher gereist bin. Vorher sende ich diesen Morgengruß an Dich und Euch Lieben alle.

Vom Besuch bei der Königin, die mich hatte rufen lassen, will ich Dir mündlich erzählen. Sie wollte sich mit mir namentlich über das neugeschlossene Konkordat zwischen Württemberg und dem Papst unterhalten, das ihr viel Sorge macht. Inzwischen habe ich den Prediger Vallette aus Paris zu ihr geschickt, der ihr über die Evangelischen in Frankreich berichten soll, damit die Königin bei dem Kaiser Napoleon, der heute oder morgen ankommt, wohlunterrichtet ein Wort für die Protestanten einlegen kann, was sie vorhat.

Wie schon im Vorwort bemerkt worden ist, kommen die nach 1857 geschriebenen Briefe Wicherns an die Gattin für einen Wiederabdruck kaum in Betracht. Wichern hat, nachdem er zu Beginn des Winters 1857 nach Berlin übergesiedelt war, längere Berufsreisen überhaupt nicht mehr unternommen. Auch seine an und für sich wichtigen, bis zuletzt treu geführten Kalender-Notizen, die für den Biographen von großer Wichtigkeit waren, eignen sich nicht zu einer Wiedergabe an dieser Stelle. Über die abschließende Thätigkeit Wicherns auf dem Gebiete der Gefängnisreform in Preußen in den dem Jahre 1857 folgenden Jahren s. Oldenberg, Band II, Seite 271 bis 310. Ferner weisen wir hier auf den betr. Band der „Gesammelten Schriften D. J. H. Wicherns" über das Gefängniswesen hin. D. H.

Hauptdaten
aus D. Johann Hinrich Wicherns Leben.

1808	21. April	Johann Hinrich Wichern geboren.
1818	8. März	Wicherns Eintritt in die Gelehrten-Schule des Johanneums.
1826	26. Januar	Wicherns Eintritt als Helfer in die Plunssche Erziehungs-Anstalt zu Hamburg.
1826	31. März	Wichern erhält das Abgangszeugnis vom Direktor des Johanneums D. Gurlitt.
1826	23. Juli	Wichern hält im 18. Lebensjahr seine erste Predigt in der Hammer Kirche.
1828	Oktober	Wichern studiert in Göttingen, später in Berlin bis August 1831.
1832	6. April	Wichern wird candidatus rev. ministerii.
1832	24. Juni	Wichern wird Lehrer an der Sonntagsschule P. Rautenbergs und zugleich Mitglied des von letzterem gegründeten Besuchsvereins.
1832	8. Oktober	Der Gedanke, eine Kinder-Anstalt für Hamburg zu gründen, kommt (im Besuchsverein) zum erstenmal zur Besprechung.
1832	27. Oktober.	Syndikus Dr. Sieveking tritt in den Besitz des alten Rauhen Hauses.
1832	13. November	Wichern gewinnt den Syndikus Dr. Sieveking für seinen Plan.
1833	27. April	Syndikus Dr. Sieveking bietet Wichern das alte Rauhe Haus mit 6 Morgen Landes an.
1833	19. Juni	Erste Sitzung des Verwaltungsrats. Syndikus Dr. Sieveking wird zum Präses desselben erwählt.
1833	12. September	Versammlung im Saal der Börsenhalle. Gründungstag des Rauhen Hauses.
1833	1. November	Einzug Wicherns und seiner Mutter in das alte Rauhe Haus.
1835	29. Oktober	Hochzeit Wicherns. Einweihung des Mutterhauses, später „Grüne Tanne“ genannt.
1843	Mai	Erscheinen der ersten „Nachrichten über das Gehilfen-Institut als Seminar für die Innere Mission“.

1844	Juli	Wichern veröffentlicht seine „Notstände der protestantischen Kirche und die Innere Mission".
1844	September	Begründung der „Fliegenden Blätter".
1848	März	Wichern mit zehn Brüdern nach Oberschlesien zur Linderung der infolge des Hungertyphus entstandenen Waisennot.
1848	5. Mai	Das Rauhe Haus stellt den ersten Bruder, Anton, in den Strafanstaltsdienst.
1848	24. August	Wicherns zweite Reise nach Oberschlesien.
1848	28. August	Einladung zum Kirchentag nach Wittenberg.
1848	21./23. Septbr.	Erster deutscher evangelischer Kirchentag in der Schloßkirche zu Wittenberg. Wicherns Rede über Innere Mission als Aufgabe der Kirche. Gründung des Central-Ausschusses für Innere Mission.
1849	Ende April	Wicherns dritte Reise nach Oberschlesien.
1849	Mai	Wicherns erste Reise durch Süddeutschland.
1849	Mitte Septbr.	Zweiter Kirchentag und erster Kongreß für Innere Mission in Wittenberg. Wichern über: Wie ist die Innere Mission als Gemeindesache zu behandeln?
1849	Anf. Oktober	Wicherns zweite Reise durch Süddeutschland.
1849	21. April	Wichern giebt seine „Denkschrift" über die Innere Mission heraus.
1850	Februar	Wicherns vierte Reise nach Oberschlesien.
1850	12. September	Kirchentag zu Stuttgart. Wichern über: Wie sind die nötigen Arbeiter für den Dienst der Inneren Mission zu gewinnen?
1851	3. Juni	Ernennung Wicherns zum Doktor der heiligen Schrift durch die theologische Fakultät zu Halle.
1851	1. September	Wicherns Rede in Exeter-Hall, London.
1851	18. September	Kirchentag zu Elberfeld. Wichern über: Die Innere Mission in ihrer nationalen Bedeutung für Deutschland im Hinblick auf die Reformation.
1852	9. April	Eröffnung des Pensionats im „Weinberg".
1852	Juli/August	Wicherns erste Gefängnisreise. (Rheinland-Westfalen).
1852	16. September	Kirchentag in Bremen. Wichern über: Die Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen und der entlassenen Sträflinge.
1852	Oktob./Novbr.	Wicherns zweite Gefängnisreise. (Westpreußen, Ostpreußen, Pommern).
1853	Juni	Wicherns dritte Gefängnisreise. (Brandenburg, Schlesien, Sachsen).
1853	23. September	Kirchentag zu Berlin. Wichern über: Die evangelischen Deutschen in der europäischen Diaspora.

1854	25. September	Kirchentag zu Frankfurt a. M. Wichern berichtet über den Central-Ausschuß für Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche.
1856	5. Juli	Der Brüderschaft des Rauhen Hauses wird der Aufseherdienst in Moabit übertragen.
1856	11. September	Kirchentag zu Lübeck. Wichern über: Der Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche.
1856	31. Oktober	Entsendung von 22 Brüdern nach Moabit bei Berlin.
1857	11. Januar	Ernennung Wicherns zum Oberkonsistorialrat, Mitglied des evangelischen Oberkirchenrates, Geheimen und vortragenden Rat im Ministerium des Innern. Winteraufenthalt künftig in Berlin.
1857	23. Februar	Eintritt Wicherns in den preußischen Staatsdienst.
1857	2. März	Einführung Wicherns in den evang. Oberkirchenrat.
1857	Juli/August	Wicherns vierte Gefängnisreise. (Rheinland-Westfalen).
1868	März	Wicherns fünfte Gefängnisreise. (Provinz Sachsen).
1868	Juni/Juli	Wicherns sechste Gefängnisreise. (Provinz Hannover und Hessen-Nassau).
1872	18. April	Wichern kehrt ständig in das Rauhe Haus zurück und übernimmt wieder die direkte Leitung der Anstalt. Er wohnt bis 1873 in der „Grünen Tanne".
1874	9. November	Wichern scheidet offiziell aus dem evangelischen Oberkirchenrat aus.
1875	1. Januar	Wichern scheidet offiziell aus dem preußischen Staatsdienst aus.
1881	7. April	Wicherns Todestag.

Personenregister.*)

Im nachfolgenden Register ist nicht jede namentliche Erwähnung einer Person aufgezeichnet worden; das wäre kaum thunlich, angesichts der großen Menge von Persönlichkeiten, mit denen W. oft nur vorübergehend in Beziehung trat. Es sind vielmehr nur die Stellen angegeben, an welchen W. bemerkenswerte Urteile über die betreffenden Personen fällt oder wichtigere Thatsachen aus ihrem Leben anführt, sowie die Stellen, aus welchen sich sonstige wesentliche Momente, namentlich für die Stellung der betreffenden Personen zu W's. Lebenswerk ergeben.

*) Das hier gebotene Register hat Herr P. Rahtgens-Malente gütigst zusammengestellt, dem sich der Herausgeber zu wärmstem Dank verpflichtet weiß. D. H.



Berichtigungen.

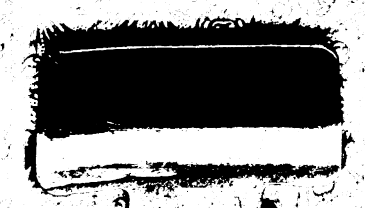
Band I.

Seite		Zeile				Berichtigung
Seite 203	Z.	14	von	oben	lies:	Waitz statt Weitz, ebenso in der Anmerkung.
244	Z.	18	„	unten	„	Reventlow-Criminil.
255	Z.	7	„	„	„	C. J. Milde statt C. F.
267	Z.	15	„	oben	„	Christian Ferdinand Baur statt Bruno Bauer.
309	Z.	17	„	„	„	gemeinnützige statt patriotische.
366	Z.	6, 9	„	unten	„	Bultmann statt Buttmann.

Band II.

Seite		Zeile				Berichtigung
Seite 9	Z.	20	von	oben	lies	Ritschl statt Rietschl.
60	Z.	7	„	unten	„	H. W. J. Thiersch statt H. A. J.
61	Z.	14	„	oben	„	Hessen-Darmstadt statt Hessen-Nassau.
105	Z.	2	„	unten	„	Fürstin Liegnitz, morg. Gemahlin Friedrich Wilhelms III. statt Schwester des Königs.
138	Z.	15	„	„	„	Delitzsch statt Delitsch.
302	Z.	14	„	oben	„	Alle statt Aller.
338	Z.	1	„	unten	„	Vergl. Brief vom 19. Oktober 1852 pag. 286 statt vom 1. März 1852.
375	Z.	9	„	„	„	Gyldenstubbe statt Güldenstubbe.
454	Z.	8	„	oben	„	Wiese statt Wiede.
460	Z.	16	„	„	„	Oland statt Ohland.
475	Z.	7	„	unten	„	Wiesmann statt Wißmann.

Druckerei des Rauhen Hauses, Hamburg-Horn.


89097215735
B89097215735A